# EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

*Herausgegeben von Bodo Uhse und Gisela Kisch*

VII

EGON ERWIN KISCH

# Marktplatz der Sensationen
# Entdeckungen in Mexiko

Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
1974

3. Auflage

Lizenz-Nr. 301. 120/87/74
Einband und Schutzumschlag: Erich Rohde
Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30
Best.-Nr. 611 367 6
EVP 12,–

# MARKTPLATZ DER SENSATIONEN

## VON DEN BALLADEN DES BLINDEN METHODIUS

Mag es auch klingen wie eine Geschichte aus der Zeit der Romantiker, so muß doch damit begonnen werden, daß der blinde Methodius in unserem Hof eine Art von Balladen singt. Der Flur, der in diesen Hof mündet, ist breit und gewölbt und dennoch voller Dunkelheiten, Eisentüren rechts und links verschließen vier nie betretene Verliese. Am Kellereingang baumelt ein Eisenring mit dem Rest einer geheimnisvollen Kette, und im Keller selbst wissen wir einen Rittersaal mit Nebenräumen, aus denen einstmals zwei Gänge zum Rathaus führten und zur Teinkirche. Wenn wir erwachsen sind, werden wir diese längst verschütteten Gänge wieder freilegen, sie bewaffnet durchschleichen und etwas Großes vollführen, das ist sicher.

Unser Hof ist in der Höhe des ersten Stockwerks von einem Spalier edler Säulen aus dem sechzehnten Jahrhundert umgeben. Über die Balustrade gelehnt, lauschen Frauen und Jungfrauen dem Sang des blinden Methodius, und zwischen den Säulen hängen Lambrequins.

Aber diese Teppiche sind keineswegs zum Schmuck der Fassade ausgelegt, sondern zwecks Entstaubung eben aus den Wohnungen gebracht worden, und die lauschenden Frauen sollten Rechtens die Teppiche klopfen, die Bettpolster und Bettdecken lüften oder Wäsche zum Trocknen aufhängen, statt zu lauschen.

Allerdings singt der blinde Methodius wunderschön, sein Tremolo flattert das Flurgewölbe entlang, dringt sicherlich, der Eisentüren spottend, in die nie betretenen Verliese, in den unterirdischen Rittersaal hinab und in die verschütteten Gänge der böhmischen Vergangenheit und unserer Zukunft. Gleichzeitig erreicht sein Singen die höheren Regionen, denn wie aus den Arkaden des ersten Stockwerks lehnen sich auch aus den Fenstern des zweiten und dritten die Hausfrauen und Dienstmädchen.

Wenn ich von mir auf andere schließen darf, so ist es nicht allein die schöne Stimme des blinden Methodius, die ihm Auditorium verschafft, und ebensowenig die Melodie seiner Lieder. Nein, der Text siegt über den Ton, die Literatur über die Musik.

Wie schon im ersten Satz gesagt wurde, ist es eine Art von Balladen, was der blinde Methodius singt. Worte, die zu Beginn eines Buches stehen, sind gewöhnlich dazu da, den künftigen Leser festzuhalten, und man soll solche Worte nicht allzu wörtlich nehmen. In unserem Fall aber stimmt die Aussage, daß der blinde Methodius eine Art von Balladen singt, eben nur dann, wenn man sie wörtlich nimmt, das heißt die Ballade gleichsetzt einer Begebenheit in Gedichtform. In diesem Sinne ist der blinde Methodius so ausschließlich Balladensänger, daß er es verschmäht, etwas anderes zu singen, etwa eine Arie, ein Liebeslied, ein Couplet oder gar einen von den Schmachtfetzen des Tages, obwohl er deren Melodien verwendet. Niemals richtet er an Daisy die Frage: „Wann wird die Hochzeit sein?", niemals fordert er vom Glühwürmchen, Glühwürmchen, daß es flimmre, niemals beteuert er, er „hätt geküßt die Spur von deinem Tritt, hätt gerne alles für dich hingegeben". Sein Repertoire besteht durchweg aus Begebenheiten, die mehr oder minder Geschichte waren, Geschichte sind oder Geschichte sein werden, also aus Balladen.

Nun könnte jemand einwenden, daß die Ballade neben der Inhaltsforderung auch bestimmten Formgesetzen gerecht werden müsse und die Gesänge des blinden Menthodius demnach nur Bänkel seien.

Ein solcher Versuch, den blinden Methodius und seine Texte auf ein tieferes Niveau zu verweisen, begegnet unserem Veto. Warum macht man ihm und seinesgleichen die Primitivität, die Naivität, den Mangel an Form zum Vorwurf, wenn all das dem Volkslied, soweit es nur Gefühle ausdrückt, als Vorzug angerechnet wird? Warum gelten jene Balladen von Gottfried August Bürger und Edgar Allan Poe am höchsten, die weder ein geschehenes Geschehen noch ein mögliches Geschehen behandeln, sondern Gespensterspuk? Warum predigt der Balladendichter Fried-

rich Schiller die Irrealität? Die Antwort lautet: Selbst in der Literatur ist eine konkrete Aussage gefährlich, denn jede Wahrheit enthält potentielle Kritik und Auflehnung.

Wir aber setzen dem Wort: „Was sich nie und nimmer hat begeben, das allein veraltet nie" entgegen: „Was sich stets und immer wird begeben, das allein veraltet nie."

Selbstverständlich wird diese Abschweifung hier nicht um des blinden Methodius willen unternommen, der die Worte „Ballade" und „Bänkel" wohl nie gehört hat und dem es egal sein mag, ob man sein Repertoire der Literatur zurechnet.

Dennoch hat er seine Sängereitelkeit. Da er sein Publikum nicht sehen kann, muß er sich auf andere Weise vergewissern, daß ein solches versammelt ist. „Die Strophe ist schön, nicht wahr?" fragt er nach jeder Strophe, und die Damen vom hohen Balkon bestätigen ihm durch Zuruf, daß die Strophe schön ist, sogar sehr schön.

Mich muß der blinde Methodius nicht fragen, ob ich anwesend bin. Ich stehe den ganzen Tag über neben seinem Schleifrad. Wiederholt ruft meine Mutter mir die Mahnung herunter, nicht so nah heranzugehen, sie befürchtet, Funken könnten mir ins Auge fliegen.

Sein Name flößt mir Bewunderung ein, obwohl in Prag genug Knaben nach einem der Slawenapostel Cyrill oder Methodius heißen. Auch sein Alter imponiert mir, er ist – vor allem am Anfang unserer Bekanntschaft – sehr, sehr alt, wenn auch nicht so alt wie die Erwachsenen, deren Alter überhaupt nicht meßbar ist. Der Haarwuschel auf seinem Kopf ist von dem gleichen Gelb wie die Uniformkragen der Sechser-Dragoner, die in meines Vaters Geschäft einkaufen. Der blinde Methodius ist Lehrling beim Messerschmied Kokoschka in unserem Haus, aber er wohnt im Blindeninstitut und trägt die dicke, dunkelgraue Anstaltskleidung mit den riesigen Hirschhornknöpfen. Wenn er abends nach Hause geht, tappt er mit einem armstarken, zwei Meter langen Bambusstab vor sich her, an dem eine Glocke hängt. Die Droschken halten an, während er die Fahrbahn überschreitet, und die Fußgänger sehen ihm nach wie einem Schwimmer in gefährlichem

Wasser, jedoch der blinde Methodius merkt nichts von der Beachtung, die er erregt.

Frühmorgens fegt er den Laden des Herrn Kokoschka, putzt das Schaufenster und stellt sich dann an sein „Veloziped", um die vielen breiten Scheren der Tuchhändler aus dem Ledergäßchen zu schärfen, manchmal auch Rasiermesser, Taschenmesser und Fleischermesser oder gar, wie schön, Sicheln und Sensen aus dem Eisenwarenladen des Herrn Lüftner. Es knirscht das Eisen, es sprüht der Stein, es singt der blinde Methodius, und es hören viele begeistert zu, darunter der künftige Schreiber dieses Buches.

Noch heute weiß ich die Methodeischen Lieder auswendig und würde sie gern im Wortlaut hierhersetzen, wären sie nicht zu sehr aus dem Geist der tschechischen Sprache geboren, so daß sie in der Übersetzung sowohl Reim wie Sinn verlören. Das erste, das ich hörte, beginnt so: „Schubsen wir verwegen, Windischgrätz, dieses Kalb, wirft uns von der Kleinseite her Kugeln in den Hinteren."

Wir Kinder glauben, es seien Murmeln, die Windischgrätz, dieses Kalb, uns in den Hintern wirft, und schubsen verwegen. Nach jeder Silbe des Wortes „Hin-te-ren" macht der blinde Methodius eine Kunstpause, in welche die Zuhörerinnen hineinkreischen und die Funken zwischen Schleifstein und Klinge aufprasseln wie die Raketen am Sankt-Nepomuks-Tag.

Die Aktualität dieses Liedes ist längst verblaßt, es entstammt der Prager Revolution von 1848, ihrem letzten Tag, an dem vom Stadtteil Kleinseite aus der österreichische General Fürst Windischgrätz das Bombardement auf die Bürgerschaft eröffnete.

Darüber hat mich – es war in meinem ersten Schuljahr – mein Vater aufgeklärt, als er merkte, daß ich etwas singe, ohne es zu verstehen. Der Windischgrätz, so erzählte mir mein Vater, hat in Prag übel gehaust, und dafür hat ihn Gott bestraft. Mitten im Zimmer wurde seine Frau von einer Kugel getötet, obwohl die Straße vor dem Palais menschenleer war und niemand einen Schuß gehört hat.

„Die Straße war leer?" fragte ich atemlos, „und niemand hat den Schuß gehört?"

„Nicht einmal der Wachtposten vor dem Haus", antwortete mein Vater.

„Wer hat sie also erschossen?"

Mein Vater legte den Finger an die Lippen. „Das ist ein Geheimnis, ein sehr großes Geheimnis."

Aber da ich nicht zu drängen aufhörte, erzählte er: „Damals war ich ein kleiner Junge, nur vier Jahre älter, als du heute bist. Mein Mitschüler Kreibich, Eduard, wohnte in der Zeltnergasse; sein Vater hatte dort ein Modewarengeschäft, dem Militärkommando gegenüber. Der Edi konnte alles mögliche zusammenbasteln, er war sehr geschickt, nicht so ein Schlemihl wie du. Wir spielten oft miteinander, auch damals im Juni 48, als wir alle sehr aufgeregt waren wegen der Soldaten, die Wien gegen Prag schickte. Der Edi hatte gerade etwas Wunderbares hergestellt: eine Kanone."

„Eine wirkliche Kanone?"

„Natürlich keine wirkliche, sondern ein Spielzeug. Ihr Lauf war aus unserem Hausschlüssel gemacht und ..."

Heiß und mit aufgesperrtem Munde hörte ich zu. Eine erschossene Fürstin – ein Geheimnis, das mir enthüllt wurde – eine Geschichte von Buben – eine Kanone aus Kinderhand – und nun gar unser Hausschlüssel! Unser Tor hat solch riesige Schlüssel.

„Aus unserem Hausschlüssel?" unterbrach ich, „wieso hatte er denn unseren Hausschlüssel?"

„Frag nicht soviel", brummte mein Vater ärgerlich. Hatte er mehr gesagt, als er sagen wollte? „Es war eben ein Hausschlüssel. Aus dem hat der Edi die Kanone gemacht und sie auf einer Lafette befestigt, weißt du, auf einem Gestell mit Rädern, damit sie fahren kann. Und aus einem kleineren Schlüssel haben wir Munition gegossen, das sind Kugeln, und haben im Zimmer geschossen. Als es in Prag losging, hat mir der Edi gesagt: ‚Ich bleib den ganzen Tag am Fenster, und wenn drüben der Obergeneral ins Zimmer kommt, schieß ich ihn tot.'"

„Also hat der Edi die Frau Windischgrätz erschossen?"

„Das weiß ich nicht, ich war nicht dabei. Aber als man

am Pfingstmontag vom Tode der Fürstin erzählte, haben viele Leute gesagt, das sei sicherlich leeres Gerede, nur ich hab's gleich geglaubt."

„Papa, kann man denn mit einer Kinderkanone einen Menschen totschießen?"

„Wenn Gott will, schießt ein Besen."

So schloß mein Vater. Erst lange Jahre hinterher kam ich zur Überzeugung, daß ein Besen nicht schießt, auch wenn Gott will. Ich dachte nach, warum mein Vater die Geschichte erfunden habe, und erklärte es mir so: Er hatte von einem Geheimnis gesprochen, und hernach konnte er ohne Einbuße seiner väterlichen Autorität nicht eingestehen, daß er das Geheimnis selber nicht kenne.

Jedenfalls ist der Täter nie entdeckt worden, und die Nachforschungen wurden derart geheimgehalten, daß sie nicht einmal der Polizei anvertraut, sondern immediat dem Geheimarchiv der k. k. Statthalterei überwiesen wurden. Dieses Archiv hörte erst auf, geheim zu sein, als 1918 die k. k. Statthalterei stattzuhalten aufhörte, weil die österreichische Monarchie zu sein aufgehört hatte. Die alten Schriftstücke übersiedelten in das Archiv des tschechoslowakischen Innenministeriums und waren nicht mehr geheim. Bei einem Besuch in diesem Archiv erinnerte ich mich des Falles, der mich in der Erzählung meines Vaters einstmals so bewegt hatte, und ich ließ mir das Dossier „Tod der Fürstin Eleonora Windischgrätz" holen, ein dickbäuchiges Konvolut.

Ich überflog die ersten Aktenstücke: Protokolle über Haus- und Wohnungsdurchsuchungen nach einer allfällig in Betracht kommenden Schußwaffe, vorgenommen in den dem k. u. k. General-Commando gegenüberliegenden Objekten; Einvernahme von zwei auf dem Wege vom Clementinum zu den Barrikaden festgenommenen Courieren Michael Bakunins, der den Aufstand geleitet hatte; Kreuzverhör mit dem Techniker Maur und anderen verdächtigen Civilpersonen; etc. etc.

Da war nicht durchzukommen. Schon wollte ich den Aktenstoß zurückstellen, als mir auffiel, daß von einem Bogen ein Siegel herabbaumle. Zwar sind Hängesiegel in einem Archiv nichts Besonderes, pompöse Petschafte in kost-

baren Kapseln hängen an Seidenschnüren von jeder Bulle und jeder Gerechtsame, was aber hatte ein solch mittelalterliches Sigillum an einem Aktenstück aus meines Vaters Zeit zu suchen?

Und siehe da, es war auch kein Siegel, vielmehr war es ein hölzernes Rädchen von einem Kinderspielzeug und hing als Corpus delicti herab von einem acht Seiten langen Protokoll, aufgenommen am 19. Juli 1848 mit dem p. Josef Kreibich, Inhaber eines Modewarengeschäftes im Haus Cons.-Nr. 936 – I., Prag, Zeltnergasse. Im Protokoll war die Kanone des kleinen Eduard genau so geschildert, wie sie mein Vater mir geschildert hatte. Neu war mir nur, daß Vater Kreibich laut eigener Angabe seinem zehnjährigen Sohn Eduard, als selbiger einen Schuß aus der Kanone abfeuerte, ein Kopfstück gegeben und der Waffe einen Fußtritt versetzt habe, so daß dieselbe zerstört und hernach weggeworfen worden sei mitsamt zugehöriger Munition. Bei der behördlichen Haussuchung hat sich ein unzweifelhaft von der Lafette stammendes Rädchen vorgefunden und wird hiermit den Akten beigeschlossen.

Seit dem Todesschuß waren also fünf volle Wochen vergangen, ehe sich ein Verdacht gegen Edi lenkte. Obwohl, wie aus dem langatmigen Protokoll hervorgeht, die Untersuchungsbehörde der Sache beträchtliche Bedeutung beimaß, konnte nichts bewiesen werden. „Wenn Gott will, schießt ein Besen" – gut, das mochte auch die hohe Obrigkeit glauben, aber einen solchen Willen Gottes vor Gericht zu stellen und abzuurteilen, wagte sie nicht.

Womit wir wieder zum blinden Methodius zurückkehren wollen, der uns singend über die Weltgeschichte aus Vaters Tagen belehrt. Im Laufe seines Lebens, das von 1838 bis 1901 währte, hat mein Vater nur zwei historische Ereignisse aus der Nähe erlebt, eben jenen Prager Aufstand von 1848 und den Krieg zwischen Österreich und Preußen. Die haben seine Lebensweise wenig verändert, und er pflegte sich wiederholt zu rühmen, seit seiner Jünglingszeit immer im gleichen Bett geschlafen zu haben. Seinen Söhnen gönnte das Schicksal keine so stete Lagerstatt. Einer fiel 1914 jung im Weltkrieg, einer, der für den Anschluß Österreichs und für ein Großdeutschland schwärmte,

mag sich darum im Bannbezirk Hitlers nicht glücklicher fühlen, einer ist durch die Invasion der Tschechoslowakei grausam von Frau und Kindern getrennt, einer wirkt als Arzt der chinesischen Armee in Bombardements, Wolkenbrüchen und Erdbeben, und einer wurde auf langen Umwegen nach Mexiko verschlagen, wo er diese Memoiren aus anderen Zeiten und Breiten schreibt.

Aber der blinde Methodius hält noch bei Vaters Zeit. Durch seine Lieder erlebe ich die Schlacht von Königgrätz, ohne es zu wissen, ähnlich dem Helden der Stendhalschen „Kartause von Parma", der nicht ahnt, daß er an einer Schlacht teilnimmt und den nahen Ort namens Waterloo nicht kennt. Jahrelang höre ich den blinden Methodius vom Blutvergießen in Sadowa singen, von aufeinander lossprengenden Reitern bei Stezery und von zahl- und namenlosen Holzkreuzen bei Horenowes, aber all das sind mir nur böhmische Dörfer. Denn die deutsche Klio hat die Spitze ihres Zirkels ins Städtchen Königgrätz gespießt und einen Kreis gezogen, in dem die Schauplätze Horenowes und Sadowa und Stezery verschwanden. Dagegen hat die französische Klio das Dorf Sadowa zum namengebenden Mittelpunkt genommen und solcherart Königgrätz im Kreisdunkel versinken lassen. Revanche de Sadowa pour Königgrätz.

Zum Preise eines heimischen Räubers läßt der blinde Methodius ein aufregendes Lied ertönen. In den dramatischen Steigerungen ähnelt es den Puppenspielen auf dem Weihnachtsmarkt, aber es ist noch schöner, weil es gereimt ist und gesungen wird, das Messer am Schleifstein knirscht und goldene Sternchen prasseln.

Gar viele edle Moritaten verübt der Räuberhauptmann Babinsky, bevor er gefangen wird und in der Zelle schmachten muß, eiskalte Ketten an Händen und Füßen. Da bekommt er Damenbesuch, ein tritt seine jungfräuliche Geliebte. Der Räuber Babinsky enthüllt ihr, er sei der Räuber Babinsky, was sie eigentlich wissen mußte, denn wie hätte sie ihn sonst aufsuchen können. Morgen, fügt er hinzu, werde seine Hinrichtung begangen werden. Daraufhin sinkt sie tot um, und das Schleifrad des blinden Methodius bleibt brüsk stehen.

Eines seiner Lieder, sein Bravourstück, mußte der blinde Methodius viele, viele Jahre später aus seinem Repertoire streichen. Von diesem Lied verstehen wir Kinder überhaupt nichts und geben dem Hannchen, einem kleinen Mädchen aus dem dritten Stock, auf Grund dieses Liedes den Beinamen Hanka Falschheit. In Wirklichkeit gilt der Name Hanka des Liedes einem Mann, und auch der wird nicht der Falschheit beschuldigt, sondern gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen.

Es handelt sich um den Museumsbeamten Wenzel Hanka, der 1817 in einem Turm der Königinhofer Kirche eine frühmittelalterliche Handschrift entdeckt hatte. In den Gelehrtenkreisen der Welt erregte dieser Fund Aufsehen und warmes Interesse für die tschechische Kultur, die nun als ein Ahne der europäischen dastand. Deshalb mußte es auf tschechischer Seite Empörung hervorrufen, als fünfzig Jahre hernach in der Prager deutschen Zeitung „Tagesbote" ein anonymer Paläograph (wieder fünfzig Jahre später eruierte ich, daß es der Bibliothekar Zeidler gewesen war) die Echtheit der Handschrift anzweifelte. Der Redakteur des „Tagesboten", David Kuh, wurde wegen Verleumdung verurteilt, nicht gemildert aber wurde der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen, der durch die Verdächtigung der Königinhofer Handschrift entbrannt war. „Verleumder", riefen die einen, „Fälscher", die anderen.

Da verschoben sich plötzlich die Fronten dadurch, daß zwei tschechische Gelehrte, Gebauer und Masaryk, mit vollem Namen und wissenschaftlichen Beweisen die Königinhofer Handschrift als eine von Wenzel Hanka verübte Fälschung erklärten. Gegen Gebauer und Masaryk richteten nun deren Konnationalen ihre Wut in allen Formen, auch in der des Liedes, das der blinde Methodius sang. In dem Lied wird behauptet, die beiden Verräter wollen dem tschechischen Volk das Recht auf nationale Vergangenheit und damit auch auf nationale Zukunft absprechen und sogar bestreiten, daß je ein böhmisches Mädchen einen Blumenstrauß aus einem Bach gefischt habe, wie in der Königinhofer Handschrift geschrieben steht. (Diese Stelle aus dem Hankaschen Fund hat Goethe unter dem Titel „Das Sträußchen" ins Deutsche übertragen.)

Alles, was auf der Welt existiert – so höhnt der Refrain des blinden Methodius –, ist eine Fälschung Hankas, und als Schlußakkord ergeht die Aufforderung, den beiden Volksfeinden den Kopf zurechtzusetzen. „Laßt die Herren es verspüren / Daß sie nicht mehr masarykieren / Was verehrt ein jeder Tschech! / Sonst droht ihnen großes Pech / Wie mit dieser Schreiberei / Daß alles Hankas Fälschung sei."

Dennoch hat jener Masaryk all das weiter „masarykiert", was verblendeten Nationalisten heilig war, und er hatte deshalb mehr als bloß Spottlieder zu überwinden, ehe er seinem Volk einen eigenen Staat schuf. In diesem Staat konnte der blinde Methodius das Lied nicht mehr singen. Das aber ist Zukunft, vom Standpunkt meiner Knabenzeit gesehen.

Als Gegenwart, als eine des Besingens würdige Gegenwart bringt uns der Moldaufluß die Zeit zum Bewußtsein, da er rasend und reißend wird und das altstädtische Festland in einen Archipel verwandelt. Einige Tage vorher hat uns Hannchen, genannt Hanka Falschheit, im Keller über die Geheimnisse der Liebe aufzuklären versucht (sie zog die Sache von der verkehrten Seite auf), und heute ist der unterirdische Rittersaal überschwemmt, als hätte der Himmel die Sintflut über dieses Sodom und Gomorrha geschickt. Bis hinauf zum Kellereingang schaukelt das durch die Kanalröhren eingedrungene Wasser, der Hof ward zum Teich, und der blinde Methodius muß samt seinem Schleifrad in die Loggia des ersten Stocks übersiedeln. Mit blitzblanken Helmen, schnaubenden Pferden und einer riesengroßen Pumpe fährt die Feuerwehr in unserem Hof auf, um das Wasser auszupumpen.

Uns genügt diese Sensation nicht, allzu aufregende Nachrichten dringen aus der Gegend des Kais, wohin es für Kinderbeine kaum zehn Minuten zu rennen ist. Wir rennen unter der Führung Hannchens, genannt Hanka Falschheit, zunächst zum Bethlehemsplatz und an den Rand der Postgasse, in der die Leute beneidenswerterweise auf Schinakeln fahren. Hernach wagen wir uns zum Moldauufer vor. Dieses kommt uns allerdings auf halbem Weg entgegen. Kaiser Karl IV., der bisher auf dem Fest-

land gestanden, steht jetzt im Wasser, die Wellen spielen um die Goldene Bulle in seiner herabhängenden Hand, und es sieht sehr unanständig aus, wie von dieser Bulle die Tropfen fallen. Jubelnd sehen wir, daß die Fluten die ewige Karlsbrücke so zerbrochen haben, wie wir unsere Spielzeuge zu zerbrechen pflegen, bums. Verschwunden sind die Heiligenstatuen.

Was die Wogen alles vor sich her treiben! Möbelstücke, Hütten, Bäume, Balken, Fässer, Telegrafenstangen! Und auf einem schwimmenden Dach bellt verzweifelt ein weißer Hund.

Pioniertruppen mit Pontons sind von überallher herangezogen, um zu retten, was zu retten ist.

Kaum drei Wochen später singt der blinde Methodius, mit seinem Schleifrad in unserem Hof stehend, der wieder ein Hof und kein Teich mehr ist, ein Lied von der großen Prager Wassernot. Es ist ein parodistisch Lied „von dem Schrank, der ertrank" und dem ein Pionier nachschwamm, und von einer Bank, auf der Großmama saß. Auch der weiße Hund hat eine Strophe, die ihn verspottet: er belle, um Brandstifter fernzuhalten. Von den Brückenheiligen wird gesungen, daß sie es vergeblich dem Sankt Nepomuk gleichzutun versuchen, der seinerzeit hier ertränkt wurde und von strahlenden Sternen umgeben wieder zum Vorschein kam. Und Karl IV. erkältet sich den Bauch mitsamt seiner Bulle.

Wir Kinder haben all das, was das Lied behandelt, mit eigenen Augen gesehen, drei Wochen lang haben wir das Geschaute lärmend und gestikulierend besprochen, und nun, nun singt uns der, der nicht dabei war, den Bericht.

Das kommt mir komisch vor.

## IM INNERN VON „S. KISCH & BRUDER“

Der düstere Flur, der, vom Hof kommend, die Gesänge des blinden Methodius an den nie betretenen Verliesen vorbeileitet, führt durch einen skulptierten Torbogen ins Hell der Straße.

Wahrlich, eine helle Pracht ist dieses Portal. Zwei steinerne Bären, die seit Jahrhunderten das Gold ihres Fells bewahrt haben, hüten das Tor, ihrerseits behütet von zwei mit Ruten bewehrten Jünglingen. Unten, fast in Straßenhöhe, sprießen aus den Mündern zweier menschlicher Profile dichte Ranken, Früchte und Blätterwerk, zuerst aufwärts und dann in leichter Rundung sich einander zuwendend. Das Gezweig umhüllt Säulen und Ornamente und läßt nur den goldenen Bären in der Höhe den gebührenden Platz.

Noch heute steht dieses Haus, es steht sogar unter Denkmalsschutz, aber die Firmentafel neben dem schönen Portal ist für immer dahin – es sei denn, daß sie in einem der eisenverschlossenen Verliese stäke. Diese Firmentafel lautete „S. Kisch & Bruder, Tuch-Handlung“. Eine tschechische Übersetzung stand nicht dabei. Der „S. Kisch“ war mein Onkel, der „& Bruder“ mein Vater.

Oberhalb des Geschäfts liegt unsere Wohnung; dort bin ich 1885 geboren, und diese Tatsache glaubten die „Reiseführer für Prag und Umgebung“ den kunsthistorischen Angaben über das Haus anfügen zu müssen. In der nazifizierten Ausgabe von 1934 fiel diese Mitteilung weg, und so wäre in einem künftigen Baedeker das Bärenhaus in der Melantrichova statt mit einem Sternchen mit zweien zu erleuchten, dieweil es einmal ein Geburtshaus war und dann aufhörte, eines zu sein.

Vorläufig sind wir in der Vergangenheit, in der die Melantrichova den Namen Schwefelgasse führte und jene Tafel „S. Kisch & Bruder“ einen Ladeneingang und ein Schaufenster überquerte.

Im Hof, am Schleifstein des blinden Methodius, war ich damals ein begieriger Zuhörer. Auf dem großen Vorbau vor unserer Wohnung, wo mein ältester Bruder mit seinen Freunden tobte, war ich ein geduldeter Mitspieler. Im Keller, wo Hannchen, genannt Hanka Falschheit, uns ihre Kenntnisse beizubringen versuchte, war ich ein erstaunter Schüler. Im Laden aber war ich ein Kaiser – mehr als ein Kaiser: ein Feldmarschall. Ich befehligte ein Heer.

Der Verkaufsraum allerdings bot der Phantasie wenig Spielraum. So langgestreckt und schmal er auch verlief, mußte er sich doch gefallen lassen, durch den Ladentisch längsseits halbiert zu sein. Die Räumlichkeit sah, sofern ich's heute bedenke, geradezu wie ein Stollen aus: Schicht um Schicht lagerte in den Wänden, zum Hangenden klomm man auf Leitern empor, des Abends sogar mit einer Laterne in der Hand. Neben den schwarzen und dunkelbraunen und dunkelblauen und dunkelgrauen Tuchen verschwanden die hellen Sommerstoffe ganz.

Von ganz anderer Art war die Egalisierungskammer: klein und quadratisch. Mir aber schien der Raum riesengroß und rund, und noch jetzt kreist er in meiner Erinnerung als eine hundertfarbig leuchtende und sprühende Kugel, in deren Innern ich sitze und hinwegrolle über Festungen, Feinde und Schlachtfelder. Die Ballen hier sahen mitnichten so plump und so dick und so ernst drein wie jene im Stollen der Anzug- und Mantelstoffe. Lustig und luftig spielten sie in allen und noch viel mehr Farben; ohne Rücksicht auf die Reihenfolge der Regenbogenskala, ohne Rücksicht auf Ähnlichkeit oder Nuance schmiegten sie sich übereinander und aneinander.

Da lag Grelles auf Sanftem, Krapprot auf Saftgrün, Steingrau auf Karmesinrot, Apfelgrün auf Preußischblau, Zinnober auf Milch, Safran auf Tauben, Hecht auf Dotter, Himmel auf Ziegel, Wein auf Zitronen, Kirsch auf Oliven, Maus auf Gift, Schnee auf Bordeaux, Orange auf Schwefel, Lachs auf Kaffee, Stahl auf Kastanien. Sehr gefiel mir das Gelb der Sechser-Dragoner, weil es mich an den Wuschel auf des blinden Methodius Kopf erinnerte, aber noch lieber hatte ich Papageigrün, wohl wegen des Namens, der mich in einen Urwald voll schwatzender Vögel versetzte.

Jeder österreichisch-ungarische Offizier und Soldat trug auf dem Blusenkragen je zwei tuchene rechteckige Aufschläge in der Regimentsfarbe. Bei den Waffenröcken, die man zur Wache und zur Parade anlegte, bestanden sogar der ganze Kragen, die Epauletten und der Saum der Ärmel aus dem regimentfarbenen Stoff, und das wurde „Egalisierung" genannt, obwohl es die Armee nicht egalisierte, sondern, im Gegenteil, die Truppenkörper schon auf weite Sicht voneinander unterscheiden ließ, also un-egalisierte.

In welcher Garnison die Regimenter auch immer stehen, an welchem Manöver auch immer sie teilnehmen und an welcher Grenze auch immer sie die Wacht halten mochten – gleichzeitig lagerten sie alle in unserer Egalisierungskammer und harrten meiner Befehle. Das papageigrüne Infanterieregiment Nr. 91 war auch dabei, und dort wollte ich, der derzeitige Befehlshaber der ganzen Armee, später einmal als Soldat dienen, wenn ich zum Militärmaß herangewachsen sein würde.

Kam eine Militärperson in unseren Laden, so lief ich ohne Aufforderung in das Egalisierungszimmer, um stolz den richtigen Ballen mit der Regimentsfarbe des Kunden heranzuschleppen.

Einmal im Jahr, am Fronleichnamstag, hielten vormittags die Bürgermiliz mit den Zünften und der Feuerwehr, nachmittags das richtige Militär ihre Paraden ab. An sich war die der Bürgergarden die merkwürdigere, die Zunft der Fleischhauer schulterte riesige silberne Beile, die Bäkker trugen weiße Schürzen über der Uniform, und auf die Bürgergrenadiere waren Fellmützen gestülpt, wahrhaftig so groß wie ihre Träger selber. Das aufregendste an diesen bärbeißigen Gestalten war, daß ich viele von ihnen außerhalb der Bärbeißigkeit kannte, denn wenn sie nicht verzaubert waren wie eben jetzt bei der Parade, waren sie Gewerbsleute, die bei uns einkauften oder bei denen wir einkauften.

In dem Augenblick, da das Messeglöcklein in der Teinkirche zu läuten begann, erscholl der Befehl „General-Decharge", und die Bürgersoldaten gaben aus ihren altfränkischen Flinten eine Salve ab, die sich von der der Militärsoldaten durchaus unterschied: es war kein einfacher

Knall, sondern ein verknatterndes Feuer, und wenn endlich der letzte Schuß gefallen schien, der Kommandoruf zum Schultern schon hallte, ließ sich ein oder der andere verspätete Hinterlader noch ein Schüßchen entfahren.

Diese Schau vollzog sich auf dem Altstädter Ringplatz, der Bürgermeister und die Mitglieder des Stadtrats nahmen vor dem Eingang des Rathauses die Defilierung ab, und ich konnte aus dem Seitenfenster unserer Wohnung bequem zuschauen.

Der Parade des richtigen Militärs, die von der Garnisonskirche in der Königinhofer Straße über die Hauptstraße, den Graben, zog, bebte ich wochenlang entgegen. Auf dem Balkon des Cafés Continental saßen wir Kinder der Stammgäste, und ich zählte den anderen stolz auf, welchen Regimentern der Kordon hüben und drüben angehörte und die Musikkapellen, die neben dem Palais Sylva-Taroucca Aufstellung nahmen, ich kannte sie ja alle nach ihrer Egalisierung. Die Erwachsenen hinter uns waren belustigt über diese Sachkenntnis, und ich höre noch, wie jemand zu meinem Vater sagte: „Ihr Junge wird entweder General oder Tuchhändler."

Ich wurde rot, denn General zu werden war mein Geheimnis. Selbstverständlich würde ich General werden, das stand längst bei mir fest, ein General wie der Graf Grünne, der höchste General von Prag, mit grünem Federbusch und krapproten Lampassen. Die Stoffe seiner Uniform hatte ich mir im Laden bereits zurechtgelegt, nur sein Verhalten mußte ich ihm noch abgucken.

Auf das Aviso „La-den!" ertönte ein einziger Schlag von vielen tausend Händen auf die Patronentaschen, auf das Kommando „La-det!" wurden gleichzeitig viele tausend Gewehre gefällt und Patronen in viele tausend Läufe geschoben, und auf den Befehl „Hoch an, Feuer!" knallte aus den vielen tausend Läufen ein einziger knapper Schuß.

Bis nun war die mit gelbem Sand bestreute Fahrbahn leer, eine Leere, um so feierlicher, um so erwartungsvoller, als ein Doppelrahmen sie umspannte: der Militärkordon und das vielreihige, dichte Spalier der Zuschauer.

In diese Leere kam es heran, teils hoch zu Roß, teils in Schritt und Tritt. Es blitzten die Säbel der Offiziere im

Bogen der Schwenkung. Es flatterten die ruhmreich zerrissenen Fahnen. Es wippten die Feldzeichen aus Laub auf den Tschakos. Es zuckten die Schultern, es prellten die Beine hoch. Vor dem Palais Sylva-Taroucca drehten sich die Köpfe mit einem Ruck nach links, während die Hälse geradeaus weitermarschierten, die mit unseren Egalisierungen benähten Hälse; die ziegelroten Hälse der Dreiundsiebziger, die dunkelgrünen Hälse der Hundertzweier, die milchgrauen Hälse der Elfer, die marineblauen Hälse der Achtundzwanziger, ah, die papageigrünen Hälse der Einundneunziger, die orangeroten Hälse der Sechsunddreißiger, und ihnen nach die Hälse der Jägertruppe, der Kavallerie, der Artillerie und des Trains. Die Musikkapellen spielten jeweils den Marsch des Tuchballens, der eben abgewickelt wurde, es gab ebenso viele Regimentsmärsche wie Regimentsfarben; den Castaldomarsch, den des Prager Hausregiments, summten und pfiffen die Zuschauer mit.

Auf tänzelndem Apfelschimmel, den ein Soldat im Zaum hielt, saß vor dem Sylva-Tarouccaschen Portal der General Graf Grünne, sein strenge gerunzelter, furchteinflößender Blick war es, dem sich die Köpfe entgegenreckten und um dessentwillen die bunten Hälse selbständig weitermarschierten, starr, ohne Richtung und Abstand zu verlieren.

So saß er da, so wird er da sitzen bis zu dem Tag, an dem ich an seiner Stelle dort sitzen werde mit strenge gerunzeltem, furchteinflößendem Blick. Ich übte den Blick.

Man hatte mir erzählt, General Grünne habe eine Schlacht geführt, eine richtige Schlacht mit richtigen Soldaten! Daß es eine verlorene Schlacht war, hatte man mir nicht erzählt und auch nicht, daß Graf Grünne nicht der oberste Leiter jener Schlacht gewesen; aber das hätte ihm in meinen Augen keinen Abbruch tun, mich keineswegs davon abbringen können, sein Ebenbild werden zu wollen.

Etwas anderes brachte mich davon ab, und in meinem neunten Lebensjahr, in dem Alter, da die Begeisterung für Militarismus am lebhaftesten zu sprießen pflegt, mußte die Parade meines Beiseins entraten. Denn ich hatte General Grünne aus der Nähe kennengelernt.

ER kam in unseren Laden, in Zivil, und dennoch erkannte ich IHN gleich. Ich zitterte vor Aufregung. Die Parade – der Apfelschimmel – die Hälse – die große Schlacht.

Seine Frau war mit und suchte für IHN eine Reihe von Zivilstoffen aus. ER stand daneben, sagte nichts, wie ER auch bei der Parade nichts gesagt hatte. ER begnügte sich, mit dem Blick, den ich kannte, mit dem strenge gerunzelten, furchteinflößenden Feldherrnblick, die defilierende Ware zu mustern. Zuletzt wurden Lodenstoffe für einen Jagdanzug vorgelegt, und die Generalin entschied sich für einen davon, IHM gefiel ein anderer besser, und ER äußerte das.

„Kusch!" zischte seine Frau ihn an.

Und der Feldherr? Er schwieg.

Beim Abendessen erzählte mein Vater der Mutter lachend die Szene. Mir aber war nicht zum Lachen zumute, ich war zerrüttet durch die Zurechtweisung, die sich mein General widerspruchslos hatte gefallen lassen.

„Wie kann sie ihm so etwas sagen?" mischte ich mich in das Gespräch meiner Eltern.

„Schweig", sagte mein Vater. Er sagte nicht „kusch" zu mir. „Kusch" sagt man nur zu einem Hund. Und daß mein General das Wort wortlos eingesteckt hatte, konnte ich nicht fassen. Meine militärischen Zukunftspläne stürzten zusammen. Ich verlor meinen Beruf, mußte einen neuen ergreifen.

Zur nächsten Fronleichnamsparade ging ich, wie gesagt, nicht mehr. Statt mit Zinnsoldaten spielte ich jetzt mit den Buchstaben meines Druckkastens, statt des Egalisierungszimmers wurde der unsichtbare Platz unter dem Stehpult unseres Verkaufsraums mein liebster Aufenthalt. Dort kam ich, durch eine Reihe von Ereignissen bewegt, auf den Einfall, eine Zeitung zu machen.

Die erste Zeitungsnachricht, die ich gelesen oder, besser gesagt, buchstabiert hatte, war kriminalistischer Natur. Ich war auf die Notiz aufmerksam geworden, weil mein Onkel (die vordere Hälfte der Firma „S. Kisch & Bruder") das Verbrechen entdeckt hatte. Auch den Schauplatz, den Juwelierladen Rummel in der Jungmanns-

gasse, kannte ich gut, denn im gleichen Haus hatte mein Onkel seine Junggesellenwohnung. Oft war ich zu Besuch dort, es war ganz, ganz anders als bei uns zu Hause. Eine dicke Dame, die sich ohne Kleider hatte malen lassen, hing an der Wand, Photographien von Kusinen und Tanten, die ich nicht kannte, und mitten unter ihnen das Bild eines männlichen Verwandten. Das war unser Urahn, der Hohe Rabbi Loew, ein großmächtiger Zauberer; er hatte sich aus Lehm einen lebendigen Sklaven geformt, der Golem hieß. Neben Onkels Bett lag ein Tiger, der aber tot war. Manchmal, wenn ich zu Besuch kam, fand ich die Wohnung versperrt, und der Onkel rief mir durch die Türe zu, auf der Straße zu warten. Dann stand ich vor dem Schaufenster des Juweliers Rummel, darin brillantene Schmetterlinge flatterten und kleine silberne Kutschen fuhren und komische Anhängsel für Uhrketten baumelten.

Eines Nachts, als Onkel Semi sehr spät nach Hause ging – er ging immer sehr spät nach Hause –, bemerkte er vom Flur aus einen Lichtschein im Rummelschen Laden. Er lauschte, hörte Geräusche, benachrichtigte den nächsten Polizisten und auf dessen Wunsch die Wachstube. Man umstellte das Haus, drang in den Laden ein und verhaftete einen Einbrecher.

Aus seinem Werkzeug und der Präzision seiner Arbeit schloß die Polizei, eines gefährlichen Internationalen habhaft geworden zu sein. Aber wer war er? Daktyloskopie gab es damals ebensowenig wie ein Verbrecheralbum mit Photos aus aller Welt. Der Festgenommene besaß Legitimationspapiere mit seiner genauen Personenbeschreibung. Sie lauteten auf den Namen eines bisher unbescholtenen Geschäftsreisenden. Hatte er sie gefälscht?

Polizeikommissar Olitsch diktierte ihm, wie ich in der Zeitung „Bohemia" las, stundenlang Sätze, in die er unauffällig Worte aus den Dokumenten einflocht. Die Schrift des Verhafteten ergab keine besondere Ähnlichkeit mit der in den Papieren; entweder hatte der Einbrecher seine Handschrift bei der Herstellung der Dokumente verstellt, oder er verstellte sie jetzt; oder aber die Dokumente waren echt und er war wirklich zum erstenmal auf Abwege

geraten. Da, nach drei Stunden, der Geprüfte war offensichtlich müde geworden, diktierte ihm Olitsch schnell einen Satz, in dem das Wort „Bezirk" vorkam. Der Einbrecher schrieb „Bezierk".

„Bezirk schreibt man nicht mit ie", sagte Olitsch.

„Ach ja", sagte der Mann und strich das e weg, „ich irre mich dabei immer."

„Jawohl, Sie irren sich dabei immer. Aber ein Beamter würde Bezirk nicht falsch schreiben, das müssen Sie zugeben. Hier auf Ihrem Geburtsschein steht Bezirk mit ie, und in Ihrem Arbeitsbuch ist Bezirk ebenso falsch geschrieben."

Daraufhin gestand der Verhaftete die Fälschung der Dokumente und seinen wahren Namen ein. Es war der eines steckbrieflich gesuchten Geldschrankknackers.

Diese Schilderung des Verhörs wirkte weit aufregender auf mich als das Lied vom Räuber Babinsky, und so blieb ich Zeitungsleser. Ich ahnte nicht, bald von einem Verbrechen in der Zeitung zu lesen, das mich weit mehr angehen sollte als der Einbruch beim Juwelier Rummel.

Die Firma „S. Kisch & Bruder" versandte zweimal im Jahr Musterkarten an Kundschaften in der Provinz. In der Ecke jedes Tuchmusters klebte ein kreisrunder Zettel, darauf Preis, Nummer, Art und Breite des Stoffes angegeben waren. Diese Vignettchen wurden in unserem Geschäft mittels einer Stanze hergestellt. Das tat ich sehr gern, und wenn keine für Geschäftszwecke zu stanzen waren, stanzte ich sie für mich. Aus einem der braunen Pappkartons, die zwischen die Seidenpapierblätter des Kopierbuchs gelegt wurden, damit sich der zu kopierende Brief nicht auf einen anderen abdrücke, stanzte ich eines Tages einen kleinen Kreis heraus, und, schau, schau, er glich ganz und gar einem kupfernen Kreuzer. Ich legte ihn vor den Ladeneingang, jemand kam des Weges, bückte sich danach und steckte den Fund in die Tasche. Kühn gemacht durch diesen Einzelerfolg, ging ich zur Massenproduktion über und verstreute Hartgeld, das de facto Papiergeld war, in unserer Straße.

Vom Wohnungsfenster aus, hinter dem Vorhang versteckt, beobachtete ich die Wirkung. Männiglich hob Kup-

fermünzen auf, um sie als Kartonblättchen wegzuwerfen, mancher eilte wortlos weiter, sich des Hereinfalls schämend, die meisten aber schimpften, zumal dann, wenn sich zwei gleichzeitig hastig und energisch nach dem gleichen Geldstück bückten und ihre Köpfe dabei aneinanderstießen. Bald sammelten sich Gruppen und nahmen eine bedrohliche Haltung an, ohne zu wissen, gegen wen.

Aus dem ehemaligen Michaelskloster schaute ein Mann auf die Straße hinab, die ihrerseits auf ihn hinaufzuschauen begann. Er lächelte in aller Unschuld. Unten nahm man das für Hohn und schickte sich an, ins Haus zu dringen, jedoch gelang es dem Hausbesorger, das Tor rechtzeitig zu schließen. Ein herbeigeeilter Polizist verschaffte sich Einlaß. Während dieser Szene kam meine Mutter ans Fenster, um zu sehen, was es gäbe; ich beschwor sie, sich nicht zu zeigen, kreidebleich erklärte ich ihr, was ich angestellt. „Ach was", meinte sie, „es wird wohl etwas anderes passiert sein."

Drüben führte der Polizist den Mann aus dem Michaelskloster. Was wird mit dem Verhafteten geschehen, wenn er seine Unschuld nicht beweisen kann? Was wird mit mir geschehen, wenn man den wahren Täter entdeckt?

Es hieß alle Spuren beseitigen. Vorerst verbrannte ich den Rest des Kartons, aus dem ich die Münzen geprägt hatte, dann versteckte ich die Stanze im dunklen Flur eines benachbarten Durchhauses. An ihre Stelle legte ich eine alte, ausrangierte Stanze; sie schnitt viel größere Kreise aus, die kein Mensch für Kupferkreuzer halten konnte.

Daß die Tat in einer Tuchhandlung begangen worden war, würde die Polizei sicherlich feststellen, und nur eine in unserer Straße kam in Betracht.

Bezirk schreibt man nicht mit ie, wie ich genau wußte. Ich erwog, ob ich nicht Dokumente herstellen und absichtlich Rechtschreibfehler hineinmachen sollte, um sie beim Verhör vor Polizeikommissar Olitsch zu vermeiden und so meine Unschuld zu beweisen. Oder wäre es nicht besser, zu flüchten? Rußland soll riesig groß sein, dort wird man mich bestimmt nicht finden.

Am nächsten Morgen standen in der Zeitung drei Zei-

len, ein Unbekannter habe in der Schwefelgasse münzenähnliche Kartonstücke ausgestreut und dadurch einen Auflauf hervorgerufen. Dieser Mitteilung folgte eine andere über die mutwillige Alarmierung der Feuerwehr im Vorort Zizkow. Die beiden Notizen trugen den gemeinsamen Titel „Bubenstücke".

O weh! Also auch das hatten sie schon heraus, daß meine Münzen die Stücke eines Buben waren, kein Zweifel, sie waren mir auf der Spur. Ich konnte nicht schlafen, stündlich erwartete ich die Polizei, die da kommen mußte, um mich zu holen. Wie dem Räuber Babinsky würde man mir Ketten anlegen, eiskalte Ketten, und mich in eine finstere Zelle sperren.

Es dauerte lange, ehe ich diese Befürchtung los wurde, ich vergaß sie erst bei der Lektüre des Mordprozesses gegen den Verein „Omladina" („Verjüngung"). Am Weihnachtsabend 1893 war der Handschuhmachergehilfe Rudolf Mrva in seiner Wohnung erstochen worden, und etwa ein Jahr später fand die Verhandlung gegen die Täter statt. Der spaltenlange Bericht war fein zu lesen, weil die Sätze kurz waren und nach jedem ein Absatz kam.

Vorsitzender: Sie klopften an die Tür?

Angeklagter Dragoun: Ja.

Vorsitzender: Auf gewöhnliche Art?

Dragoun: Nein, mit unserem Klopfzeichen.

Vorsitzender: Wie war das?

Dragoun: Zwei langsame und drei schnelle Schläge und ein Kratzen an der Tür.

Vorsitzender: Daraufhin hat Mrva geöffnet?

Dragoun: Erst fragte er, wer da sei.

Vorsitzender: Was antworteten Sie?

Dragoun: Die rot-blaue Sieben.

Vorsitzender: Daraufhin hat Mrva geöffnet?

Dragoun: Nein. Er fragte zuerst, welcher Teil der Sieben. Ich nannte meinen Namen.

Vorsitzender: Welchen Namen?

Dragoun: Die Lampe im Felsen.

Vorsitzender: Wo hatten Sie das Dolchmesser verborgen?

Im Hintergrund dieser Mordgeschichte stand eine große antiösterreichische Verschwörung. Monatelang waren in Prag Wappen auf den Staatsämtern, Tabaktrafiken und Briefkästen, die Denkmäler des Kaisers Franz I. und des Feldmarschalls Radetzky zu nächtlicher Stunde mit Teer oder Farbe beschmiert worden. Auf den steinernen Doppelaar der Finanzprokuratur war eine Flasche mit roter Farbe geschleudert worden, und schaudernd sahen wir einen Raubvogel mit zwei Schnäbeln und vier Krallen, die von Blut troffen. Unter Aufsicht der Polizei und im Beisein undurchdringlich dreinschauender Neugieriger wurde stundenlang versucht, die Farbe wegzuschrubben. Nicht mehr zu helfen war dem Adler über dem Postamt am Kleinen Ring, dem waren die Köpfe abgeschlagen, zwei Drähte ragten aus dem klaffenden Doppelhals. Bei hohen Staatsbeamten langten Drohbriefe und sogar Höllenmaschinen ein. Mit Riesenbuchstaben war auf eine Häuserwand der Elisabethstraße eine Bitte an den Kaiser gepinselt: „Franz Joseph, krepiere." Über Prag wurde das Standrecht verhängt, ohne daß die Aktionen sich verminderten.

Plötzlich, sozusagen über Nacht, kam die Polizei einem tschechischen Geheimbund „Omladina" und ihrer Terrorgruppe „Das unterirdische Prag" auf die Spur. Massenverhaftungen setzten ein.

Ohne Zweifel lag Verrat vor. Die noch in Freiheit befindlichen Mitglieder der „Omladina" verdächtigten den buckligen Rudolf Mrva, Geheimname: „Rigoletto von Toskana". In dem Notizbuch, das seine Geliebte ihm im Auftrag der Organisation entwendete, fand sich der Beweis für seinen Verrat, und als Mrva den Weihnachtsbaum schmückte, ertönten an seiner Wohnungstür die zwei langsam und die drei schnell aufeinanderfolgenden Klopfzeichen und das Kratzen ... Die rot-blaue Sieben ...

„Das ist die Liebe nur ganz allein", sang der blinde Methodius, seine Messer wetzend, „sie stößt den Dolch in 'n Buckel rein." Von der Haft der „Omladinisten" und ihrem Prozeß sang er auch, aber ganz leise, denn das Lied war verboten, und drüben vor dem schwarzgelben Briefkasten stand, wie wir ihm warnend zuflüsterten, ein Polizist.

Der Mord an Mrva war der Höhepunkt dieser antidynastischen Welle, nach der Verurteilung der Führer verebbte sie, und eine antisemitische Flut konnte steigen. Im Wald beim Dorf Polna war die Leiche eines Mädchens aufgefunden worden, Dorfbewohner rotteten sich zusammen und schrien, niemand anderer als die Juden hätten das Mädchen ermordet und man müsse alle Juden erschlagen. Um dieser Forderung wenigstens einigermaßen zu entsprechen, nahm der Gendarm irgendeinen Juden aus der Gegend fest, und gegen diesen, Leopold Hilsner mit Namen, wurde das Verfahren wegen „Ritualmords" eingeleitet. Ein oder zwei Jahre später, während Hilsner in Haft saß, entdeckte man abermals eine verweste Frauenleiche und legte ihm nunmehr auch den zweiten Mord zur Last.

Die Rolle, die Zola im Fall Dreyfus übernommen, übernahm im Fall Hilsner der Professor Masaryk. Ja dessen Rolle war vielleicht noch undankbarer. Keine Zeitung stand Masaryk bei, und er führte diesen Kampf allein, ebenso wie er gegen die gefälschte Königinhofer Handschrift allein gekämpft hatte. Selbst diejenigen seiner Konnationalen, die gleich ihm die Ritualmordbeschuldigung als Wahnwitz erkannten, selbst sie ließen angesichts der alles überflutenden antisemitischen Verhetzung sowohl Hilsner als auch Masaryk fallen, „für Ruhe und Ordnung, gegen Freiheit und Gerechtigkeit".

„Du Hilsner", wurde den Judenkindern auf dem Schulweg zugerufen mit einer Bewegung gegen die Kehle; Nachahmung des „charakteristischen Schnitts", der in dem Prozeß eine Rolle spielte. Der blinde Methodius sang zwar nur ein elegisches Lied: „Hilsner, du arger Mann / Was hast im Brezinawald getan . . .", aber die Straße war erfüllt vom Ruf nach Rache und Pogrom. Hannchen, genannt Hanka Falschheit, die mich noch vor wenigen Tagen über Liebe aufgeklärt hatte, sang jetzt Haß: „Kaufet nicht beim Juden ein / Kaffee, Zucker, Möbel / Die Juden, sie erschlugen uns / Ein sehr junges Mädel." Es kam zum Krach zwischen uns beiden, und ungeachtet unseres im Keller besiegelten Bundes ging sie von dannen, aus vollem beginnendem Busen schmetternd: „Mein Schubkarren ist mir lieb / Jeder Jud ist ein Dieb."

Das war die Zeit, in der mir, um so mehr als ich einen Kinderdruckkasten besaß, die Idee kam, eine Zeitung zur Aufklärung der Massen herauszugeben.

Der Platz unter dem Stehpult unseres Ladens war keine unebene Räumlichkeit für die Zeitung des kleinen Mannes. Schräg wie das Dach eines Hauses war der Pultdeckel hoch über mir und so breit, daß Hauptbuch und Kassabuch aufgeschlagen nebeneinander liegen konnten. Wenn jemand zu meinen Häupten bücherliche Eintragungen machte, störte es mich nicht, denn von oben, durch den Pultdeckel hindurch, konnte er mich ebensowenig sehen wie ich ihn. Ja er sah noch weniger von mir als ich von ihm: ich sah seine Beine; sie standen wie zwei Säulen vor dem Portal meines Zeitungspalastes. Die andere Front des Stehpults bestand aus polierten Latten, die mich vor den Blicken der Außenwelt verbargen. Links und rechts hatte ich freien Ausguck und konnte für meine Zeitung das öffentliche Leben beobachten, soweit es sich in unserem Laden vollzog, darin der meine eine Enklave war.

Der Name der Zeitung lautete „Zeitung". Es wäre eine Fehlinterpretation, in diesem Titel die Anmaßung des Herausgebers sehen zu wollen, daß er seine Zeitung für die Zeitung an sich hielt. Eher war er dabei von der instinktiven Erkenntnis geleitet, kein Mensch würde die Zeitung als Zeitung erkennen, wenn er sie nicht durch den Titel als solche kenntlich mache. (Übrigens sollte sie auch kein Mensch zu Gesicht bekommen.)

Mit drei Garnituren von Bleibuchstaben – nach und nach angekauft – wurde sie gesetzt und in einer Auflage von einem Exemplar gedruckt, das sofort expediert wurde, und zwar in die kleine Kiste, die auch als Redaktionstisch diente. Redaktionsfauteuil war der Fußboden.

An Stoff gibt es in einem Tuchladen keinen Mangel, auch an Stoff zum Schreiben nicht. Nehmen wir zum Beispiel Herrn Meyer, den Bankier aus der Heinrichsgasse. Er kaufte meist englischen Homespun, die „Pepper-and-Salt"-Stoffe wurden eigens für ihn aus Manchester bestellt. Mein Vater machte, wenn er Herrn Meyer Stoffe vorlegte, immer Witze, die sich auf Gespenster bezogen: „Wird viel getragen in Gespensterkreisen" oder: „Wünschen Sie ein

okkultes Muster oder lieber etwas Clairvoyantes?" Einmal fragte ich meinen Vater nach dem Sinn dieser Anspielungen und erfuhr, daß Herr Meyer Spiritist sei und was das bedeute. Flugs druckte ich einen den Geisterglauben verdammenden Artikel folgenden Wortlauts: „Gespenster gibt es nicht. Ritualmorde gibt es auch nicht. Es ist blöd, so etwas zu glauben." Wie man sieht, war meine Zeitung ein Gesinnungsblatt.

Einige Zeit später wurde der Bankier Meyer unter dem Verdacht des Börsenbetrugs verhaftet, und ich – ein Zola und Masaryk zugleich – verfaßte einen geharnischten, nicht weniger als drei Zeilen langen Artikel zu seiner Verteidigung, bestehend in dem Satz, daß Herr Meyer ein sehr anständiger Herr sei. Ich verschwendete mich in diesem Fall an kein unwürdiges Objekt, denn nach seiner Freilassung begann Bankier Meyer unter Pseudonym im Münchner „Simplizissimus" satirische und mystische Geschichten über Prag zu schreiben und veröffentlichte den viel diskutierten, viel kritisierten Roman „Der Golem". Aber nie hat Gustav Meyrink erfahren, daß ich der erste war, der über ihn geschrieben.

Einer meiner Artikel richtete sich gegen Politiker, die öffentlich den Boykott deutscher und jüdischer Waren predigten, aber bei uns einkauften. Allerdings traten sie nicht durch die Geschäftstür ein, sondern heimlich, durch den Hausflur. Sogar das Tuch für die Tschamara, den verschnürten Salonanzug der Panslawisten, bezogen sie bei uns; um dieses Tuch, einen gewöhnlichen Smokingstoff, zu bekommen, hätten die Boykottprediger wahrlich nicht zum Boykottierten gehen müssen.

Mein Blatt geißelte den Widerspruch zwischen Rede und Handlung, es verglich die Kunden des Hintereingangs mit den Mördern Mrvas, die Klopfzeichen anwandten und mit dem Dolch im Gewande zu ihren Opfern schlichen. Wie der Leser bemerkt, paßt der Vergleich nicht, aber damals bemerkte das kein Leser, denn die Zeitung drang ja aus dem Souterrain des Stehpultes nicht hinaus, und obwohl seit ihrer Gründung ein halbes Jahrhundert vergangen ist, wird sie hier und an dieser Stelle zum erstenmal zitiert. Hätte damals jemand von der Firma „S. Kisch

& Bruder" diese Nummer gelesen, sicherlich wäre sie der Beschlagnahme verfallen und der Hersteller der Druckschrift wegen Geschäftsstörung zur Verantwortung gezogen worden. Schade, daß das nicht geschah, dergestalt hätte ich schon frühzeitig gelernt, daß Pressefreiheit dort aufhört, wo geschäftliche Interessen beginnen.

Als größtes Thema für meine Jugendjournalistik hätte sich eigentlich der Prager Dezember von 1897 darbieten müssen. Das waren wilde Tage. Die deutschen Abgeordneten im Reichsrat, die Tumulte an der Wiener Universität und die Straßendemonstrationen in Graz hatten den Sturz des Ministerpräsidenten Badeni erzwungen und die Zurückziehung seiner slawenfreundlichen Sprachenverordnungen. Daraufhin erhoben sich die Tschechen. Deutsche Gebäude und Geschäfte in Prag wurden gestürmt, ihre Einrichtungen zertrümmert, Firmenschilder und Fensterscheiben eingeschlagen.

„Der Russe ist mit uns. Wer gegen uns ist, den wird der Franzose hinwegfegen", sangen die Prager Demonstranten, und das galt als Hochverrat, denn mit Österreich standen Italien und Deutschland zum Dreibund zusammen, während die Franzosen und Russen bereits der zukünftige Erbfeind der Monarchie waren.

Immer größere Ausmaße nahm die Revolte an, machtlos war die Polizei, machtlos selbst das aufgebotene Militär. Vor den Gewehren der Infanterie wich die Menge nur zurück, um sich in einer anderen Straße zu sammeln und Steine zu schleudern. Gegen die Kavallerie wandten die Demonstranten „Knallfrösche" an, Feuerwerkskörper, die unter den Pferdehufen explodierten; die Pferde scheuten, von einem geschlossenen Vorrücken konnte keine Rede sein.

Unser Haustor war versperrt. Wir gingen nicht zur Schule, überhaupt nicht auf die Straße. In unserer Wohnung wurde keine Lampe angezündet. Trotz Verbots lugten wir Buben aufgeregt und neugierig abends aus dem Fenster. Die vom Wenzelsplatz vertriebenen Demonstranten gruppierten sich immer wieder. Ein Mann mit offenem Mantel rannte in unbeschreiblicher Hast durch die Gasse. Gerade vor unserem Haus hielt er eine Sekunde lang

inne, knöpfte seinen Mantel ab und warf ihn hin. Im Schein der Gaslaterne sah ich sein Gesicht, es war fahl, Augen und Mund aufgerissen. Der Mann lief ins Ledergäßchen, verschwand im Dunkel – nicht mir verschwand er, ich sehe ihn noch heute vor mir.

Eine Minute später klapperten Pferdehufe übers Pflaster, Dragoner. Mit den Säbeln schlugen sie die Scheiben der Schenke neben dem „Täubelhaus" ein, preschten zu Pferd in die Wirtsstube. Dann galoppierten sie weiter. An der Ecke des Ledergäßchens überlegten sie, ob sie in diese Finsternis und Enge hineinreiten sollten. Ein Pferd verwickelte sich mit den Hufen in den weggeworfenen Mantel, der Reiter schenkte dem keine Beachtung. Die Schwadron ritt geradeaus, durch die Schwefelgasse. Wenn die Reiter jenen Mann verfolgten, waren sie auf falscher Fährte. Ich freute mich darüber, ohne zu wissen, warum.

Über alle diese großen Themen berichtete die Zeitung „Zeitung" kein Wort. Die Firma „S. Kisch & Bruder" war eine Woche lang geschlossen und damit auch meine Redaktion und Druckerei.

## WIRKLICH GEDRUCKT

Das vorige Jahrhundert und meine Existenz überschneiden sich, fünfzehn Lebensjahre haben wir beide gemeinsam. Ich sitze längst nicht mehr redigierend, druckend und herausgebend unter dem Stehpult. Nur die Kiste dient mir noch. Sie, die mir Schreibtisch und Absatzgebiet gewesen, ist nun Depot für Manuskripte meiner Poesie und Prosa. Sogar ein Theaterstück enthält sie; für das anderthalbaktige Schauspiel „Die Rathausuhr" sollten nur die Bretter der Kiste die Bretter der Welt bedeuten.

Gerne würde ich meine Werke richtig gedruckt sehen. Aber da steht ein Aber: „Mitarbeit an Zeitungen oder Zeitschriften beziehungsweise Einsendungen, auch wenn sie keine Veröffentlichung zur Folge haben, werden auf das rigoroseste, gegebenenfalls mit Relegierung bestraft." Mit diesen Worten des Amtsstils versucht die „Disziplinarordnung für Schüler der k. k. Mittelschulen" jede Äußerung eines jugendlichen Genies zu ersticken.

„Auf das rigoroseste bestraft . . .", das würde mir unter normalen Umständen keine besondere Angst einflößen, im allgemeinen heißt das einige Stunden Karzer, und die nähme ich gern für Ruhm in Kauf. Relegierung steht ja nur „gegebenenfalls" auf das Verbrechen der versuchten Literatur.

In meinem Fall aber ist es schlimmer. Dreimalige Verurteilung zu Karzer innerhalb eines Schuljahres hat automatisch den Ausschluß aus der Schule zur Folge. Und ich habe gleich zu Beginn des Schuljahrs 1899/1900 das Pech gehabt, zweimal nacheinander in den Karzer gesteckt zu werden.

Der erste Vorfall war eine Prügelei auf dem Schulhof. Gemeinsam saßen mein Gegner und ich die vier Stunden ab, und einer ließ den anderen die Strafarbeit abschreiben, was nicht hinderte, daß die Gegner unversöhnt schieden.

Am zweiten Delikt trug nicht ich die Schuld, sondern

meine Großmutter. Wie oft wurde ich in meinem Berufsleben an diese groteske Episode erinnert, wie oft haben Redakteure, genauso wie damals meine Großmutter und aus ähnlichen Gründen, Tatsachen in meiner Arbeit beanstandet. War ich gegenüber meiner Großmutter im Recht? Urteilt selbst:

Ich war Quartaner, vierzehn Jahre alt, saß zu Hause und lernte Heimatkunde, die Geographie der im „Österreichischen Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder". Ich hatte das Buch vor mir auf dem Tisch, das Kapitel „Herzogtum Salzburg" aufgeschlagen, die Arme aufgestützt, das Kinn in den flachen Händen.

Gestern hatte der Lehrer beim Schüler Kinzl zu prüfen aufgehört, der im Alphabet vor mir kam, morgen konnte ich als erster gerufen werden.

Neben dem Tisch saß Großmutter und strickte. Halblaut las ich: „Das Herzogtum Salzburg hat einen Flächeninhalt von 7153 Quadratkilometern und 192 760 Einwohner." Ich wiederholte: „7153, 7153" und „192 760". Folgendermaßen ging der Text weiter: „Die Bevölkerung auf dem flachen Lande ernährt sich zumeist von Ackerbau und Viehzucht, in manchen Gegenden auch von Salzgewinnung. In den Städten sind Handel und Industrie bedeutend."

Das brauchte nicht intensiv eingeprägt zu werden. War es doch die Eigenschaft aller Kronländer von Österreich, soweit ich sie gelernt hatte, daß Handel und Industrie in den Städten bedeutender waren als auf dem flachen Land, wogegen Ackerbau und Viehzucht niemals in den Städten blühten. Neu war nur die Salzgewinnung. Ich wiederholte mir: „... in manchen Gegenden auch von Salzgewinnung." Dann lernte ich weiter: „Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Deutschen. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ..."

Ein leichtes Brummen ließ sich hören. Eine Fliege? Ich sah keine Fliege. Vielleicht war es mir nur so vorgekommen, als ob etwas gebrummt habe, eine akustische Täuschung. Großmutter saß strickend da. Sicherlich hatte nichts gebrummt, wo sollte denn auch jetzt, im September, eine Fliege herkommen? Ich schaute wieder in mein Buch, um weiterzulernen. Wo war ich denn stehengeblieben?

„Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Deutschen. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ..."

„Mach keine Witze und lern", sagte Großmutter in einem Ton, der Güte und Freundlichkeit war. Verständnislos sah ich sie an, sie aber bemerkte den fragenden Blick nicht, sie strickte.

„... fast ausschließlich aus Deutschen. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg", wiederholte ich.

„Du sollst keine Witze machen und lernen." Kein Groll lag in ihrer Stimme. Es schien nur ein freundlicher Rat zu sein, den sie mir erteilte, eben der Rat, keine Witze zu machen und zu lernen.

„Ich lerne doch, Großmama."

„Gut, gut, mein Kind."

Verärgert über diesen ihren Gleichmut, wiederholte ich den letzten Satz, möglicherweise sogar etwas lauter, als es die Weisheit, daß Salzburg die Hauptstadt von Salzburg ist, erfordert hätte. Vielleicht hätte ich ihn überhaupt nicht wiederholen sollen. Vielleicht habe ich doch einige Schuld an dem Vorfall? Wie dem auch sei, ich will mich heute weder mit Selbstvorwürfen noch mit Verteidigungsreden plagen, beides wäre verspätet. „Urteilt selbst", habe ich oben gesagt.

„Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ..."

Großmutter drohte: „Du wirst ein paar Ohrfeigen kriegen, wenn du nicht aufhörst, Dummheiten zu reden."

Ich trotzig: „Ich rede keine Dummheiten, ich lerne, was hier im Buch steht."

Bestimmt, Gerechtigkeit in jedem Akzent, erklärte sie: „Wenn du lernst, was im Buch steht, werde ich nichts reden."

Da hatte ich sie. Wollen mal sehen, ob sie ihr Wort halten wird, nichts zu reden, wenn ich das lerne, was im Buch steht. „Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzbu ..."

Und schon hatte ich eine Ohrfeige. Wie gesagt, ich war Quartaner. Ein Quartaner läßt sich nicht ohne weiteres ohrfeigen, am allerwenigsten wegen einer wissenschaftlich erwiesenen Tatsache, die er schwarz auf weiß vor sich hat. Ich stampfte mit dem Fuß und schrie. Großmutter aber schrie jetzt auch, ihr Garn war gerissen und ihre Geduld.

Meine Mutter kam ins Zimmer geeilt und gab mir noch eine Ohrfeige. Begründung: „Warum ärgerst du die Großmutter?"

„Ich ärgere sie nicht, ich lerne nur, was im Buch steht, und Großmama behauptet, ich mache Witze."

„Blödheiten redet er, anstatt zu lernen", rief Großmutter in mein Plädoyer.

„... nur was im Buch steht."

„Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg und solchen Unsinn quatscht er."

„Au", machte ich, denn ich hatte eben die zweite Ohrfeige von meiner Mutter bekommen, „da steht doch, daß Salzburg ..."

„Wo steht das?" sagte meine Mutter, hob neuerlich schlagbereit die rechte Hand und lenkte ihre Augen in das Buch.

Dort stand es tatsächlich.

„Mutterl", sagte meine Mutter zu der ihren, „hier steht wirklich, daß ..."

„Was steht dort?"

„... daß Salzburg die Hauptstadt von Salzburg ist."

„Sehr gut!" kreischte Großmutter. „Das ist ja sehr gut!" Sie war ganz außer sich. „Das ist großartig!" So wütend hatte ich sie noch nie gesehen. „So? Steht das dort? Salzburg ist die Hauptstadt von Salzburg, steht dort? Was steht noch dort? Böhmen ist die Hauptstadt von Böhmen, Wien ist die Hauptstadt von Wien – steht das auch dort?"

„Aber, Mutterl, wenn wirklich ..."

„Dann braucht er das nicht zu lernen. Das kann er sowieso. Jungbunzlau ist die Hauptstadt von Jungbunzlau!" Großmutter hatte eine Tochter in Jungbunzlau verheiratet, eine andere in Pilsen und eine dritte in Brünn. Bei dem Wort „Jungbunzlau" erinnerte sie sich wohl, daß sie diese beiden anderen Töchter und meine Mutter, die in Prag war, nicht vernachlässigen dürfe, und schrie, Pilsen sei die Hauptstadt von Pilsen, Brünn die Hauptstadt von Brünn und Prag die Hauptstadt von Prag. Mehr Töchter hatte sie nicht, wir glaubten also, mit diesen Hauptstädten werde es zu Ende sein. Aber es war nicht zu Ende. „Afrika

ist die Hauptstadt von Afrika, Deutschland ist die Hauptstadt von Deutschland – wenn das alles in dem Buch drinsteht, braucht er nicht zu studieren."

Sie sprang auf und packte – die wirtschaftlich sparsame Großmutter! – das Lehrbuch der Heimatkunde und warf es mit Wucht und in großem Bogen aus dem Fenster. „Nicht einen Neukreuzer geb ich für sein Studium her, so wahr ich leb. Italien ist die Hauptstadt von Italien, wirklich, sehr gut!"

Beruhigungsversuche blieben vergeblich. Ein wahrer Paroxysmus hatte Großmutter erfaßt. Vor einer imaginären Landkarte tanzte sie hin und her, sprang von einem Weltteil auf den anderen, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Mit ausgestreckten Armen behauptete sie, Österreich sei die Hauptstadt von Österreich, Amerika die Hauptstadt von Amerika, Berlin die . . .

Es klingelte an der Wohnungstür, wir hörten aus dem Vorzimmer die Stimme der Frau Popper, aber Großmutter war nicht willens oder nicht in der Lage, auf Besuch Rücksicht zu nehmen, sie fuhr fort mit ihren geographischen Feststellungen. „Berlin ist die Hauptstadt von Berlin, Frau Popper ist die Hauptstadt von Frau Popper", schrie sie, und schrie, bis Babitz, der kleine Ort, dem sie entstammte, von ihr zur Hauptstadt von Babitz erklärt worden war.

Tags darauf ging unser Geographielehrer, ein glatter, übertrieben elegant gekleideter Herr, wie immer zu Beginn des Unterrichts, die Bankreihen durch, um zu kontrollieren, ob jeder Lehrbuch und Geographieheft vor sich liegen habe. Auch ich hatte beides auf dem Pult, die Heimatkunde sogar in sauberes blaues Papier eingeschlagen. Leider kam ihm das Buch etwas zu dick vor, er nahm es in die Hand und stellte fest, daß es die französische Grammatik war.

„Hm, hm. Wo haben Sie die Heimatkunde?"

„Ich habe sie vergessen." Unmöglich konnte ich ihm doch sagen, daß meine Großmutter sie gestern aus dem Fenster geworfen habe.

„Nun, das macht nichts", bemerkte er mit seiner gleisnerischen Freundlichkeit und schwang das lange schwarze Band, an dem sein Kneifer befestigt war. „Wenn Sie die

Heimatkunde im Kopf haben, brauchen Sie kein Buch. Kommen Sie heraus."

Wahrscheinlich wäre ich auch gerufen worden, wenn ich mein Lehrbuch besessen hätte, denn die Prüfung hatte ja in der letzten Stunde bei Kinzl, meinem Vorgänger im Alphabet, aufgehört. Jedenfalls aber überstürzte sich infolge des Fenstersturzes der Heimatkunde nun auch der Lauf der Ereignisse.

„Was wissen Sie über das Herzogtum Salzburg?"

Ich begann aufzusagen, sehr laut, sehr schnell. Er wird merken, daß ich über das Herzogtum Salzburg genau unterrichtet bin, und wird mir – so hoffte ich – eine andere Frage stellen. „Das Herzogtum Salzburg hat einen Flächeninhalt von 7153 Quadratkilometern und 192 760 Einwohner. Die Bevölkerung auf dem flachen Land ernährt sich zumeist von Ackerbau und Viehzucht, in manchen Gegenden auch von Salzgewinnung. In den Städten sind Handel und Industrie bedeutend. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Deutschen. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ..."

Ich schaltete eine Pause ein.

„Weiter", forderte mich der Lehrer auf und wirbelte seine Kneiferschnur durch die Luft.

Ich wiederholte den letzten Satz nachdenklich, als ob ich mich an die Fortsetzung erinnern wolle. „Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ..."

„Das haben wir schon zweimal gehört. Daß Salzburg die Hauptstadt von Salzburg ist, ist doch wohl selbstverständlich."

Das war mir zuviel. Meiner Großmutter war gestern der Satz, Salzburg sei die Hauptstadt von Salzburg, so unwahrscheinlich, so unglaubhaft, so unmöglich erschienen, daß sie darüber einen Tobsuchtsanfall bekommen hatte, und jetzt sollte es auf einmal „doch wohl selbstverständlich" sein! „Das ist gar nicht selbstverständlich", schrie ich mit krebsrotem Kopf.

„Wieso ist das nicht selbstverständlich?" fragte der Lehrer und vergaß, so starr war er über meine Frechheit, die Kneiferschnur zu schwingen, „wieso?"

„Fragen Sie die Großmutter!"

Er schleifte mich zum Direktor, der eine Lehrerkonferenz einberief. Die Lehrerkonferenz entschied: fünf Stunden Karzer. Als mir der Direktor dieses Urteil verkündete, fügte er hinzu: „Und was es zu bedeuten hat, wenn Sie sich noch das Geringste zuschulden kommen lassen, wissen Sie."

Ja. Wußte ich. Ich verhielt mich so artig, wie ich konnte. Nach Schulschluß lief ich immer stracks nach Hause, um in keine Konflikte zu kommen. Abends saß ich in unserer Tuchhandlung, dichtend und träumend, hauptsächlich davon träumend, meine Dichtungen gedruckt zu sehen.

Soweit dieser Ehrgeiz seine Erfüllung fand, verdanke ich es der Tatsache, daß ich ein Tuchhändlerssohn war.

Alle Läden der Schwefelgasse handelten mit Material für Herrenkleidung, aber mitnichten standen sie alle auf der gleichen Stufe. Aristokratischen Rang hatten die Tuchhandlungen, denn um ihretwillen kamen die Schneider aus ihren Werkstätten in unsere Straße, die Schneider aus der Provinz nach Prag. Hier befühlten und beäugten und berochen sie den Cheviot, den Kammgarn, den Buckskin, den Homespun und den Palmerston, ja sie behorchten ihn auch, während sie ihn zwischen den Fingern klacken ließen. Manche verlangten die Lieferscheine zu sehen, zum Beweis, daß der vorgelegte Ballen wirklich aus Manchester und nicht aus Reichenberg oder Brünn stamme. Sie studierten den Fabrikpreis des Ballens und dividierten ihn durch die Zahl seiner Ellen (bei englischer Ware: der Yards). Ein Einkauf dauerte mehrere Stunden, oft einen ganzen Tag oder zwei Tage lang.

Der Schneidermeister Orlik zum Beispiel brachte immer seine beiden Söhne mit, „den Emil wegen der Farbe, den Richard wegen des Stoffs". Der Emil hatte nämlich an der Malerakademie studiert, der Richard an der Schneiderakademie. Als Emil später nach Berlin ging, wurde er von zu Hause regelmäßig mit Anzügen beliefert, so daß er dort als der am würdigsten gekleidete Maler galt und bald Professor der Kunstakademie wurde. Aber auch Richard machte seinen Weg, er war nicht nur maßnehmend, sondern auch maßgebend in der Prager Hautevolee. Wenn man zu ihm von seiner Werkstatt sprach, fuhr er ärger-

lich auf: „Eine Werkstatt hat mein Bruder. *Ich* habe ein Atelier!"

Dieses Atelier befand sich im Prachtgebäude der Triester Versicherungsgesellschaft „Assecurazioni Generali", in Prag kurz „Generali" genannt. Während eines Besuchs in Karlsbad füllte der Schneider Orlik den Anmeldeschein lakonisch aus: „Richard Orlik, Generali, Prag". Worauf die Zeitungen veröffentlichten, daß General Richard Orlik aus Prag zum Kuraufenthalt eingetroffen sei. Boshafte Freunde sandten ihm ein Telegramm: „seiner exzellenz general richard orlik karlsbad stop sollen knöpfe auf grauem anzug für kommerzialrat pick einreihig oder doppelreihig genäht werden stop zuschneider wopitschka generalstabschef".

Seither hieß der Schneider Orlik nur General Orlik, und das Witzwort kursierte, der Kriegsminister habe ihm die Bewilligung erteilt, Generalsuniform zu tragen, und zwar über dem linken Unterarm.

Krasse Gegenstücke zu den anspruchsvollen Orliks bildeten die Kunden aus der Provinz. Die Dorfschneider kamen in der Regel frühmorgens im Bauernwagen an und fuhren am nächsten Tag mit dem eingekauften Jahresbedarf wieder heim. Am Abend gingen sie ins Nationaltheater, der Stoff, den sie von dort mitnahmen, schien ihnen fast ebenso wichtig wie der aus unserem Laden. Ich hatte die Aufgabe, unsere Landkundschaft zum Theater zu begleiten und nach der Vorstellung abzuholen – allein hätte sich keiner durch das rasende Großstadtgewirr von Droschken und Fahrrädern gewagt.

Eines Nachts wartete ich vergebens vor dem Theaterausgang an der vereinbarten Stelle, mein Pflegebefohlener kam nicht. Alles Suchen blieb erfolglos, auch die Polizei fand ihn nicht. Am nächsten Tag kam er an, er war bei Ibsens „John Gabriel Borkman" so fest eingeschlafen, daß er erst am Morgen im Theater aufwachte. Ausgeruht und mit geschärftem kritischem Sinn ging er daran, die Modeneuheiten auszuwählen, die seine Kunden zur Kirchweih und zur nächsten Dorfhochzeit tragen sollten.

Bei weitem nicht so langwierig wie die Wahl des Tuchs war der Einkauf des Zubehörs. Damit handelten die klei-

neren Kaufleute unserer Straße, sie führten Lüster, Serge, Inlett und Cloth für Futter und Taschen, Zwirn und Cordonetteseide für Knopflöcher, Steifleinen und Kanevas für den Revers, Roßhaar für die Fassonierung, Watteline für die Schultern, Knöpfe, Schnallen und Ösen für Herrenanzüge.

Welches von diesen Geschäften der Schneider aufsuchen sollte, war ihm gleichgültig, zumeist ließ er sich von seinem alten Geschäftsfreund, dem Tuchhändler, beraten. Deshalb wurde der Tuchhändler von allen „Zubehörern" devot gegrüßt und seinen Kindern Näschereien zugesteckt.

Penible Kunden, die bis in die späten Abendstunden wählten und feilschten, ließen manchmal einer Knopf- oder Futterhandlung sagen, sie möge offenhalten, es werde noch ein Käufer kommen. Der Bote war ich, oft holte ich sogar diese Nebenwaren selbst ein.

Drüben im Haus „Zu den fünf Kronen" – Witzbolde nannten es „Zu zwei Gulden fünfzig", was fünf Kronen der neuen Währung entsprach – hatten die drei alten Schwestern Iserstein ihre Wohnung und ihr Knopfgeschäft. Ihr Untermieter war ein Redakteur, wie die ganze Gasse wußte, denn er versorgte die Schwestern Iserstein mit Freikarten ins „Theater Variété". Der Redakteur war Inseratenagent bei einem in deutschen Familien vielgelesenen Wochenblatt.

Gerne hätte ich diesem Redakteur meine Gedichte vorgelegt, und deshalb führten mich alle Botengänge in Knopfangelegenheiten zu den Isersteins. Sogar Ösen und Schnallen kaufte ich dort, obwohl ich wußte, daß sie das nicht auf Lager hatten und es erst vom Haftelmacher Benedikt Bär holen mußten, der den Isersteins freilich Provision gab.

Kurz vor Weihnachten 1899 hatte ich für einen Schneider aus der Garnison Theresienstadt zehn Gros Infanterieknöpfe und sechs Dutzend Artillerieknöpfe zu besorgen. Ein großer Posten fürwahr, und in seinem Schutz warf ich, so leichthin, wie ich's vermochte, der diensthabenden Iserstein die Frage hin, ob sie dem Herrn Redakteur meine Gedichte zeigen könnte.

Mit einem Paket von zehnmal zwölf Dutzend Infanterieknöpfen und einem halben Gros Artillerieknöpfen ging ich davon, um mit einem Paket „Gedichte von E. Kisch" wiederzukehren. Den vollen Namen „Egon" wagte ich wegen der strengen Schulvorschrift nicht hinzusetzen, und um ein Pseudonym zu wählen, dazu war ich wohl zu stolz auf meine Werke. Ich unterschrieb „E. Kisch" – so konnte ich dort, wo ich wollte, mich der Autorschaft berühmen und sie dort, wo es nötig war, abstreiten.

Bebend vor Erwartung, schlug ich die Weihnachtsnummer auf. Nichts war darin. Am darauffolgenden Sonntag jedoch erschien eines von den Gedichten. Es stand in der unteren Ecke auf der ersten Seite. Wie mußte es dem Redakteur gefallen haben, da er es auf der ersten Seite druckte! Daß der Abdruck mit den zehn Gros Infanterieknöpfen und den sechs Dutzend Artillerieknöpfen in Zusammenhang stehen könnte, fiel mir nicht ein.

Dichter pflegen ihre Vornamen nicht abzukürzen. Deshalb hatte der Redakteur den Punkt nach dem E weggenommen und den Namen ergänzt. „Von Erwin Kisch" stand unter dem Titel des Gedichts. Weiß Gott, wie er darauf kam, ich hatte niemals Erwin geheißen.

Zeitig bin ich am Dienstag nach den Weihnachtsferien, dem ersten Schultag des neuen Jahrhunderts, in der Klasse, um allen Mitschülern unter dem Siegel der Verschwiegenheit meinen Eintritt in die Unsterblichkeit zu zeigen. Einige haben das Gedicht bereits gelesen und trotz des falschen Vornamens die Klaue dessen erkannt, der die Fußballzeitung redigiert.

Es gibt zwei Kategorien von Lehrern: die „anständigen Kerle" und die „gemeinen Hunde". Garzaroni, unser Chemielehrer, gehört unbestritten in die zweite Kategorie. Wir fürchten ihn, wozu sein grauviolett geflecktes Gesicht beträchtlich beiträgt. Eine Säure muß sich einmal racheschäumend gegen seine Wangen und seine Stirn geworfen haben; ob sie auch das Kinn erwischt hat, ist unter seinem Spitzbart nicht zu sehen. Dagegen kann man erkennen, daß sich die aufbrausende Flüssigkeit am Haaransatz festkrallte, denn seine borstigen Haare stehen längs grauvioletten Zacken. So unheimlich wie er selbst ist das Thema

seines Kurses, den er an der Universität abhält: „Feststellung von Vergiftungen am Leichnam der Opfer".

Wir nennen ihn „Karzeroni", er hat sich diesen Spitznamen um manchen von uns verdient. Ich allerdings verdanke meinen letzten Karzer nicht ihm, sondern dem Lehrer der Heimatkunde, aber auch Karzeroni „sitzt mir auf", das heißt: er kann mich nicht leiden, und meine chemische Prüfung ergibt zumeist ein negatives Resultat ohne Rückstand.

An jenem Dienstagmorgen nach meiner literarischen Defloration, während ich noch mit meinen Mitschülern darüber streite, ob mein Gedicht ein Mist oder ein Meisterwerk sei, tritt Karzeroni ins Klassenzimmer, wie immer ein Tablett mit Eprouvetten und Retorten vor sich her tragend.

Kaum hat er das Katheder bestiegen, da ruft er meinen Namen. Das ist auffallend, beunruhigend. Um so auffallender, um so beunruhigender, als Karzeroni in der letzten Stunde keineswegs beim Schüler Kinzl zu prüfen aufgehört hat und ich erst kürzlich geprüft worden bin.

Ganz nah tritt er auf mich zu und schaut mich an wie ein Ungeheuer den armen Zwerg, der in Gefangenschaft geraten ist. Mit einem Ruck stößt er mir eine Eprouvette vor die Nase: „Was ist hier drin?"

Hilfesuchend wende ich mich zur Klasse.

„Drehen Sie sich zum Fenster", sagt Karzeroni. „Was ist in der Eprouvette?"

Gift ist darin, denke ich bei mir, in meinem Leichnam wird man es feststellen. Ich sage nichts. Draußen schneit es.

„Also Sie wissen es nicht." Mit weithin sichtbarem Schwung trägt er ins Klassenbuch ein große Fünf ein. „Nicht genügend!" Dazu sagt er: „Ich habe in der letzten Zeit Gedichte von einem Kisch gelesen. Sind das etwa Sie?"

Alle halten den Atem an. Weiß er? In einer Sekunde muß sich entscheiden, ob die Klasse einen Mitschüler verlieren wird, den linken Außenstürmer der geheimen Fußballmannschaft und Redakteur ihres Sportblattes.

Für mich bedeutet die Frage mehr. Weiß er? Ich bin

blaß. Ich zittere. In einer Sekunde muß sich mein Schicksal entscheiden.

„Nein", antworte ich. Ganz zu verleugnen vermag ich meine Literatur aber nicht und füge hinzu: „Die Gedichte sind von meinem Bruder."

So still ist es im Klassenzimmer, daß man die Schneeflocken fallen hört. Weiß er? Karzeronis nächster Satz kann die schreiende Lüge schreiend als solche brandmarken und die Enthüllung bringen, daß die Wahrheit festgestellt und der Anklagezustand gegen mich erhoben sei.

„Ihr Bruder scheint ja den Grips für die ganze Familie abbekommen zu haben", sagt Karzeroni.

Diese Bemerkung löst die Spannung der Klasse in Gelächter auf, und die Freude, den linken Flügel der Fußballmannschaft nicht zu verlieren, lacht schallend mit. Das ist nicht das Gewieher, in das Schüler beim Witz eines Lehrers auszubrechen pflegen, durch Übertriebenheit ihre Ironie zum Ausdruck bringend; übrigens ist in Karzeronis Stunde selbst ein solches Pflicht- und Parodielachen bisher nie vorgekommen, weil er niemals Witze machte. Es ist dieses Mal zum erstenmal, daß die Schüler in seiner Stunde lachen.

Und – Karzeroni lacht mit, mitgerissen von der unverkennbar echten Wirkung seines Witzes, überwunden von seinem unüberwindlichen Humor. „Ja, ja", stöhnt er in das schon verebbende Lachen hinein, „manchmal findet sich in der gleichen Familie ein gescheiter Mensch und ein kompletter Trottel."

Neuerlich steigt der gelachte Orkan an, wer würde sich nicht über den Hereinfall eines Lehrers freuen, noch dazu eines so verhaßten! Karzeronis grauviolettes Säuregesicht strahlt bis zum gezackten Haaransatz hinauf. Draußen wirbeln die Flocken so dicht, als schüttle sich selbst der Himmel.

Zweieinhalb weitere Jahre hatte ich Karzeroni als Lehrer. In Quarta, in Quinta und in Sexta ließ er mich im ersten Semester durchfallen, und ich mußte deshalb das Abitur auch aus anorganischer und organischer Chemie ablegen, die normalerweise kein Prüfungsgegenstand waren.

Aber ich grolle ihm nicht, denn zweieinhalb Jahre lang ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seinen Humor an mir zu erproben, indem er die jeweilige literarische Leistung des begabten Erwin über den grünen Klee lobte, um den unbegabten Egon herabzusetzen, den „ungleichen Zwilling". Hab Dank, du mein erster Kritiker. Friede deinem Leichnam, Gott schütze ihn vor „Feststellung von Vergiftungen".

Alljährlich vor Schulschluß wurden die Absolventen der Realschule nach ihrem künftigen Lebensberuf befragt. Lächerlicherweise gab es nur sechs Berufe, aus denen man zu wählen hatte: Bauingenieurwesen, Architektur, Maschinenbau, Chemie oder Militärwissenschaft. Für den Kaufmannsberuf prangte im gedruckten Jahresprogramm das stolze Wort „Handelswissenschaft".

Als ich 1902 gefragt wurde, antwortete ich: „Journalistik."

„Ich verbitte mir Ihre albernen Scherze", herrschte mich der Klassenlehrer an.

„Ich will wirklich Journalist werden", sagte ich.

„Natürlich, Sie müssen immer eine Extrawurst haben! So etwas kann ich nicht eintragen." Nach einer Pause des Unwillens: „Das muß ich der Lehrerkonferenz zur Entscheidung vorlegen."

Die Lehrerkonferenz beschloß, daß mein Lebensberuf „Publizistik" zu sein habe.

Vor ein paar Jahren kam mir der alte „Jahresbericht der k. k. Ersten Deutschen Staatsrealschule in Prag" zur Hand, und ich las, wie viele meines Jahrgangs Militärwissenschaft als Beruf angegeben. Sie hatten gehofft, dadurch bei der Matura weniger streng geprüft zu werden – was schadet es einem Leutnant, wenn er die Eigenschaften des Ameisenbären nicht kennt, und was nützt es einem General, wenn er weiß, wann Goethe die „Iphigenie" vollendete. Ernsthaft hatte kaum einer daran gedacht, sich der Militärwissenschaft zu widmen, und erst der Weltkrieg hat alle gleichermaßen, die seinerzeit zukünftigen Militärwissenschaftler ebenso wie die Prätendenten des Ingenieurwesens und der Handelswissenschaft, zu Soldaten gemacht, zu Kriegskrüppeln oder Heldenleichen.

Von den Überlebenden habe ich einige wiedergetroffen. Als ich Sing Sing besuchte, war unter meinen zwei internierten Landsleuten, die Warden Lawes mir vorführte, ein Mitschüler; vor der Matura hatte er angegeben, Chemie studieren zu wollen, aber nachher war daraus Alkoholschmuggel geworden mit Todesschuß gegen einen Polizisten. In Berlin begegnete ich einem, der 1902 die Frage nach der künftigen Profession mit Architektur beantwortet und wirklich von Wolkenkratzern und Akropolen geträumt hatte; statt sie zu bauen, leitet er die Sargfabrik des Beerdigungsinstituts Grieneisen. Einen dritten – Berufsangabe: Maschinenbau – traf ich als „letzten Mann" des Kasinos von Monte Carlo, und er enthüllte mir die Geheimnisse des Roulettes. Ein vierter, mein sommersprossiger Nebensitzer, war zukünftiger „Handelswissenschaftler" gewesen, aber er erfand das abstrakte und schriftlose Plakat und wartet seither im Pariser Café du Dôme auf Aufträge.

Eigentlich war es voreilig von mir, die Tatsache, daß die Realschulleitung nur sechs Berufe zur Auswahl freistellte, als lächerlich zu bezeichnen. Sollen etwa im offiziellen Schulprogramm Berufe wie Alkoholschmuggler, Leichenbestatter, Abortwächter oder Surrealist prangen?

Auch hatte 1902 keiner von den vieren, die ich erwähnt, an solche Zukunft gedacht. Keiner segelte aus nach diesen Häfen, es waren die widrigen Winde der Zeit, durch die sie strandeten.

Bismarck hat einst die Journalisten als Leute abgetan, die ihren Beruf verfehlt haben. Im Falle unserer Schulklasse stimmt es gerade umgekehrt; nur der eine, der Journalistik beziehungsweise die akademischer klingende Publizistik gewählt hatte, hat diesen Beruf nicht verfehlt.

Jedoch nicht gleich nach Absolvierung der Realschule strafte ich Bismarck Lügen. Zuerst inskribierte ich an der Technischen Hochschule. Hätte dort das Studium mit Materialkunde und Technologie samt Exkursionen begonnen, wäre ich vielleicht dabeigeblieben. Es begann mit Integral- und Infinitesimalrechnung (oder wie immer man es ausspricht), und in solchen Fächern stand ich schon als Realschüler kläglich da. So schwänzte ich Collegia. Unser ge-

heimer Fußballklub „Sturm“ war jetzt, da einige seiner Mitglieder zu akademischen Bürgern aufgestiegen waren, ein öffentlicher, registrierter Verein und gab mir viel zu tun. Immerhin blieb mir Zeit, mich in der Literarischen Sektion des Studentenverbandes „Lesehalle“ zu betätigen und – was, reicht denn mein Leben bis ins Mittelalter zurück! – drei Duelle, eines auf Pistolen und zwei auf Säbel, auszutragen, an die ich mich nur erinnere, wenn ich im Spiegel meine abgeschlagene und schlecht angenähte Nasenspitze erblicke.

Nach einem Jahr des Nichtstudiums trat ich meinen Militärdienst an; doch nicht den papageigrünen Einundneunzigern wurde ich zugeteilt, zu denen ich von Kindheit an gewollt, sondern den milchgrauen Elfern, einer in Prag garnisonierenden Truppe, die Wallenstein im Dreißigjährigen Krieg aus den Insassen der böhmischen und mährischen Zuchthäuser formiert hatte. Jetzt hieß sie „k. u. k. Infanterieregiment Johann Georg Prinz von Sachsen Nr. 11“, ein langatmiger schwieriger Name, den sich die Böhmerwäldner Holzfällerburschen nur in der Form „Hans Sachs Nummer elf“ merken konnten.

Ein neunzehnjähriger unbekümmerter Studiosus, der sich literarisch betätigt und Ehrenhändel ausgefochten hatte, machte ich mich auf Kasernenhofhumor gefaßt. Bald aber lernte ich, daß man beim Militär unbekümmerte Studiosi, und insbesondere solche, die sich literarisch betätigt und Ehrenhändel ausgefochten hatten, durchaus nicht leiden mochte und daß man in Kasernenhöfen jedes Humors, einschließlich des Kasernenhofhumors, bar war.

Wer eine Strafe entgegenzunehmen, wer eine Strafe anzutreten oder wer eine Strafe verbüßt hatte, wurde zum Tagesrapport befohlen und hatte an dessen linkem Flügel strammzustehen. Wie in den vorhergegangenen Jahren beim Fußballspiel und in den nachfolgenden Jahren anderer Betätigungen, stand ich auch hier am linken Flügel. Und wurde verurteilt, zu vierzehn oder zu einundzwanzig Tagen verschärften Arrests, je nachdem. Nach dem Dienst führte mich der Korporal vom Tage in das Arrestgebäude an der Ecke des Kasernenhofs. Dort habe ich von den dreihundertfünfundsechzig Abenden und Nächten meines

Dienstjahrs nicht weniger als hundertsiebenundvierzig verbracht, die Sonn- und Feiertage ganz. Dieses mein erstes Gefängnis war kein fideles. Dunkel die Einzelzelle, ungehobelt die Pritsche, ungenießbar das Essen, schmutzig das Trinkgerät, durchlöchert die Waschschüssel, gefährlich die Latrine.

Theoretisch war ich infolge meiner Schulbildung ein Offiziersanwärter, und wenn ich auch praktisch wegen meiner Strafen diese Anwartschaft verloren hatte, galt für mich noch immer eine Reihe ebenso ehrender wie peinlicher Vorschriften. So durfte ich die Zelle nicht mit gewöhnlichen Mannschaftspersonen teilen und saß deshalb in Einzelhaft. So durfte ich – damit niemand einen künftigen Offizier als Häftling sähe – nicht an dem morgendlichen Ringelspaziergang im Hof teilnehmen, sondern mußte im finsteren Staub bleiben. So durfte ich mich nicht an der Reinigung des Hauses beteiligen wie die Häftlinge aus dem Mannschaftsstand, die sich, Bürste, Eimer und Lappen in Händen, auf den Korridoren und in der Wachstube unterhalten konnten, sogar abends und nachts. Von solch entwürdigenden Arbeiten befreit, sollte ich allein in meinem dunklen Loch stecken.

Zum Glück lag das Arrestgebäude so, daß der davorstehende Posten das Herannahen des Inspektionsoffiziers von ferne sehen und den Wachkorporal rechtzeitig benachrichtigen konnte. Darum riskierte es dieser gegen ein Trinkgeld, den Nobelhäftling Licht und Leben der Wachstube atmen und die Gemeinschaft mit den anderen Arrestanten genießen zu lassen, bis lange über die Mitternachtsstunde hinaus.

Unter den Häftlingen gab es Kriminelle, die erst nach Verbüßung von Zivilstrafen zum Militärdienst eingezogen worden waren und nun als Soldaten neuerdings Eigentumsdelikte begangen hatten. Andere saßen Disziplinarstrafen wegen Wirtshausraufereien und Gewalttätigkeiten ab oder weil sie, um der Liebe und des Suffs willen, eine ordnungswidrige Entfernung aus dem Kasernenbereich dem ordnungsmäßigen Verbleiben im Kasernenbereich vorgezogen hatten.

Neugierig und fasziniert hörte ich die Gespräche aus

Regionen, von denen ich bisher nur in der Zeitung gelesen. Meine Mitgefangenen erklärten einander verschiedenartige Praktiken beim Gebrauch des Dietrichs, sie unterhielten sich über Leben und Treiben in den Spelunken, über ein Zuhälterkonsortium und den Handel mit Jungfrauenschaft und über die Möglichkeit von Fluchtversuchen aus Inquisitionsspital und Garnisonsgericht. Das war eine andere Welt als die, in der ich bisher gelebt, da gab's manches zu lernen, manches zu verlernen. Ich, der ich nicht einmal mit einem meiner Brüder aus der gleichen Kaffeetasse getrunken hätte, trank jetzt aus der Schnapsflasche, die reihum ging. Ich sog an dem gemeinsamen Zigarrenstummel. Ich ließ mich tätowieren, um zu beweisen, daß ich mich weder fürchte noch ekle vor der rostigen Nadel und dem schmutzigen Lappen, mit dem das ausströmende Blut und die einströmende Farbe auf der durchlöcherten Haut verrieben wurden.

Morgens wurde ich aus meiner Zelle zur Einjährigenkompanie hinübergeführt und machte Dienst wie meine Kollegen, die die Nacht fern von Pritsche, Arrestanten und Tätowierung zugebracht und in ihren Betten berechtigterweise davon geträumt hatten, in Kürze Reservefähnriche oder Reserveleutnants zu werden. Ich war via facti von solcher Zukunft ausgeschlossen. Alsbald bekam ich es auch schriftlich.

Das geschah im Unterricht Militärgeschäftsstil, einer ganzen Wissenschaft über Zusammenfalten des Papierbogens, über Respektdistanz von vier beziehungsweise sechs Fingern Breite, über Anredefloskeln und dergleichen. Wir hatten als Prüfungsarbeit ein Gesuch abzufassen, mit dem wir uns dereinst, nach allfälliger Erlangung einer geachteten Existenz, um den Rang eines Reserve-Offiziersstellvertreters bewerben konnten.

Auf feinstem Ministerpapier, mit reichlicher Anwendung von Kalligraphie und Geometrie berief ich mich in der utopischen Eingabe auf einen utopischen Beruf: „Diensthöflichst Unterfertigter, Redaktionsmitglied der Tageszeitung ‚Die Zeit', mit einem Monatsgehalt von zweihundert Kronen österreichischer Währung, stellt hiermit alleruntertänigst das Ansuchen ..."

Unser Lehrer, der siebzigjährige Hauptmann-Truppenrechnungsführer Bjehauneck, strich das Gesuch durch und schrieb darunter: „Kann infolge krasser Unkenntnis des Militärgeschäftsstils niemals einer Zulassung zum Ehrenkleide des Offiziers gewürdigt werden, kann aber gleichermaßen ebensowenig Redaktionsmitglied einer Tageszeitung sein, sintemalen jedes Mitglied einer P. T. Drukkerei ein derartiges Manuskript, wie es das vorliegende darstellt, dem Schreiber um die Ohren hauen würde."

Wie mag sich wohl der Lehrer des Militärgeschäftsstils ein Zeitungsmanuskript vorgestellt haben?

Am Abend, wenn die Luft rein, das heißt, wenn ein Auftauchen des Inspektionsoffiziers nicht mehr zu befürchten war, konnte ich meine Einzelzelle verlassen, wenn auch nicht das Arrestgebäude. Mein Weg endete in der Wachstube, wo sich die Häftlinge aus den Zellen zusammenfanden, um nach einem zwischen Mauer, Holz und Eisen verbrachten Tag Menschen zu sehen und zu hören, zu erzählen und Karten zu spielen.

Mit dem Lithographen der Regimentskanzlei, einem Gefreiten, der als Arrestant eingeliefert wurde, kam ein neuer Ton in die Bude. Er schimpfte auf das „alte Rüsselschwein", das „wegen so einer Lappalie" die Strafanzeige erstattet habe.

Unter „so einer Lappalie" verstand der neue Arrestant die Tatsache, daß er in dem von ihm lithographierten Regimentskommandobefehl eigenmächtig einen Korporal zum Feldwebel gemacht hatte. „Dabei wäre mein Freund, den ich da ernannt habe", sagte er, „ein zehnmal besserer Feldwebel als alle, die der Oberst ernennt, dieses alte Rüsselschwein."

Der Lithograph tobte nicht nur über die Ungerechtigkeit, sondern auch über den Undank des Obersten: „Dabei habe ich diesem Rüsselschwein soviel Gefälligkeiten erwiesen."

„*Du* hast dem Obersten Gefälligkeiten erwiesen?"

„Seine Wohnung hab ich ausgemalt, Tischkarten gezeichnet und seiner Frau die Photographie ihres Vaters vergrößert. Die hängt jetzt gerahmt im Schlafzimmer, und ich sitze hier im Arrest – eine schöne Pietät! Wenn ich aber wieder in Zivil bin, werde ich ihm das schon einsalzen, diesem Rüsselschwein."

Die Arrestanten freuten sich über diese Ausbrüche, denn es war ein Vorgesetzter, der da beschimpft oder bedroht wurde. Ich hatte ihn einmal bei unserer Vereidigung gesehen. Ein anderes Mal war er, als ich im Kasernentor

Wache schob, mit einem verächtlichen Blick vorbeigeschritten, ohne mir und meinem präsentierten Gewehr zu danken. War ich doch nur ein Einjährig-Freiwilliger, und ein solcher stand für die Berufsoffiziere auf der niedrigsten Stufe der Zoologie.

Wie wir in der ersten Instruktionsstunde gelernt, hatte unser Oberst von der Pike auf gedient. Unter Feldmarschall Radetzky hatte der damals achtzehnjährige Korporal Ferdinand Knopp in der krainischen Stadt Unterhausen mit seiner Korporalschaft eine italienische Kavallerie-Patrouille zusammengeschossen. Dafür war ihm die Kaiser-Ferdinand-Medaille verliehen worden, zwar nicht die höchste, aber bei weitem die größte Auszeichnung. Wegen dieser Größe – etwa der eines Topfdeckels – wurde sie später nicht mehr verliehen. Als Ferdinand Knopp den Adel und den Namen jenes Schlachtenorts als Prädikat bekam, lag die Heldentat fast vierzig Jahre zurück, und er war bereits Oberst. Ein Oberst Knopp von Unterhausen kann von seinen Soldaten gar nicht anders genannt werden als der „oberste Knopf von Unterhosen".

Er war grotesk genug. Schmückte ihn schon als einzigen der außer Kurs gesetzte Orden, die Kochtopfdeckelmedaille, so war auch die ganze Uniform anachronistisch. Die niedrige Kappe trug er nach der Adjustierungsvorschrift von anno Radetzky, dergestalt, daß sie einerseits die Augenbrauen verdeckte und andererseits unmittelbar an der Schädeldecke aufhörte. Unter dieser Kappe sah der Kopf wie skalpiert aus. Dazu kam, daß der Oberst überwältigend dick und vollkommen halslos war. Auf Treppenstufen stieg sein Kinn bis zur Brust hinab, und die Brust setzte sich ohne Übergang bis zum Bauch fort, dessen Umfang kein oberster Knopf von Unterhosen auch nur um einen Millimeter zu vermindern vermochte. Am auffallendsten aber war seine Nase, eigentlich nicht die Nase selbst, denn diese sah man nicht unter der faustgroßen schwabbelnden Wucherung, hinter der sie in Deckung lag. Sie bestand aus lauter rötlich violetten Beeren, und so war der Ausdruck Rüsselschwein, den unser neuer Mithäftling immerfort durch die Zähne zischte keineswegs präzis.

Dieser unser neuer Mithäftling wurde nicht müde, auf das Rüsselschwein zu schimpfen, während er Karten spielte oder die Kunst des Tätowierens ausübte. In dieser Kunst war er bemerkenswert. Mit schnellem Bleistift warf er zuerst Zeichnungen aufs Papier, einen Adler, ein Paar gekreuzter Hanteln, eine Jungfrau mit realistischen Details, eine sich ringelnde und züngelnde Schlange, Inschriften, Embleme und hinweisende Pfeile zu einem oder dem anderen Körperteil. Das von der Kundschaft ausgewählte Muster stach er mit einer Schusterahle in die Haut, als Farbe benützte er die kaum noch flüssige Tinte aus der Wachstube. Das Blut, das aus den Stichwunden spritzte, die Tinte, soweit sie nicht in diese Wunden sickerte, und den Schweiß, der aus den Poren drang, wischte er in kurzen Intervallen mit einem unbeschreiblichen Schmutzlappen ab.

Wir Häftlinge umstanden den Meister und seine lebendigen Staffeleien und machten Bemerkungen zu jeder Linie, die vor unseren Augen entstand. Er war ein Graphiker von hohen Graden. Mich allerdings ekelte der von Schmutz, Blut und Tinte starrende Lappen. Ob ich mich schüttelte, weiß ich nicht, aber einer aus der Zuschauerschar rief: „Schaut den Einjährigen an, wie der zittert!" Ob ich blaß war, weiß ich nicht, aber ein anderer aus der Zuschauerschar fügte hinzu: „Wie blaß der ist, der Einjährige."

Alle wandten sich von dem entstehenden Kunstwerk ab und mir zu, höhnisch, mitleidig, überlegen. Ich mußte etwas tun zur Rettung meiner Ehre, der Ehre des Einjährigenstandes und der Ehre aller Intellektuellen überhaupt. „Blödsinn", sagte ich, „ich zittere gar nicht und bin auch nicht blaß. Ich laß mich gleich selber tätowieren."

Teils Beifall, teils Zweifel. „Große Schnauze. Werden sehen, ob er Mut dazu hat."

Ein Soldat, der sich gerade tätowieren ließ, rief selbstbewußt herüber: „Bis zum Schluß hält's der gewiß nicht aus. Es tut verdammt weh."

„Dafür hast du's für ewig", sagte ein anderer.

„Wollen Sie sich wirklich tätowieren lassen?" fragte

mich der Lithograph. „Natürlich – ich hab's doch schon gesagt", mußte ich antworten. „Gut."

Er schlug mir vor, einen ziselierten Ring auf meinen linken Mittelfinger oder ein Uhrenarmband auf mein Handgelenk zu tätowieren. Ich wollte aber nichts so allgemein Sichtbares.

„Gut, ich setz Ihnen was auf die Brust", sagte er, „... oder, noch besser: auf den Rücken." Bei diesem Nachsatz schien ein infernalischer Einfall in seinem Blick aufzuleuchten. Weil aber auf dem Rücken wirklich kein Unbefugter die Tätowierung sehen kann, erklärte ich mich einverstanden. Wir einigten uns auf ein harmloses Stillleben.

Und er begann seine Arbeit an mir. Nicht oben bei Schulter und Schlüsselbein fing er an, sondern tiefer, was mich wunderte.

„Damit man es auch dann nicht sieht, wenn Sie Schwimmhosen anhaben."

„Für einen Grund ist es ein Grund", sagte ich und gab mich zufrieden.

Es schmerzte. Es schmerzte jeder Stich. Ich biß die Zähne zusammen und wiederholte mir: dafür hast du's für ewig. Schlimmer als die Stiche war es, wenn der schmutztriefende Lappen meine Wunden rieb. Jedoch auch meinen Ekel ließ ich mir nicht anmerken, denn das ganze Korps der Arrestanten umstand uns.

„Lassen Sie die Hosen etwas hinunter", sagte der Meister.

„Warum?"

„Ich habe die Früchte gezeichnet, und jetzt kommt die Schüssel, in der sie liegen."

Die Zuschauer lachten. Ich verstand nicht, was an einem Stilleben so lächerlich sein konnte.

„Ach, der Apfel ist so gut gelungen, direkt zum Hineinbeißen", und von neuem lachte der ganze Chor.

„Noch etwas tiefer die Hosen", verfügte der Meister.

„Warum?"

„Weil die Weintrauben über den Rand der Fruchtschüssel hängen."

„*So* tief?"

„Ich hab nämlich die Schüssel zu breit angelegt. Deshalb muß ich mehr Obst nehmen und die Trauben überhängen lassen."

Ich schob die Hose bis zu den Knien hinab, spürte, wie kalte Nadel und warmer Wischer arbeiteten, und hörte, wie bald der, bald jener aus der Zuschauerschaft losprustete und schließlich alle grölten.

Endlich war's zu Ende, ich zog das Hemd an, blieb noch eine Anstandspause lang in der Wachstube und ging dann in meine Einzelzelle hinauf. An Schlaf war nicht zu denken, es schmerzte bestialisch, ich konnte weder liegen noch sitzen. Meine Achseldrüsen schwollen an, ich fieberte. Dafür hast du's für ewig, versuchte ich mich zu trösten.

Am Morgen mußte ich mich zur Marodenvisite melden. Im Sanitätszimmer der Kaserne versah Oberarzt Doktor Böhm den Dienst, ein alter Bummelkumpan. Er erzählte mir, heute nacht hätten sich die Mädchen aus dem Café Mikado erkundigt, wann ich denn wiederkäme. Dann fragte er mich, was mir fehle.

„Recht geschieht dir!" lachte er, als er es erfuhr, „jetzt wirst du mindestens eine Woche lang verfluchte Schmerzen haben. Und wenn du Alkohol trinkst, noch verfluchtere. Na, zeig mal her." Ich zeigte her.

„Sie Schweinehund!" donnerte Oberarzt Böhm aus heiterem Himmel. „Sie Schweinehund!", wobei das Wort „Schweinehund" bei weitem nicht so schlimm war wie das Wörtchen „Sie", weil es dienstlich war.

„Feldwebel!" rief er ins Nebenzimmer, „schreiben Sie sofort eine Strafanzeige gegen den Einjährig-Freiwilligen Kisch."

Betroffen, verständnislos wagte ich einzuwenden, eben habe doch Herr Oberarzt darüber gelacht, weil ich tätowiert wurde.

„Halten Sie mich für einen Trottel? Haben Sie geglaubt, ich werde nicht erkennen, was die Tätowierung vorstellt? Soll ich vielleicht Ihretwegen meine militärische Laufbahn ruinieren, mich zu Ihrem Mitschuldigen machen an einem Verbrechen im Sinne des Militärstrafgesetzes?!"

Vergeblich beteuerte ich, daß ich keine Ahnung habe, was hinter meinem Rücken geschehen sei, Oberarzt Dok-

tor Böhm diktierte die Strafanzeige, und so erfuhr ich, wessen ich beschuldigt wurde.

Der Lithograph, dieser Schurke! Jetzt verstand ich, welche Idee ihn durchzuckt hatte, als er vorschlug, mir die Tätowierung auf den Rücken zu setzen – dort wollte er seine Rache ungestört befriedigen. Seine Rache an unserem Obersten. Statt des vereinbarten Stillebens hatte er mir hinterlistig und hinterrücks die bösartigste Karikatur, nämlich das Porträt des Obersten eingestochen: den durch die Kappe abgeschnittenen Schädel, den halslosen dicken Körper mit der Kochtopfdeckelmedaille und die wabbelnde, aus rotvioletten Beeren bestehende Nase.

Das alles wäre noch kein Verbrechen im Sinne des Militärstrafgesetzes gewesen. Das Verbrechen im Sinne des Militärstrafgesetzes bestand darin, daß das Porträt verkehrt gemalt war. Der Kopf war auf den Kopf gestellt, und aus dem Mund hing übertrieben lang die Zunge heraus über Hügel und Tal, wo sie im Dunkel verschwand. Diese Zunge also war die „überhängende Weintraube" gewesen, um derentwillen ich meine Hose hinunterlassen gemußt. Deshalb hatten die Kunstbetrachter so dröhnend gelacht, deshalb hatte sich Oberarzt Doktor Böhm vor Mitschuld an einem Verbrechen im Sinne des Militärstrafgesetzes gefürchtet und Anzeige gegen mich erstattet. Subordinationsverletzung, Verhöhnung eines hohen Vorgesetzten, des Regimentskommandeurs, wenn nicht gar Meuterei.

Schon am Nachmittag wurde ich ins Justizzimmer der Kaserne geführt. Die Kommission zur Feststellung des Sachverhalts bestand aus drei Offizieren. Der eine, Leutnant meiner Kompanie, war ein junger und sympathischer Mensch, leider aber auch aufrichtig und naiv. Kaum hatte er einen Blick auf meine Tätowierung geworfen, rief er aus, sie stelle unverkennbar den Herrn Obersten dar, unverkennbar. Sogar das Bild Kaiser Ferdinands auf der Kriegsmedaille sei absolut ähnlich. Nachdem er solcherart sein Gutachten wahrheitsgetreu abgegeben hatte, trat er befriedigt beiseite.

Nun besichtigte mich das nächste Kommissionsmitglied, der Jurist, ein Hauptmannauditor. Das war ein schlauer

Mann, denn er hütete sich, in einer abstoßenden Karikatur eine Ähnlichkeit mit seinem Vorgesetzten zu erkennen. „Überhaupt keine Ähnlichkeit", sagte er, „es wäre eine Beleidigung des Herrn Obersten, so etwas zu behaupten."

Der Leutnant, der eben so etwas behauptet hatte, wurde leichenblaß.

„Und in diesem albernen Gesicht auf der Medaille das weise Antlitz Sr. Majestät weiland Kaiser Ferdinands erkennen zu wollen ist geradezu ein Crimen lasae majestatis."

Angstschlotternd hörte solches der arme Leutnant. Er merkte nicht die Ironie, mit der der Auditor vom weisen Antlitz Kaiser Ferdinands sprach; Kaiser Ferdinand war notorisch schwachsinnig gewesen und hatte demgemäß genauso ausgesehen wie auf dem tätowierten Abbild der Medaille.

Der Major, welcher als dritter zur Abgabe des Gutachtens schritt, war von Natur aus vielleicht nicht sehr schlau. So schlau aber war er doch, um zu begreifen, warum der Auditor die Ähnlichkeit zwischen Original und Konterfei bestritten hatte. Bevor er noch seinen Kneifer aufsetzte, stellte er bereits fest: „Keine Spur von Ähnlichkeit. Es ist eine Frechheit, eine Insubordination, hier von Ähnlichkeit zu sprechen."

Der Leutnant stand an der Wand wie vor einem Hinrichtungspeloton.

„Diese Fresse da", rief der Major aus, „diese scheußliche Fresse mit unserem Herrn Obersten zu vergleichen! Unerhört! Unser Herr Oberst ist doch ein stattlicher Mann, ein schöner Mensch." Und weil dem Sprecher diese Lüge selbst etwas zu dick aufgetragen schien, spiegelte er vor, seine Erkenntnis aus der näheren, aus der nächsten Betrachtung zu schöpfen. Er beugte sich so tief gegen die Tätowierung vor, daß ich seinen Atem spürte. „Unser Herr Oberst . . .", begann er wieder.

Da öffnete sich die Tür sperrangelweit, und in ihr erschien kein Geringerer als das Modell des eben diskutierten Stichs. Breit und mächtig trat Oberst Knopp von Unterhausen ein. Seine Augen blitzten durch das Mützenschild hindurch. Alles sprang in Positur, jedoch der Oberst

nahm sich kaum Zeit, zu danken. „Wo ist der Kerl mit der Tätowierung?" fragte er.

„Herr Oberst", sagte der Major, „darf ich gehorsamst bemerken, daß überhaupt keine Ähnlichkeit besteht. Nur böser Wille oder Dummheit ..."

Der Oberst winkte ihm ab. „Wo dieser Kerl ist, will ich wissen."

Dieser Kerl stand marmorn da, männliches Gegenstück zur Venus von Milo. Aber statt des Kleides, das sie hochzuraffen versucht, versuchte er das mit den herabgelassenen Hosen.

„Kehrt euch", kommandierte der Oberst, und in dem Augenblick, da meine Wendung vollzogen war, brauste es wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall durch den Kasernenbereich: „Das bin ich! Auf Ehrenwort, das bin ich! So eine Schweinerei!"

Lange Pause. Nur das Schnaufen eines verwundeten Tigers war zu hören, ein Fauchen von Wut und Schmerz. Dann legte er los gegen den ungeheuerlichen Vorwurf der Zeichnung.

„Ich habe unter Sr. Exzellenz Feldmarschall Graf von Radetzky gedient", begann er mit Stolz und Pathos, um im gleichen Satz mit Stolz und Pathos hinzuzufügen, daß er an Sr. Exzellenz Feldmarschall Graf von Radetzky niemals das ausgeübt, wessen ihn die Zeichnung zeihe.

„Ich habe unter Sr. Exzellenz dem Generalstabschef Freiherr von Benedek gedient", fuhr der Oberst fort und versicherte, er habe diesen auch nicht ... So ließ er seine Vorgesetzten Revue passieren, streng nach dem Rang einen nach dem andern, bis er zur Konklusion kam: „Und ich werde auch einen Einjäh ..."

Mitten im Wort stockte er. Der Gedanke, sich mit einem Einjährig-Freiwilligen irgendwie in Zusammenhang zu bringen, war für ihn so ekelerregend, daß seine Stimme sich wehrte. Aber er begann von neuem: „Und ich werde auch einen Einjährig-Freiwilligen nicht am A ..."

Damit war das Wort zu Ende, der Satz und die Lebenskraft des Obersten. Er fiel um und japste nur: „A ... A ..."

Alle stürzten auf ihn zu, alle riefen nach dem Regimentsarzt, nach Ordonnanzen, die einen Arzt suchen sollten, Eis aus der Offiziersmesse holen und ein Kissen.

Ich wollte auch etwas holen, aber der Hauptmannauditor, der noch vor wenigen Minuten ein für mich günstiges Gutachten abgegeben hatte und nun von seinen Bemühungen um den vom Herzschlag getroffenen Obersten ausgefüllt schien, ließ mich nicht aus den Augen. Scharf befahl er: „Sie bleiben hier!"

Jetzt sah nämlich mein Fall ganz anders aus. Der Oberst hatte entschieden, daß die Karikatur ihn vorstelle, und nach einem Blick auf den röchelnd Daliegenden konnte kein Zweifel bestehen, daß zu den Verbrechen, deren ich beschuldigt war, alsbald der Vermerk hinzukommen werde: „Mit tödlichem Ausgang."

In das Sanitätsgebäude am Westflügel der Kaserne wurde der sterbende Oberst transportiert, in das Arrestgebäude am Ostflügel der Einjährig-Freiwillige, dem sein todbringender Zorn gegolten. Der Oberst entschlief am selben Abend, versehen mit den Tröstungen des Regimentsgeistlichen; der Einjährig-Freiwillige, der jeder Tröstung ermangelte, konnte nicht entschlafen. Zum Takt der Worte „mit tödlichem Ausgang" ging ich in meiner Zelle auf und ab.

Nach dem Tätowierer, dem Lithographen, hatte die Justizabteilung bereits gesucht, aber er war schon am Morgen zu einer höheren Instanz eskortiert worden. Sein Delikt war Urkundenfälschung, nicht etwa, weil die Tätowierung den Obersten fälschlich einer erniedrigenden Tätigkeit bezichtigte, sondern wegen der eigenmächtig vorgenommenen Ernennung eines Korporals zum Feldwebel.

Des Lithographen Nachfolger trat das Amt mit der Vervielfältigung einer Einladungskarte an: „Wer von den Herren Offizieren das tiefe Herzensbedürfnis fühlt, unseres teuren Verblichenen im engen Kameradschaftskreise zu gedenken, wird hiermit zu der übermorgen (Dienstag) um sechs Uhr nachmittags in der Offiziersmesse stattfindenden Gedenkfeier für Herrn Oberst Knopp von Unterhausen höflichst eingeladen." Für jene aber, die allenfalls das tiefe Herzensbedürfnis nicht fühlen sollten,

trug die höfliche Einladung den Vermerk: „Ausreden werden nicht entgegengenommen!"

Der Einjährig-Freiwillige Kysela, der im Zivilberuf Maler war, bekam den Auftrag, für diese Feier den dahingeschiedenen Obersten in Lebensgröße zu porträtieren.

„Ich habe den Herrn Oberst nie gesehen", sagte Kysela. „Bei unserer Eidesleistung stand ich ganz hinten in der sechzehnten Kompanie, im zweiten Glied. Ich habe keine Ahnung, wie er ausgesehen hat."

Er verlangte eine Photographie, aber es gab keine. Wer ein Rhinophym im Gesicht trägt, läßt sich nicht gerne photographieren.

Dem Regimentsadjutanten blieb nichts übrig, als Kysela auf meine Tätowierung hinzuweisen. Ich wurde ins Wachzimmer gerufen, dorthin, wo die Skizze zu dem künftigen Porträt vorgestern abend entstanden war.

„O weh", rief Kysela mit gespieltem Entsetzen aus, als er die Tätowierung sah, „die Graphik ist ja verkehrt gehängt. Wie soll ich sie da abzeichnen?"

Der Adjutant befahl mir, mich bäuchlings auf den Tisch zu legen, aber Kysela sagte, das sei nichts. Höchstens, wenn ich Handstand machen würde, wäre es möglich, die Skizze zu kopieren. Aber eine Stunde lang kann niemand auf den Händen stehen.

„Ließe sich nicht durch Spiegelreflex das Bild in die gewünschte Lage bringen?" fragte der Adjutant.

Davon verstehe er nichts, antwortete Kysela, nur in seinem Atelier könnte er eine Kopie in Farben machen.

So mußte man mir trotz des Verdachts, ein militärstrafrechtliches Verbrechen mit tödlichem Ausgang begangen zu haben, der Mörder des Regimentskommandeurs oder zumindest der Schuldtragende an seinem Tode zu sein, so mußte man mir, sage ich, das Verlassen der Kerkerzelle, ja des Kasernenbereichs gestatten. Ich bekam einen Urlaubsschein für vierundzwanzig Stunden!

Das waren vierundzwanzig Stunden! Normalerweise durfte sich kein Soldat nach dem Zapfenstreich auf der Straße oder in einem Lokal sehen lassen, es sei denn, daß er „Überzeit" hatte, Ausgangserlaubnis bis zu einer bestimmten Stunde. Kysela aber und ich waren unbeschränkt.

Der Warnung zum Trotz, daß Alkohol den Tätowierungsschmerz verschlimmere, trank ich in mich hinein, was das Zeug hielt. Zum Kranksein würde ich im Arrest genug Zeit und Muße haben.

Als wir am Morgen dem Hause zutorkelten, in dem Kysela sein Atelier hatte, erschraken wir. Vor dem Haustor standen zwei Soldaten. Verhaftung? Bewachung? Keines von beiden. Der Regimentsadjutant hatte gestern die Uniform des verstorbenen Obersten geschickt, damit der Maler sie für das Gemälde verwerte, und die beiden Soldaten sollten sie persönlich übergeben. Da Kysela nicht zu Hause war, hatten sie die ganze Nacht gewartet.

Auf diese Weise wurde Kysela daran erinnert, daß er noch heute ein lebensgroßes Porträt zu malen habe. Die Uniform war wenigstens etwas; Kysela konnte sie abmalen. Für das Porträt des Waffenrocks verbrauchte er drei Tuben Preußischblau. Mindestens eine Tube mehr wäre erforderlich gewesen, hätte Kysela nicht den großen Kreis für die Medaille ausgespart, in den er Messingfarbe auftrug. Solchermaßen füllte der Rumpf bereits drei Viertel der Leinwand aus. Vorteilhaft war auch die Kappe, denn sie verdeckte fast das ganze Gesicht, das der Maler nicht kannte.

Für das Gesicht hatte Kysela nur meine Tätowierung als Vorbild. Aber so frech er sonst war, er wagte es nicht, ihre krasse Realität in Öl und Lebensgröße zu übertragen. Nur ganz leicht deutete Kysela das Rotviolett der Nase an, und so war das Gemälde auf seiner Leinwand bei weitem nicht so lebenswahr wie die Graphik auf meiner Haut.

Noch frisch und feucht wurde das Bild in die Kaserne gebracht, und damit war der Urlaub zu Ende. Ich kehrte in meine Zelle zurück, meldete mich mit hohem Fieber krank und bekam Diät vorgeschrieben.

In Gold gerahmt und im Offizierskasino aufgehängt, fand das Ölgemälde bei der Trauerfeier gebührend Bewunderung. Die Witwe des Obersten ließ den Künstler rufen.

„Das Bild ist ausgezeichnet. Sie haben meinen Mann sicherlich sehr gut gekannt", sagte sie huldvoll zu ihm.

Kysela entgegnete, er habe den Herrn Oberst nie gesehen.

„Nie gesehen? Wie konnten Sie ihn dann so ähnlich malen? Es gibt ja kein Photo von ihm."

Kysela erwiderte, er habe es von einer Tätowierung abgezeichnet.

„Was? Von einer Tätowierung? Wer hat sich denn ein Porträt meines Mannes tätowieren lassen?"

Kysela antwortete, ein Einjährig-Freiwilliger namens Kisch.

„Ach, ist das rührend!" Die Frau Oberst wandte sich an die Stabsoffiziere, die sie umstanden. „Ist das nicht wirklich schön, meine Herren, daß ein Soldat sich das Bild des Regimentskommandanten tätowieren läßt, um es immer vor Augen zu haben? Soviel Liebe und Dankbarkeit für seinen Vorgesetzten!"

Die Stabsoffiziere nickten und bemerkten, das beweise in der Tat eine seltene Liebe und Dankbarkeit zum Vorgesetzten.

„Ich möchte gerne die Tätowierung sehen. Bitte, lassen Sie den Freiwilligen rufen. Ich will ihm danken, daß er Herrn Kysela das Vorbild für dieses schöne Gemälde geliefert hat."

Bei diesem Wunsch der Frau Oberst hörte das zustimmende Nicken der Stabsoffiziere auf. Sie traten nervös von einem Fuß auf den anderen und glaubten sich erst gerettet, als der Regimentsarzt meldete, der Einjährige Kisch sei leider sehr krank, 41 Grad Fieber, er könne unmöglich gerufen werden.

„Dann führen Sie mich zu ihm", rief Frau Oberst entschlossen aus, „es ist ohnehin richtiger, daß ich zu ihm gehe, wenn ich mich bedanken will. Wo liegt er, im Sanitätsgebäude?"

Nein, der Mann liege im Arrestgebäude.

„Im Arrestgebäude? Nun gut. Herr Major und Herr Hauptmann werden die Freundlichkeit haben, mich hinüberzubegleiten."

So geschah es, daß sich plötzlich die Tür der Zelle öffnete, in der ich fiebernd auf dem Bauche lag, und herein kamen der Major-Kasernenkommandant, der Hauptmann-Regimentsadjutant und zwischen ihnen eine schwarzverschleierte Dame.

Sie trat auf mich zu. „Ich bin Frau Oberst von Knopp. Ich will Ihnen dafür danken, daß Sie sich das Bild meines Mannes tätowieren ließen."

„O bitte, Frau Oberst", sagte ich verwirrt, „nichts zu danken, geschah ... ich wußte gar nicht ..."

„Ich möchte die Tätowierung gerne sehen."

Hier sprangen Major und Hauptmann dazwischen: das sei nicht möglich.

„Warum sollte das nicht möglich sein, wenn ich es ausdrücklich wünsche?" Die Stimme der Frau Oberst klang gereizt, als sie dieses fragte, sie klang drohend.

„Verzeihung, Frau Oberst", stotterte der Major, „ich bitte um Verzeihung, aber die Tätowierung ist an einer sehr delikaten Stelle."

„Ach Unsinn, ich bin eine verheiratete Frau!" Sie wandte sich an mich, und in einem Befehlston, an dem das Wort „bitte" nichts änderte, sagte sie: „Bitte, zeigen Sie mir Ihre Tätowierung."

Ich zeigte meine Tätowierung. Sie hatte durch Alkohol und Fieber die Farben blühenden Lebens bekommen, aber das allein erklärt nicht, was jetzt geschah. Wer hätte voraussehen können, daß die rauhe Begebenheit mit der Tätowierung plötzlich eine Wendung ins Lyrische nehmen werde und mit den zarten Tönen der Liebe und Rührung ende.

„Ferdinand!" flüsterte die Frau Oberst bewegt, als sie ihren Mann vor sich sah, „mein Ferdl", hauchte sie hingebungsvoll und beugte sich nieder, um ihn mit Küssen zu bedecken.

## VORTRÄGE UND THEATER

Den erfolgreichen Erwin ließ Egon am Leben, auch als letzterer des ersteren nicht mehr bedurfte. Beide Namen standen auf der Buchausgabe der Gedichte, die ich zwischen meinem fünfzehnten und achtzehnten Lebensjahr gereimt hatte: „Vom Blütenzweig der Jugend", Verlag E. Pierson in Dresden, 1904.

Der Tonfall der Verse war von Heinrich Heine entlehnt, das Stoffliche von den „Elf Scharfrichtern", einer Münchner Künstlergruppe. Heine ist ein Meister des Verses, und die „Elf Scharfrichter" besaßen eine kühne Thematik, aber in den Gedichten desjenigen, der sie plünderte, findet sich von diesen Vorzügen nichts. Wenn man Erstlingswerken symptomatische Bedeutung beimißt. mußte man den Schluß ziehen, daß ein solcher Blütenzweig in der Zeit der Reife ungenießbare Früchte tragen werde.

Der Verlag E. Pierson war ein Druckkostenverlag, jedermann konnte, sofern er zweihundert Mark bezahlte, dort sein Werk erscheinen lassen. So erschien auch meines. Unter meinen Freunden aber sprengte ich aus, diesen Betrag als Honorar erhalten zu haben. Ja ich erhöhte ihn sogar um hundert Mark. Wenn ein Verleger mich mit so hohem Geldeswert einschätzte, konnten kritische Einwände meiner Freunde nur geringe Beweiskraft haben. Man bedenke: dreihundert Mark!

Leider verstand meine Mutter nichts von Literatentricks, nicht einmal von denen eines Anfängers. In der Meinung, etwas, wofür zweihundert Mark ausgegeben worden seien, müsse sein Geld wert sein, hielt sie mit der Wahrheit nicht hinterm Berg, die Herausgabe des Buches finanziert zu haben. Und weil etwas, das noch mehr kostet, auch noch mehr wert sein müsse, erzählte sie überall, im Glauben, mein Ansehen zu steigern, sie hätte dreihundert Mark dafür bezahlt.

Schon frühzeitig habe ich mich der Gedichte geschämt und schäme mich ihrer noch heute. Schon frühzeitig habe ich mich geschämt, die Druckkosten bezahlt zu haben, aber ich schäme mich nicht mehr dafür. Je mehr meine Kenntnis der Literatur wuchs, desto weniger hätte ich gewagt, ein Buch zu veröffentlichen. Nur der Wunsch, das klägliche Debüt wettzumachen, ermutigte mich, ein zweites Buch zu veröffentlichen. Diesmal war es eine Novellensammlung „Der freche Franz", und der Verlag Hugo Steinitz, Berlin, gab sie heraus; nach einem Jahr verkaufte er das Verlagsrecht an eine Eisenbahn-Leihbücherei weiter, die mir auf meine Anfrage mitteilte, daß sie dafür zweitausend Mark bezahlt hatte. Mir sollte laut Vereinbarung mit Steinitz eine jährliche Abrechnung Honorar bringen, aber ich bekam weder Abrechnung noch Honorar.

Nach meinem Militärdienstjahr bot ich mich dem „Prager Tagblatt", das eine Kurzgeschichte von mir veröffentlicht hatte, als Volontär an. Der Feuilletonchef, der mich empfing, trug lange, wenn auch schüttere Künstlerlocken, eine Samtjacke und eine großgetupfte Lavallière-Krawatte. Er hieß Neuhof oder Altberg, oder vielleicht hieß er Althof oder Neuberg, oder vielleicht hieß er auch ganz anders, ich habe es vergessen, wahrscheinlich, weil er sich nur „Herr Feuilletonchef" nennen ließ. Auch an der Tür seines Büros stand: „Feuilletonchef des Prager Tagblatt".

Seines Amtes war es vor allem, aus der hauptstädtischen Presse Kulturnachrichten auszuwählen, und wenn das Idealprodukt der Journalistik, die „Frankfurter Zeitung", eine Wiener Notiz abdruckte, die auch er für sein Blatt ausgeschnitten hatte, dann strich er stolzgebläht seine Locken. Aus den einlangenden Manuskripten suchte er täglich eines aus, das er als Feuilleton in Satz gab, und schrieb biographische Notizen über Schriftsteller und Künstler, die starben oder sonstwie aktuell wurden. Am nächsten Tag fragte er alle Kollegen, ob sie seine Notiz gelesen hätten, und nahm selbstzufrieden ihr Lob entgegen. Nur darunter litt er, daß nicht er, sondern der Chefredakteur Heinrich Teweles die Theaterkritiken schrieb.

Nachdem der Feuilletonchef mich reichlich geprüft hatte,

übertrug er mir die Berichte über die allwöchentlichen Vorträge von vier Bildungsvereinen: der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Lotos", des Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, des Bundes „Frauenfortschritt" und der studentischen „Lesehalle".

„Die Rezension der ‚Concordia'-Vorträge behalte ich natürlich mir selbst vor", sagte er und fuhr sich schwungvoll durchs Haar. Die „Concordia" war der Schriftstellerverband.

So ward ich denn kritische Instanz für Vorträge über Ruinenfunde bei Edschmiadsin (mit Lichtbilder-Projektion), über Pflege des Kindes vor der Geburt (weibliche Gäste willkommen), über Metaphern im Codex Argenteus des Bischofs Ulfilas (anschließend Aussprache), über die Entdeckung der Fingerabdrücke durch Goethes Freund Purkynje (nur für Mitglieder), über die Assimilation der Kohlensäure durch das Chlorophyll der Tropenpflanzen (mit Experimenten) und über ähnliche weder miteinander noch mit mir in Zusammenhang stehende Themen.

Wagte ich es, meinen Berichten einige Glanzlichter aufzusetzen, dann verlöschte der Feuilletonchef, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, sie erbarmungslos mit seinem Blaustift. Zweifellos strich er meine Manuskripte deshalb zusammen, weil nur in seinen Referaten Brillanten blitzen sollten, er behauptete jedoch, es geschehe meiner Langatmigkeit wegen. „Kürzer, junger Mann, kürzer."

Deshalb, und nicht etwa, weil ich von dem Thema kein Wort verstand, beschränkte ich mich darauf, über einen Vortrag des Zivilrechtlers Josef Kohler aus Berlin zwanzig Zeilen zu schreiben. Am nächsten Tag sagte der Chefredakteur Teweles böse zu mir: „Es ist ein Zeichen von Unbildung, Geheimrat Kohler mit zwanzig Zeilen abzutun."

In der studentischen „Lesehalle" las ein Raimund Schwarr, dessen Roman „Der Ungebärdige" kurz vorher im „Prager Tagblatt" als epochal gepriesen worden war, aus neuen Werken, und zwar stundenlang mit Pathos und bei rot abgedämpftem Licht. Ohne Rücksicht auf das begeisterte Attest in unserem Blatt und ohne Rücksicht auf die

Tatsache, daß der Bruder des Dichters Generaldirektor des Böhmischen Bankverbandes war, überschüttete ich ihn mit Hohn.

Tags darauf empfing mich der Feuilletonchef, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, mit einem Gesicht, als habe er eine Spinne gefrühstückt. „Sie sollen zum Chefredakteur kommen." Von dem bekam ich eine Philippika zu hören, die noch gehässiger war als meine Kritik über Raimund Schwarr. Chefredakteur Teweles schloß mit der Lehre: „Einen solchen Ton schlägt man nur gegen die Roten an, merken Sie sich das."

Die Roten waren die Sozialdemokraten. Von den tschechischen Parteien waren sie die einzige, die gegen die antideutschen und antijüdischen Straßendemonstrationen, gegen die Dreyfus-Hetze und gegen die Hilsner-Hetze aufgetreten war. Demnach hätte sie dem „Prager Tagblatt" sympathischer sein müssen als die anderen Parteien. Warum sollte man also einen solchen Ton nur gegen die Roten anschlagen? Warum sollte ich mir das merken?

Ich begriff nur, daß meine Position in der Redaktion nicht sehr stark sei, etwas Lobendes hatte mir Chefredakteur Teweles noch nie gesagt, getadelt hatte er mich wiederholt.

Teweles war Anhänger des humanistischen Gymnasiums und hielt alle für ungebildet, die nicht acht Jahre lang Latein und Griechisch gelernt hatten. Den Begabtesten unserer Redaktion, den jungen Karl Tschuppik, verletzte er regelmäßig mit den Worten: „Als Gewerbeschüler können Sie das natürlich nicht wissen." Den Gerichtssaalberichterstatter Urban, der inmitten des Hilsner-Prozesses vom antisemitischen „Wiener Volksblatt" zum liberalen „Prager Tagblatt" herübergewechselt war, nannte Teweles nur „den Maurer" – allerdings nie in Urbans Anwesenheit, was die Sage bestätigte, Urban sei ihm einmal mit proletarischen Fäusten gekommen. Einen, der absolvierter Handelsakademiker war und bei Teweles „der dumme Kohn" hieß, verjagte er aus der Redaktion in die Administration, von wo aus „der dumme Kohn" sehr bald die Herrschaft über die ganze Zeitung und sich den Namen „der schlaue Keller" eroberte.

Ich, der Benjamin, hatte nur Realschulstudium und war außerdem ein leidenschaftlicher Fußballer, was nicht allein dem Chefredakteur, sondern selbst den nicht humanistisch gebildeten Kollegen als der Gipfel von Unseriosität erschien. Wer da öffentlich schreibt, muß privat Würde an den Tag legen, das galt als die Vorbedingung von Erfolg und Anerkennung. Ich habe die Würde nie erlernt, das schadete mir zeitlebens, und oft erwog ich, ob ich nicht in einem Buch „Die Rolle von Vollbart und Bauch in der Gesellschaft" gegen die Würde polemisieren sollte.

Unser Chefredakteur trug übrigens weder Bauch noch Bart, er bezog seine Würde vom humanistischen Gymnasium her – auch der flachste seiner Artikel barg ein kostbares lateinisches oder gar (an Sonntagen) griechisches Zitat. Alle in der Redaktion bewunderten die Schnelligkeit seines Schreibens. „Bevor die Tinte des Titels trocken ist", rühmten sie, „setzt er schon den Schlußpunkt hin."

Außer seiner redaktionellen Tätigkeit entfaltete Teweles auch eine dramaturgische. Unter anderem hatte er das Drama seines Freundes Theodor Herzl „Das neue Getto" für die Prager Uraufführung bearbeitet, und Theodor Herzl nahm einige Tewelessche Feuilletons für die Wiener „Neue Freie Presse" an. Allerdings mußten sie mit einem Pseudonym gezeichnet sein, da der Zionistenführer Herzl einen so jüdischen Namen wie Teweles in dem liberalen deutschen Blatt nicht drucken durfte. Für Reclams Universalbibliothek vollendete Teweles das Schillersche „Demetrius"-Fragment. Dem Theater diente er mit noch größerer Leidenschaft als der Zeitung. „Ich bin bei Angelo Neumann zu erreichen", sagte er allabendlich, wenn er die Redaktion verließ.

In der Tat war Teweles der Freund Angelo Neumanns, der seinerseits der Freund Richard Wagners gewesen war. In Prag sprach das mehr für Richard Wagner als für Angelo Neumann. Angelo Neumanns Amt, sein Äußeres und vor allem seine Ehe machten ihn zu einer mythischen Gestalt. Er war Direktor der beiden deutschen Theater Prags, die in der europäischen Bühnenwelt hohes Ansehen genossen, die besten Schauspieler und Sänger deutscher Zunge waren von ihm entdeckt und gefördert worden und

viele Kapellmeister und Komponisten, einschließlich Richard Wagner und Gustav Mahler.

Angelo Neumanns Direktionsloge war eine Bühne für sich. Punkt sieben Uhr abends erschien er dort, ein père noble, mit pechschwarz gefärbtem Haar und Schnurrbart, schwarzem Anzug und schwarzer Krawatte, maß aufrecht stehend, mit lang anhaltendem Blick, den Zuschauerraum vom Parkett bis zur Galerie, und dann erst gab er das Zeichen, nein, die Erlaubnis zum Beginn der Vorstellung. Neben ihm saß sein Stiefsohn, ein schöner Knabe, in der Kadettenuniform der Adelsakademie, der wohl kaum ahnte, daß die auf die Loge gerichteten Operngläsern ihm galten und warum sie ihm galten. Bei Neuinszenierungen hatte Angelo Neumann außerdem den Chefredakteur Teweles an seiner Seite, bei den Opern den Prager Abt P. Alban Schachleitner und dessen Koadjutor Graf Galen.

Pater Alban Schachleitner führte später in Deutschland den nazifreundlichen Flügel der Katholiken und wurde deshalb nach seinem Tod in München von Hitler mit königlichen Ehren bestattet. Aber damals, als er zur Rechten des Juden Angelo Neumann sitzen durfte, durfte er es, weil er ein Musikmäzen war; in der Politik bekämpfte er damals vehement die antiliberale und antiklerikale Partei Georg von Schönerers, mit dessen Programm Adolf Hitler viele Jahre hernach zur Macht kam.

Der Geistliche neben Alban Schachleitner hatte eine interessantere Gegenwart und charaktervollere Zukunft. Graf Galen waltete als Beichtiger auf Schloß Konopischt. In Graf Galens Ohr gingen die ehrgeizigen Pläne des Erzherzogs Franz Ferdinand, und Graf Galens Lippen hielten sie verschlossen. Dieser junge Mann in der Loge kannte Europas Zukunft und seine eigene Zukunft, denn menschlichem Ermessen nach mußte das Beichtkind bald Kaiser von Österreich und der Beichtvater Erzbischof von Wien werden.

Es kam anders. Nach dem Zusammenbruch Österreichs verließ Graf Galen die Prager Diözese und wurde Bischof von Münster. Ich sah ihn nicht mehr wieder, aber ich denke dankbar an ihn. Als ich 1933 seit der Nacht des Berliner Reichstagsbrandes im Spandauer Zuchthaus saß,

empfing ich eines Tages meinen ersten und einzigen Besuch. Es war mein Anwalt, der mir von Bemühungen Außenstehender zu meiner Freilassung berichtete. Unter anderem habe der Bischof von Münster in einem Brief an das Polizeipräsidium erklärt, daß er mich aus seinem früheren Amtsbereich kenne und mich einer feigen Brandstiftung für unfähig halte. Das konnte Naivität sein – kam es denn den Nazis auf Schuld oder Unschuld an? –, aber Graf Galen zeigte bald offener, daß er nicht naiv, sondern ein bewußter Gegner des Regimes sei. Er wandte sich zunächst gegen den Nazitheoretiker Alfred Rosenberg, später in einem Hirtenbrief gegen Hitler selbst und wurde als verhaftet erklärt. Da er sich weigerte, sein Bischofsgewand abzulegen, wagte die Polizei nicht, ihn aus dem Bischofspalast abzuführen. So unterblieb die Verhaftung, aber ein Staatsbegräbnis, wie es seinem einstigen Chef Alban Schachleitner inszeniert wurde, kann er von Hitler nicht erwarten.

Seit dem Selbstmord des Kronprinzen Rudolf war Erzherzog Franz Ferdinand österreichischer Thronfolger, aber auch Angelo Neumann war Nachfolger des Kronprinzen Rudolf, und zwar durch seine Frau, die verwitwete Gräfin Török. Sie hieß auf dem Theaterzettel „Johanna Buska" und im Privatleben „Frau Gräfin", jedoch niemals, niemals „Frau Neumann". Man erzählte sich, ein neuer Bühnenarbeiter sei einmal zu Angelo Neumann mit der Mitteilung gekommen: „Herr Direktor, Ihre Frau Gemahlin erwartet Sie." – „Sie haben zu sagen: die Frau Gräfin", korrigierte ihn Angelo Neumann, „verstehen Sie?" – „Jawohl, Herr Graf", antwortete der eingeschüchterte Mann.

Bevor Johanna Buska Frau Gräfin oder gar die Gattin Angelo Neumanns wurde, hatte sie zum Ensemble des Wiener Burgtheaters gehört, und Kronprinz Rudolf begann sich für die gertenschlanke Schauspielerin mit den wunderbar langen Augenwimpern und dem wunderbar langen Haar auffallend zu interessieren. Kaiser Franz Joseph, selbst mit einer Kollegin der Buska, der Hofschauspielerin Katharina Schratt, liiert, duldete so etwas nicht. Sein Sohn mußte Wien für einige Zeit verlassen, und der kaiserliche Obersthofmeister Fürst Montenuovo übermit-

telte dem altersschwachen ungarischen Feldmarschalleutnant Graf Török den Allerhöchsten Befehl, Fräulein Buska zu heiraten. Knapp nach der Hochzeit und noch knapper vor seinem Tode schenkte die junge Gräfin ihrem Gatten einen männlichen Leibeserben.

Jener Fürst Montenuovo, der sich mit der Liquidierung dieser und anderer Liebesaffären der Habsburgerfamilie zu befassen hatte, war ein Enkel von Marie-Louise, Kaiserin der Franzosen, aus ihrer zweiten Ehe. Als Marie-Louise an der Seite Napoleons auf dem Herrscherthron Europas saß, ahnte sie nicht, daß es dereinst das Amt ihres Enkels sein werde, Bettgeschichten von österreichischen Erzherzogen und Erzherzoginnen zu bereinigen. Noch weniger aber konnte sie voraussehen, daß sich ihr Enkel ihres Gatten schämen würde, sich schämen Napoleons!

Mit dem Fürsten Montenuovo (Montenuovo ist die Italisierung des Namens Neipperg) hatte ich als Journalist wiederholt zu tun. Vor allen Besuchen des Kaisers Franz Joseph in Böhmen fuhr der Obersthofmeister voraus, um die Räume zu inspizieren und das Zeremoniell vorzubereiten, und empfing einzelne Vertreter der loyalen, das heißt der deutschen Presse, denen er über die Arrangements Auskunft gab. Bei einem meiner Interviews mit ihm schien er über meine unverfrorenen Fragen besonders belustigt zu sein, so daß ich die Frage wagte, ob in seiner Familie unbekannte Andenken an Napoleon vorhanden seien. Augenblicklich wurde sein Gesicht abweisend.

„Wir Montenuovos haben mit Bonaparte nichts zu schaffen", sagte er langsam und in einem Ton, der ergänzend ausdrückte, daß die Montenuovos ein Fürstengeschlecht seien und Bonaparte nur ein Bürgerlicher war, weshalb er eben nichts mit ihm zu schaffen haben könne.

Unleugbar zu schaffen gehabt hat Fürst Montenuovo mit der obenerwähnten Liebesgeschichte des Kronprinzen Rudolf, und er hat sie auf wohlfeile Weise bereinigt, denn Frau Buska und ihr Sohn erbten die Generalspension, die nicht aus der Privatschatulle der Habsburger, sondern vom Militärärar ausbezahlt wurde. Johanna Buska durfte sich Frau Gräfin nennen, auch nachdem sie Angelo Neumann geheiratet. Ihr Sohn war Graf. Und wenn sich im Prager

Theater alle Operngucker in die Direktionsloge bohrten, so geschah es immer wieder um der Feststellung willen, der Junge sei dem Kronprinzen Rudolf wie aus dem Gesicht geschnitten.

Bei der Mutter des Knaben hingegen wollte man Ähnlichkeiten mit der Baronesse Vetsera entdecken, die ihre Nachfolgerin im Herzen des Kronprinzen geworden und mit ihm in den Tod gegangen war. Wie weinten die Fenster, wenn der blinde Methodius in unserem Hof von der Tragödie auf Schloß Mayerling sang!

Johanna Buskas Bühnenehrgeiz war durch ihre Romanze mit dem jungen Kronprinzen nicht erloschen. Auch nicht durch ihre Ehe mit dem alten Feldmarschalleutnant, die allen Tempelhüterinnen Thalias in deutschen Landen als Gipfel der Karriere erschien und sogar von Theodor Fontane in diesem Sinne behandelt wurde. Die verwitwete Gräfin heiratete den Bühnenprinzipal Angelo Neumann, um Diva zu werden, und spielte ihrem wachsenden Alter zum Trotz Mädchenrollen. Sie kopierte die Sarah Bernhardt; im „Hamlet" trat sie jedoch nicht als Hamlet, sondern als Ophelia auf, weil sie in der Wahnsinnsszene ihr langes Haar aufgelöst und mit Blumen geschmückt zeigen konnte. In einer Pantomime „Rund um Wien", die ihretwegen nie aus dem Repertoire verschwand, stellte sie ein Mädchen dar, das aus der Donau gefischt wird und dessen Haar bei Rettern und Neugierigen Bewunderung erweckt.

Das Theater und alles, was dazu gehört, war in jener Zeit, da es keinen Film, kein Radio, kein Auto, keinen Massensport, keine Weekendausflüge gab, Monopol und Gipfel des gesellschaftlichen Lebens. Deshalb versuchten die Zeitungen vor allem durch die Theaterkritik einander zu übertreffen, nicht nur was die Qualität, sondern auch was die Quantität anlangt. Langstreckenmeister der Kritik war Professor Alfred Klar, dessen Rezension über einen neueinstudierten „Don Carlos" drei Tage lang in Fortsetzungen die Spalten der Zeitung füllte; auf Grund dieses Rekords wurde Professor Klar an die „Vossische Zeitung" nach Berlin berufen.

Eine so heilige Sache wie die Unabhängigkeit der Theaterkritik konnte keineswegs als gewahrt gelten, wenn der

Kritiker des „Prager Tagblatts" gleichzeitig der Freund des Theaterdirektors war. „Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie jener", beteuerte der Kritiker des Konkurrenzblattes „Bohemia" und Nachfolger des Professors Alfred Klar, Herr Doktor Dykschy, indem er seine Meinungsfreiheit durch schärfsten Tadel der Vorstellungen und insbesondere der Johanna Buska kundtat. Anläßlich einer Aufführung von „Minna von Barnhelm", des hundertfünfzig Jahre alten Lustspiels, leistete er sich den „Witz", Frau Buska habe die Titelrolle schon bei der Uraufführung gespielt.

Heinrich Teweles ließ sich nicht beirren. Nach wie vor zeigte er sich in der Direktionsloge, lobte unentwegt Repertoire und Aufführung, insbesondere Frau Buska. Nach Angelo Neumanns Tod übernahm er selbst für einige Zeit die Theaterdirektion und wurde später wieder Freund seines Nachfolgers und wieder Kritiker und hob wieder alles in den Himmel. Nur als 1924 meine Komödie „Die gestohlene Stadt" gespielt wurde, griff er sie, die doch ein heimisches Thema und einen heimischen Autor hatte, in einem Ton an ... just in dem Ton, den er mir achtzehn Jahre vorher nur gegen die Roten bewilligt hatte.

Sein Tadel von 1906 hatte mich schwerer getroffen, mich nahe an den Entschluß getrieben, das Schreiben an den Nagel zu hängen. Auf jeden Fall wollte ich das „Prager Tagblatt" verlassen, wo meine beiden Vorgesetzten, der Chefredakteur Teweles und der Feuilletonchef, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, mir offenkundig nicht wohlgesinnt waren. Ich bewarb mich bei der „Bohemia" um eine Stellung, bekam aber keine Antwort.

Allnachmittäglich saß ich mit der Prager Literatur im Café Central. Hätte ich damals unseren Stammtisch als die Prager Literatur bezeichnet, so wäre ich schön verlacht worden. Anerkannt als die Prager Literatur waren jene Dichter, die niemals in einem zweisprachigen Café verkehrten, sondern nur im deutschen Café Continental oder im Deutschen Kasino und für die der langhaarige Frauenarzt Dr. Hugo Salus der Dichterfürst war.

Die Ablehnung des nationalen Sektierertums und der führenden Künstlerclique einte die junge Generation, so uneinig sie auch in ihren literarischen Richtungen war, der

satirische Dämoniker Paul Leppin, der katholische Neoromantiker René (später Rainer) Maria Rilke, der ethische Erotiker Max Brod, der mystische Realist Franz Kafka, der philosophische Bibliothekar Hugo Bergmann. Gegen Hugo Salus hatte einer von uns den Zweizeiler verfaßt:

Hugo Salus ist ein Gebu-
Rts-Helfer und Poet dazu.

Eines Nachmittags war die literarische Debatte im Café Central besonders heiß.

Es ging um die Poesie. Rilke sprach wie immer erregt auf uns ein; seine langen Hände flatterten wie Tauben auf uns zu. „Ich habe die Formel gefunden: Poesie ist Liebe, und Liebe ist Gottesglaube."

Ärgerlich stülpte der halb taubstumme tschechische Essayist Antonin Macek seine Hand, die bisher wie ein Hörrohr sein Ohr verlängert hatte, als Sprachrohr auf den Mund und schrie unartikuliert: „Welcher Gottesglaube? Sie als Katholik können doch nicht das Heidentum der griechischen Tragiker, den Mohammedanismus von ‚Tausendundeiner Nacht', den Protestantismus der deutschen und englischen Dichter ... Sie dürfen das doch nicht Gottesglaube nennen, Sie nicht, René!"

Ich warf die Namen Oscar Wilde und Anatole France, die uns damals Ideale waren, als Beispiele ungläubiger Dichter ins Gespräch.

Rilkes Tauben hoben sich hoch, um auf uns herabzufliegen, aber ehe ihre Botschaft uns erreichte, klopfte mir jemand auf die Schulter. Es war ein alter Redakteur der „Bohemia", bei Gästen und Kellnern des Cafés Central unbeliebt, weil er aus den aufliegenden Zeitungen Notizen ausschnitt oder gar Seiten herausriß.

Ich stand auf und wandte mich zu dem Redakteur. Er habe mir zu bestellen, daß ab Anfang April eine Stellung in der Redaktion frei sei.

„Das ist sehr schön", antwortete ich, „ich nehme sie an."

„Nicht so stürmisch, junger Mann, Sie wissen ja noch gar nicht, um welche Art von Arbeit es sich handelt. Es ist die Stelle des Herrn Melzer, unseres Spezialisten in Mordfällen ..."

Hinter mir flatterten Rilkes Tauben mit der Botschaft, daß aus dem Haß niemals Poesie entströmen kann und daß der Katholizismus alles umfaßt, was andere Religionen an Liebe enthalten.

„Ich könnte den Posten sofort antreten", sagte ich zu dem Redakteur.

Er schien das nicht erwartet zu haben. „Herr Melzer war unser Lokalreporter, wissen Sie das?"

Der halb taubstumme Antonin Macek stöhnte: „Shakespeare sprüht überall Haß, und die Bibel ist ein Buch der Rache, wissen Sie das, René?"

„Ja", antwortete ich dem Redakteur, „ich weiß das. Ich komme noch heute in die Redaktion, um mich vorzustellen."

Sicherlich hätte ich auch angenommen, wenn man mir eine Stellung in der Handelsrubrik oder im Sportteil, als Leitartikler oder als Kunstkritiker angeboten hätte. Wäre dann mein Leben anders verlaufen?

Nun, wohin immer mich der Zufall hingesetzt, der Sitz wäre jedenfalls sehr bald ein Auslug geworden, dafür hätte die heftigste meiner Eigenschaften gesorgt: die Neugierde. Wie andere Menschen bei etwas Bedrohlichem aus dem Traum aufschrecken, so erwache ich, weil ich nicht weiß, wer jene Person im Hintergrund des Traumes ist. Ich kann in keiner Straßenbahn fahren, ohne herauskriegen zu wollen, welches Buch der Herr in der entgegengesetzten Ecke liest. Ich verfolge ein Paar durch mehrere Straßen, um zu erfahren, welche Sprache sie sprechen. Ich gaffe in fremde Fenster, ich lese alle Wohnungsschilder in dem Haus, in dem ich zu Besuch bin, ich durchforsche Friedhöfe nach vertrauten Namen. Gleichgültige Menschen frage ich über ihr Leben aus. Ungewöhnliche Straßenbezeichnungen zwingen mich, zu ergründen, warum sie so lauten. Jede Rumpelkammer und jeden Stoß alter Papiere möchte ich durchsuchen, jedes „Eintritt verboten" lockt mich zum Eintritt, jede Geheimhaltung zur Nachforschung.

Diese Kuriosität ist nicht nur kurios, sondern auch beschämend, und ich würde mich wohl kaum so unverblümt zu ihr bekennen, wenn sie mir nicht dazu verholfen hätte, sie auch bei Dante zu entdecken.

Dantes Neugierde ist stärker als sein Grauen darüber, daß er vorbeiziehen muß an allem, was, vom Plusquamperfekt bis zum Präsens der Menschheit, je gelebt und gesündigt hat oder als lebendig und sündig gedacht war, an den Monstren der Mythologie, der Theologie und der Geschichte und an allen unausdenkbaren Arten der Marter.

Fleht er etwa seinen Geleitsmann an, in der Durchwanderung und Erörterung innezuhalten? Nichts davon findet sich in den Gesängen der „Göttlichen Komödie", und ebensowenig steht geschrieben, daß er eine solche Bitte unterläßt. Deshalb ist den Forschern, die sich nur an das Geschriebene halten und das Fehlende übersehen, deshalb, sage ich, ist ihnen entgangen, daß Dante den Gang durch die Hölle nicht unausgesetzt als Höllenqual empfindet und daß seine Neugierde das Maß seines Mitleidens übersteigt. Wo Vergil ihm ein Detail ersparen, wo Vergil an einem Verdammten wortlos vorübereilen, wo Vergil ermüden will – Dante will kein Detail erspart haben, Dante will nirgends wortlos vorübereilen, Dante will nie ermüdet sein.

Angesichts der schreienden Menge jener, die wegen ihrer Parteilosigkeit, ihrer Lauheit nicht einmal durchs Höllentor eingelassen werden, forscht Dante, wer sie seien, und gleich darauf erbittet er Auskunft über das Wer, Wie und Warum der Schatten am Acheron. Er möge sich nur gedulden, antwortet ihm sein Begleiter in solcher Weise, daß Dante eingestandenermaßen seine Blicke beschämt senkt und sich weiterer Worte enthalten will. Freilich wirkt sein Vorsatz nur bis zum Höllendistrikt der Seelen aus vorchristlicher Zeit. Vergil, der in diesen Bannkreis gehört, ist besonders erregt, aber Dante nimmt keine Rücksicht darauf und fragt ihn nach Strich und Faden aus.

Bei jeder Gelegenheit versucht er Interviews zu machen. „So wirksam war mein anteilvolles Rufen", rühmt er sich seiner Tüchtigkeit, daß ein Jüngling und eine Frau sich aus dem Wirbel einer schwarzen Windsbraut lösen, um ihm Rede zu stehen. Dante hat an ihrer Darstellung nicht genug, er unterbricht sie mit einer indiskreten erotischen Detailfrage. Nun erst läßt sich die Frau, Francesca da Rimini, mit dem ausdrücklichen Hinweis auf Dantes „so ent-

schiedenes Verlangen", zu der Enthüllung herbei, wie ihr Ehebruch geschah, und gestaltet dadurch das Interview zum berühmtesten der Weltliteratur.

Manche der Verdammten verhalten sich so, wie Strafgefangene einem Berichterstatter gegenüber sich gewöhnlich verhalten: sie schließen eine knurrig-kurze Auskunft mit den Worten: „Mehr red ich nicht, noch geb ich weiter Antwort", oder sie versuchen, ihr Gesicht zu verbergen. Manche antworten barsch: „Was geht's dich an, wie ich heiße", manche fauchen: „Was bist du so neugierig ..., wer heißt dich, so in uns dich zu bespiegeln!"

Das ficht Dante nicht an. Mit allen Mitteln entlockt er Informationen, manchen verspricht er, er werde für ihre Rechtfertigung eintreten, in der Oberwelt für sie Stimmung machen. Solche, die gerade das vermeiden wollen, läßt er in dem Glauben, auch er sei nur ein Schatten, der nicht auf die Erde zurückkehren könne. Ein andermal greift er zum Mittel des Nachrichtenaustauschs, erklärt sich bereit, von der Welt der Lebenden zu berichten, unter der Bedingung, daß die Höllengefangenen über sich aussagen. Nicht einmal davor schreckt er zurück, eine im See eingefrorene Gestalt an den Haaren zu packen, ihr ganze Büschel auszureißen und sie mit weiteren Gewalttaten zu bedrohen, falls sie ihm ihren Namen nicht nenne.

Noch mehr liegt ihm daran, Odysseus zum Sprechen zu bringen; dem fühlt er sich verwandt, „weil nichts vermochte, jenen Trieb in ihm zu dämpfen, der ihn die Welt, die Tugenden und Laster der Menschen stets weiter zu erkunden hieß ...". Aber Dante ist nicht konsequent: Gegen Eva zeigt er sich gehässig, weil sie, kaum geschaffen, es nicht ertrug, daß ihr etwas verhüllt bleibe. Er fühlt nicht, wie sehr er ihr Enkel ist. Er fühlt nur seine Pflicht und Neigung als Korrespondent: „Bedenkst du, Leser, welch peinliches Begehren mehr zu vernehmen du empfändest, bräch ich hier plötzlich ab, was ich begonnen habe, so wirst du selbst erkennen, welch Verlangen ich zu erfahren trug, wer diese seien, seit offenbar sie meinem Blick geworden."

Auf Lokalnachrichten aus Florenz ist Dante besonders scharf. Allenorts erkundigt er sich, ob Landsleute da seien,

und fragt sie nach ihrem Kriminalfall aus. Die Prominentenliste, das „Unter den Anwesenden bemerkte man", scheint in Dante ihren Urheber zu haben: „Sag mir, ob unter denen, die dort wandeln, du welche siehst, die des Bemerkens wert sind, denn darauf nur ist jetzt mein Sinn gerichtet." Einige Insassen von Plutos Kerkerparzelle kommen dem Dante – zumindest behauptet er das – bekannt vor, aber der Führer weist Dantes Irrtum brüsk zurück: hier seien alle so verwandelt, daß jegliches Erkennen unmöglich wäre. An den Grüften erlaubt Vergil dem Dante nur unter der Bedingung, daß er sich kurz fasse, mit einem Begrabenen zu reden: „Gezählt sei'n deine Worte!"

Was, von einem anderen ausgesprochen, wie ein Sakrileg an Dante gelten würde, Dante selbst gibt es ungeniert zu: daß er den Wunsch habe, einer Peinigung beizuwohnen:

Ich sagte: Meister, sehr wär ich begierig,
Zu sehn, wie man ihn taucht in diese Brühe ...

Wohl verdient der in die Brühe zu Tauchende diese Mitleidslosigkeit ganz besonders, und Vergil ist mit ihr einverstanden; dennoch klingt in seiner Antwort Ironie mit:

... Noch eh die andere Küste
Sich dir gezeigt, wirst du befriedigt werden.
Die Lust, die du begehrst, sollst du genießen!

Einmal reißt dem Vergil die Geduld, und er beschuldigt Dante niedriger Gesinnung, weil er sich von dem Gezänke zweier Verräter nicht loszureißen vermag.

Aber kehren wir auf die Erde zurück. Uns kommt es nicht darauf an, Dante die Neugierde eines Reporters zu unterschieben, sondern darauf, daß ein Reporter durch den Hinweis auf Dantes Neugierde den Mut findet, sich zu der seinen zu bekennen.

Ohne Zweifel bot die Lokalrubrik meiner Neugierde einen Tummelplatz, wenngleich keine Befriedigung auf Lebensdauer. Dagegen ist mein Nachfolger im Vortragsreferat bis heute auf dem Posten geblieben.

Dieser mein Nachfolger war ein junger Mann, der bis dahin für eine Pilsner Zeitung „Prager Briefe" schrieb und

gleich mir die Vorträge besuchte. Wiederholt waren wir beide fast das einzige Publikum im Saal, saßen immer nebeneinander, diskutierten den Vortrag, halfen einander mit unseren Notizen aus. Er war der Sohn eines Pilsner Beamten, hatte klassische Philologie studiert, aber das Gebiet schien ihm zu eng, er wollte über alles schreiben, was Menschen bereits durchdacht hatten. Nur eine einzige Reise wollte er machen: zu der Stätte, wo Karthago einst gestanden. Wenn ich ihn in seinem Zimmerchen auf dem Franzenskai besuchte und die Aussicht pries, sagte er: „Ich sehe nur Karthago."

Die Vortragsreferate füllten seine „Prager Briefe" nach Pilsen aus, er war glücklich, darüber berichten zu können, was ein Fachmann dem Auditorium unterbreitet hatte. An ihn, den Vortragenden, waren seine „Prager Briefe" eigentlich gerichtet, und es schmerzte ihn, daß sie den Adressaten und dessen Fachkollegen fast nie erreichten. Ich hingegen schien ihm beneidenswert, denn ich schrieb für ein großes Blatt der Hauptstadt, wenn diese auch nur eine Provinzhauptstadt war. Da wir Freunde waren, vermieden wir es, über die ungerechte Verteilung der journalistischen Wirkungsbereiche viel zu sprechen, wir sprachen lieber von anderem.

So sehr schwärmte mein Freund von Karthago, daß ich ihm vorschlug, unsere Urlaubsreise dorthin zu machen. Er lachte nur. „Fahr nicht hin, du würdest schön enttäuscht sein. Nichts ist dort als Schutt und Geröll."

„Weshalb also willst du hinfahren?"

„Eben weil dort gar nichts zu sehen ist. Nichts wird mich stören, wenn ich der Dido begegne, wie sie mit dem Riemen aus einer Ochsenhaut den Bezirk umspannt. Ungestört werde ich zusehen, wie Baal Kinder verschlingt. Nichts wird mich abhalten, an Hannibal heranzutreten und an seine punischen Krieger mitsamt den Kriegselefanten, und an Scipio Africanus, der die Stadt in Stücke schlägt. Weil dort alles öde und leer ist, kann ich die ganze Herrlichkeit genießen."

Als ich den Posten bei der „Bohemia" annahm, war mein Freund der erste, dem ich das anvertraute. Er konnte es nicht fassen, daß ich das Vortragsreferat gegen das Nie-

derschreiben von Lokalnotizen eintauschen wolle. Noch erstaunter aber war er, als ich ihm riet, sich um meine Stellung beim „Prager Tagblatt" zu bewerben.

„Nein", sagte er, „wozu sich in Hoffnungen wiegen und hinterher durch die Ablehnung enttäuscht werden?" Ich entwickelte ihm einen Plan: Ich würde einen Demissionsbrief abschicken, und er möge am gleichen Tage beim „Prager Tagblatt" wie zufällig nach einer Arbeit fragen. Mein Brief würde psychologisch vorbereiten, daß ein guterzogener junger Mann aus altösterreichischer Beamtenfamilie wohl aufgenommen werde.

Er schwieg lange und sah mich dankbar an. „Sollte ich die Stellung wirklich bekommen", sagte er schließlich, „so würde ich mich nur als deinen Platzhalter betrachten."

Drei Tage später erschien mein Freund bei Chefredakteur Teweles, und dieser, der die klassischen Philologen liebte, engagierte ihn, die Vorträge zu besprechen.

Er bespricht sie noch heute, wohnt im gleichen Zimmer am Franzenskai und träumt von einer zukünftigen Karthagoreise. Wann immer und wo immer ich in den letzten dreißig Jahren nach Prag kam, besuchte ich ihn. Seine erste Frage war immer, ob ich gekommen sei, um meine alte Stellung anzutreten. Erst wenn ich ihn darüber beruhigt hatte, gab er sich uneingeschränkt seiner Freude des Wiedersehens hin. Stundenlang gingen wir einst durch die Nacht, und er erzählte begeistert von der bunten Vielfalt der Vortragsthemen, über die er in der Zeit meiner Abwesenheit berichtet. Manchmal unterbrach er sich erschreckt: „Um Gottes willen, mach ich dir nicht Lust zur Rückkehr?"

Mein Vorgänger, Herr Melzer, war es gewesen, der mich einst so beeindruckt hatte, als er den Einbruch beim Juwelier Rummel beschrieben. Noch eine andere Kindheitserinnerung knüpft sich für mich an den Namen Melzer. Sein Vater war der Zuckerbäcker in der Heinrichsgasse, in dessen Schaufenster ein himmelblaues Wappenschild mit drei goldenen Lilien prangte und der Aufschrift „Lieferant des Königs von Frankreich". Die Melzerschen Nußbeugel waren das Lieblingsgebäck König Karls des Zehnten. „Sind die Nußbeugel nicht hart geworden, ehe sie nach Frankreich kamen?" fragte ich als Kind und wurde belehrt, daß das französische Volk den König abgesetzt habe und er nachher mit seinem Enkel in Prag lebte. „Der kleine Bub mag sicherlich nicht mehr nach Frankreich zurück", sagte ich. (Der „kleine Bub", seither zum alten Baron von Frohsdorf, dem Gesellschaftslöwen der österreichischen Aristokratie geworden, hatte kurz vorher die ihm von der Regierung Mac-Mahon angebotene französische Königskrone abgelehnt.) „Warum glaubst du denn, daß er nicht nach Frankreich zurück will?" fragten mich die Erwachsenen. „Weil er dort keine Melzerschen Nußbeugel bekommt."

Herr Melzer junior hatte einen anderen Ehrgeiz, als Nußbeugel umzubiegen. Er war Journalist geworden, ein guter Journalist, aber nur Quartalsarbeiter. Sogar Morde, seine Spezialität, vernachlässigte er, wenn sie außerhalb seiner Arbeitsperiode fielen. Dadurch unterschied er sich von seinem tschechischen Rivalen Wenzel Vilde, der seine angeborene Faulheit schnell überwand, wenn ein großer Fall der Behandlung harrte. Seine Frau konnte ihn nur aus dem Bett bringen mit dem Ausruf: „Wenzel, schnell, ein Raubmord!"

Was Herrn Melzer anbelangt, war er mit seinem Chefredakteur in stetem Konflikt. Deshalb entschloß er sich

nach jahrzehntelanger Reporterlaufbahn, selbst Chefredakteur zu werden, und zwar in der kleinen Stadt Gablonz. Dort vertrug die journalistische Arbeit einige Atempausen, wie der Vermerk beweist, der eines Tages an der Spitze des Gablonzer Blattes erschien: „Auf Wunsch zahlreicher Leser veröffentlichen wir unseren gestrigen Leitartikel heute noch einmal." Wohlgemerkt, nicht etwa den vorgestrigen oder sonst einen, den die zahlreichen Leser schon weggeworfen haben konnten, sondern den, den sie eben vor sich hatten, als sie der Redaktion den Wunsch kundtaten, ihn morgen wieder im Blatt zu finden.

Nach Herrn Melzers Abgang wurde in seinem alten Amtsbereich, der jetzt der meine war, noch lange debattiert, ob es eine Degradierung sei, sich mit tausend Lesern zu begnügen, wenn man für vierzehntausend schreiben könne. Ich war zu neu, um mich an diesen Gesprächen beteiligen zu dürfen, aber mir schien, daß nicht die Zahl der Leser den Wert eines Journalisten bestimme. Sonst hätten ja meine neuen Kollegen auf die Redakteure des mehrverbreiteten „Prager Tagblatts" mit Respekt blicken müssen. Das taten sie jedoch nicht, vielmehr verachteten sie die „Kommis von Mercy".

Das „Prager Tagblatt" war in der Tat ein Geschäftsunternehmen. Gegründet von der Hugenottenfamilie Mercy als ausschließliches Inseratenblatt, fügte es erst nach und nach redaktionellen Text hinzu, den es infolge der Monopolstellung seiner „Kleinen Anzeigen" (Stellungs-, Tausch-, Altverkaufs- und Heiratsangebote) mit großen Mitteln ausbauen konnte. In diesem Textteil nahmen Nachrichten über den Kleinhandel den größten Raum ein; die Zahlungsschwierigkeiten oder der Konkurs eines Krawattengeschäftes, Warenkurse und Preise von Gänsefedern und Schweineborsten wurden mit minutiöser Gewissenhaftigkeit verzeichnet. Als Gesamttitel stand über der Rubrik „Nationalökonomisches", was jeden Händler mit Gänsefedern und Schweineborsten zum Glauben legitimierte, er sei ein Nationalökonom. Und seine Frau dünkte sich gebildet, wenn sie die mit lateinischen Zitaten geschmückten Artikel von Heinrich Teweles las.

Langten spätabends noch Inserate ein, dann fielen ganze

Seiten redaktionellen Textes weg oder, wie man euphemistisch sagte, „in den Übersatz". Wenn sich der Verfasser eines geopferten Artikels darüber beschwerte, konnte er vom Administrationschef die Sentenz hören: „Unsere Abonnenten lesen tausendmal lieber Inserate als eure Weisheiten."

Selbstverständlich gab es auch Ereignisse, die vor solcher Gefahr gefeit waren und für die man Raum und Geld opferte. Während des Hilsner-Prozesses im Städtchen Pisek hatte das „Prager Tagblatt" die Weltpresse mittels der allerneuesten Erfindung überholt. Alle Korrespondenten mußten auf das Freiwerden des einzigen Telefondrahts warten, nur die des „Prager Tagblatts" jagten in einem Automobil – sie rühmten sich mit zwanzig Kilometer Stundengeschwindigkeit – nach Prag und schrieben dort ihren Bericht.

Bei der „Bohemia" dagegen herrschten patriarchalische Verhältnisse. Sie war achtzig Jahre alt und ein vornehmlich politisches Blatt. Ihre Stellungnahme galt als die aller Deutschen in Böhmen, wurde von den Provinzzeitungen nachgedruckt und an ausländische Zeitungen telefoniert. Der Prager Korrespondent der allmächtigen Wiener „Neuen Freien Presse", Herr Hermann Katz, war gleichzeitig Redakteur der „Bohemia", auch die Prager Korrespondenten anderer Wiener und Berliner Zeitungen saßen in unserer Redaktion.

Die Innenpolitik war ein Seilziehen darum, ob die Deutschen oder die Tschechen von seiten der österreichischen Regierung benachteiligt seien, ob der neue Postbote der Landgemeinde Melnik ein Tscheche oder ein Deutscher sein müsse, ob auf den Wegweisern im Böhmerwald die tschechischen Ortsnamen oberhalb oder unterhalb der deutschen stehen sollten. Von einer wissenschaftlichen Behandlung des Nationalitätenproblems, um das sich in jener Zeit die sozialistischen Theoretiker, insbesondere Otto Bauer und der eigens nach Österreich gekommene Kaukasier Josef Stalin, ernsthaft bemühten, war keine Rede. Nur mit einigen sich immerfort wiederholenden Zitaten versuchte die „Bohemia" der sterilen Polemik einen gebildeten Anstrich zu geben, mit einer Äußerung Mommsens

über die böhmische Schädelform oder mit dem Vers von Friedrich Hebbel:

Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, den jeder tot geglaubt,
Die Tschechen und Polaken schütteln
Ihr strupp'ges Karyatidenhaupt.

Als Beweis für die Bedeutungslosigkeit und Unbekanntheit der Tschechen wurde immer wieder angeführt, daß Shakespeare im „Wintermärchen" das Land Böhmen an die Meeresküste verlegt. Bei jeder Gelegenheit wurde die Fälschung der Königinhofer Handschrift aufs Tapet gebracht; ein Chefredakteur der „Bohemia", Josef Willomitzer, hatte eine Parodie der Handschrift in Buchform veröffentlicht, der Journalist Friedrich Mauthner einen satirischen Roman, „Die Böhmische Handschrift".

Willomitzer und Mauthner gehörten übrigens nicht mehr zur journalistischen Gilde, als ich in sie eintrat. Willomitzer war gestorben und Mauthner im Ausland der große Sprachphilosoph geworden, zu dessen siebzigster Geburtstagsfeier sich die Akademien und gelehrten Gesellschaften rüsteten. Aus diesem Anlaß interviewte ich seine Schwester, eine hochbetagte Arztgattin, über seine Jugendzeit. „Ja, ja", sagte mir die alte Dame, in Erinnerungen versunken, „der Fritz, das war ein begabter Junge." Aber plötzlich wurden ihre Züge ganz streng: „Der hätte ganz gut sein Doktorat machen können!"

Aus diesen Worten sprach das deutsche Prag. Wer keinen Titel hatte und nicht reich war, gehörte nicht dazu. Das deutsche Prag! Das waren fast ausschließlich Großbürger, Besitzer der Braunkohlengruben, Verwaltungsräte der Montanunternehmungen und der Skodaschen Waffenfabrik, Hopfenhändler, die zwischen Saaz und Nordamerika hin- und herfuhren, Zucker-, Textil- und Papierfabrikanten sowie Bankdirektoren; in ihrem Kreis verkehrten Professoren, höhere Offiziere und Staatsbeamte. Ein deutsches Proletariat gab es nicht. Die fünfundzwanzigtausend Deutschen, nur fünf Prozent der Bewohnerschaft Prags, besaßen zwei prunkvolle Theater, ein riesiges Konzertgebäude, zwei Hochschulen, fünf Gymnasien und vier Oberreal-

schulen, zwei Tageszeitungen, die morgens und abends erschienen, große Vereinsgebäude und ein reges Gesellschaftsleben.

Mit der halben Million Tschechen der Stadt pflog der Deutsche keinen außergeschäftlichen Verkehr. Niemals zündete er sich mit einem Streichholz des Tschechischen Schulengründungs-Vereins seine Zigarre an, ebensowenig ein Tscheche die seinige mit einem Streichholz aus einem Schächtelchen des Deutschen Schulvereins. Kein Deutscher erschien jemals im tschechischen Bürgerklub, kein Tscheche im Deutschen Kasino. Selbst die Instrumentalkonzerte waren einsprachig, einsprachig die Schwimmanstalten, die Parks, die Spielplätze, die meisten Restaurants, Kaffeehäuser und Geschäfte. Korso der Tschechen war die Ferdinandstraße, Korso der Deutschen der „Graben".

In der Hussitenzeit hatten die Kirchen Prags den Utraquismus durchgesetzt, indem sie das Abendmahl in beiderlei Gestalt verabreichten. Jetzt waren sie nicht einmal in sprachlicher Beziehung utraquistisch, die Deutschen hatten ihre Stammkirchen, die Tschechen die ihren.

Die deutsche und die tschechische Universität, die tschechische und die deutsche Technische Hochschule waren einander so fern, als wäre die eine am Nordpol, die andere am Südpol. Jeder von den hundert Lehrstühlen hatte sein Pendant auf der anderssprachigen Seite, aber es gab kein gemeinsames Gebäude, keine gemeinsame Klinik, kein gemeinsames Laboratorium, keine gemeinsame Sternwarte (die eine hatte die astronomischen Instrumente Tycho de Brahes, die andere die des Johannes Kepler geerbt), keine gemeinsame Fachbibliothek und keine gemeinsame Leichenkammer. Für den botanischen Garten der einen Universität wurde vom Südsee-Archipel eine Pflanze bestellt, die man im botanischen Garten der anderen Universität hätte blühen sehen können, wenn dies nicht eine Mauer verhindert hätte.

Was jedem Prager selbstverständlich war und jedem Nichtprager als unglaubwürdig erscheinen muß, um so mehr, wenn man die damalige Rolle des Theaterlebens in Betracht zieht, war dieses: Kein tschechischer Bürger besuchte jemals das deutsche Theater und vice versa. Ga-

stierte im tschechischen Nationaltheater die Comédie-Française oder das Moskauer Künstlertheater oder ein berühmter Sänger, so nahm die deutsche Presse nicht die geringste Notiz davon, und die Kritiker, die tagtäglich die Namen Coquelin, Stanislawski oder Schaljapin jonglierten, verfielen gar nicht auf die Idee, einer solchen Vorstellung beizuwohnen. Andererseits vollzogen sich Gastspiele im Deutschen Theater, ob es nun solche des Wiener Burgtheater-Ensembles, von Adolf von Sonnenthal oder Enrico Caruso waren, ohne Kenntnisnahme durch die tschechische Öffentlichkeit.

Daß diese Barriere zwischen den beiden nationalen Gettos nimmermehr überschritten werde, darüber wachte auf deutscher Seite die „Bohemia" mit flammendem Schwert. Der Versuch einiger deutscher und tschechischer Schauspieler, sich an einem Stammtisch zusammenzufinden, wurde von ihr als nationaler Verrat gegeißelt, und in diese Geißelung fiel auch die tschechische Presse ein.

Gleich bei meinem Eintritt in die Redaktion schärfte man mir die goldenen Regeln ein: kein tschechisches Wort ohne deutsche Übersetzung, denn wir muten unseren Lesern nicht zu, Tschechisch zu verstehen. Bei Slava-Rufen muß in Klammern bemerkt werden, daß es sich um Hoch-Rufe handle, bei Hanba-Rufen, daß es „Nieder" bedeute. Der häufige tschechische Frauenname Blazena heißt bei uns Beatrice, Bozena bei uns Theodora (die Genannten hätten sich unter diesen Taufnamen selbst nicht erkannt). Die Brücke am Podskaler Kai, vom Stadtrat zu Ehren des großen Tschechen „Palacky-Brücke" benannt, bleibt für unsere Leser die Podskaler Brücke. Der „Sokol", eine nach Hunderttausenden zählende Organisation, heißt „Tschechische Turnervereinigung Falke".

Als Kaiser Franz Joseph nach Prag kam, um die tschechische Jubiläumsausstellung zu besuchen, wurden Empfang, Dekorationen, Ovationen und jede Drehung der Hofkaleschenräder spaltenlang beschrieben – doch unvermittelt brach die Schilderung mit dem Satz ab: „Hierauf betrat Seine Majestät das Ausstellungsgelände." Denn die Ausstellung wurde von deutscher Seite totgeschwiegen. Nur über eine mißglückte Ballonfahrt in der Ausstellung

wurde berichtet, natürlich mit Spott. Aber die Tschechen spotteten selbst darüber, und der blinde Methodius sang: „Schiffe niemals in die Luft / Daß dir nicht die Luft verpufft."

Die „Deutsche Fortschrittspartei" war bestenfalls in der Judenfrage fortschrittlich, in nationaler und sozialer Beziehung war sie so unduldsam wie möglich – getreues Abbild der Wiener Liberalen. Selbst in Kunstfragen erwies sich die liberale Wiener und Prager Presse als konservativ, oft als reaktionär. Gegen Richard Wagner veröffentlichte sie seine „Briefe an die Putzmacherin", Oscar Wilde warf sie Homosexualität vor und Rodin Effekthascherei.

Wenn oben gesagt wurde, daß sich die jungen Schriftsteller und Künstler von den offiziellen deutschen Kreisen fernhielten und ostentativ im zweisprachigen Café Central verkehrten, so muß hinzugefügt werden, daß diese Fortschrittspartei sich gar nicht um sie bemühte. Die intellektuelle Jugend lehnte auch das Treiben der farbentragenden, mensurenschlagenden und kneipenden Studentenkorporationen ab. Deren Mitglieder waren „Deutschböhmen" oder „Südmährer" (den Begriff „Sudetendeutsche" gab es damals noch nicht) und der Mehrheit nach Anhänger des Abgeordneten Georg Ritter von Schönerer. Dieser Ritter Georg wollte das Schicksal aller deutschsprachigen Gaue auf Gedeih und Verderb mit dem der Hohenzollern verknüpfen. Er hatte einen Überfall auf die Redaktion des „Neuen Wiener Tagblatts" geleitet, weil dieses durch eine falsche Nachricht vom Tode Kaiser Wilhelms „eine Majestätsbeleidigung an unserem angestammten Herrn" begangen habe.

In den Wahlbezirken der Schönerer-Partei blühte der Tschechenhaß, lange bevor man der Welt melden konnte, daß die Sudetendeutschen durch den tschechoslowakischen Staat politisch unterdrückt und durch die Prager Machthaber wirtschaftlich vernichtet würden. Damals gab es keinen tschechoslowakischen Staat, und die Machthaber saßen in Wien und waren Deutsche.

Gegen die tschechischen Sportvereine bestand ein Boykott, verhängt nach der Dezemberrevolte des Jahres 1897,

von der ich als Kind am verdunkelten Fenster einen flatternden Ausläufer gesehen hatte. In jener turbulenten Woche war das Klubhaus des deutschen Ruder- und Fußballklubs „Regatta" auf der Kaiserwiese in Brand gesteckt worden von Demonstranten, die angeblich der Kapitän des tschechischen Sportklubs „Slavia", Herr Freya, anführte. Deshalb Spielverbot. Nicht nur gegen die „Slavia", sondern gegen alle tschechischen Sportvereine. Ein Vierteljahrhundert lang, über den Weltkrieg hinaus, dauerte dieser Boykott. Der Deutsche Fußballklub, abgekürzt DFC, spielte nicht gegen die Tschechen, aber es geschah, daß diese in Berlin oder Wien oder Budapest sich mit einer Mannschaft maßen, die eine Woche darauf gegen den DFC antrat. Dadurch entstand eine mathematische Wissenschaft, genannt die „Papierform"; sie suchte mit Hilfe von Goal- und Eckenzahlen zu errechnen, ob DFC, ob „Slavia" besser sei.

Nur ein einziger deutscher Klub beteiligte sich nicht an diesem Boykott, der Fußballklub „Sturm", dessen linker Außenstürmer ich war.

Einmal traten wir zu einem Ligaspiel gegen die „Slavia" an, die uns überlegen, weit überlegen war. Wir waren entschlossen, das Spiel abzubrechen, wenn sich irgendein Anlaß dazu bieten sollte. Zwar würde uns dann das Match als verlorenes gerechnet werden, aber wir würden mit einer geringeren Zahl von erlittenen Goals in die Schlußrunde kommen. Die erhoffte Gelegenheit ergab sich, als ich der Länge nach hinsauste, weil mir ein kleiner Halfback der „Slavia" namens Beneš ein Bein gestellt hatte. Vielleicht auch hatte er mir kein Bein gestellt. Jedenfalls trat er sofort, als wir ihn anschuldigen wollten, vom Spielfeld ab, um nicht uns den Anlaß zum Abtreten zu geben, ein Schachzug, den er später, als er Präsident der Tschechoslowakischen Republik geworden war, leider wiederholte.

So unüberwindlich auch der Abgrund zwischen der deutschen und der tschechischen Presse klaffte, es gab dennoch geheime Brücken. Vor unserem Redaktionsgebäude sprach mich eines Tages ein tschechischer Abgeordneter an, der Präsident der Böhmischen Landes-Findelanstalt. Er wolle

mir, wenn ich ihm das Redaktionsgeheimnis zusichere, eine wichtige Information geben. In einer einsamen Weinstube zeigte er mir das Verzeichnis der öffentlichen Schulen, denen die Pfleglinge der Findelanstalt zugeteilt wurden. Es waren durchweg tschechische Schulen. Demnach wurden die Findelkinder aus den deutschen Gebieten Böhmens (dreißig Prozent) ihrer Nation entfremdet, slawisiert.

Ich übergab das Verzeichnis unserer politischen Redaktion, die Zeter und Mordio schrieb. Daraufhin verteidigte die tschechische Presse das Vorgehen ihrer Findelanstalt. Der Präsident der Anstalt antwortete auch selbst „auf den niederträchtigen Angriff aus dem deutschen Lager" und druckte den Jahresbericht der Wiener Landes-Findelanstalt ab, aus dem hervorging, daß die es mit den slawischen Kindern ebenso mache. Dies aber und nur dies sei verwerflich, weil Wien seine Stellung als Reichshauptstadt zur Germanisierung von Kindern aus nichtdeutschen Kronländern mißbrauche.

Immer schärfer ging die Polemik hin und her, beschäftigte Landtag und Reichstag, Verwaltungsgericht und Obersten Gerichtshof und zog sich bis zum Amtsablauf des Präsidenten hin. Vor Beginn der Affäre hatten seine Konnationalen aus verschiedenen Gründen beschlossen, ihn nicht mehr zu kandidieren. Nunmehr wurde er einstimmig wiedergewählt – unmöglich konnte man einen Mann fallenlassen, der mitten im Kampf gegen den nationalen Feind stand.

Ich selbst schrieb keine Politik, die nationalen Streitereien gefielen mir nicht. Meine Fußballvereinigung „Sturm", gegen die die „Bohemia" die heftigsten Notizen geschleudert hatte, bevor ich in die Redaktion eintrat, spielte weiter mit tschechischen Mannschaften. Von den Telefonistinnen des Postamts verlangte ich die Verbindung tschechisch und telefonierte aus der Redaktion mit tschechischen Beamten in ihrer Sprache. Meine Kollegen knurrten: „Wie können wir verlangen, daß man auf den Ämtern deutsch sprechen soll, wenn unsere eigenen Herren tschechisch sprechen!"

Nun wird vielleicht der Leser fragen, wieso ein journa-

listischer Anfänger sich solche Abweichungen von der Haltung seiner Zeitung leisten könne. Wird denn nicht selbst ein erfahrener Redakteur, der die Richtung seiner Zeitung zu bestimmen glaubt, weit mehr von ihr bestimmt?

Ja, das ist so. Aber ich hatte eine Sonderstellung. Ich verdankte sie nur der Tatsache, daß ich jung war. Die Redaktion war überaltert, und die alten Herren ließen den gewähren, der ihnen Arbeit abnahm.

## DIE ALTEN HERREN

Nach dem italienischen Krieg von 1859 und nach dem preußischen von 1866 hatte die in ihren Fundamenten erschütterte österreichische Monarchie ihren Völkern einige Freiheiten gewähren müssen; Parteien und Vereine entstanden und mit ihnen eine Flut von Zeitungen und Zeitschriften. Ein zweiter Aufschwung der Presse erfolgte durch die Aufhebung des Zeitungsstempels.

Die jungen Journalisten von Anno Königgrätz und die von Anno Zeitungsstempel waren inzwischen zu Greisen herangewachsen, sie hatten ein halbes Jahrhundert in Druck befördert und waren blasiert. Mochte auch die originellste Nachricht eintreffen, so erinnerten sie daran, daß sich die gleiche Sache schon vor soundsoviel Jahren ereignete, und damals weit sensationeller. „Es ist schon alles, alles einmal dagewesen", mit dieser Weisheit – fürwahr keiner Weisheit, die einem Journalisten ansteht – redigierten sie in den Weltkrieg hinein. Als einmal jemand kreidebleich auf einen der Alten zustürmte: „Kaiser Franz Joseph ist gestorben!", zuckte der Angesprochene nur gleichmütig die Achseln: „Na und? Das war doch zu erwarten bei einem so alten Mann."

Unsere Lokalrubrik hieß „Local- und Provincial-Nachrichten", obwohl sich längst kein Lokal mit einem c und keine Provinz ohne ein z schrieb. Ich schlug vor, die beiden Buchstaben zu ändern, worauf ich die sarkastische Antwort bekam: „Warum nicht! Wir können ja ‚Lozal- und Provinkial-Nachrichten' schreiben."

Unser Nachtredakteur war in seiner Jugend auf dem böhmischen Schloß Königswart Hilfssekretär des Exkanzlers Metternich gewesen. Wahrscheinlich dachte man in der Redaktion, er habe seinem bisherigen Chef staatsmännische Weisheit abgeguckt. Aber diese beschränkte sich auf den Satz: „Seine Durchlaucht Fürst Metternich hätte das ganz anders gemacht." Sein Ressort war außer dem

Nachtdienst die Abfassung von Nekrologen. Als der Erbprinz eines deutschen Großherzogtums vom Pferde stürzte und einen Schädelbruch erlitt, ließ unser Nachtredakteur einen Nachruf aussetzen und wartete auf die Todesnachricht. Der Verunglückte erholte sich jedoch, heiratete, bestieg den Thron, bekam Kinder und Enkel, erlebte Krieg und Gefangennahme, Vertreibung und Wiedereinsetzung – und jede dieser Phasen wurde von unserem Nachtredakteur seinem vorbereiteten Nachruf sorgfältig angefügt. Bis schließlich die Todesnachricht kam. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er frohlockend in den Setzersaal eilt, das in verschiedenen Abtönungen vergilbte Manuskript zwischen Daumen und Mittelfinger schwingend: Der Schmetterling, dem er ein ganzes Leben lang nachgejagt, war ihm nun endlich ins Netz gegangen.

Damit machte er die Schlappe wett, die er kurz vorher erlitten, als er eine telefonische Mitteilung über die Aufführung von Tolstois „Macht der Finsternis" aufnahm. Ob es seinem mangelhaft gewordenen Gehör, seiner mangelhaft gewordenen Bildung oder ob es der undeutlichen Telefonverbindung zuzuschreiben war – jedenfalls erschien im Blatt die Notiz über ein Drama „Maxl Winternitz".

Ein anderer Kollege, Prager Korrespondent eines Wiener deutschnationalen Blattes, telefonierte diesem mindestens zweimal im Monat die politische Lage und immer in der gleichen Form: „Die Nachricht von ... hat in den deutschen Kreisen Böhmens eine tiefgehende und nur allzu berechtigte Empörung hervorgerufen. Man muß sich fragen, wie lange es die Regierung wagen wird, die durch die letzten Maßnahmen erbitterte deutsche Bevölkerung noch weiterhin zu reizen. Wie Ihrem Korrespondenten aus maßgebenden politischen Kreisen versichert wird, wird dieser neuerliche, gegen alle nationalen Empfindungen gerichtete Streich eine Interpellation im Abgeordnetenhaus und die Veranstaltung nachdrücklichster Protestkundgebungen zur Folge haben. Caveant consules!"

Wenn dieser Kollege abends aus dem Büro ging, so hinterließ er dem Nachtredakteur sein schon hundertmal verwendetes Exposé: „Falls etwas kommt, so füllen Sie das hier aus und blasen Sie's nach Wien."

Die anachronistischste Figur in unserer Redaktion war ohne Zweifel Herr Lobing. Mehr als vierzig Jahre lang war er Leitartikler gewesen, das heißt, er hatte an mehr als vierzigmal dreihundertfünfundsechzig Abenden eine Nachricht oder einen Standpunkt oder eine Forderung mit Empörung, Belehrung oder Verehrung behandelt, bis alles zusammen genau zwei Spalten à hundert Zeilen lang war und sich an der Spitze des Blattes sehen lassen konnte.

Von der neunten bis zur zwölften Nachtstunde saß Lobing an seinem Leitartikel. Niemand durfte es wagen, auch nur ein Wort an ihn zu richten, denn er schrie jeden Störer mit Stentorstimme an: „Zur Erregung brauche ich Ruhe!"

Selbst Nachrichten, die sich auf das Thema des in Entstehung begriffenen Artikels bezogen, nahm er während des Schöpfungsaktes nur im äußersten Notfall entgegen. Telegraf und Telefon waren für ihn Büttel Luzifers, ausgesandt, um die schönstgeschliffenen Prämissen ins Gegenteil zu verkehren und die eben gezogenen Folgerungen „zur Situation", ja die Situation selbst aufzuheben. Aber jenen Neuerungen gegenüber, von denen dem Leitartikel keine direkte Gefahr zu drohen schien, zeigte sich Lobing modern, sogar die Erfindung des Automobils erweckte sein Wohlwollen, wenngleich er seinem Lob die Einschränkung hinzufügte: „Ein Verkehrsmittel wird es allerdings niemals werden."

Was er noch mehr haßte als Telefon und Telegraf, war das „Klavier des Teufels". In der Ära des Handsatzes war der gänzliche Umbau eines Leitartikels unmöglich gewesen, der Setzer brauchte genausoviel Zeit zum Setzen, wie Lobing zum Dichten brauchte. Als das Klavier des Teufels, die erste Setzmaschine, aufgestellt wurde, barg jede noch so spät einlaufende Nachricht die Gefahr, in einen Leitartikel umgemünzt zu werden. Allerdings nicht von Lobing selbst. Ihm, der vierzig Jahre lang allmitternächtlich das Büro in der Gewißheit verlassen hatte, der Welt die richtige staatsmännische Beurteilung „zur Situation" geliefert zu haben, ihm widerfuhr es nun wiederholt, daß er morgens an der Spitze des Blattes etwas las, was mit dem gestern abend von ihm Verfaßten in keiner Weise identisch war.

Dem senil werdenden Lobing war ein anderer Leitartikler zur Seite gesetzt worden, nach einiger Zeit wurde Lobing überhaupt nicht mehr herangezogen, und als er in den Ruhestand versetzt wurde, vergaß der Herausgeber, ihm davon Mitteilung zu machen. So wußte Lobing nicht, daß er kein Redakteur mehr, sondern nur ein pensionierter Redakteur war, und nahm an jedem Monatsersten seine Pension in Empfang, die er für das Gehalt hielt. Die Bürostunden verbrachte er nach wie vor in der Redaktion, würdig und allzeit leitartikelbereit die Räume durchmessend.

Während des Weltkrieges und auch nachher machten sich die Kollegen oft das Gaudium, den alten Lobing, der die Zeitung nicht einmal mehr las, nach seiner Ansicht über aktuelle Ereignisse zu fragen, und ergötzten sich an seiner ahnungslosen, gespreizten Antwort. Allmählich hörte dieser Spaß auf, ein Spaß zu sein, und man ließ den Alten in Frieden und Feierlichkeit durch die Redaktionszimmer wandeln. An einem Sommertag des Jahres 1923 sprach ich ihn an: „Was sagen Sie dazu, Herr Lobing, daß das Parlament die Abschaffung der Todesstrafe beschlossen hat?"

Er hielt inne in seinem Löwenkäfigsgang und hob belehrend den Finger: „Wobei füglich zu bedenken ist, daß jede beschlossene Änderung der Verfassung oder der Gesetze zuvörderst der Approbation des Kaisers bedarf."

„Welches Kaisers?" fragte ich verblüfft.

Den Namen des Kaisers vorsichtig vermeidend, antwortete er: „Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers von Österreich, Königs von Ungarn, Königs von Böhmen ..."

Sicherlich hätte er den ganzen großen Titel zu Ende deklamiert, wenn ich ihn nicht unterbrochen hätte: „Wir haben doch keinen Kaiser mehr, Herr Lobing."

„Höre ich recht? Keinen Kaiser mehr? Was haben wir denn, mit Verlaub zu fragen?"

„Eine Republik."

Ganz fest sah er mich an. „Seit welchem Zeitraum soll denn diese von Ihnen behauptete Staatsform der römischen res publica hierzulande Kraft und Geltung haben?"

„Seit fünf Jahren schon, Herr Lobing."

Er zuckte zusammen. „Seltsam und befremdlich!" Dann

wandte er sich brüsk um und nahm mit erregten Schritten seinen Aufundabgang wieder auf.

Ich schaute dem Alten nach, der einst alles Geschehen der Zeit ausführlich und kategorisch beurteilt hatte und nun vom Ausgang des Weltkrieges, vom Umsturz, von der Schaffung des tschechoslowakischen Staats keine Kenntnis mehr besaß. Vielleicht habe ich ihm diese Tatsachen zu rücksichtslos beigebracht, ihn dadurch gekränkt, daß er vor mir eine beschämende Lücke bloßlegen mußte. Ich eilte ihm ins andere Zimmer nach, um mich zu entschuldigen: „Aber, Herr Lobing, Sie wußten natürlich, daß wir eine Republik haben, Sie wollten doch nur einen Spaß..."

„Nein", fiel mir Lobing ins Wort, elementar brach ein jahrzehntealter Groll gegen seine Hintansetzung hervor, Verbitterung und Beschwerde, „nein, ich hab das natürlich nicht gewußt. Ich bin ja in dieser Redaktion das fünfte Rad am Wagen. Mir sagt man doch nichts."

Und dieses schreiend, ballte er die Fäuste gegen einen Feind, der ihm die wichtigsten Ereignisse verheimlichte. –

Es gehörte zur Tradition, daß die polemische Glosse, die neben dem Leitartikel der Zeitung den politischen Charakter gab, vom Chefredakteur selbst geschrieben wurde. Dieser hatte sich, als er noch Provinzadvokat war, um ein Reichstagsmandat beworben, wozu ihn sein mächtiger holzfarbener Backenbart, der nahe den Brustwarzen in Spitzen auslief, wohl prädestinierte. Aber kurz vor der Wahl bot ihm sein millionenschwerer Gegenkandidat die Chefredaktion der „Bohemia" an, wenn er von der Kandidatur zurücktrete. Das Geschäft war ein sicheres und dauerndes, wogegen die Wahlaussichten schwankten und ein Abgeordnetenmandat nach sechs Jahren ablief. So nahm er den Handel an, wurde Chefredakteur, bekleidete wichtige Funktionen in der Fortschrittspartei und im Deutschen Volksrat für Böhmen und schrieb tagtäglich die Polemik gegen die tschechische Presse, obwohl er kein Wort Tschechisch verstand. Er ließ sich einfach erzählen, welche „Perfidie" oder welche „Ignoranz" sich eines der „Tschechenblättchen" heute geleistet habe, strich entschlossen die hölzernen Flügel seines Gesichts bis zu den Brustwarzen

hinab und bestieg dann seinen Chefredakteursfauteuil, um die kühne Attacke zu reiten. Niemals ließ er sich die gegnerische Replik übersetzen. „Was können die schon darauf antworten!" meinte er.

Einer seiner Witze bestand darin, in die Polemik Bemerkungen, wie „die neu frisierte falsche Behauptung des Herrn Palacky", einzufügen. Mit der „frisierten falschen Behauptung" war die Perücke des vor einem Menschenalter gestorbenen Professors Palacky gemeint. Diese Anspielung konnte niemand mehr verstehen, und das war dem Chefredakteur eben recht. Er wollte dartun, wie wenig er sich um die Vorgänge im tschechischen Lager kümmere, obwohl er gegen sie aufzutreten genötigt sei.

Besonders hochmütig schauten er und die anderen Herren der Redaktion auf die Angriffe der Zeitung „Union" herab. Die „Union" war eine gemeinsame Gründung der alttschechischen Bürgerpartei und des tschechischen Großgrundbesitzes. Die Idee war, durch ein deutsch geschriebenes Blatt die tschechischen Auffassungen den deutschen Lesern, vor allem den Wiener Staatsmännern und den Politikern anderer Provinzen, direkt zu vermitteln.

Aber die Durchführung der Idee mißlang. Wer tschechisch gesinnt war, las tschechische Blätter, wer deutsch gesinnt war, las deutsche, und für ein paar Berufspolitiker und Pflichtabonnenten ließ sich keine anständige Tageszeitung machen. Die Redakteure, meistens ehemalige Gutsbeamte, beschränkten sich darauf, tschechische Reden, Beschlüsse und Blätterstimmen zu übersetzen. Das Feuilleton war einer Dame anvertraut, die mit Vorliebe deutsche Klassiker zitierte, obwohl sie sie jedenfalls nur in tschechischer Ausgabe besaß. So mußte sie rückübersetzen: „In betreff des jetzt doch eingefundenen Frühlings möchten wir mit dem Titelhelden des ausgezeichneten Theaterstücks Friedrich von Schillers, ‚Waldstein', ausrufen: ‚Sie treffen zwar spät ein, Herr Graf Isolani, aber es ist schön von Ihnen, daß Sie wenigstens eintreffen.' " Im Original sagt Wallenstein kürzer: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt."

Nur ein einziger Redakteur, Maurus Bloch, fiel aus dem Rahmen der „Union". Seine Leitartikel hatten eine sehr

persönliche Note. Von dem jeweiligen Anlaß offenkundig tief bewegt, rief der Verfasser den Leser an, selbst zu entscheiden. In den polemischen Notizen fühlte sich Maurus Bloch derart in den Angegriffenen ein, daß es fast wie ein Mangel an eigener Persönlichkeit anmutete. Schlug er dann auf den Gegner ein, so war es, als ob er sich selbst geißelte. Maurus Blochs stilistische Wandlungsfähigkeit verblüffte mich immer wieder, und um ihretwillen habe ich jahrelang täglich die „Union" gelesen.

Nachdem das Blatt eingegangen war, bekam Maurus Bloch, schon ein fünfzigjähriger Herr, durch Vermittlung der tschechischen Politiker einen hohen Posten beim österreichischen Ministerratspräsidium in Wien und, als auch Österreich einging, einen noch höheren in der neuen Tschechoslowakei.

Als Pressechef der Regierung saß er nun auf der Prager Burg. Sein Amtszimmer war der sechsfenstrige Tiziansaal; darin pflegte sich einst Kaiser Rudolf II. mit den Frauenbildnissen Tizians tagelang einzuschließen, des Völkerlärms nicht achtend, der den Beginn des Dreißigjährigen Krieges ankündigte. Jetzt hingen keine Tizians mehr an den Wänden, nur ein Venezianer Spiegel, dessen Spiegelfläche durch ein vergrößertes Photo Masaryks ersetzt war.

Wie es vorkommt, beruhte meine Sympathie für die Artikel Maurus Blochs auf Gegenseitigkeit. Sooft ich ihn auch besuchte, immer redete er stundenlang mit mir von den vergangenen Zeiten der Prager Journalistik. Mit ausländischen Korrespondenten könne er das nicht, die seien ortsfremd, und mit seinem Stab erst recht nicht, das seien geborene officiosi, Protektionskinder, aber keine Journalisten, und das „Fieber bei Blattschluß" hätten sie nie mitgemacht. Was wissen die!

Bei einem meiner Besuche fand ich ihn augenkrank. Die sechs Fenster des Tiziansaals standen offen, aber die Jalousien waren herabgelassen, so daß es stockdunkel war. In dieser Finsternis tobte Maurus Bloch gegen seine Krankheit und gegen seinen Posten. Bald tobte er von rechts, bald von links, ich hätte kaum gewußt, auf welcher Seite des Saals er war, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein

Windhauch die Jalousien bewegt und einen Lichtstrahl auf Blochs schwarze Brillengläser geworfen hätte. Manchmal sprang auch auf Masaryks spiegelnden Rahmen ein kurzfristiger Sonnenstrahl.

„Was hat das alles für einen Sinn!" brummte es bald vom Schreibtisch, bald von der Tür her. „Gegen wen soll ich denn Polemiken führen von der Höhe der Burg herab? Heute hat man mir einen Artikel aus der ungarischen Presse vorgelesen, auf den ich verdammt gern geantwortet hätte. Der Budapester Herr hat zwei Jahre lang von uns Subvention bezogen und das Gegenteil geschrieben von dem, was er jetzt verzapft. Aber das darf ich nicht sagen. Gar nichts darf ich sagen. Farbloses Zeug muß ich schmieren für die Staatskorrespondenz, diplomatische Noten stilisieren und Regierungserklärungen ..."

„Verfassen Sie auch Reden für Präsident Masaryk, Herr Bloch?" fragte ich in die Richtung, aus der sein Schelten kam.

Ein Lachen war die Antwort. „Sie glauben wohl, ich kann Amtsgeheimnisse verraten, weil man hier nichts sieht? Ein Amtsgeheimnis gilt mindestens ebensoviel wie ein Redaktionsgeheimnis!"

„Das ist eine bejahende Antwort, Herr Bloch."

„Lieber Freund, versuchen Sie nicht, allzu schlau zu sein! Aber ich kann Ihnen ruhig die Wahrheit sagen. Ich schreibe wirklich für den Herrn Präsidenten: jede Ansprache, jeden Dank auf eine Begrüßung, jede Antwort auf eine Delegation."

„Also war ich doch nicht allzu schlau, Herr Bloch."

„Doch, Sie waren allzu schlau. Der Herr Präsident besteht darauf, daß ich die Sachen abliefere, aber, zum Teufel, er verwendet sie nicht. Nicht ein einziges Wort, nicht einen einzigen Gedanken, nicht die Linie des Ganzen! Er liest mein Manuskript, legt es neben sich und schreibt etwas total anderes. Vielleicht ist es besser als meines, ich muß sagen, es *ist* besser als meines ... Aber ich liebe das nicht. Das ist mir selbst in Wien nie passiert, da hat man mir nicht einmal ..."

Er brach den Satz ab.

Ich wußte, was ihm durch den Kopf ging. Zu genau

hatte ich seinerzeit den Stil von Maurus Bloch studiert, um ihn nicht auch dann zu erkennen, wenn er sich unter einem nom de guerre versteckte. Ich hatte diesen Stil in dem berühmten Manifest erkannt, das Kaiser Franz Joseph gleichzeitig mit der Kriegserklärung „An meine Völker" gerichtet hatte. Daß der Kaiser sich darin nicht „Wir, von Gottes Gnaden" nannte, sondern in Ich-Form sprach, daß in seinen Worten das Herz eines Landesvaters pochte und daß das Vorgefühl seines baldigen Todes rührend hindurchschimmerte, daß er darin seine Landeskinder mit zitternden Händen beschwor, ihm zu glauben, wie sehr er sich gegen den Krieg gesträubt – das alles konnte mich nicht täuschen. Dieses Ich war nicht das des alten Kaisers, es war, wie das pochende Herz und die zitternden Hände, das Ich des Herrn Maurus Bloch.

Hundertmal war während des Krieges diese Proklamation zitiert worden, in jeder Ansprache an die Truppen, in jeder Feldpredigt, in jedem Armeebefehl, in jedem Artikel kehrten ihre Worte wieder. Und je öfter sie wiederholt wurden, desto mehr festigte sich meine Überzeugung, daß sie von Maurus Bloch stammten.

„... nicht einmal das Manifest des Kaisers korrigiert", vollendete ich seinen Satz.

„Wie? Wovon sprechen Sie? Phantasieren Sie?"

Ich zuckte die Achseln, aber das konnte er nicht sehen. Er konnte nur hören, daß ich keine Antwort gab.

„Welches Manifest meinen Sie?"

„Das Manifest bei der Kriegserklärung trägt Ihre Handschrift, Herr Bloch."

Es war windstill draußen und stockdunkel drinnen, denn die Jalousien bewegten sich nicht. Aber ich wußte, daß Maurus Bloch unmittelbar vor mir stand, ich spürte seinen Atem. Was ich da rede, sei Unsinn. Niemand habe bisher eine solche Vermutung geäußert. „Von wem haben Sie das gehört?"

Darauf sagte ich, es sei ganz und gar unvorstellbar, daß einer von den kaiserlich-königlichen Pressebeamten, die in den offiziösen Organen ihre Apologien ablagerten, eines solchen Stils fähig gewesen wäre.

„Fanden Sie denn die Proklamation wirklich so gut?"

„Ich fand sie meisterhaft. Ich fand sie menschlich. Sie konnte nicht wirkungsvoller sein. Bedenken Sie, Herr Bloch: der unpersönliche Kaiser wurde plötzlich persönlich, ein unzugänglicher Greis wendet sich an seine Familie, um ihr seinen Schmerz zu klagen."

Die Stimme von Maurus Bloch lächelte. „Nun, nun! Sie sind ja ganz begeistert. Eine solche Kritik habe ich noch nie gehört... also gut." Er gestand mir die Autorschaft ein. Aber ich möge darüber schweigen, solange er lebe. „Sehen Sie", sagte er, „die österreichischen Republikaner würden mir übelnehmen, daß ich für den Kaiser geschrieben habe, die tschechoslowakischen Republikaner würden mir übelnehmen, daß ich für den österreichischen Kaiser geschrieben habe. Dabei dankt mir die Tschechoslowakei ihre Existenz. Im letzten Manifest Kaiser Karls habe ich eine Reorganisation im Sinne der nationalen Selbstbestimmung versprochen. Auf Grund dieser Selbstbestimmung zerfiel die achthundertjährige Monarchie binnen vierundzwanzig Stunden."

Er war stehengeblieben, während er das sagte, ich wußte nicht, nach welcher Seite des Dunkels ich meine Antwort richten sollte: „Alle Achtung, Herr Bloch! Noch nie hat ein Journalist unter so klingenden Pseudonymen geschrieben wie Sie. Ghostwriter von zwei Kaisern...!"

„Zwei Kaisern?" unterbrach er mich. „Ich werde Ihnen etwas zeigen." Er zog eine der Jalousien hoch, ging zur Zimmertür und versperrte sie. Dann holte er aus einem Schreibtisch eine groß gedruckte Proklamation in Plakatform hervor, an deren Rand mit Bleistift und Tinte Korrekturen gemacht waren. „An meine geliebten Völker", lautete die Aufschrift, „Franz III., Kaiser von Österreich, König von Ungarn, König von Böhmen, etc.", lautete die Unterschrift.

Niemals hatte es einen Kaiser Franz III. von Österreich gegeben. Was bedeutete dieses Manifest, von wem ist es? fragte mein Blick die schwarzen Brillengläser Maurus Blochs.

„Sie wissen nicht, was das ist?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Raten Sie."

„Ich habe nicht die leiseste Ahnung."

„Das ist die Proklamation für die Thronbesteigung des Erzherzogs Franz Ferdinand. Ich hatte sie jahrelang vorbereitet, Kaiser Franz Joseph konnte doch jeden Tag sterben. Wiederholt hat man sie mir geändert, die Korrekturen mit Tinte sind vom Kabinettchef Graf Bardolf, die mit Bleistift vom Thronfolger selbst. Daß der vor dem alten Kaiser sterben wird, haben wir alle drei nicht erwartet."

Maurus Bloch schloß die nie erschienene Kaiserproklamation in das Schubfach und ließ die Jalousien herab. „Ja, ja", klagte er dabei, „so bleiben mir die besten Sachen im Übersatz."

Er war wieder im Dunkel verschwunden, aber er hatte Licht geleckt und erzählte weiter von seinen pseudonymen Arbeiten. Nachdem 1917 der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau das private und geheime Separatfriedensangebot Kaiser Karls, den sogenannten Sixtus-Brief, der Öffentlichkeit preisgegeben hatte, mußte Kaiser Karl dazu Stellung nehmen. So schrieb Maurus Bloch, Clemenceau habe einen Satz unterschlagen, in welchem ich (Kaiser Karl) die französischen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen als unberechtigt bezeichnete.

„Wissen Sie, das war mir vorgeschrieben worden. Gewöhnlich aber bekam ich nicht einmal eine Andeutung über das, was ich schreiben sollte. Eines Abends rief mich Minister Geßmann an, ich solle ihm die Grabrede für den eben verstorbenen Wiener Bürgermeister Karl Lueger aufsetzen. Sie erinnern sich sicherlich noch an das Aufsehen, das diese Rede machte. Geßmann kündigte mit ihr eine Schwenkung der christlich-sozialen Politik in liberalere Bahnen an. Am meisten erstaunt war wohl Geßmann selbst über seine Worte. Immerhin – er hat diese Worte erfüllt."

So behaglich sich Maurus Bloch, geschützt durch die Dunkelheit des Raumes, in die Erinnerung an die Zeit vertiefte, da er Kaisern und Staatsmännern bei deren denkwürdigen Kundgebungen die Feder geführt, Weltpolitik und Weltgeschichte gemacht hatte, weit stolzer schien er auf die Projektile der Polemik zu sein, die er einstmals in der „Union" gegen die deutschen Journalisten Prags

abgeschossen. Er wollte genau wissen, was man in unserer Redaktion zu diesen Angriffen gesagt hatte. Unmöglich konnte ich ihm antworten, daß außer mir bei uns niemand die „Union" zu lesen pflegte. So stotterte ich etwas, jedoch er merkte meine Verlegenheit gar nicht. „Ja, ja", kicherte er aus einer Ecke des finsteren Zimmers, „euch wird nicht sehr wohl zumute gewesen sein."

## KÄMPFE UM DIE LOKALNOTIZ, SPEZIELL UM SELBSTMORDE

Was ausländische Meldungen anbelangt, waren die sechzehn Prager Tageszeitungen auf eine einzige Nachrichtenagentur beschränkt, die amtliche. Die Informationen aus dem böhmischen Landtag und von den politischen Parteien besorgten sich die Zeitungen selbst, aber das stellte beileibe keinen Lesestoff dar.

Wollte man Originalnachrichten fürs Publikum haben, mußte man sie aus dem Strom des lokalen Lebens angeln. Dennoch hatte jede Zeitung nicht mehr als einen Reporter, und auch der stand nicht hoch im Rang. Er war der Taglöhner der Journalistik, le journalier, bezog meist nur ein Zeilenhonorar, bangte darum, es täglich zu verdienen, bangte darum, es stündlich zu verlieren.

„Bin ich ein Vogel, daß ich an zwei Stellen zugleich sein kann?" mochte er grollen wie der Barbier im Börsenwitz. Nein, auch der Lokalreporter hat nicht die Fähigkeit, an zwei Stellen zugleich zu sein, obwohl ihm das, als er noch ganz allein und nur für sich auf Nachrichten ausflog, besonders nötig gewesen wäre. Während er einen Mord recherchierte, konnte anderswo ein Gebäude zu Schutt und Asche verbrennen.

Zum Glück fand er den Ausweg, den schon die Urgesellschaft betreten hatte: den Tauschweg. „Gib mir deine Beute", sagte der Jäger zum Fischer der benachbarten Sippe, „und ich gebe dir dafür meine." Es entstand ein Markt, auf dem jeder seine Produkte anbot, und weitere Teilung der Arbeitsprozesse.

Anfangs trafen sich Notizenjäger und Notizenfischer aller Zeitungen jeden Abend in einem Absteighotel auf dem Wenzelsplatz. Diese Zusammenkünfte wurden von ihren Teilnehmern „Börse der Nachrichten" genannt. Da man aber nicht auf Grund von Warenproben oder gar mit unsichtbaren Werten handelte, vielmehr die Ware greif-

bar vorlag, war diese Börse in volkswirtschaftlichem Sinne eigentlich keine Börse, sondern ein Markt. Andererseits stellten die Waren nur Papierwerte dar, Börsenmeldungen notierten oder wurden notiert, und von einer Barzahlung war keine Rede. Also war es eigentlich doch eine Börse und kein Markt. Übrigens ist das ganz egal, denn von der Börse stand niemals ein Wort in den Zeitungen, obwohl sie nur für diese ihre Tätigkeit entfaltete.

Als sich die Leserkreise einiger Zeitungen zu überschneiden begannen, wollte jede mehr Nachrichten bringen als die Konkurrenz, jede wollte der anderen zuvorkommen, womöglich einen „scoop" haben, wie man in Amerika sagt, einen „Solokarpfen", wie man in Prag sagte.

So spaltete sich die Einheitsbörse. Es gab nun zwei. Die eine tagte im Restaurant Chodiera in der Ferdinandstraße, mit Ausnahme eines kurzen Interims, in dem das Restaurant polizeilich geschlossen war, weil eine Gruppe tschechischer Stammgäste die im Stiegenhaus aufgestellte Kaiserbüste kurz und klein geschlagen hatte. Die andere Börse tätigte in einem Hinterzimmer des Restaurants Brejschka von sechs bis acht Uhr abends ihre Geschäfte.

Innerhalb jeder der beiden Börsen waren die Aufgabenkreise verteilt. Ein Reporter hatte täglich das Krankenhaus zu besuchen und die eingelieferten Fälle von Distinktion zu notieren, ein anderer das Rathaus, um die Maßnahmen der Kommunalverwaltung festzustellen, ein dritter hielt die Verbindung mit der Feuerwehr, ein vierter die mit dem Gendarmeriekommando aufrecht.

Die Polizei war dreißig Jahre lang von Herrn Melzer besorgt worden, und ich war auf der Brejschka-Börse sein Nachfahr, sieben Jahre lang. Wenn von der Polizei eine Nachricht offiziös ausgegeben wurde oder ein großer Vorfall die Beamten in Bewegung hielt, so hatte ich davon alle Börsenkollegen zu informieren. Erfuhr ich eine Nachricht privat, die nicht im Bereich der Gefahr lag, auch von der Konkurrenzbörse ergattert zu werden, durfte ich sie für meine Zeitung allein behalten oder – natürlich nur an ein Mitglied unserer Börse – gegen eine andere Spezialnachricht austauschen.

Für das Restaurant Chodiera ging zur Polizei der „blei-

che Schnüffeles", der gleichfalls eine deutsche Zeitung vertrat, das „Prager Tagblatt". Wie man sieht, schwieg in Börsensachen der nationale Boykott, den die Presse in ihren Spalten predigte.

Mehr Nachrichten zu erjagen als die andere Börse war auf beiden Seiten ein Sport, der manchmal in persönliche Kämpfe ausartete. Einer der heftigsten entbrannte wegen einiger Menschenknochen, die kurz vor meinem Amtsantritt auf dem Dorfplatz des Vorortes Krtsch gefunden wurden und auf denen ein Zettel lag mit der Aufschrift: „Die da wurde im Keller erschlagen."

Die Brejschka-Mannschaft hatte allein von dem Fund erfahren mitsamt dem Detail, daß die Knochen verletzt seien und nicht von *einer* Person, sondern von einem Mann und einer Frau stammten. Das schien Grund genug, die Nachricht als „geheimnisvollen Doppelmord in Krtsch" groß aufzumachen.

Die andere Börse, solcherart ins Hintertreffen geraten, versuchte die Bedeutung des Fundes abzuschwächen. Allen Anzeichen nach habe ein makabrer Witzbold die Gebeine in einem Friedhof ausgegraben, und die, die auf Grund des Zettels an einen Mord glaubten, stünden nun da „blamiert bis auf die Knochen". Wie im Pathologischen Institut festgestellt worden sei, rühre die Knochenspaltung mitnichten von gewaltsamen Verletzungen her, sondern Adipocire, eine Seifenbildung bei Leichen, habe das Platzen der Knochen verursacht.

Die zeitunglesende Bevölkerung war in erregte Lager geteilt; das eine schäumte: Mord, das andere: Seife, als aus dem Keller einer Krtscher Villa zwei Leichen ans Tageslicht stiegen und ein wüstes Spiel von Geldgier und Sexualgier enthüllten. Drei Jahre vorher hatten die Gärtnersleute dieser Villa, ein gewisser Vales mit Frau und Stieftochter, ein ungarisches Liebespaar, das in der Villa den Winter verbrachte, durch Beilhiebe ermordet und beraubt. Hernach hatten sie die Kleider der Toten mit Stroh ausgestopft und diese Puppen in der Dämmerung mit einem Wagen weggefahren, damit die Nachbarschaft die Abreise der beiden Fremden sehe.

Verscharrt im Keller, lagen die Leichen in Totenruhe

bis zu dem Tage, da es dem fast siebzigjährigen Vales zu bunt wurde, daß sich seine Stieftochter – sie war über fünfzig – seinen Liebeswerbungen hartnäckig entzog und bei jedem gegebenen Anlaß ihre Mutter zu Hilfe rief. „Wenn ihr euch weiter widersetzt, bringe ich euch und mich an den Galgen", drohte Vales. Sie widersetzten sich weiter, auch nachdem Vales mit der öffentlichen Preisgabe der Knochen bewiesen hatte, wie ernst es ihm mit seinen Worten war.

Erst als eine Polizeikommission in Krtsch von Haus zu Haus ging und Vales schwor, er werde sie mit dem Eingeständnis des Mordes empfangen, erlaubte Frau Vales ihrem Mann, sich mit ihrer Tochter im Zimmer einzuschließen. Schon näherte sich die Kommission dem Garten, Frau Vales trommelte an die Tür: „Rasch, macht rasch, sie kommen!"

Glückselig lächelnd, ist er doch am Ziel jahrelanger Wünsche, öffnet Vales die Liebeskammer im gleichen Augenblick, da die Beamten eintreten. Die merken Erregung und beginnen eine genaue Untersuchung des Hauses. In einer Ecke des Kellers sind Geräte und Möbel aufgestapelt, unter ihnen finden sich Spuren einer frischen Grabung, ein süßlicher Geruch ist spürbar – man exhumiert zwei Leichen.

Fürwahr, das ist ein „geheimnisvoller Doppelmord", fürwahr, das ist keine Adipocire! Die Reporter von Chodiera, die dieses Wort den bei Brejschka versammelten Konkurrenten eine Woche lang höhnisch zugerufen, müssen sich nun selbst mit „Adipocire" verspotten lassen.

Solche Sensationen bildeten selbstverständlich nur die Ausnahme, die tägliche Nahrung der Börsenmitglieder bestand nicht aus großen Solokarpfen, sondern aus kleinen Fischen, und davon konnten jene Reporter, die von der Zeile in den Mund lebten, nicht satt werden.

Oft brachte ich derart winzige Fische, daß meine Kollegen sie ins Wasser zurückwarfen. Gleich zu Beginn kam ich mit der Meldung, fünfzehn Mitglieder einer Damenkapelle seien aus Portugal nach Prag abgeschoben und heute von der Prager Polizei nach ihrer Heimatgemeinde Nechanitz weitertransportiert worden.

Diese Nachricht wollte niemand, weil, wie mir erläutert wurde, sie sich mindestens sechsmal im Jahr wiederhole. Wann immer ein Musiklokal Bankrott mache oder ein Impresario durchbrenne, würden die Mädchen, mittellos und zumeist geschwängert, nach Nechanitz zurückexpediert. (Alle Damenkapellen stammen aus Nechanitz.) Für meine Kollegen war das eine abgestandene Sache, mir war es neu und schien mir mit einer Bühnenaktualität verknüpfbar.

Ungefähr ein Jahr vorher hatte der Schriftsteller Hans Müller die Liebesgeschichte einer solchen Wandermusikerin novellistisch behandelt, und der Komponist Oscar Straus fragte an, zu welchen Bedingungen er diese Geschichte zu einer Operette verwenden könne. Hans Müller hielt eine magere Abfindung in der Hand für besser als eine fette Tantieme auf dem Dach und verkaufte seine Autorenrechte für hundert Kronen. Einige Monate später wäre ihm eine tausendfach größere Tantieme zugefallen, und dabei stand der „Walzertraum" erst am Anfang seines Millionenerfolgs.

Ich leitete meine Notiz über die heute abgeschobene Damenkapelle mit einem Hinweis auf die Operette ein. Man findet das Ende im „Walzertraum" zu sentimental, schrieb ich, will sich nicht damit abfinden, daß die Heldin auf ihr Glück verzichtet, resigniert den Fiedelbogen streicht und von dannen zieht. Aber der Prager Polizei sind weit tragischere Schicksale von Wandermusikerinnen bekannt ... Und so.

Erstaunlicherweise gab das Korrespondenzbüro die Notiz im Wortlaut aus, und die obige Einleitung wurde von den Wiener Zeitungen als ästhetische Erkenntnis und als Gefühlsausbruch der Prager Bevölkerung aufgefaßt. „Prag zweifelt an der Richtigkeit des ‚Walzertraums'! Aber die Polizei bestätigt sie." Unter solchen Titeln stand, von Sperrungen und Fettdruck unterbrochen, mein harmloser Exkurs: „Man findet, wie aus Prag *telegrafiert* wird, dort das Ende der Operette ‚Der Walzertraum' *zu sentimental*. Wie die ‚Bohemia' meldet, *will man sich in Prag nicht damit abfinden*, daß die Heldin auf ihr Glück verzichtet, resigniert den Fiedelbogen streicht und von dannen zieht.

Dieser ablehnenden Auffassung über das Ende der Operette steht aber, *wie das genannte Blatt selbst zugeben muß,* die Tatsache entgegen, daß *der Prager Polizei weit tragischere Schicksale* von Wandermusikerinnen bekannt sind ..."

Manche Börsentage waren so flau, daß eine Meldung von der Abschiebung einer Damenkapelle auch meinen Kollegen ein willkommener Happen gewesen wäre. Müßig saß man herum und fluchte um die Wette.

Allein der fromme Herr Adalbert Betzek von der „Volksgemeinde", dem Tagesblatt der klerikalen Partei, fluchte niemals, er wehklagte nur. Er nannte sechs Kinder sein eigen, und die „Volksgemeinde", von deren Zeilenhonorar die Familie ernährt werden sollte, verschwieg – wie übrigens damals alle katholischen Zeitungen der Welt – jede Mitteilung über Selbstmorde, weil man einem von der Religion verbotenen Akt keine Verbreitung geben, nicht zu seiner Nachahmung verlocken wollte.

So führte die Zentrumspartei im Ruhrgebiet nach dem Tode des Kanonenkönigs Friedrich Alfred Krupp eine Kampagne gegen die Sozialdemokratie. Krupp hatte sich umgebracht, als er von sozialistischer Seite beschuldigt wurde, in Capri homosexuelle Orgien zu feiern. In einem erbarmungslos naturalistischen Sonderbericht aus Capri schilderte die katholische „Germania" das Sterbezimmer Krupps: der Revolver lag neben dem Stuhl, Blut bedeckte die Diele, die Augen des Toten waren entsetzt aufgerissen – der Leser mußte glauben, die Sozialdemokratie habe Krupp erschossen, denn die Tatsache des Selbstmordes war nicht einmal angedeutet.

Über die Tragödie auf Schloß Mayerling soll der Pariser „Gaulois", um das vatikanische Selbstmord-Nachrichtenverbot nicht zu verletzen, berichtet haben, daß man aus dem Schlafzimmer zwei Detonationen gehört und beim Eindringen den Kronprinzen Rudolf von Habsburg und die Baronesse Vetsera vom Herzschlag getötet aufgefunden habe.

Hingegen verschwieg die klerikale Presse Nachrichten über Diebstahl, Raub, Meineid, Mord aus Rache oder Totschlag am Ehebrecher nicht, obwohl auch Eigentumsverbrechen, falsche Zeugenaussage, Mord und Ehebruch

in den Zehn Geboten untersagt sind und gleichfalls zur Nachahmung verlocken könnten. All das druckte sie mit der gleichen Ausführlichkeit wie die profanen Zeitungen.

Deshalb lag der fromme Herr Adalbert Betzek Tag für Tag, ehe er zur Nachrichtenbörse ging, in der Maria-Schnee-Kirche auf den Knien und betete zur Mutter Gottes, sie möge eine ausgiebige Bluttat geschehen lassen oder eine Katastrophe mit vielen Todesopfern, amen.

Aber der fromme Herr Adalbert Betzek war nicht nur fromm, er war auch zynisch, er verließ sich nicht allein auf die Hilfe der Madonna. Seine Kenntnisse vom Privatleben einiger kirchlicher Würdenträger benutzte er, um sich von ihnen Nachrichten zu beschaffen. Auch Gerüchte von bevorstehenden Veränderungen im Klerus, vom An- und Verkauf von Kirchengrund und so weiter, die sein Blatt nicht bringen konnte, erfuhr er auf diese Weise und machte anderweitige Geschäfte damit. Auf der Börse wurde der fromme Herr Adalbert Betzek oft geneckt, daß er mit solchen Praktiken nicht in den Himmel kommen werde. Er lächelte überlegen. „Gewiß, Sankt Petrus hätte die Macht, mich abzuweisen, er hat ja eine Vertrauensstellung. Aber ist er wirklich so vertrauenswürdig? Er glaubt sicherlich, es sei schon vergessen, daß er der Peter war, der seinen Herrn dreimal verriet . . ." – „Was kann Ihnen das nützen, Herr Betzek?" – „Wenn mich der heilige Petrus zweimal abgewiesen hat, werde ich draußen krähen. Dann macht er sofort auf – an alte Geschichten sind die hohen Herrschaften nicht gerne erinnert."

Immer wenn auf der Börse Selbstmorde oder Selbstmordversuche notiert wurden, an denen der fromme Herr Adalbert Betzek nicht teilhaben durfte, jammerte er über die Kleinmütigkeit der Generation: „Die jungen Menschen von heutzutage haben keinen Glauben mehr, deshalb legen sie Hand an ihr Leben, was Christus verboten hat in seinem Testament. Hat einer kein Geld – Selbstmord; ist einer eifersüchtig – Selbstmord. Gibt es denn keine Panzerkassen mehr, die man aufbrechen kann, keine Unterschriften, die sich nachahmen lassen, kein Vitriol, um die Nebenbuhlerin beiseite zu schaffen? Ich bin gewiß der letzte, der das gutheißt . . ."

„Na, na, Herr Betzek!"

„... immerhin ist es doch besser, als sich umzubringen. Aber statt ein paar Monate Haft zu riskieren, ziehen es die Leute vor, für immer tot zu sein. Sie fürchten die Polizei mehr als die Strafe Gottes."

Der fromme Herr Adalbert Betzek drehte mit seinen Fingerspitzen den Rosenkranz in seiner Westentasche und klagte dem Himmel und allen heiligen Seelen den Verfall der Zeitläufte: „Das ist keine Kunst, sich selbst totzuschlagen, da gibt's ja keine Gegenwehr. Früher haben die Menschenkinder mutigere Auswege aus ihrer Not gesucht, ohne gleich an Selbstmord zu denken. Nehmen Sie zum Beispiel die beiden Jünglinge, die die Juwelierin Gollerstepper am hellichten Tage erschlagen und den Laden seelenruhig ausgeräumt haben. Sechshundert Zeilen habe ich über sie geschrieben."

Zärtlich streichelten seine Finger die Rosenkranzperlen. „Oder diese drei Trainsoldaten – wie hießen sie denn nur? Da hat ihnen ein Hotelier aus der Provinz unchristliche Anträge gemacht, noch dazu an einem Karfreitag, so sind sie denn mit ihm auf die Schanzen gegangen und haben ihm dort das Faschinenmesser irgendwohin hinten hineingestoßen, bis er selig im Herrn entschlafen ist. Herrgott, waren das Burschen, groß und schlank wie Zedern auf dem Libanon. Im Garnisongefängnis hat man sie gehängt, nachdem ihnen der hochwürdige Herr Divisionspfarrer Hummelhans das heilige Abendmahl gegeben, und dann wurden sie in geweihter Erde bestattet, nicht wie die Äser von Selbstmördern. Der Herr der Heerscharen schenke ihnen Gnade am Tage des Jüngsten Gerichts, den drei armen Schächern, hundertzwanzig Zeilen Borgis hat man mir allein über die Hinrichtung abgedruckt."

Er hatte den Rosenkranz aus der Tasche gezogen und ließ ihn sanft über dem Gefild der Erinnerung baumeln. „Wie haben die drei nur geheißen?" fragte der fromme Herr Adalbert Betzek die Tafelrunde.

„Cucko, Velek und Otterstatt", antwortete ich, „und der Ermordete hieß Gustav Wolf."

Alle schauten auf. „Wieso wissen Sie das? Das war doch lange vor Ihrer Zeit. Haben Sie sich etwa auf Ihren Be-

ruf vorbereitet? Sie glaubten wohl, Sie müssen bei uns eine Aufnahmeprüfung aus alten Lokalnotizen machen?"

Man lachte.

In der Tat, ein Hofmeister hatte mich eingepaukt. Mir klingt es noch heute im Ohr, was der blinde Methodius über den ermordeten Hotelier Wolf aus Franzensbad sang, der sich nur mit Männern unterhielt, „aus Schüchternheit" die Gesellschaft von Frauen mied. Seine drei Mörder aber sind Trainsoldaten:

> Zufällig ohne Chargengrad.
> Cucko, Velek, Otterstatt,
> Lotterhaft
> Ham sie den Wolf erschlagen.

Und nicht nur die Moritat an Hotelier Wolf kannte ich besser als jene, die sie seinerzeit recherchiert und beschrieben hatten, ich kannte auch andere causes célèbres. Zum Beispiel die vom Vorstadtschneider Slanecek; Frau und Söhne hatten ihn bestialisch raubgemordet und wurden nachher auf dem gleichen Galgen gehängt. Das gab dem Textlieferanten des blinden Methodius Anlaß zu herzzerreißendem Lamento, und mit den Worten „So mußte eine geachtete Familie enden" endete sein Lied.

Auch den Fall der Sankt-Wenzels-Vorschußkasse wußte ich in Versen auswendig. Die war ein klerikales Unternehmen, das infolge von Millionenunterschlagungen Bankrott machte. Die Schuld traf den Bankpräsidenten, einen lebenslustigen Monsignore Drossel, und zwei andere geistliche Aufsichtsräte namens Hahn und Schwalbe, weshalb das Spottlied alle Witze herbeizog, die irgendwie mit Vögeln in Zusammenhang zu bringen waren. An diese Affäre erinnerte sich der fromme Herr Adalbert Betzek, Redaktionsmitglied einer klerikalen Zeitung, freilich nicht gerne.

Aus der Reminiszenz an goldene Zeiten zur rauhen Gegenwart erwacht, den leeren Notizblock vor sich, Rosenkranz und Fingerspitzen wieder in der Westentasche versenkt, schielte er dem Kollegen Wenzel Vilde über die Schulter, als ob er die Formulare nicht gekannt hätte, die Kollege Wenzel Vilde für jede Kategorie von Vorfällen in Bereitschaft hatte.

Kollege Wenzel Vilde war Vertreter der „Volkspolitik", die zweimal täglich in einer Auflage von mehr als hunderttausend Exemplaren erschien und ihrem Namen zum Trotz auf Politik keinen Wert legte, um so mehr aber auf ausführliche Behandlung jedes Lokalereignisses.

Trüben Auges mußte der fromme Herr Adalbert Betzek zusehen, wie Kollege Wenzel Vilde mit gelangweiltem Gesicht einen „Schimmel" nach dem andern ausfüllte, kaum zwei Worte und zwei Ziffern einzufügen hatte und schon mit achtzehn Zeilen fertig war.

„PHOSPHORVERGIFTUNG. Gestern hat die im Haus Nr. ... der ... Straße angestellte ... Jahre alte Dienstmagd ...ova in selbstmörderischer Absicht von mehreren Schachteln Streichhölzern den Phosphor abgekratzt, diesen in einem Glas Wasser aufgelöst und dieses ausgetrunken. Alsbald wurde das bedauernswerte Mädchen von großen Schmerzen gepackt und begann um Hilfe zu rufen. Die Rettungsstation erschien mit dem Chefarzt MUDr. Vladimir Kotab sofort an Ort und Stelle und veranlaßte nach erster Hilfeleistung die Überführung der Lebensmüden mittels Ambulanzwagens in das Allgemeine Krankenhaus. Das Motiv der Tat ist in unglücklicher Liebe zu suchen, die sich das besonders empfindliche Mädchen sehr zu Herzen genommen hat."

Kamen mehrere solcher Vergiftungen am gleichen Tage vor, so blieb der Schluß vom „besonders empfindlichen Mädchen" nur in einer Notiz stehen, aus den anderen Formularen mußte er weggestrichen werden, was Kollege Wenzel Vilde immer sehr unwillig tat, denn er haßte jede Arbeit, wenn es sich nicht um einen Raubmord handelte.

Der fromme Herr Adalbert Betzek hatte nichts auszufüllen oder zu streichen, er schlug seinen Rosenkranz auf den Tisch. „Der Staat ist der Massenmörder! Warum verbietet er nicht einfach den Verkauf von Phosphorstreichhölzern? Um des Profits willen läßt er seine Bewohner sich umbringen."

Er war dagegen. Er war gegen vieles, auch gegen die Brücken. Dieser ungeschützte Brückenrand sei geradezu eine Aufforderung an den Passanten, sich darüberzuschwingen, ins Wasser hinein. Warum legt man keine

Drahtnetze an? Warum sperrt man nicht abends von der Gasanstalt aus alle Gasleitungen ab? Hunderte von Mädchen könnte man dadurch am Selbstmord verhindern. Gifte und Revolver sollte man nur an Leute abgeben, die von ihren Familien oder von ihrer Firma eine Bestätigung vorweisen, daß sie weder an unglücklicher Liebe leiden noch Geld unterschlagen haben.

„Wäre es denn nicht besser, Waffen- und Giftverkauf überhaupt zu verbieten, Herr Betzek? Man kann doch nicht den Waffenverkauf nur auf Mörder beschränken?"

„Mord und Totschlag kommen sogar im Evangelium vor", antwortete er, „dagegen kann man nichts machen." Der fromme Herr Adalbert Betzek war nur gegen Selbstmorde, weil durch sie andere Taten, gute Lokalfälle, unterblieben.

Übrigens war es ihm einmal gelungen, einen Selbstmord so zu regulieren, daß er in seinem Blatt erwähnt werden mußte. Als die Nachrichtenbörse noch in dem Stundenhotel tagte, trat ein verstörter junger Mann aus einem Zimmer und bat um Tinte und Schreibpapier. Es war klar, daß es sich um einen Lebensmüden handelte, der Abschiedsbriefe schreiben wollte. Der fromme Herr Adalbert Betzek ließ sich den Grund auseinandersetzen und sagte: „Sie haben zwar recht, aber..." – „...aber?" In dem jungen Mann blinkte ein Hoffnungsstrahl auf. „Sie müssen den Selbstmord so verüben, daß Ihre Geliebte sich sagt: Das ist ein Kerl! Wenn Sie sich einfach erschießen, wird das auf das Mädchen gar keinen Eindruck machen." Der Lebensmüde fragte mit gebrochener Stimme, wie er es also tun solle. „Gift schlucken, sich auf dem Fensterbrett erschießen und auf die Straße – nicht in den Hof – fallen lassen." Der fromme Herr Adalbert Betzek erbot sich, das Gift aus der nächsten Apotheke zu holen. Zurückgekehrt, übergab er dem jungen Mann das Pülverchen und schärfte ihm ein, die Verpackung nach verübter Tat sichtbar auf dem Tisch liegenzulassen. Dann segnete er ihn und verließ ihn mit den Worten: „Requiescat in pace."

Der Lebensmüde schrieb, schluckte, schoß und sprang, und der fromme Herr Adalbert Betzek verfaßte eine No-

tiz. Sie hieß selbstverständlich nicht „Dreifacher Selbstmordversuch" wie bei den anderen, sondern „Aufsehenerregender Vorfall auf dem Wenzelsplatz" und beschrieb nur, daß der junge Mann XY in angeschossenem und vergiftetem Zustand vom Fenster des Hotels auf die Straße gefallen sei, die Aufregung der Passanten und was mit dem Verletzten geschah.

„Was geschah denn mit dem Verletzten, Herr Betzek?"

„Der Trottel wurde gerettet, Gott sei gelobt und gepriesen. Nicht einmal zielen konnte er, kaum seine Schulter hat er getroffen. Und er sprang aus dem ersten Stock, so daß er sich nur die Beine verstauchte ... Nun, ich will nicht undankbar sein, meine dreißig Zeilen Petit habe ich in der Tasche gehabt und dem heiligen Adalbert drei Gesetze Rosenkranz gebetet – wissen Sie, für Petit-Notizen danke ich immer nur meinem Namenspatron und nicht dem Heiland."

„Aber das Gift, Herr Betzek?"

„Was für Gift? Bin ich denn von allen Heiligen und Aposteln verlassen, daß ich für teures Geld Gift kaufe und mir noch Ungelegenheiten mache? Ein Brausepulver habe ich ihm gebracht."

Diese Episode gab der fromme Herr Adalbert Betzek selbst oft zum besten. Dagegen bestritt er entrüstet, daß er allabendlich nur deshalb zu Fuß in seine Vorstadtwohnung zurückkehre, um unterwegs Kinder zum Herunterspringen aus dem Fenster zu verlocken. „Niemals würde ich mich so versündigen", beteuerte der fromme Herr Adalbert Betzek, „ich gehe zu Fuß, weil ich das Fahrgeld sparen will. Nur durch Gottes Fügung wurde ich zweimal Augenzeuge, wie Kinder aus dem Fenster fielen. Über den einen Sturz habe ich nicht mehr als zehn Zeilen geschrieben; über den anderen allerdings fünfundfünfzig, weil es das Töchterchen eines bischöflichen Domänenrats war und sich erschlagen hatte. Die Wege des Herrn sind wunderbar."

## VOM GROSSEN ZORN DIESER REPORTER

Nicht jeder hatte das Glück des frommen Herrn Adalbert Betzek, dem die Kinder wie gebratene Tauben in den Mund flogen. Zumeist war es schwer, eine Nachricht heimzubringen; man durcheilte „der Straßen lange Zeile" und erntete nur eine kurze Zeile, wenn man nicht gar erfuhr, daß überhaupt nichts passiert, das Gerücht nur ein Gerücht gewesen war. Das muß man in Betracht ziehen, um die Zornausbrüche der Lokalreporter zu begreifen.

Beim Ritter Wuk von Rosenberg, dem Reporter des Bauernblattes „Das flache Land", kam noch ein cholerisches Temperament dazu. Dieser Sproß aus ältestem Landadel hatte nichts an sich, was hergebrachten Begriffen von Aristokratie entsprach, nie schien ihm ein Rasiermesser Wangen und Kinn entweiht zu haben, seinen Schlapphut und seinen Havelock hatte wohl schon einer von Karl Moors Räubern in den böhmischen Wäldern getragen. Ohn Unterlaß fluchte der Ritter Wuk von Rosenberg und spuckte dazu, und Dantes unflätig trompetende Teufel hätten von ihm noch etliche Akkorde profitieren können.

Frauen verachtete er aus vollster Speicheldrüse, und ich, der ich ihn für einen ewigen Junggesellen hielt, war erstaunt, als er eines Abends, in weitem Bogen ausspukkend, von seiner gewesenen Frau sprach: „Die Giftkröte ist von mir fortgelaufen, weil ich trinke. Weshalb sollte ich denn Zeilen schinden, wenn ich das Geld nicht für Weichselschnaps brauchen würde?" Er spuckte aus, in noch weiterem Bogen als das erstemal.

„Als ich heiratete", vertraute er mir an, „habe ich eine Notiz darüber in mein Blatt gegeben; für den Schwiegervater habe ich mir den längsten Taufnamen ausgedacht, einen ebenso langen Mädchennamen für die Brautmutter. Als Heimat meiner Frau habe ich aus dem Verzeichnis der Gemeinden den längsten Dorfnamen herausgesucht und noch die Bezirkshauptmannschaft angegeben, zu der

das Nest gehörte. Das Honorar für diese acht Zeilen war das einzige, was ich von meiner Ehe gehabt habe." Und er spuckte in einem noch weiteren Bogen als das zweitemal.

War es schon nicht standesgemäß, daß einer aus dem Geschlecht der Wuk von Rosenberg Notizen über plebejisches Leben schreiben mußte, noch weniger standesgemäß war es, auf den Tod eines Verunglückten, eines Mordopfers oder eines Prominenten lauern zu müssen. Jedoch gerade das war des Ritters Wuk von Rosenberg Obliegenheit.

In der Vorstadt Holleschowitz rang Svatopluk Czech, der Klassiker des tschechischen Volkes, seit Wochen mit dem Tode. Allabendlich hatte Ritter Wuk von Rosenberg in die Wohnung des Sterbenden hinauszugehen, um die Todesnachricht rechtzeitig zu erfahren. An einem Tag, an dem die Ärzte das Ableben als eine Frage von Stunden bezeichnet hatten, kam er um neun Uhr abends. Die Schwester des Kranken öffnete ihm die Tür. „Es geht etwas besser", sagte sie.

„Verfluchte Sauerei", schrie Ritter Wuk von Rosenberg, „da muß ich heute nacht noch einmal herausrennen!" Wütend spuckte er an der entsetzten Dame vorbei auf die Tür, hinter der der Sänger der „Sklavenlieder" sich mit schwindenden Kräften gegen den Tod wehrte, der seine große Seele wollte.

Weiß Gott, Wuk von Rosenberg, dieser Ritter, hatte vor nichts Respekt, weder vor der Majestät des Todes noch vor der des Lebens. Beim Besuch des Kaisers Franz Joseph, 1908, waren wir Journalisten im Burghof des Hradschin gruppiert, um den Einzug zu beschreiben. Hart neben uns hatte die Generalität Böhmens in voller Kriegsbemalung zum Empfang ihres Allerhöchsten Kriegsherrn Posto gefaßt: golden funkelten Militärmedaillen und Feldbinden auf den schneeweißen Waffenröcken, golden flossen Lampassen die zinnoberroten Hosen entlang, golden schaukelten Portepees auf den spiegelnden Säbelscheiden, golden schimmerte das gestickte Laub des Kragenspiegels.

Diesem Glanz paßte die Nachbarschaft des schäbigen Zivils der goldlosen Journalisten keineswegs. Wir sahen,

wie die Adjutanten mit dem Polizeidirektor verhandelten. Sie wiesen auf uns. Polizeidirektor Krikava zuckte sorgenvoll die Achseln, für ihn war es ebenso peinlich, sich's mit der Presse zu verderben wie mit der Generalität.

Da trat Feldzeugmeister von Cibulka ärgerlich gestikulierend auf ihn zu. Cibulka ist ein tschechisches Wort und bedeutet „Zwiebelchen". Das Diminutiv paßte, denn Cibulka war von winziger Statur. Dessenungeachtet war er der Chef der Garnison, Korpskommandant, Nachfolger des Grafen Grünne.

„Er sagt immerfort ‚Federfuchser', was ist das?" fragte ein tschechischer Kollege.

Unschlüssig näherte sich uns der Polizeidirektor. Aber er hatte noch nicht den Mund aufgemacht, als ihm Ritter Wuk von Rosenberg schon die Antwort entgegendonnerte, so wuchtig, daß Generäle und Würdenträger baß erschauderten.

„Wir können ja nach Hause gehen und auf den Kaiser scheißen, wenn Sie es befehlen."

„Um Gottes willen, meine Herren, davon ist doch keine Rede, es handelt sich nur darum, daß die Herren Generäle . . ."

„Ich stelle fest, daß dieser Tornisteradel da", Ritter Wuk von Rosenberg stieß seinen Zeigefinger unmißverständlich in die Richtung der Generalität, „daß dieser poplige Tornisteradel von uns verlangt, wir sollen auf den Kaiser . . ."

Nein, nein, um Gottes willen, niemand habe das Verlangen nach solch einem Crimen lasae majestatis auch nur angedeutet.

Schon reitet die Arcierenleibgarde auf ihren Lipizzaner Apfelschimmeln ein, sie führt den prunkvollen Zug. Schon rollen die Equipagen mit den höchsten Herren des Hofs über die Rampe. Schon ist der Ruf des Schnarrpostens verhallt und die Wache ins Gewehr getreten. Schon intonieren die Musikkapellen die Hymne. Schon schmettern Fanfaren von allen hundert Türmen den Generalmarsch darein. Schon singen die Schulkinder vor dem Burgtor das „Gott erhalte". Und Ritter Wuk von Rosenberg brüllt noch immer: „Diese plebejische Soldateska da verlangt von uns, wir sollen auf den Kaiser . . ."

„... Gott beschütze unsern Kaiser...", singen die Kinder mit Recht.

Auf Rädern aus purem Gold rollt die Kaiserkarosse durch das Gittertor. Franz Joseph I. steigt aus, „elastischen Schrittes", wie wir nachher schreiben werden, um auf die Empfangsbereiten zuzutreten, da, da erblickt er plötzlich einen bärtigen, wutgeschüttelten Mann, der unflätige Rufe ausstößt. Der Kaiser erschrickt und wendet sich zum Wagen zurück, zum Glück umringen ihn aber bereits die Würdenträger, und hinter ihrem Wall fühlt sich der Monarch geschützt vor jener furchteinflößenden Erscheinung. Nur von Zeit zu Zeit wirft er einen scheuen Blick herüber.

Wer Journalisten kennt, weiß, wie wir uns an Cibulka rächten. „Seine Majestät entstieg elastischen Schrittes dem Wagen, trat auf die Divisionäre Conte Corti a la Catene und Baron Georgi zu und unterhielt sich huldvollst mit ihnen; hierauf zog er die Brigadekommandanten Ritter von Schreitter, Makowitschka von Mohnfeld, Haluska und Graf Deym in längere, angeregte Gespräche..." Korpskommandant Cibulka wurde nicht erwähnt.

Ohne daß wir geradezu gelogen hatten, stand er tränenerregend und klein wie ein Zwiebelchen vor der Öffentlichkeit, umschwelt vom beizenden Geruch der kaiserlichen Ungnade. Aber das Schicksal strafte ihn außerdem – vielleicht auch war die Vorahnung dieses Schicksals der Grund seines Ausbruchs gegen die Federfuchser. Sein einziger Sohn wurde nämlich Schriftsteller, und zwar einer, der beim besten Willen nicht anders denn als Federfuchser bezeichnet werden kann und der seinen tschechischen Namen dadurch wettmacht, daß er ein Nazischreiber nach dem Herzen der Reichsschrifttumskammer ist.

Ein gemeinsamer Haß verband die Reporter alle, der Haß gegen die Nachtredakteure. Diese entschieden über das Schicksal des Arbeitsprodukts. Je nach Laune strichen sie es zusammen oder warfen es ganz weg, und gegen ihre Urteilsbegründung „Platzmangel" gab es keine Berufung.

Selbst in der „Nationalzeitung" geschah das, obwohl sie das Format der „New York Herald", aber zum Unterschied

von „New York Herald" keine Berichterstatter in aller Welt und keine ausländischen Originalnachrichten hatte. Wäre sie das Blatt gewesen, dem der Kriegskorrespondent Henry Stanley die Bibel telegrafierte, um seinen Rivalen den Draht zu verlegen, sie hätte genug Raum gehabt, die Bibel abzudrucken.

Deshalb konnte Papa Vejvara, ihr Vertreter auf der Nachrichtenbörse, die „Wichtigtuerei mit den X-Strahlen" jahrelang nicht verwinden. Unmittelbar nachdem die Nachricht von der in Deutschland erfolgten Erfindung der X-Strahlen durch Professor Konrad Röntgen bekannt wurde, setzte der Physiker der Prager Technischen Hochschule, Professor Puluj, einen Experimentalvortrag darüber an. Auch Puluj hatte nämlich die Strahlen entdeckt und mit ihnen zwanzig Jahre lang experimentiert, ohne in die Öffentlichkeit zu treten. Nun führte er die von ihm konstruierten Apparate vor, durchleuchtete auf dem Podium einen Eisenschrank, eine Dogge, einen Mann und sogar eine (allerdings maskierte) Frau. Zum erstenmal sah man den Inhalt verschlossener Behälter, zum erstenmal lebende, sich bewegende Skelette in lebenden, sich bewegenden Menschen.

Seitenlang berichtete darüber die Presse, am weitläufigsten die „Nationalzeitung", letztere auf Kosten von Papa Vejvara, dem man die Lokalnotizen dieses Tages bis zur Unkenntlichkeit zusammenstrich. „Idiotenbande!" wütete er, „über die Wichtigtuerei mit den X-Strahlen lassen sie ganze Kolonnen zusammenschmieren, aber für einen Mordversuch mittels Schleuder haben sie nur zehn Zeilen Platz!"

Beträchtlich im Vorteil mit dem Zeilenhonorar war der ehemalige Oberleutnant Bacula, der für die Zeitung „Union" den lokalen Teil besorgte. Sein Blatt, von den Konservativen gefördert, hielt auf Angabe genauer Titulatur. Wenn die anderen schrieben: „Minister Foscht traf gestern abend aus Wien ein", verdiente Oberleutnant Bacula das Vierfache, denn bei ihm war es kein kürzerer als „Seine Exzellenz der kaiserliche und königliche Minister für Handel und Gewerbe, Herr Doktor Emanuel Foscht, welcher gestern abend in einem Salonwagen des Wiener

Schnellzugs auf dem Kaiser-Franz-Josephs-Bahnhof einzutreffen geruhte".

An Oberleutnant Bacula war alles hellblond, einschließlich der Hände, der Augen, des Benehmens und der Handschrift. Um so unverständlicher war es, daß er es den brünetten Schmöcken gleichtun wollte, den berühmten Prager Schmöcken, deren einen Gustav Freytag als Urbild aller im Lustspiel „Die Journalisten" verewigt hatte und die Prag den Beinamen „das Schmockkästchen der Monarchie" eintrugen.

Nur der Ehrgeiz des hellblonden Oberleutnants Bacula war düster: Er wollte sich in seinen Lokalnotizen als Dichter zeigen. Über jedem Ertrinkungstod badete Luna ihr perlmuttnes Antlitz in den Wogen des Moldaustroms, und jedes gestürzte Pferd schaute mit anklagenden Augen in die erbarmungslose Menschenwelt. Manchmal hatten die Stilblüten, die seinen Berichten entsprossen, einen zweideutigen Duft: „Durch eine Explosion wurde die ganze Garderobe des Herrn Kommerzialrats B. vernichtet oder beschädigt, so daß nur die Hosen, die er eben anhatte, als voll gelten können."

Bei einer Zirkusprobe hatten sich drei Löwen auf den Dompteur Kratky Bey gestürzt und „ihn zerfleischt". Die Presse brachte Interviews mit Augenzeugen und Angriffe gegen Tierquälerei, begangen an Löwen. Es wurde sogar das Gerücht verzeichnet, Kratky Bey sei bereits tot und insgeheim begraben worden. Um dem ein Ende zu machen, setzte der Zirkusprinzipal eine Pressevorführung mit dem verwundeten Dompteur an.

„Als Herr Löwenbändiger Kratky Bey", schrieb Oberleunant Bacula, „Kopf und Arm in der Binde, hinkend, aber mit den männlichen Gesten eines Helden dem Zwinger zuschritt und sich vor den Vertretern der Prager Zeitungen ritterlich verneigte, begrüßten ihn die Bestien mit lautem Gebrüll." Am Abend darauf erschien Oberleutnant Bacula in Uniform auf der Börse und erklärte, daß er mit dem Wort „Bestien" selbstverständlich nicht die Herren Kollegen gemeint habe, die mißverstehbare Wendung bedaure und zurückziehe.

Mitglied unserer Börse war auch Regierungsrat Kriza-

nek. Dieser Regierungsrat – möcht wissen, was er der Regierung geraten hat – war Lokalreporter des offiziösen „Prager Abendblatts", das allgemein der „Kreuzerfrosch" hieß, weil es einschließlich Postzustellung einen Kreuzer kostete. Selbst in der Zeit des Zeitungsstempels, der allein einen Kreuzer pro Exemplar ausmachte, hatte es nicht mehr gekostet, es war also unentgeltlich. Sein Wert überstieg diesen Preis nicht. Die Deutschböhmen lasen täglich neunzigtausend Exemplare dieses Regierungsblattes und wählten einhellig regierungsfeindliche Abgeordnete.

Der Chefredakteur des „Prager Abendblatts" – er war Hofrat, und ich möcht wissen, was er dem Hof geraten hat – warf dem Regierungsrat Krizanek die Wüstentrokkenheit seiner Notizen vor, insbesondere, daß er immerfort die gleichen drei Überschriften verwende: „Entmenschte Jugend", „Der Gattin in den Tod gefolgt" und „Ein tragischer Vorfall".

Eines Tages ereignete sich auf dem Karlsplatz eine besonders komplizierte Begebenheit: Der Balkon eines Hauses brach ab, zwei Personen stürzten auf die Straße, infolgedessen scheute ein Gespann und überfuhr eine schwangere Frau. Wie angegossen hätte hier der altbewährte Titel „Ein tragischer Vorfall" gepaßt, aber Regierungsrat Krizanek, der sich die Vorwürfe seines Chefredakteurs zu Herzen genommen hatte, wollte diesmal eine besonders originelle Schlagzeile finden. Lange ging er nachdenklich auf und ab. Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf, er rieb sich befriedigt die Hände, setzte sich hin und schrieb den Titel: „Unfall".

So tief die Lokalreporter auf der Rangliste des Journalismus figurierten, noch unter ihnen standen die Melder, die mit mündlichen Mitteilungen oder mit amtlichen Verzeichnissen auf die Börse kamen; einer mit den Resultaten der Lotto-Ziehungen, ein anderer mit Besitzwechseln, den Käufen und Verkäufen, die im Grundbuch eingetragen wurden, ein dritter – als „Redakteur der Toten" bekannt – mit den beim Sterbeamt und der Beerdigungsbrüderschaft gemeldeten Namen der Verstorbenen. Stellungslose Journalisten brachten Nachrichten, die sie zufällig erfuhren.

Einer von ihnen war Jaroslav Hašek, später Autor des tschechischen Don Quijote, des Romans „Der brave Soldat Schwejk". Jaroslav Hašek erzählte uns erfundene Humoresken und wollte sie als Nachrichten geglaubt wissen. Jaroslav Hašek zufolge war heute nachmittags in der Moldau ein Menschenhai aufgetaucht und hatte durch Schläge seiner Schwanzflosse ein Fischerboot umgeworfen. Jaroslav Hašek zufolge hatten gestern nachts in einem Tanzlokal nahe dem Pathologischen Institut zwei betrunkene Leichenträger, weil kein Mädchen mit ihnen tanzen wollte, eine Frauenleiche von der Bahre genommen und mit ihr bis zum Morgengrauen Walzer getanzt. Jaroslav Hašek zufolge kam heute um vier Uhr morgens eine in der Korngasse wohnende Gemüsehändlerin neben ihrem Haus an einem nackten, am Unterleib verletzten Mann vorüber, der an einen Kandelaber gefesselt war; sie eilte, einen Mantel zu holen. Als sie zurückkehrte, war der Unbekannte verschwunden. Jaroslav Hašek zufolge hatte heute ein fünfjähriger Knabe einem anderen die Nase abgebissen und verschluckt; der Vater des Opfers sei auf der Suche nach seines Sohnes Nase. Jaroslav Hašek zufolge war dem Gastwirt des Dorfes Sazavice ein Knabe mit einem vier Zentimeter langen Schnurrbart geboren worden, Mutter und Kind befinden sich wohl.

Vier Glas Pilsner Bier verlangte Jaroslav Hašek für jede seiner Informationen. Wollte sie niemand haben, so ging er mit dem Preis herunter, lehnte man sie auch dann ab, hielt er Vorträge, in denen er parallele Ereignisse aus der Weltgeschichte produzierte, um die Glaubhaftigkeit seiner Nachricht zu unterbauen.

Dabei trank er mindestens fünf Glas Pilsner, die selbstverständlich wir zu bezahlen hatten.

## SONNENTHAL IM LETZTEN SEINER TODE

Eines Sonntagnachmittags sah ich den alten Doktor Alfons Pollak, wie er aus seinem Hause rannte, sichtlich zu einem besonders dringenden Fall gerufen. Als ich ihm fragend in den Weg trat, stutzte er, überlegte, flüsterte: „Blauer Stern" und lief weiter.

Im Hotel „Blauer Stern" herrschte heillose Aufregung. Weit offen standen im ersten Stock die Türen des großen Appartements, Hotelpersonal lief mit Eimern, Medikamenten und Eisbeuteln ein und aus, niemand schenkte mir Beachtung, als ich unmittelbar hinter Doktor Pollak eintrat.

Auf dem Sofa, das quer am Fußende des Bettes stand, lag und verröchelte ein Mensch.

Es war Sonnenthal.

Nur wenige, die diesen Namen hier lesen, können sich vorstellen, was er bedeutet hat.

Seit einem halben Jahrhundert übte Adolf Sonnenthal als König des Burgtheaters zugleich auch das Königtum über alle Bühnen aus, soweit in diesen auch nur ein Fünkchen von der heiligen Flamme der Klassik gehütet ward.

Demgemäß sah das Publikum in ihm den Gipfel des Erhabenen. Jede Gestalt, die er verkörperte, verkörperte das Edle, selbst um den sinnesverwirrten Kopf des verjagten Lear, selbst um den gehörnten Fuhrmannsschädel Henschels, selbst über dem zum Verräter werdenden Wallenstein strahlte die Gloriole.

Zweimal im Jahr gastierte Sonnenthal je eine Woche lang in Prag, und wir, die Jugend, verbrachten die Abende dieser vierzehn Tage auf der Galerie. Wir kannten jede seiner Gesten. Wir freuten uns schon im voraus darauf, wie er einem der widerspenstigen Pappenheimschen Kürassiere den Uniformrock straff ziehen werde. Wir wußten, daß er als sterbender, verstummter Attinghausen die Hände ballen würde, um noch als Leichnam den Schwei-

zern zu sagen, sie mögen einig, einig, einig bleiben. Wir erwarteten fiebernd den Moment, da er als Verrina, dem die Tochter ihre Vergewaltigung berichtet, die Unterlippe herabstoßen und die Zähne blitzen lassen werde, seine berühmten, von Jugend auf unversehrt gebliebenen Zähne. Wir kannten die Monologe auswendig und kopierten die Töne der Biederkeit, bewunderten sogar, daß er den Buchstaben M in ein B verwandelte: „Bleib bei bir, Bax! Wie ist es böglich, daß bich bein Bax verlassen bag."

Wie oft hatten wir den, der jetzt auf dem Sofa vor mir starb, wie oft hatten wir ihn sterben gesehen, und unser Knabenherz hatte dabei gehämmert und in unser Knabenaug die Träne sich gedrängt. Wir weinten, weil er sterben mußte, er jedoch weinte niemals darüber, er hatte von seinem ersten Auftritt an abgeschlossen mit allem irdischen Gelüst; er war schon als Lebender ein milder Bewohner des Jenseits.

Aber das Jahrhundert ging zu Ende, das in der Erziehung des Menschengeschlechts durch die „Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" das Hauptmittel zur Rettung von allem Übel sah. Das neue Jahrhundert, das mit neuen Ideen herankam, war zugleich die Zeit, da wir den Knabenschuhen entwuchsen. Mit ihnen wechselten wir unsere Götter. Ibsens „Volksfeind", Zolas „Totschläger", Gerhart Hauptmanns „Weber" und vor allem Maxim Gorkis „Nachtasyl" waren von jetzt ab unsere Dramen, und unsere Schauspieler waren die der Freien Bühnen von Otto Brahm, Stanislawski und Antoine.

Sonnenthal wurde in den Orkus geschleudert. So kritiklos unsere Hingabe an ihn gewesen war, so kritisch wurde unsere Gegnerschaft. Nun fanden wir seine Auffassung des Heldischen kleinbürgerlich, seine Herzenstöne schmalzig, sein Pathos rhetorisch, seine Gesten mätzchenhaft und seine Güte unrealistisch und unwahrscheinlich.

Der alte Sonnenthal spielte Väterrollen. Wir aber mochten die Väter nicht. Wir glaubten nicht an ihren Edelmut und auch nicht an den von Großvätern und Ahnen, die in der Stunde des letzten Schattens keinen Wunsch des Lebens mehr hegten, sondern nur goldene Worte von sich gaben und die Augen friedlich schlossen.

Und nun stirbt er, der den Tod so oft wie keiner geprobt, stirbt er den wirklichen Tod. In den Armen einer jungen Schauspielerin, die heute abend mit ihm in Prag gastieren sollte, mitten im Akt hat ihn ein Schlaganfall getroffen.

Die Partnerin steht mit aufgelösten Haaren in der Zimmermitte, sie hat einen himmelblauen Schlafrock um sich geworfen, die Strümpfe hängen ihr um die Knöchel, verstört stützt sie die Hand auf die Tischplatte und weiß nicht, wie sie sich benehmen soll und was mit ihr geschehen wird. Ihr unbekannter Name erhob sich heute auf dem Theaterzettel, fettgedruckt und mit dem Vermerk „als Gast" versehen, gleich jenem, der neben dem ihren stand und der klingendste im Bereich ihrer Kunst war. Sie hatte gehofft, die Tournee in den Ruhm fortsetzen zu können, waren doch Riffe und Wogen des Widerstands verbannt durch den allmächtigen Magier. Seine Zuneigung war das sichere Geleit für eine Tochter Thalias. So übersah sie willig, daß er ein Greis war, und ließ es geschehen, als er sie zärtlich an sich zog.

Wann? Wann war das alles? Wie lange ist es her, seit das Gastspiel mit ihm bevorstand, seit die Überfahrt zur blauen Küste des Ruhms gesichert war, seit des Meisters zärtlichem Begehr? Unvorstellbar viel Zeit ist seither vergangen – schon eine Viertelstunde.

Dort auf dem Sofa schaukelt ein Wrack, sinkt in die Wellen, hebt sich ächzend wieder empor und muß doch untergehen.

Zwei Dinge liegen unbeachtet auf dem Boden, noch hat sie niemand aufgehoben, der Todesbote hat sie dem Angefallenen vom Kopf und aus dem Mund geschlagen. Und Sonnenthal braucht sie auch nicht mehr, diese beiden Garderobenstücke für sein Leben außerhalb der Bühne: die Perücke und das Gebiß.

Er ist nicht mehr Herr seiner Rolle und seiner Maske. Dennoch heften sich Blicke auf ihn, so unabwendbar, wie er sie erzogen hat, sich auf ihn zu heften.

Aber jetzt will er das vielleicht nicht mehr. Starr und vorwurfsvoll ruft das mit dem Tode ringende Auge. Was hast du, Lästerer, hier zu suchen? fragt es mich, suchst du

etwa den Beweis, daß der Tod anders erfolgt, als ich ihn zu spielen pflegte?

Dem Sterbenden entringt sich ein langer Schrei, der immer neue Töne bringt, aber keiner von ihnen erinnert an jene, mit denen dieser Schauspieler Empfindungen ausdrückte und Menschenherzen rührte, es ist überhaupt kein menschlicher Ton in dieser Skala.

Jäh verstummt der Schrei, als habe eine Axt ihn entzweigehackt. Und noch größer, noch starrer, noch vorwurfsvoller wird das Auge.

Gleich wird Sonnenthal aufspringen, Perücke und Gebiß anlegen, sich Mund und Kinn abtrocknen, den Anzug richten und donnern: „So sähe ein realistischer Tod aus, wie ihr ihn von mir verlangt, ihr törichten Jünglinge."

Ich warte. Aber Sonnenthal springt nicht auf, stumm spielt er den realistischen Tod weiter und bewegt sich nicht, als Doktor Pollak den Herzstich macht.

## DEBÜT BEIM MÜHLENFEUER

Es ist zum erstenmal, daß ich meine Memoiren schreibe, mir mangelt die Übung, und ich weiß nicht, ob ich's richtig mache. Immer wenn ich eine Begegnung oder eine Begebenheit erwähne, greife ich nicht nur zurück, sondern auch vor. So kennt mich der Leser bereits in Situationen, die mir noch nicht zukommen. Bin ich doch erst am Beginn meiner Reportertätigkeit.

Auf der Börse war man unzufrieden, weil meine Zeitung als Nachfolger des Herrn Melzer, der mit den rangältesten Polizeibeamten die Schulbank gedrückt hatte, einen so jungen Hund wie mich entsandte. In der Redaktion war ich nur ein Reporter.

Und die Tatsache, daß meinen Anfängen ein sogenannter Erfolg beschieden war, vollzog sich unter Umständen, welche die anderen Redakteure der „Bohemia" nicht für mich einnehmen konnten. Meine erste Notiz schilderte meinen Besuch am Krankenbett eines Freundes, der vor Jahresfrist in einem Duell einen Studenten getötet hatte und selbst lebensgefährlich verletzt worden war. Neben ihm im Spital lag ein Akrobat, der, gleichfalls lange vor meinem Berufsantritt, vom fliegenden Trapez ins Publikum gestürzt war. Der andere Bettnachbar, ein Knabe, war am Weihnachtsabend vor der Villa des ehemaligen Bürgermeisters Bielsky von dessen Wachhunden überfallen und gebissen worden.

Jede dieser drei Begebenheiten war zu ihrer Zeit journalistisch zu Tode gehetzt worden, und es waren demnach „olle Kamellen", die ich zu einer Notiz zusammenschweißte. Aber die „Frankfurter Zeitung" druckte sie nach.

Seit langem war es das erstemal, daß etwas aus einem Prager Blatt Gnade fand vor der Schere des allwissenden und unfehlbaren Fedor Mamroth in Frankfurt. („Mamroths Schere reimt sich auf Ehre", pflegte der Feuilletonchef des „Prager Tagblatts" selbstgefällig zu reimen, wenn

die „Frankfurter Zeitung“ einmal das gleiche ausgeschnitten hatte wie er.)

Die Zitierung unserer Zeitung hätte demnach so empfunden werden müssen, als sei der ganze Redaktionsstab im Tagesbefehl zitiert. Wenn nur die dekorierte Leistung nicht gerade vom jüngsten jungen Mann, dem Lokalreporter, vollbracht worden wäre und dieser Lobspruch nicht wie ein Tadel für die übrigen geklungen hätte. „In der Prager ‚Bohemia‘“, so leitete der Oberste Richter in Frankfurt den Abdruck ein, „findet sich nachstehende, ungewöhnlich gut geschriebene Notiz ...“

Mein neuer Beruf schien mir kinderleicht zu sein. Ich hatte auf der Polizei und auf unserer Börse Nachrichten zu holen und sie zu stilisieren. Je mehr ich sie durch plaudernde Wendungen ausschmückte, desto mehr hatten sie Anspruch, als Schmucknotizen gewertet zu werden, die man zwar Schmocknotizen nannte, aber immerhin – wie man gesehen hat – eher einen anerkennenden Nachdruck fanden als ein simpel berichtetes Faktum.

So machte ich meine Arbeit bis zu der Nacht, in der ich mich zum erstenmal an einem Schauplatz erproben sollte. Die Schittkauer Mühlen standen in Flammen. Ich rannte hin. Das Feuer war im Begriff, den ganzen Komplex der Mühlen, ein Wahrzeichen der Stadt seit urdenklichen Zeiten, in Schutt und Asche zu verwandeln. Und was weit schlimmer war, die anderen Reporter waren schon da und mitten in der eifrigsten Arbeit.

Auf einem Hydrantenwagen unter einer Laterne, alles überblickend und allen sichtbar, saß Papa Vejvara. Er schrieb und schrieb. Polizei- und Feuerwehrbeamte liefen auf ihn zu, gaben ihm Informationen und eilten wieder davon. Von Zeit zu Zeit erschienen Boten seiner Redaktion auf Fahrrädern. Papa Vejvara reichte ihnen Manuskriptblätter und schrieb weiter.

Ich aber, ich wußte nichts zu schreiben. Keine Zeile verstand ich von dieser Wagenburg der Dampfspritzen, von diesem Kreuzfeuer aus Wasserstrahlen, von diesem Manövrieren der Feuerwehr. Ich drängte mich durch den Kordon, es dauerte eine halbe Stunde, bevor ich den ganzen Bezirk der brennenden Mühlen abgegangen hatte, um

irgendwie irgendwo irgend etwas zu eruieren. Kein Wort eruierte ich.

Mir blieb nichts übrig, als, ein demütiger Bittsteller, mich den Stufen des bronzenen Thrones zu nahen, auf dem Papa Vejvara waltete. Er neigte sich zu mir herab, ich reckte mich hoch, spitzte Zehen und Ohren, um keinen Ton von der Sensation zu verlieren, die er mir anvertrauen wollte. Aber was er mir zuflüsterte, war dieses: „Es brennt."

Meine Verzweiflung zwang mich, den Hohn zu überhören. Ich bat ihn, mir doch ein paar Details zu geben. Er wies auf die Flammen: sähe ich da nicht Details genug?

Nein, ich sah keine Details. Ich sah nur die Flammen, die beschäftigte Feuerwehr und meine noch beschäftigteren Kollegen. Wie ein Spritzenschlauch schlängelte sich der bleiche Schnüffeles zwischen den Löschapparaten und Wasserstrahlen, überall war er gleichzeitig. Er maß mich mit Siegermiene. „Nun, Sie Schönschwätzer, zeigen Sie jetzt, was Sie können."

Am Fuß der Feuerleiter traf sich die Chodiera-Börse und tauschte Informationen aus. Ich pürschte mich heran, etwas zu erlauschen. Sie bemerkten mich und verstummten, einige lachten. Der bleiche Schnüffeles bekam geradezu Lachkrämpfe.

Sie konnten lachen, ich konnte weinen.

Entschlossen arbeitete ich mich zum Feuerwehrkommandanten durch. Aber als ich vor ihm stand, fiel mir ein: ich weiß nicht einmal, was ich ihn fragen soll. Schöner Reporter, der nicht einmal weiß, was er fragen soll.

Ich fragte nach der Ursache des Feuers.

„Noch nichts festgestellt."

So wie bei mir. Nichts hatte ich festgestellt, leer war mein Notizblock. Tränen vermochten meine Beschämung nicht zu löschen. Selbst wenn Dampfspritzen in meinen Augen aufgefahren wären, hätten sie nicht vermocht, meine Beschämung zu löschen. Nie, nie hätte ich mir eine derartige Unfähigkeit zugemutet. Schluß mit meinem Versuch, das Mühlenfeuer zu beschreiben! Schluß mit der Reportage!

Erhaben, auf strahlendem bronzenem Siegeswagen, um-

geben von behelmten Mannen, fährt der Berufene in die Ruhmeshalle der Journalistik ein ... und unten schleicht geduckt und gedemütigt einer davon, der vieles unternehmen wollte und nichts gekonnt.

Durch die Masse der Neugierigen, finstere, nächtliche Gestalten, zwängte ich mich immer weiter nach hinten. Nur weg von hier!

Wohin? Auf keinen Fall in die Redaktion zurück. Wozu mir dort das Toben anhören, weil ich nichts bringe, wozu mich noch beschimpfen lassen, bevor ich entlassen werde?

Allerdings, fair ist es nicht, die Redaktion einfach sitzenzulassen. Mutiger wär's, hinzugehen und mein Fiasko einzugestehen.

Langsam ging ich durch die Straßen. Was wird man auf der Börse sagen? Mir fielen die Anekdoten ein, mit denen man sich dort selbstgefällig unterhielt, die Anekdoten von unfähigen Reportern.

Ein aus der Provinz engagierter Journalist war zur Erhebung eines Vorfalls an die Peripherie der Stadt geschickt worden. Er recherchierte alles genau – aber er fand nicht in die Redaktion zurück, dieser findige Reporter. Hahaha!

Einer wurde zur Hochzeit des berühmten Schauspielers M. entsandt. Er kam zurück und schrieb nichts. „Wo ist der Bericht über die Hochzeit?" fragte man ihn. „Es gibt keinen. Der Bräutigam kam nicht, die Gäste warteten vergebens, die Hochzeit fand nicht statt. Also kann ich doch nichts schreiben." Hahahaha!

Das ist noch gar nichts! Beim größten Brand unserer Zeit, als die Schittkauer Mühlen niederbrannten, war ein Reporter dabei – Kisch hieß er –, der wußte nicht eine Zeile zu berichten. Hahahahaha!

So geht mein Name in die Geschichte der Reportage ein!

„Gott sei Dank, daß Sie endlich kommen", empfing mich der Nachtredakteur schon auf dem Treppenflur, „ich habe Ihnen anderthalb Spalten reserviert. Schreiben Sie schnell, damit wir recht viel davon noch in die Postauflage bekommen!" Und so rasch, wie es ihm seine siebzig Jahre erlaubten, humpelte er in den Setzersaal.

Anderthalb Spalten – das waren hundertfünfzig Zeilen! Ich hatte nicht einmal eine. Oder doch, eine hatte ich: den Titel. „Brand der Schittkauer Mühlen." Der stand fest. Unter ihm klaffte leere Öde . . . hundertfünfzig Zeilen tief.

Da gab's keine Wahl, ich mußte mich hinablassen in die öde Leere. Ich schrieb . . . schrieb von den Flammen und wieder von den Flammen . . . ich ließ sie lodern, leuchten, züngeln, prasseln, aufflackern . . . das Gebälk ließ ich knistern, krachen, bersten . . . die Mehlsäcke ließ ich glimmen und platzen und qualmen und dampfen und rauchen . . . die Wasserstrahlen ließ ich stechen wie Dolche und niedersausen wie Säbelhiebe . . . und all das zusammen, all das zusammen ergab erst zwanzig Zeilen.

Der Metteur en page riß sie mir aus der Hand. „Schnell, schnell das Weitere", schärfte er mir ein und war verschwunden.

Das Weitere! Das Weitere gab's nicht, obwohl noch hundertdreißig Zeilen dafür frei gehalten waren, der Metteur, der Setzer, der Nachtredakteur auf sie warteten.

Ich lutschte an meinem Bleistift. Entlutschte ihm, daß das Städtische Nachtasyl in der Nähe der Schittkauer Mühlen lag. Mein Bleistift trieb eine Gruppe von Obdachlosen zum Brandplatz. Mein Bleistift sah, wie sie fasziniert sich gegen den Feuerherd vorschoben, mein Bleistift half ihnen, sich dem Kordon der Polizisten zu nähern, denen sie sonst eilig und in weitem Bogen auszuweichen pflegen. Die Polizei, von dichtem Dunkel umgeben, sah nicht, was mein Bleistift sah, sah nicht, welcher Art die sich heranwälzende Menge war. Nur wenn eine Feuergarbe ihr grelles Licht anstatt zum Himmel aufwärts seitlich warf, wurden die Gestalten sichtbar, die der Unterwelt entstiegen schienen, aber in Wirklichkeit meinem Bleistift entstiegen: Landstreicher mit gegerbten Gesichtern, wirren Bärten, struppigen Haaren und starr auf das Feuertheater gerichteten Augen.

Mein Bleistift – weit stärker beobachtend als sein Herr – beobachtete in einem solchen Moment flammender Beleuchtung, wie ein Polizist und ein vierschrötiger Riese einander gegenüberstanden. Wahrscheinlich kennt der Polizist den Mann, vielleicht ist es ein Gewalttäter, der ihm bei

der Verhaftung Widerstand geleistet hat und entkommen war. Oder vielleicht war der Gewalttäter nicht entkommen und hat dem Polizisten Rache geschworen, der jetzt in seiner Reichweite steht. Gleich wird der Flammenkegel wieder dem Dunkel Platz machen, einem undurchdringlichen Dunkel gefährlicher Gelegenheit. Solcherlei schrieb und beschrieb mein Bleistift, bis ihn die hundertfünfzigste Zeile stoppte.

Sonst pflegte ich, wenn ich eine größere Notiz geschrieben hatte, in die Setzerei hinüberzugehen, um dort angeblich den Bürstenabzug zu korrigieren, eigentlich aber, um von den Setzern ein Urteil über mein Produkt zu hören.

Diesmal verließ ich die Redaktion ohne das. Nichts wollte ich wissen, am meisten befürchtete ich, man könnte mein Verlegenheitsgefasel loben. Daß ich einen „Bericht" zusammengebracht, änderte kein Jota daran, daß er nicht einmal enthielt, wie der Brand verlaufen war und was sich an Zwischenfällen zugetragen. Wahrscheinlich hatte es sogar Tote und Verletzte gegeben.

Der Entschluß, meine Demission zu geben, war ebenso wie die Möglichkeit, entlassen zu werden, noch da.

Am nächsten Morgen sah ich in unsrem Blatt meine Phantasien noch vergröbert. Der Nachtredakteur hatte meinen Titel geändert. Mit Riesenbuchstaben, die mir wie brennende Balken vorkamen, spannten sich die Worte „Ansturm von Obdachlosen bei einer Feuersbrunst" über die Spalten.

Was die anderen Reporter gestern auf dem Brandplatz erfahren hatten, erfuhr ich heute aus ihren Blättern. Sie hatten alle Details erhoben, die mir verschlossen geblieben waren. Zumeist allerdings waren diese Details von der Art, die man in der Zunft als „interessant, aber langweilig" charakterisierte: Nach einigen Berichten war das Feuer um acht Uhr sechzehn abends von einer in der Nähe wohnenden Metzgersgattin bemerkt worden, nach anderen Berichten Schlag neun Uhr von einem zufällig des Weges kommenden Bauern aus Südböhmen. Laut „Nationalzeitung" war es die Löschmannschaft der Vorstadt Karolinenthal, die mit dem Spritzenmeister Soundso und zwei dreispännigen Dampfspritzen zuerst an der Brandstelle eintraf; der

„Volksgemeinschaft" zufolge aber war die Feuerwache Sokolstraße mit der neuen automatischen Feuerleiter als erste zur Stelle gewesen. Übereinstimmend war nur die Feststellung, daß in kurzen Intervallen alle Feuerwehrstationen auf der Brandstätte eintrafen. In den meisten Blättern stand, der Brand sei auf dem ebenerdigen Schüttboden ausgebrochen, der bleiche Schnüffeles vom „Prager Tagblatt" hatte jedoch erhoben, daß das Feuer im ersten Stockwerk mehr als eine Stunde lang gewütet und erst nachher die Räume im Parterre ergriffen habe.

Als ich in die Redaktion kam, standen im Vorzimmer, das in der Frühstücksstunde eine Art Klubraum war, einige Redakteure beisammen.

„Dieses Gedränge der Obdachlosen", sprach mich der Kunstkritiker an, „das muß ja wie ein Gemälde von Breughel gewesen sein. Ich habe Ihren Bericht interessiert gelesen."

„Er hat ja nichts weiter aufgeschrieben, als was er gesehen hat", sagte Doktor Dykschy.

Vielleicht um den geringschätzigen Ton Doktor Dykschys abzuschwächen, wandte der Kunstkritiker ein, ich hätte immerhin gut beobachtet.

„Eben nur beobachtet. Was hätte ein Dichter daraus gemacht! Eine Elendenkirchweih im Feuerschein! Heilige Hermandad und Briganten stehen einander unvermutet gegenüber! Aber diese junge Mann merkte gar nicht, daß er eine Dramenszene in Händen hielt. Nun, schließlich ist das auch nicht seines Amtes."

Ich hatte gute Lust, ihm zu enthüllen, daß ich den Stoff sehr wohl zu würdigen wisse, denn er entstamme meiner Phantasie. Jedoch dann hätte Doktor Dykschy nur wiederholt, und die anderen hätten ihm beigestimmt, daß das nicht meines Amtes sei.

Ehe der Tag zu Ende ging, an dem mich Doktor Dykschy den Unwert der Wahrheit fühlen ließ, bekam ich eine Lektion über den Wert der Unwahrheit.

„Ich habe Ihnen anzukündigen, daß Sie aus der Börse ausgeschlossen werden, wenn Sie noch einmal in dieser Art schreiben", empfing mich Papa Vejvara, als ich abends auf die Börse kam.

„In welcher Art habe ich denn geschrieben?"

„In der Art eines Lügners", brach er los. „Lauter unverschämte Lügen! Sie werden eine gesalzene Berichtigung vom Städtischen Nachtasyl bekommen – bei Nacht kann niemand aus dem Gebäude, weil es abgesperrt ist und jeder beim Eintritt seine Kleider abgeben muß."

„Ich habe nicht geschrieben, daß es die Insassen des Städtischen Asyls waren. Ich habe nur von Obdachlosen im allgemeinen gesprochen, die Nähe des Asyls habe ich erwähnt, ohne zu sagen, daß die Leute von dort kamen."

Über diesen Trick wurde Papa Vejvara noch wilder. Er hatte nämlich von der Asylleitung ein Dementi meines Berichts verlangt, aber den Bescheid erhalten, daß infolge der Stilisierung nichts gegen meinen Bericht unternommen werden könne. Warum hatte Papa Vejvara das getan? Er verheimlichte es nicht.

„Mit Ihren Lügen bringen Sie uns um die Existenz. Heute morgen schnauzt mich der Chefredakteur an, wieso ich die Obdachloseninvasion auf der Brandstätte nicht einmal mit einem einzigen Wort erwähnt habe."

„Sie konnten ihm doch sagen, Herr Vejvara, daß das erfunden ist."

„Ich verbitte mir Ihre Ratschläge."

Kollege Wenzel Vilde mischte sich ein: „Wenn man diesen Klebstoffjournalisten sagt, daß ein Konkurrent lügt, so glauben sie, das sei eine Ausrede."

Papa Vejvara bestätigte das, indem er beide Fäuste auf den Tisch schlug; sein Chefredakteur habe ihm wörtlich gesagt: „Komisch, daß sich die anderen immer die interessantesten Lügen ausdenken und Sie immer nur die langweiligste Wahrheit wissen." Papa Vejvara fiel aus der Höhe der Wut in die Tiefe der Bitterkeit: „Das muß ich mir sagen lassen im dreißigsten Jahr meiner Tätigkeit."

„Wegen eines solchen Rotzbengels", sagte Ritter Wuk von Rosenberg, nur um nicht unhöflich zu erscheinen.

„Was sollte ich denn machen?" wandte ich ein, „ich hatte doch überhaupt keine Details. Als ich Sie bat, Herr Vejvara, mir etwas zu sagen, haben Sie geantwortet: Es brennt." Diese höhnische Antwort von Papa Vejvara wurde stillschweigend mißbilligt.

Fromm und milde riet mir Herr Adalbert Betzek, mich immerdar nach der Religion zu richten: „Du sollst nicht lügen, steht in den Zehn Geboten, und wenn Sie sich schon so eine faustdicke Lüge ausdenken, so müssen Sie sie uns telefonieren, damit wir sie auch bringen können und nicht dastehen wie die törichten Jungfrauen."

Auf der Chodiera-Börse erschien an diesem Abend Herr Tschuppik statt des „bleichen Schnüffeles", der vom „Prager Tagblatt" seines Postens enthoben worden war.

Was war das alles?

Solange ich Vortragsreferate und Schmucknotizen verfaßte, war ich nie ratlos gewesen, hatte nie, selbst wenn ich vom Thema wenig verstand, einen Bericht aus der Luft gegriffen und nie die Stellung eines Kollegen gefährdet.

Offenbar ist die direkte Beschreibung der Wirklichkeit weit schwieriger. Kein Kritiker wird bei der Besprechung eines Buches, einer Aufführung oder einer Ausstellung jemals von solch einem Gefühl beruflicher Ohnmacht befallen werden wie ich gestern im Schein des Mühlenfeuers. Und dennoch behandeln die Redakteure der Kulturrubriken den Reporter als etwas Untergeordnetes, wie einen, der in den Beinen haben muß, was er nicht im Kopf hat.

Ein paar Tage vorher war ich dem künstlerlockigen Feuilletonchef, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, in den Weg gelaufen. Er sprach mir sein Mißfallen darüber aus, daß ich Reporter geworden. „Ich hatte anderes mit Ihnen im Sinn", sagte er, „ich wollte Ihnen einen Namen machen."

Auch Doktor Dykschy fand das verächtlich, was meines Amtes war. Gewiß, er war konsequent. In seinen Literaturkritiken anerkannte er als Kunst nur das Übersprudelnd-Launische, das Traumhaft-Zerfließende, das Ungebunden-Absurde, das Sprunghaft-Unlogische oder das Irrational-Mystische. Streng lehnte er den „phantasielosen Rationalismus und öden Materialismus der schnell veralteten französischen Schule" ab, worunter er Balzac, Flaubert und vollends Zola verstand. Dem Doktor Dykschy, der meinem unseligen Lyrikband seinerzeit eine kritische Ermunterung gegeben, konnte die Obdachlosenszene nicht gefallen, weil er sie für Realität hielt.

Aber Chefredakteure, Journalisten an verantwortlicher Stelle, mußten sie nicht Realität schätzen? So wirkungsvoll formuliert die Antithese war, die der Chef des Papa Vejvara gebraucht – durfte er eine Lüge fordern, weil sie interessant war? Durfte er sie einer Wahrheit vorziehen, und wäre es der sterbenslangweiligsten?

Diese Fragen waren beileibe keine rhetorischen, es gab Antworten auf sie.

Manche Herausgeber, der große Gordon Bennett zum Beispiel, haben eingestanden, daß Zeitungen, ob sie nun dem Geschäft oder der Verbreitung einer Gesinnung dienen, eine ihre Ziele begünstigende Unwahrheit vorziehen müssen einer Wahrheit, die ihren Zielen zuwiderläuft. Ein Zyniker tat gar den Ausspruch: „Eine falsche Nachricht ist mir die liebste, denn erstens hat man sie allein, und zweitens bekommt man eine Berichtigung, die man wieder allein hat."

Die Begründung ist falsch, denn nichts wird so prompt, so gründlich und so energisch dementiert wie gerade die Wahrheit. Um so mehr kann diesen Grundsatz des Zynikers auch ein Zeitungsherausgeber akzeptieren, der keine Berichtigungen wünscht.

Und der Leser? Welche Wichtigkeit hat es für ihn, zu erfahren, ob der zweite oder erst der vierte Schuß des Mörders tödlich war? Daß beim Sturm auf Port Arthur nicht fünftausend, sondern nur fünfhundert Japaner fielen? Daß sich das Feuer in den Schittkauer Mühlen nicht auf dem Schüttboden ausbreitete, sondern zunächst im ersten Stock?

Der Stein der Wahrheit, der nur um hohen Preis zu erwerben ist, ist von seiner billigen Imitation nicht zu unterscheiden. Kein Leser hatte in meiner Erzählung vom lokalen und öffentlichen Ereignis des Mühlenbrands gemerkt, daß ihr nichts zugrunde lag. Wie sollte bei einem weniger erhellten Tatbestand, wie erst bei einem auswärtigen Vorfall die Phantasie von der Realität unterschieden werden? Wenn man gar das Gebot des frommen Herrn Adalbert Betzek befolgte, jede Erfindung den Kollegen weiterzugeben, fiele auch die letzte Entlarvungsmöglichkeit weg.

Ich definierte mir, was der Bericht überhaupt darstellt.

Er ist eine Form der Äußerung, vielleicht sogar eine Kunstform, obschon nur eine kleine wie die Bänkel des blinden Methodius oder die Tätowierungen im Arrestgebäude.

Spezifisch ist dem Bericht, daß ein wirklicher Vorfall sein Thema bildet. Könnte nicht bloß vorgespiegelt werden, daß der Vorfall sich ereignet hat? Nein. Wenn die Begebenheit erfunden ist, mag es der Leser merken oder nicht, ist ihre Darstellung kein Bericht. Romanschriftsteller, Novellisten und Anekdotenerzähler behaupten oft, daß ein von ihnen geschildertes Ereignis sich tatsächlich abgespielt habe. Es schädigt den Dichter nicht, es erhebt ihn sogar, wenn der Leser diese Behauptung nicht glaubt. Aber ein Chronist, der lügt, ist erledigt.

Die Behandlung des Sujets birgt allerdings eine Alternative: Entweder man nimmt das Ereignis zum Ausgangspunkt für ein Phantasieprodukt (was ich gestern beim Mühlenbrand getan), oder man bemüht sich, die Zusammenhänge und Details so zu ermitteln, daß das Ergebnis mindestens in gleichem Maße interessant ist wie das Phantasieprodukt. (Ich hätte die Obdachlosenszene entdecken müssen, nicht sie erfinden dürfen.)

Zum obigen Entweder hatte ich mein Geschick, zum obigen Oder mein Ungeschick bewiesen, aber ich mußte den zweiten Teil der Alternative wählen.

Oh, nicht etwa aus moralischen Gründen! Da war jene Dantesche Neugier. Von Kindheit an brachte ich infolge dieser Neugier von jedem Weg zum Kaufmann oder zum Postschalter eine solche Fülle von Erzählenswertem heim, daß man es zumindest für Übertreibung hielt. Mich verdroß diese Verdächtigung, weil ich es nicht nötig hatte zu erfinden, sah und hörte ich doch überall so viel Unglaubhaftes, das dennoch Wahrheit war. Wie konnte es sein, daß die mir selbstverständlichen Erlebnisse den anderen unmöglich schienen?

Gestern hatte ich zum erstenmal etwas erfunden, und alle hatten es geglaubt... Sollte ich also bei der Lüge bleiben? Nein.

Gerade weil mir bei der ersten Jagd nach der Wahrheit die Wahrheit entgangen war, wollte ich ihr fürderhin nachspüren. Es war ein sportlicher Entschluß.

## WEIHNACHTSBESCHERUNG

„Umherzuschauen bestellt", so erklärt Faust der schönen Helena die Aufgabe seines Türmers, „scharf zu überspähn, was etwa da und dort sich melden mag." Meine Aufgabe war die gleiche.

Mochte sich da und dort nur melden, was kaum eine kurze Notiz ergeben hätte, dann machte ich lange Berichte daraus, indem ich es mit Schilderungen des polizeilichen Alltagslebens auffüllte. Einen Raufhandel unter Prostituierten spannte ich in den Rahmen des Sittenpolizeibetriebs, anläßlich der Einlieferung eines Taschendiebs schilderte ich die anthropometrische und daktyloskopische Kartothek sowie das Verbrecheralbum, aus dem Blutfleck auf einer gefundenen Jacke ergab sich das Kriminalogische Laboratorium und aus dem Abtransport von Bettlern der Fahrplan und die Reisevorschriften des Gefangenenwagens.

Sogar die Redaktion des „Polizei-Anzeigers der k.k. Polizeidirektion Prag" versuchte ich zu beschreiben. Ich sage „sogar" und „versuchte", weil diese Zeitung unbeschreiblich war, nämlich unbeschreiblich langweilig – der Tatsache zum Trotz, daß sie einen beneidenswert ausgedehnten Telegrammdienst hatte, der sich auf Verbrechen und Vergehen bezog. Aber die Nachrichten bestanden nur aus Aufzählungen, Namen, Abkürzungen und Nummern; im Inlandsteil standen die Verzeichnisse verlorener und gestohlener Gegenstände und die Personalbeschreibungen von Landstreichern, Geflügeldieben und dergleichen, im Auslandsteil die Steckbriefe, die mittels Zirkulartelegramm automatisch von allen Polizeibehörden Europas einlangten.

Ein einziges Mal hatte auch dieses Wochenblatt eine große Originalnachricht enthalten, eine internationale Sensation, aber Herausgeber und Redakteur waren nichts weniger als erfreut darüber. Hätte ich diesen Vorfall erzählen dürfen, dann hätte das für einen Artikel über die

Polizeiredaktion genügt. Das durfte ich jedoch damals nicht, denn es handelte sich um folgenden Steckbrief:

Nr. 1120. KAISER Wilhelm (Sohn des in Charlottenburg bei Berlin verstorbenen KAISER Friedrich), 41 Jahre alt, bislang in der Irrenanstalt von Professor Bülow interniert, ist vor einigen Wochen von dort entwichen und in Marienburg unter Anfällen von Redewut gesehen worden. Besondere Kennzeichen: verkürzter rechter Arm, hochgekämmtes Haar, aufwärts gedrehter Schnurrbart und schnarrende Stimme. Nach demselben, der äußerst gemeingefährlich ist, ist eifrig zu fahnden und ein positives Resultat anher bekanntzugeben. Pol.-Dir. Prag

In der Tat wurde nun „eifrig gefahndet", wenn auch nicht nach dem sub Nr. 1120 steckbrieflich Verfolgten, sondern nach dem Unbekannten, der den Fahndungsbefehl Nr. 1120 eingeschmuggelt hatte. Denn die deutsche Reichsregierung – von sämtlichen Polizeibehörden diensteifrig aufmerksam gemacht – verlangte eilige Aufklärung und strengste Bestrafung dieser Majestätsbeleidigung. Es war mehr als eine Majestätsbeleidigung, es war ein politischer Protest gegen den Bruch einer Vereinbarung. Nach dem Flotteninterview, das Kaiser Wilhelm II. der „Daily Mail" gegeben und das im deutschen Reichstag einen Sturm mit beinahe antimonarchistischer Tendenz hervorgerufen hatte, verpflichtete sich Kaiser Wilhelm, fürderhin mit keiner Kundgebung hervorzutreten, die nicht vom Reichskanzler Fürst Bernhard von Bülow gegengezeichnet sei. Und dennoch hatte er nun auf dem Schloß des Deutschen Ritterordens in Marienburg eine säbelrasselnde Rede gehalten.

So „eifrig gefahndet" auch wurde, ein „positives Resultat" wurde nicht bekanntgegeben, wenigstens nicht, soweit es die Person des Mystifikators betraf. Der Prager Polizeidirektor wurde in die Wüste geschickt und der Redakteur des „Polizei-Anzeigers" ins Gefangenenhaus – er konnte von Glück sagen, daß er nur als Verwalter hinkam und nicht als Häftling. An seine Stelle trat ein junger Pedant, der beim Einlauf von Manuskripten scharf aufpaßte, und besonders auf solche mit dem Anfangsbuchstaben K.

Er vermochte mir nichts zu raten, was ich zum Anlaß einer Schilderung seiner „Zeitung" nehmen könnte, versprach mir jedoch, darüber nachzudenken.

Ohne Zweifel, die anderen Departements waren ergiebiger. Reichten die Erklärungen der Beamten nicht aus, so konnte ich in kriminalogischen Büchern Ergänzungen finden. Ich begann diese Art von Büchern zu sammeln und blieb ihnen fast dreißig Jahre lang treu – viertausend Werke über historisch gewordene Verbrechen, Prozesse, Kerker, Hinrichtungen enthielt meine Bibliothek und sollte dereinst als Symptomatologie und Typologie zur wissenschaftlichen Bekämpfung des Verbrechens beitragen; 1933 aber ist sie den Verbrechern selbst in die Hände gefallen und kann ihnen nun als Lehrbehelf dienen.

Wochentags ging ich nur einmal täglich zur Polizei, umherzuschauen, scharf zu überspähn, was etwa da und dort sich melden mag, am Sonnabend jedoch erschien ich zweimal und überspähte noch schärfer, denn es war Ehrensache, am Sonntag einen Solokarpfen im Topf zu haben.

Begreiflicherweise wollte ich einen besonders fetten in der Weihnachtsausgabe auftischen, aber keiner ließ sich angeln, so nahe auch das Fest heranrückte. Alle Abteilungen der Polizei hatte ich bereits überspäht, vergeblich. Mehr aus Verzweiflung denn aus Hoffnung kehrte ich in der langweiligen Redaktion des langweiligen „Polizei-Anzeigers" ein.

„Nichts Neues", sagte der Kommissar-Redakteur, und ich wollte eben gehen, als ihm ein Telegramm gebracht wurde.

Das ist meine Weihnachtssensation, durchzuckte es mich. Es konnte mich leicht durchzucken, da ich nichts anderes gefunden, was mich hätte durchzucken können. Ich fragte nach dem Inhalt der Depesche. Der Kommissar reichte sie mir mit boshafter Bereitwilligkeit, denn es war nur eine jener zahllosen Zirkulardepeschen, die selbst der emsigste Reporter verschmäht. Sie lautete: „nachtrag zu sechzehn doppelpunkt körpergröße wolodarski nicht ungefähr hundertsechzig sondern hundertsiebzig polizeidirektion przemyśl."

Dennoch verlangte ich den Fahndungsbefehl sechzehn zu

sehen, den das Telegramm richtigstellte, und fand ihn seltsamerweise nicht unter dem Schlagwort „Wolodarski", sondern unter dem Schlagwort „Wasinski" in einer vierzehn Tage alten Nummer des „Polizei-Anzeigers". Der Fahndungsbefehl begann mit folgenden Daten: 16. September: E., Steueramt Przemyśl; 4. Oktober: E., Stadtkasse Kaschau; 20. Oktober: E. mit Wg. (2 T.), Regierungsgebäude Teschen; 6. Dezember: E., Finanzamt Olmütz. („E." bedeutet Einbruchdiebstahl, „Wg." Waffengebrauch und „T." Totschlag.)

Unter diesen Angaben dehnte sich ein Tümpel von Ziffern und Buchstaben, auf dem wie Inseln einige Namen lagen. Die „Dechiffrierung" ergab, daß der fünfundzwanzig Jahre alte ehemalige Eisendreher Wassili Wasinski aus Przemyśl (besondere Kennzeichen: Daumen und Zeigefinger an der linken Hand fehlen) eine Einbrecherbande von sieben bis acht Männern befehligte: den ehemaligen Schmied und Wanderathleten Franz Adamski, geboren in Złoczew, dreißig Jahre alt, ein Meter zweiundneunzig groß, pockennarbig, Tätowierung auf dem rechten Oberarm, darstellend zwei Hanteln und ein Herz mit dem Namen „Wanda"; den etwa zweiundzwanzigjährigen Handelsangestellten Boris Brünner aus Lemberg, schwarzes oder dunkelbraunes Schnurrbärtchen, spricht polnisch, deutsch und russisch; den siebzehnjährigen Gelegenheitsarbeiter Paul Szafranski, hellrotes Haar, linkes Ohr verstümmelt; drei oder vier unbekannte Männer und jenen ungefähr hundertsechzig – nein, hundertsiebzig Zentimeter langen, achtundzwanzig Jahre alten Schlosser Wladimir Wolodarski aus Kolomea, dem die Nachtragsdepesche galt.

Die Einbrüche der Wasinski-Bande waren Ereignisse im fernen Osten der Monarchie, ich aber bedurfte eines Prager Lokalfalles und mußte daher die Verbrechergruppe auf irgendeine Weise mit Prag in Zusammenhang bringen, wenigstens in der Form, daß die Prager Polizei vor ihr gewarnt worden sei. (Daß die Warnung an alle Polizeibehörden Europas ging, brauchte ich ja nicht zu erwähnen.)

Die Nummern der Przemyśler, Kaschauer, Teschener und Olmützer Zeitungen, in denen über die Amtseinbrüche

berichtet wurde, waren leicht beschafft, und ich studierte sie. In jeder Stadt hatte sich mein dortiger Kollege selbstverständlich nur mit dem dortigen Ereignis befaßt. Der Przemyśler Reporter hatte noch nicht gewußt, daß der Einbruch im Steueramt von der Wasinski-Bande verübt wurde, hingegen verfügte er über eine Personenbeschreibung von zweien der Täter. Genauere Angaben brachte die Kaschauer Zeitung; sie stammten von einem Bürger, dessen Mieter, Polen, plötzlich verschwunden waren, unmittelbar nach dem Raub in der Stadtkasse. In Teschen war die Kolonne im Regierungsgebäude überrascht worden, konnte aber entkommen, nachdem sie zwei ihrer Verfolger durch Kopfschüsse getötet und die anderen eingeschüchtert hatte. Vor dem Gebäude des Olmützer Finanzamts war am Tage des Einbruchs ein etwa sechzehnjähriger Bursche mit Pelzmütze aufgefallen, der dort mehrere Stunden lang gewartet hatte.

Summiert ergaben der Steckbrief und die Zeitungsberichte aus den vier Städten ziemliche Klarheit über die Rollenverteilung und die Taktik der Einbrecher. Sie hatten zum erstenmal ihre Tätigkeit aus Galizien in ein Nachbarland verlegt; daß sie hier der Landessprache unkundig waren und deshalb auffallen mußten, schien ihnen kein so arger Nachteil wie der, daheim allzu polizeibekannt zu sein. Dieses Prinzip bauten sie aus: Nach der ungarischen Stadt Kaschau wählten sie, anstatt irgendeinen nahen Ort in Ungarn heimzusuchen, das schlesische Teschen zum Arbeitsgebiet und nachher das mährische Olmütz, um nicht wieder in dem Land aufzutreten, in dem ihr letztes Verbrechen die Behörden und Zeitungen noch beschäftigte. Nie kehrten sie in einem Hotel ein, sondern mieteten eine oder zwei private Wohnungen unter den Namen Kriwow, Elsnerowicz, Dembitzky und Radowicz, auf welche ihre Papiere lauteten. Mit den Vorarbeiten zum Einbruch begannen sie an Samstagabenden, um zur eigentlichen Ausplünderung die sonntägliche Amtsruhe zu benützen.

Mein Artikel gipfelte in dem Schluß, der Trupp, von Przemyśl über Kaschau nach Teschen und Olmütz kommend, könne als nächste Station nur Prag gewählt haben. „Da Wasinski und seine Leute", so schloß ich, „mit Vor-

liebe am Samstag und Sonntag arbeiten, werden sie gewiß die Stille des Heiligen Abends zur Vorbereitung eines großen Coups benutzen und gegebenenfalls vor einer Bluttat nicht zurückschrecken, so daß die Prager Detektive diesmal keine Weihnachtsruhe werden halten können."

Es ist wahr, diese Folgerung war eigentlich die Voraussetzung meines Artikels. Ohne sie hätte ich mir nicht die Mühe gemacht, ihn zu schreiben, hätte irgendeinen Bericht über irgendeinen Vorfall aus irgendeinem ausländischen Blatt ausschneiden können. Nur durch diese Konklusion war der Artikel zu einem lokalen gestempelt, erst durch sie war seine Ausführlichkeit begründet.

Aber so apodiktisch wurde ich nur, weil sich, während ich schrieb, die Glieder der Verbrechenreihe lückenlos ineinanderfügten und die logische Folge sich mit solcher Selbstverständlichkeit ergab, daß ich schließlich überzeugt war, die galizischen Einbrecher seien bereits in Prag und mitten in ihrer Arbeit. Zum erstenmal erlebte ich das Phänomen, durch schriftliche Festlegung eines Sachverhalts, durch graphische Deduktion zu einer Lösung des Problems zu gelangen.

Am Weihnachtsabend wird in allen Zeitungsdruckereien die Festnummer um sechs Uhr abends fertiggestellt, und Arbeiter und Angestellte verlassen den Betrieb, um im Kreise der Ihren an der Bescherung teilzunehmen. Ich aber ging, sosehr ich mich über mich lustig machte, zur Kleinseite hinüber, dem Stadtteil der Ämter, in der Hoffnung, einer Gruppe polnisch sprechender Männer zu begegnen oder vor der Staatskasse einen jungen Mann, die Pelzmütze über ein beschädigtes Ohr und rotes Haar gestülpt, Schmiere stehen zu sehen. Selbstverständlich traf ich, so scharf ich auch den wirbelnden Schnee durchspähte, nichts dergleichen an. Nur eilende Menschen mit Geschenken und die letzten Spielzeugverkäufer sah ich und den Abtransport unverkaufter Tannenbäumchen.

Am nächsten Morgen erschien die Weihnachtsnummer der „Bohemia", Leser und Leserinnen lasen meine Prophezeiung für den gestrigen Abend, als sie durch den Ruf „Extra-Ausgabe" unterbrochen wurden . . .

In der stillen Heiligen Nacht hatte sich nämlich folgen-

des begeben: In einem Hause nahe dem Hauptpostamt ging gegen acht Uhr abends eine Köchin in den Keller, um Wein zu holen. Unten vernahm sie Axtschläge, die ihr am Weihnachtsabend besonders verdächtig vorkamen, und sie alarmierte die Nachbarn. Als diese in den Keller hinabsteigen wollten, knallten ihnen Schüsse entgegen. Erschreckt liefen die Hausbewohner, darunter zwei als Weihnachtsmänner verkleidete Familienväter, auf die Straße. Sie sahen zu ihrem Staunen einige Männer aus dem – Nachbarhaus herausstürzen und eilten ihnen nach. Die Flüchtigen schossen und verletzten vier ihrer Verfolger.

Zufällig kam der Gefängnisaufseher des Strafgerichts, Kautsky (ein Vetter des sozialistischen Theoretikers Karl Kautsky), des Weges; mit beruflichem Griff packte er einen der Fliehenden an der Schulter, aber dieser feuerte eine Revolverkugel auf Kautsky ab, riß sich los und verschwand im Neubau eines Eckhauses. Ein anderer, ein Hüne, stolperte und stürzte zu Boden. Bevor er sich aufzurichten vermochte, umklammerten Passanten seine Arme und Beine und hielten ihn fest, bis die Polizei ihm Handschellen anlegte. Die übrigen entkamen.

Auf dem Bürgersteig vor dem Neubau lag röchelnd Gefängnisaufseher Kautsky und starrte auf die beiden über ihn gebeugten Greise mit Bärten aus Schnee und sternbesäten Mänteln. Ein Arzt stellte fest, daß für Kautsky keine Hilfe mehr möglich sei, und wandte sich den anderen vier Verletzten zu. Aus allen Fenstern schauten Menschen auf die Straße hinab, und hinter ihnen glitzerte der Glasschmuck der Weihnachtsbäume.

In dem Neubau, in dem der Mörder Kautskys verschwunden war, suchten Polizeimänner und Polizeihunde die Gerüste ab, die Materialaufzüge, die Ziegel- und Bretterhaufen. Ebenso wurde das Haus durchforscht, in dessen Keller die Männer überrascht worden waren; sie hatten die Wände zu den Kellern der beiden Nachbarhäuser durchbrochen, um im Falle einer Entdeckung nach verschiedenen Seiten flüchten zu können. Aus dem an die Hauptpost grenzenden Privathaus war ein Weg zum Kassenraum der Post freigelegt. Dort, wo viermal hunderttausend Kronen in bar und Postwertzeichen für etwa eine

halbe Million Kronen lagen, hatten die Einbrecher während der Feiertage ihr Werk tun wollen.

Der gestolperte und festgenommene Mann war auf die Polizeiwachstube gebracht worden. Als ich dort ankam, hörte ich, wie man in allen Sprachen auf ihn einredete, denn aus einigen unverständlichen Worten, die die Fliehenden einander zugerufen, schloß man, daß es sich um Ausländer handle. Aber der flachstirnige Riese reagierte auf keines der englischen, italienischen und französischen Worte, teilnahmslos schaute er ins Leere. Neben einem verlöschten Christbaum saß er, den Rücken an die Stuhllehne gepreßt, den Kopf steif hochgereckt, die Beine gefesselt, die Hände mit Handschellen vor dem Bauch aneinandergeschlossen. Er sah aus wie ein Entfesselungskünstler bei Beginn der Vorstellung, und das Wort „Wanderathlet" fiel mir ein, das ich heute in meinem Artikel verwendet hatte.

Hinter dem Weihnachtsbaum stehend, rief ich: „Adamski."

Im gleichen Augenblick vernahm man das Klirren aneinanderschlagenden Metalls. Polizisten sprangen auf den Verhafteten zu und packten ihn an den Armen, denn sie dachten nichts anderes, als daß er seine Fesseln gesprengt habe. Aber er hatte sich nur jäh umgewandt.

Was also hatte so unheimlich geklirrt? Man tastete ihn nun gründlich ab und entdeckte sechs je einen Meter lange Eisenstäbe, die er auf den Rücken geschnallt trug, und eine Stahlschere. Die Stöcke ließen sich ineinanderschrauben, so daß die Hebellänge der Schere sechs Meter betrug. Eine Maulstange von dieser Länge, deren Handhabung mehrere Männer erforderte, war noch niemals bei Geldschrankknackern gefunden worden, selbst Papacosta, der Bahnbrecher der modernen Einbruchstechnik, hatte mit einer Maulstange von nur zweieinhalb Metern gearbeitet.

Während der Besichtigung dieses erstaunlichen Instruments wandte sich Regierungsrat Olitsch an mich: „Was haben Sie denn gerufen?"

„Ich habe seinen Namen genannt."

„Seinen Namen? Welchen Namen? Wieso wissen Sie seinen Namen?"

„Der Mann heißt Franz Adamski, ist ein Meter zweiundneunzig groß, dreißig Jahre alt, gewesener Schmied und Wanderathlet aus Złoczew und gehört der Einbrecherbande Wasinski an."

Regierungsrat Olitsch fragte den Gefesselten: „Franz Adamski?" Der Riese hatte seinen Blick ins Leere wiedergefunden. „Tlupa Wasinski?" Er blieb stumm.

Ich ging an ihn heran und wies auf seinen Oberarm. „Wanda?" Aus pockennarbigem Gesicht richteten sich fassungslose, drohende Augen gegen mich. Man löste die Handschellen (an ihre Stelle traten mindestens zwölf Polizistenhände) und entblößte seinen Arm: zwei gekreuzte Hanteln und ein flammendes Herz mit dem Namen „Wanda".

„Der von uns angekündigte Amtseinbruch in der Weihnachtsnacht – die Bluttat Wasinski wirklich verübt", stand großspurig als Überschrift auf der Extra-Ausgabe, die wir am Weihnachtsmorgen herausbrachten. Als Motto war der Schluß meines gestrigen Artikels gewählt, und der Bericht begann so: „Diese Worte haben wir gestern geschrieben. Unsere Voraussage hat sich wörtlich erfüllt. Die Prager Detektive konnten keine Weihnachtsruhe halten. Sie forschen nach der Bande Wasinskis, die den von uns angekündigten ‚großen Coup' am Heiligen Abend mitsamt der von uns prophezeiten Bluttat in Prag verübte ..."

Das Meldeamt war noch in der Nacht nach den Namen, die ich den galizischen, schlesischen und mährischen Zeitungen entnommen hatte, ohne Ergebnis durchforscht worden. Am frühen Morgen jedoch erschien bei der Polizei ein Hausbesitzer, der von dem Verbrechen noch nichts wußte, aber im Bericht der „Bohemia" den Namen Elsnerowicz gelesen hatte; er meldete, daß in sein Haus vor ein paar Tagen ein Ingenieur Elsnerowicz mit seinen Brüdern eingezogen sei. Eilig fuhren Polizeibeamte zur Wohnung. Die Mieter waren verschwunden. Man durchsuchte die Räume und verhörte den Hausbesorger.

Inzwischen standen wir Journalisten auf dem Korridor, umgeben von den Hausbewohnern, die sich als Nachbarn von solch wichtigen Verbrechern sehr wichtig vorkamen. Sie bemühten sich, uns ihre Beobachtungen zu vermitteln,

zum Beispiel, diese Kerle hätten jeden Tag ein ganzes Kilo Schinken zum Frühstück verzehrt! Aufgeregt stieß der Friseur, der im Haus seinen Laden hatte, auf uns zu, um die Öffentlichkeit darüber aufzuklären, daß er einen von diesen Kerls vorgestern rasierte, und der habe es abgelehnt, sich nachher das Gesicht mit Alkohol abreiben und pudern zu lassen!

Schon das Kilo Schinken bot für die Ausforschung der Täter wenig Anhaltspunkte, wenn man es auch allenfalls in einen Zeitungsbericht einfügen konnte, aber mit dem Verzicht auf Puder und Alkohol ließ sich gar nichts anfangen.

Ein Mieter, er betonte, Oberbuchhalter zu sein, wollte es unbedingt gedruckt sehen, daß ihm die Kerle gleich nicht gefallen hätten; er könne für sein diesbezügliches Urteil eine Reihe von Zeugen anführen, seine Frau zum Beispiel. Eine Mutter stellte uns ihr dreizehnjähriges Töchterchen vor, das vorgestern zu spät zum Mittagessen gekommen war, weil es einen von diesen Kerlen zum Postamt auf dem Comeniusplatz führte. Ein anderer Hausbewohner hatte einem dieser Kerle das nächste Wäschegeschäft gezeigt, wo er ...

Der Oberbuchhalter unterbrach ihn mit der Frage an uns, ob er seine Bemerkung, daß ihm die Kerle gleich nicht gefallen hätten, den Herren von der Polizei melden solle; er habe Zeugen, seine Frau zum Beispiel erinnere sich ganz genau.

Die Mutter des dreizehnjährigen Mädchens schrie über ihn hinweg, ihr Kind sei eine volle Stunde zu spät zum Essen gekommen, wie leicht hätte der Kerl es in dieser Zeit umbringen können.

„Man müßte alle Ausländer aufhängen", schlug eine korpulente Dame vor, „dann werden die Verbrechen in der ganzen Welt gleich aufhören. Schreiben Sie in die Zeitung, meine Herren, man soll einfach alle Ausländer aufhängen!"

Ich wandte mich an das kleine Mädchen: „Sag mal, warum hast du den Mann nicht zum Postamt in der Tylstraße geführt? Das ist doch näher."

„Dorthin sind wir zuerst gegangen, aber dort sagten

sie ihm, man kann von dort nicht telegrafieren. So habe ich ihn zur Post auf dem Comeniusplatz geführt."

„Die Suppe war eiskalt geworden", rief die Mutter, „eine Stunde wegzubleiben! Na, ich hab's ihr aber gegeben."

Ein Telegramm? Das könnte eine Spur sein. Aber würde ein Einbrecher den Anhaltspunkt zu solcher Spur in das Haus legen, das bald alarmiert sein mußte?

„Hat er dich hier im Haus angesprochen?" fragte ich das Kind.

„Nein, in der Prokopstraße, ich ging aus der Schule."

Das Telegramm war eine Spur. Auf dem Postamt Comeniusplatz eruierte die Polizei das vorgestern mittags aufgegebene Telegramm. Es war an einen Villenbesitzer in Czernowitz (Bukowina) gerichtet, und der Absender Fritz kündigte an, er werde nach den Feiertagen mit Frau und Kind zu Besuch kommen.

Die Czernowitzer Polizei wurde verständigt, sie drang durch Tür und Fenster in die Villa ein und überwältigte Wasinski und seine Leute trotz ihrer und ihrer Revolver Gegenwehr. Einer von den beiden, die in diesem Kampf erschossen wurden, war mein Wolodarski. Er starb, ohne zu wissen, daß er den ersten Anlaß zu dem Debakel gegeben hatte, weil er zehn Zentimeter länger war, als ein Fahndungsbefehl angab.

So episch auch der Wasinski-Fall war, so elegisch sang ihn nach entsprechendem Zeitablauf der blinde Methodius in unserem Hof. Diese Transponierung ins Sentimentale war einem Schmachtfetzen zu danken, der damals durch die Welt tremolierte: „Zu jener Zeit, wie liebt ich dich, mein Leben / Ich hätt geküßt die Spur von deinem Tritt / Hätt gerne alles für dich hingegeben / Und dennoch: du, du hast mich nie geliebt . . ." Den Erfolg des Liedes hatte der Verfasser des Bänkels in seinen Dienst gestellt, indem er den Text umdichtete.

Die Familie des braven Kerkermeisters Kautsky harrt am Heiligen Abend ihres Ernährers, ohne zu ahnen, daß dieser zur gleichen Stunde mit dem bösesten Feind der Menschheit ringt, mit Wasinski. Während die Kinder beschenkt werden, verblutet der Vater auf dem kalten Pflaster der Heinrichsgasse.

Fehl wäre es, zu glauben, eine so triste Moritat habe kein Anrecht auf ein ebenso häppisches Happy-End wie ein Rührfilm. Zwar hat der Himmel die Familie Kautsky gestraft (wofür?), aber gleichzeitig ist der Himmel voller Barmherzigkeit und verwandelt das Unglück in Glück, denn am gleichen Tage avanciert der Bruder des Getöteten zum Wachinspektor, so daß er nunmehr die verwitwete Schwägerin und die verwaisten Neffen unterstützen kann.

Für mich hatte der Wasinski-Fall nicht einmal einen so bescheidenen glücklichen Ausgang. Meine Ankündigung des Verbrechens gab dem Sicherheitsbüro nur Anlaß zu Mißtrauen gegen mich, man glaubte mir nicht, daß ein großer Zufall und eine kleine Kombination die Grundlage der Voraussage waren, am unglaubhaftesten aber schien meine Behauptung, ich hätte den „Polizei-Anzeiger" gelesen.

„Gehört etwa auch das Telefonbuch zu Ihrer Lektüre?" fragte mich Regierungsrat Olitsch sarkastisch.

Eher vermutete er, daß ich überirdische oder unterirdische Beziehungen unterhalte, als daß ich meine Weisheit aus dem amtlichen Blättchen geschöpft.

Die Beamten verhielten sich von nun an reserviert gegen mich. Selbst irgendeine gewöhnliche Ergänzung zu irgendeinem gewöhnlichen Steckbrief zeigte man mir nie wieder.

## DIE UNABSEHBAREN KONSEQUENZEN

Da war eine sommersprossige kleine Beamtin aus dem Städtchen Podiebrad zum Wochenende nach Prag gekommen, um sich einmal unkontrolliert von den Bewohnern Podiebrads zu amüsieren.

Solches Amüsement fand sie im „Hippodrom", einer Reitschule, die sich allabendlich zu einem Nachtlokal billiger Art verwandelte. Für zwanzig Heller konnte man zehn Runden reiten, drei Ritte kosteten fünfzig Heller, und ein „Quartett", aus drei Musikanten bestehend, spielte auf. Die weiblichen Gäste, meist junge Mädchen, saßen im Herrensattel, rissen am Zaumzeug und versuchten durch Schnalzen und Hüpfen die apathischen Gäule zu kühnem Galopp aufzustacheln und sich selbst als Amazonen zu fühlen. Von den sechs Pferden stand eines hoch im Kurs, die „Bella", ein einäugiger Brauner mit einem weißen Fleck auf der Stirn und zweien auf der Kruppe, was wie eine Entblößung aussah und zu Witzen Anlaß gab. Rings um die Arena saßen die männlichen Gäste beim Bier und ließen die Damen und deren hochrutschende Röcke Revue passieren.

In diesem berittenen Nachtlokal fand das sommersprossige Kind Podiebrads Gefallen vor den Augen eines meiner Freunde, mit dem ich gerade einkehrte. Als er sich für ein paar Stunden entfernen mußte, sollte ich mich mit der Kleinen beschäftigen, damit nicht ein anderer sie ihm entführe.

Es war nicht sehr unterhaltend, denn erstens war ich nur Aufsichtsperson, statt Interessent zu sein, und zweitens gab's mit ihr nicht viel zu reden. Dennoch mußte ich mit ihr reden, sonst wäre sie immerfort geritten, und das hätte Geld gekostet, zwanzig Heller pro Ritt.

Sie merkte wohl, daß sie langweile, und bemühte sich, mein Interesse zu wecken. Aber ihre Enthüllung, daß sie beim Postamt in Podiebrad angestellt sei, reichte nicht aus,

um eben großen Eindruck zu machen. So fuhr sie mit vermeintlich gröberem Geschütz auf: Sie verstehe auch etwas Deutsch. Höflicherweise machte ich ein Gesicht, in dem Bewunderung und Zweifel sich mengten.

Jawohl, bekräftigte sie ihre Aussage und wiederholte nochmals, daß sie etwas Deutsch verstehe, jawohl, das brauche sie auch, „für unseren Herrn Fürsten Hohenlohe kommen doch öfters Telegramme in deutscher Sprache, jawohl, zum Beispiel vorgestern kam an ihn ein Telegramm vom Kaiser in Deutschland, vierundneunzig Worte."

„Wirklich?" fragte ich. „Was stand denn drin in dem Telegramm?"

„Ich habe es selbst aufgenommen, jawohl", sagte sie, teils stolz darauf, daß sie mich endlich doch zu interessieren verstanden, teils stolz darauf, daß sie das kaiserliche Telegramm selbst aufgenommen hat. Das hält sie für das wichtigere Detail.

„Was stand denn drin in dem Telegramm?"

„Es war in deutscher Sprache, jawohl. Über die Prager Relaisstation ist es gekommen. Vierundneunzig Worte, die Adresse nicht mitgerechnet, alles deutsch, und ich habe keinen einzigen Fehler beim Aufnehmen gemacht, jawohl, das hat sogar der Herr Postmeister gesagt, und der lobt selten, sehr selten. Kennen Sie den Herrn Postmeister Beranek in Podiebrad? Nein? Das ist ein schöner Brummbär, an allem hat er etwas auszusetzen."

„Was stand denn drin in dem Telegramm?"

„Ausgeschimpft hat der Kaiser unsern Herrn Fürsten. Wahrscheinlich ist der Kaiser auch so ein Brummbär wie der Herr Postmeister Beranek."

„Weshalb hat denn der Kaiser euren Herrn Fürsten ausgeschimpft?"

„Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich weiß er es selbst nicht. Der Herr Postmeister Beranek schimpft ja auch manchmal den ganzen Vormittag und weiß selbst nicht, warum. Jetzt möchte ich gerne wieder reiten, bitte schön."

Ich bewillige ihr drei Ritte. Durch Protektion beim Stallmeister verschaffe ich ihr sogar das besondere Reiterglück, die kaffeebraune, einäugige, hinternnackte Bella besteigen zu dürfen. Auch für mich nehme ich drei Tik-

kets. Vielleicht kann ich, dieweil ich wie ein Knappe ihr zur Seite dahinsprenge, doch etwas über das Telegramm erfahren.

Wir stehen in der Manege, um unsere Rosse zu besteigen.

„Wie war das Telegramm unterzeichnet?" frage ich.

Sie hat ihren rechten Fuß in Bellas Steigbügel gehoben. Das ist ein von den Zuschauern besonders erwarteter Moment. Im gegebenen Fall offenbart sich weit und breit ein blaßrotes Barchenthöschen mit weißen Rüschen. Wie aus Gefälligkeit für das Publikum zuckt Bella ein wenig, und ihre Begleiterin muß ihr auf dem linken Bein nachhüpfen, das rechte hängt hoch und sichtbarlich in der Luft.

Mich aber darf das nicht ablenken, und ich wiederhole meine Frage, wie die Depesche unterzeichnet war. Während sie die andere Hälfte der rosaroten Hose mitsamt den weißen Rüschen emporschwingt, um sich im Herrensitz zu placieren, antwortet sie: „Wilhelm Komma Imperator."

Ihre Antwort beseitigt meinen Verdacht, daß die Geschichte vom kaiserlichen Telegramm nur erfunden sei, um mir zu imponieren. Diesen Titel hat sie kaum jemals gehört, bevor sie ihn im Telegrammtext fand, und kann auch nicht wissen, daß zwischen Wilhelm und Imperator ein Komma gehört.

Das „Quartett" der drei Blechmusikanten spielt wie immer das Pikkolo-Lied aus der „Walzertraum"-Operette. Einem Jockei gleich schlage ich die Fersen in die Weichen meines apoplektischen Gauls, auf daß er mit der temperamentvollen Bella gleiches Tempo halte. Es gelingt nicht. Deshalb gehe zu der Taktik über, die der Swinegel gegenüber dem Hasen anwendet, ich bringe mein Pferd zum Stehen. Nach jeder Runde muß Bella an mir vorbei, ich kann ein paar Schritte neben ihr machen und ihre Reiterin über das Telegramm ausfragen. Sie hat sich nur gemerkt, daß die Worte „unabsehbare Konsequenzen" darin standen, jawohl, keine andere Beamtin hätte das so fehlerlos aufnehmen können wie sie, das sind keine leichten Worte, nicht wahr?

Allerdings, „unabsehbare Konsequenzen", dem Mund eines Kaisers entflossen, sind keine leichten Worte.

„Pikkolo, Pikkolo, tsin, tsin, tsin", arbeitet die Musikkapelle, „da liegt alle Weisheit drin", und die kaffeebraune, einäugige, vorn und hinten gefleckte Bella ist weit weg von mir.

„Worauf hat sich das Telegramm bezogen?" frage ich, da wir wieder an einem Tisch beieinander sitzen. Das wisse sie nicht genau. Als sie es dem Herrn Postmeister vorlegte, habe er den Kopf geschüttelt und gebrummt: „Weiß Gott, was das für eine Geschichte ist! Sicher hat unser Fürst dem Kaiser Geld geborgt und will es jetzt zurückhaben. Und deshalb schimpft der Kaiser wie ein Rohrspatz. Man soll eben niemandem Geld pumpen."

Jedes Wort des Telegramms wäre mir wichtig, statt dessen wiederholt das Mädchen, vierundneunzig Worte habe das Telegramm enthalten, womit ich weder positiv noch negativ etwas anfangen kann. Auch aus der Hypothese des Herrn Postmeisters Beranek, daß es sich wohl um geborgtes Geld handle, läßt sich nichts machen.

Wo wäre mehr über die Sache zu erfahren? Einen Mann, der die Depesche verschaffen konnte, wußte ich: den Vizepräsidenten der Prager Postdirektion. Er hatte den Ehrgeiz, Minister zu werden, entweder postalischer Fachminister von strengster nationaler Überparteilichkeit oder aber deutscher Landsmann-Minister mit strengster Wahrung deutscher Belange gegenüber allen anderen Nationen.

Zu diesen Behufen hielt er einerseits fachliche Vorträge über Reformen des Postwesens, andererseits heftige Brandreden gegen die Bevorzugung tschechischer Beamten im Postdienst und brachte unserem Chefredakteur jedesmal den Wortlaut dieser Reden mit eingeklammerten Bemerkungen wie „Lebhafter Beifall", „Zustimmung" oder dergleichen. Vor unserem Chefredakteur scharwenzelte er, weil dieser als Mitglied des Deutschen Volksrats politischen Einfluß besaß, mit den anderen Redakteuren sprach er nie, dankte kaum für ihren Gruß.

Ich erzählte unserem Chefredakteur von dem Telegramm. Er lächelte nachsichtig über meinen Eifer. Seinen holzfarbenen Bart bis zu den Brustwarzen streichend, fragte er mich, ob ich denn im Ernst glaube, ein Kaiser werde Staatsangelegenheiten in offenen Telegrammen be-

handeln. „Entweder etwas ist für die Öffentlichkeit bestimmt, dann wird es offiziell verlautbart, oder etwas ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, dann wird es nicht offen telegrafiert."

„Aber wenn der Kaiser von ‚unabsehbaren Konsequenzen' telegrafiert, so muß es doch wichtig sein", wandte ich ein.

„Gewiß ist es wichtig", sagte er, „eine Familiensache oder eine Vermögensangelegenheit, die niemanden etwas angeht."

Darauf konnte ich nur beschämt verstummen.

„Eines müssen Sie sich für Ihr ganzes Leben merken, junger Freund, hohe Politik wird *nicht* so gemacht, wie sich's der kleine Moritz vorstellt."

Der Chefredakteur äußerte das mit Nachdruck, seinen ganzen Eichenbart entlang, und ich habe mir seinen Lehrsatz gemerkt, wenn auch mit einer kleinen Variante, die ich schon nach wenigen Stunden machte, mit der Variante, das Wörtchen „nicht" aus dieser Maxime fortzulassen. Denn in diesen wenigen Stunden hatte ich erfahren, daß sich das Telegramm weder auf eine Familiensache noch auf eine Vermögensangelegenheit bezog, sondern auf hohe, ja allerhöchste Politik.

Ich hatte dem Chefredakteur schließlich doch die Erlaubnis abgerungen, in seinem Namen den Postvizepräsidenten um das Telegramm anzugehen.

„Nur damit Sie erkennen, was für ein Kindskopf Sie in der Politik sind", sagte er. „Aber vergessen Sie nicht, dem Herrn Vizepräsidenten zu bestellen, daß ich persönlich nicht an die politische Wichtigkeit des Telegramms glaube. Ich möchte nicht auch als politischer Kindskopf dastehen."

Ich vergaß zwar diese Bestellung, ersetzte sie jedoch durch eine andere: der Herr Chefredakteur lege den denkbar größten Wert auf das Telegramm, und der Herr Vizepräsident würde sich ihn zu besonderem Dank verpflichten, wenn etc. etc.

Zunächst verhörte mich der Postvizepräsident, ob außer dem Chefredakteur jemand von meinem Besuch bei ihm wisse und ob ich im Gebäude von jemandem gesehen worden sei. Erst nachdem er darüber beruhigt war, verabredete

er sich mit mir für zwei Uhr in seiner Wohnung. Dort diktierte er mir folgenden knappen Satz: „Kaiser Wilhelm hat beim Fürsten Hohenlohe in Podiebrad gegen eine ohne seine Erlaubnis in den Journalen erfolgte Veröffentlichung telegrafisch protestiert und sie als grobe Taktlosigkeit bezeichnet."

Wo die grobe Taktlosigkeit verübt wurde, war dem Telegramm nicht zu entnehmen gewesen; weil aber Veröffentlichungen gewöhnlich durch die Presse erfolgen, hatte der Postvizepräsident, wie sich bald herausstellte, die Worte „in den Journalen" hinzugefügt.

Es handelte sich keineswegs um einen Zeitungsartikel, sondern um eine auf dem Büchermarkt angekündigte Aktenpublikation, die politische Hinterlassenschaft des verstorbenen Reichskanzlers Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst; die Dokumente waren vom jüngeren Sohn des Kanzlers, dem Prinzen Alexander Hohenlohe, in Gemeinschaft mit dem Straßburger Historiker Friedrich Curtius für den Druck bearbeitet worden. Diese Publikation war es, die den Grimm Wilhelms II. erregte und ihn beim Chef des Hohenloheschen Hauses so heftige Klage führen ließ.

Ich aber wußte noch mehr, ich wußte, daß das Telegramm auch von „unabsehbaren Konsequenzen" gesprochen hatte, und fügte sie der Nachricht an, die in unserem Abendblatt vom 8. Oktober 1906 erschien.

Was für Konsequenzen konnten das sein, die der geschworene Gottesstreiter gegen alle Schwarzseher als unabsehbar bezeichnete? Auf diese Frage versuchten am Tag, nach dem das sommersprossige Mädchen aus Podiebrad mir diese beiden schwierigen Worte vom Rücken Bellas zugerufen hatte, die Regierungen und Zeitungen von London, St. Petersburg und Paris eine Antwort zu finden.

Ursprünglich hatte die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart für die Hohenloheschen Memoiren eine Auflage von tausend Exemplaren vorgesehen. Auf Grund unserer Veröffentlichung kamen Bestellungen aus aller Welt, ein amerikanischer Buchhandlungskonzern kabelte um zweitausend Exemplare. Drei Druckereien waren beschäftigt, der beispiellosen Nachfrage gerecht zu werden, ganze Kapitel

wurden an die Auslandspresse telegrafiert. Schwarz auf weiß erfuhr die Welt, welche Gefahr Kaiser Wilhelm für den Weltfrieden darstellte, wie schnell und restlos er die Bismarcksche Annäherung an das Zarenreich zu liquidieren beabsichtigte. Ein Krieg schien unvermeidlich.

In der französischen Kammer forderte der Abgeordnete Clemenceau die sofortige Erhöhung des Heeresbudgets mit dem Ausruf: „Contre les unabsehbare Konsequenzen!" Das House of Commons verlangte, gegen den Dreibund einen Gegendreibund zu schließen, die Stunde sei gekommen, die vieldiskutierte Tripelallianz endlich wahr zu machen. Von der Regierung des Zaren wurde die englische Firma Armstrong mit der Lieferung von Panzerplatten für vier moderne Schlachtschiffe betraut; in der Dumasitzung schwangen Abgeordnete den Union Jack und die französische Trikolore: „Dasdrastwujet Antant-Kordial" – es lebe die Entente Cordiale!

Ich begegnete meinem Freund, für den ich im „Hippodrom" den Platzhalter gemacht. Er entschuldigte sich, mir die Kleine aufgehalst zu haben. „Du mußt dich ja schön gelangweilt haben. Ich wußte nicht, was für eine dumme Gans das ist."

Dumme Gans? Die Außenministerien der Großmächte urteilten ganz anders. Downing Street hielt sie für einen Diplomaten von pazifistischer Prägung. Der Quai d'Orsay zählte sie zu jenen Schichten der preußischen Beamtenaristokratie, die treu zur Bismarckschen Politik stehen. Näher der Wahrheit kam der Wiener Ballhausplatz: er vermutete eine Indiskretion aus tschechischen Beamtenkreisen. Aber wenn das „Fremdenblatt", Organ des österreichischen Außenministeriums, eine Reinigung der böhmischen Behörden forderte, so hatte es schwerlich die Podiebrader Post im Auge, und wenn es die Aufdeckung der Angelegenheit mit allen Dessous verlangte, so ahnte es nicht, daß dabei nur ein blaßrotes Barchenthöschen mit weißen Rüschen aufgedeckt werden könnte.

Die internationale Aufregung mußte entspannt werden. Deshalb erklärte die deutsche Reichsregierung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", das Telegramm Seiner Majestät an den Fürsten Philipp zu Hohenlohe-Schil-

lingsfürst sei ein reines Privattelegramm. Nur die unbefugte Veröffentlichung und tendenziöse Wiedergabe durch die „Bohemia" habe zu falschen Folgerungen im Auslande geführt. Hiermit werde, um allen Weiterungen die Spitze abzubrechen, der Wortlaut mitgeteilt: „Ich lese soeben mit Erstaunen und Entrüstung die Veröffentlichung der intimsten Privatgespräche zwischen Deinem Vater und Mir, den Abgang des Fürsten Bismarck betreffend. Wie konnte es zugehen, daß dergleichen Material der Öffentlichkeit übergeben wurde, ohne zuvor Meine Erlaubnis einzuholen? Ich muß dieses Vorgehen als im höchsten Grade taktlos, indiskret und völlig inopportun bezeichnen, da es unerhört ist, daß Vorgänge, die einen zur Zeit regierenden Souverän betreffen, ohne dessen Genehmigung veröffentlicht werden."

„Haben Sie den offiziellen Wortlaut gesehen?" fragte mich der Chefredakteur scharf.

„Nein", antwortete ich, denn der politische Redakteur hatte die amtliche Erklärung soeben in Satz gegeben, ohne mir etwas davon zu sagen. Was ging das auch den Lokalreporter an?

„Nichts ist darin von Ihren unabsehbaren Konsequenzen, die die ganze Welt aufregen", wütete der Chefredakteur. „Schön stehn wir jetzt da!"

Ich holte mir den amtlichen Wortlaut aus der Setzerei. Kein Journalist und kein Leser hätte in der Textierung etwas Auffallendes bemerken, keiner an der Richtigkeit des Wortlauts zweifeln können.

Mir aber mußte etwas auffallen, ein Zweifel auftauchen, denn ...

... denn so töricht auch die Behauptung des Herrn Postmeisters Beranek aus Podiebrad gewesen war, daß es sich um geliehenes Geld handle, er würde sie nicht gemacht haben, wenn das Telegramm die Stelle enthalten hätte: „den Abgang des Fürsten Bismarck betreffend".

Als mir das Podiebrader Mädchen das Geschwätz ihres Herrn Postmeisters wiederholt hatte, war mir das herzlich belanglos vorgekommen. Und nun entdeckte ich dadurch eine von der deutschen Reichsregierung vorgenommene Einfügung. Warum sollte sich nicht auch die andere, mir

unwichtig erschienene Mitteilung der Kleinen als wichtig erweisen, ihre Angabe über die Zahl der Worte? Ich zählte und verglich und schrieb: „Der für die Öffentlichkeit bestimmte Wortlaut enthält einschließlich der neueingefügten, einschränkenden Wendung, ‚den Abgang des Fürsten Bismarck betreffend', nur zweiundachtzig Worte und Interpunktionen. Dagegen bestand jene Depesche, von der wir berichteten, aus vierundneunzig Worten und Satzzeichen, ausschließlich der Adresse, einschließlich der entscheidenden und nun eliminierten Bemerkung über die ‚unabsehbaren Konsequenzen' und" – hier blitzte das rosarote Höschen mit den weißen Rüschen in mein Manuskript – „der Unterschrift ‚Wilhelm Komma Imperator'."

Meine Glosse entfachte ein neuerliches Furioso. „Aufgedeckte Fälschung!" schallte es aus allen Blätterwäldern, „Official Forgery!" – „Falsification commise par le gouvernement du Kaiser."

Die deutsche Regierungspresse antwortete mit Angriffen gegen ausländische Kriegshetzer. Im Leitartikel der „Norddeutschen Allgemeinen" stand: „Die anonyme Gestalt an der Moldau schürt unter rosenroter, gegen den Krieg gerichteter Tendenz selber den Krieg, den Krieg der anderen. Bella gerant alii. Vermummt reitet sie gegen Deutschland zu Felde, aber durch den Schlitz des Visiers erkennt man das Auge des Staatsfeindes."

Dies lesend, pfiff ich durch die Zähne. Kannten Kaiserhof und Reichsregierung die Dessous meiner Nachricht? Warum hätten sie sonst als Farbe der Tendenz gerade die Farbe der Höschen gewählt, die meine Informatorin im „Hippodrom" geoffenbart? Warum gebrauchen sie statt des deutschen Wortes „Krieg" das lateinische „Bella", den Namen des Pferdchens im „Hippodrom"? Warum sprechen sie davon, daß die Gestalt reite, warum erwähnen sie den Schlitz?

Aber diese Terminologie schien nur Zufall zu sein.

Parlamente und Leitartikel mußten weiter raten, wer der Urheber der Veröffentlichung und was seine Absicht gewesen sein mochte. Sie rieten noch immer, als bereits eine neue, eine lustige Sensation die Welt beschäftigte. Ein Berliner Schuster namens Voigt hatte in Hauptmannsuni-

form eine Truppenabteilung auf der Straße angehalten, sie bis in das Rathaus der Vorstadt Köpenick geführt und sich vom Bürgermeister die Stadtkasse aushändigen lassen. Hierauf verschwand er mit dem Geld.

Der Kaiser depeschiert,
Der Schuster kommandiert,
Und ganz Deutschland marschiert,

singt in unserem Hof der blinde Methodius, der sonst nur Prager Lokalfälle besingt. Dieses Lied ertönt überall, in allen Sprachen.

Vom Gelächter des Auslands aufgestachelt, entwickelte die deutsche Polizei eine wahre Kriegsstrategie, um des Hauptmanns von Köpenick habhaft zu werden. Dabei wurden aber die Nachforschungen nach dem Veröffentlicher der Kaiserdepesche mitnichten außer acht gelassen. Auf Wunsch des deutschen Konsulats nahm die Prager Polizei in unserer Redaktion eine Hausdurchsuchung vor; einige Manuskripte von meiner Hand wurden konfisziert und lagern wohl noch im Hohenzollernschen Hausarchiv zu Potsdam mitsamt dem Protokoll, in dem der verantwortliche Redakteur und ich, mit Berufung auf das Redaktionsgeheimnis, jede Aussage über die Quelle der Information verweigerten.

Unter denen, die herausfinden wollten, wer uns den Inhalt der Kaiserdepesche mitgeteilt, befand sich der Postvizepräsident, der uns den Inhalt der Kaiserdepesche mitgeteilt. Er war überzeugt, wir hätten sie bereits in Händen gehabt, als wir sie von ihm verlangten. Wieso hätten wir sonst von den „unabsehbaren Konsequenzen" gewußt, wieso von der Unterschrift „Wilhelm Komma Imperator", wieso die Zahl der Wörter und wieso, daß der Passus über Bismarck nicht im Original enthalten war? Er befürchtete, es sei ihm eine Falle gestellt worden, um die Spur vom wahren Informator abzulenken.

Aber nicht das war es, was seiner Karriere ein Ende bereiten sollte. Durch den Einfluß unseres Chefredakteurs war er als Kandidat für die Reichsratswahl aufgestellt worden. Als jedoch die Gegenpartei enthüllte, daß er einer Tafelrunde „Die Mormonen" angehöre, deren Mitglieder

ihre Ehefrauen nächteweise austauschen, trat er von der Kandidatur zurück und ging in den Ruhestand. Ich habe ihn nicht wiedergesehen und auch die Podiebrader Postbeamtin mit ihren Sommersprossen, blaßroten Barchenthöschen und weißen Rüschen nie mehr.

Wiedergesehen habe ich aber Bella, das kaffeebraune, einäugige, vorne und hinten helle Pferd aus dem „Hippodrom". Die unabsehbaren Konsequenzen waren eingetreten, der Weltkrieg im Gange. Bella diente bei unserer Maschinengewehrabteilung. Als ich sie erkannte, weidete sie gerade in der Nähe des Kompaniekommandos.

„Bella!" rief ich. Mit einem Ruck wandte sie den Kopf und schaute mich mit einem großen Auge und einer leeren Augenhöhle an. Erwartete sie, ich würde auf ihr in jene Zeit zurückreiten, in der sie eine lebensfrohere Last als Patronenbeschläge auf ihrem Rücken trug und die Musik zu anderem Zwecke aufspielte als zum Sturm in den Tod?

Ach, Bella, die glücklichen Nächte sind vorbei, ich kann nichts für dich tun, ich kann dir nur das alte Lied vorpfeifen.

Ich pfiff, und Bella setzte sich in Trab, zum Takt des „Pikkolo, Pikkolo, tsin, tsin, tsin" lief sie im Kreis herum, wie sie es getan, als da noch alle Weisheit drinlag.

## DIE MUTTER DES MÖRDERS

Um fünf Uhr nachmittags war Frau Bergmann ermordet und beraubt in ihrer Wohnung aufgefunden worden; der Verdacht lenkte sich sofort auf den Geliebten des Dienstmädchens (die Hausbesorgerin hatte ihn um drei Uhr das Haus verlassen sehen), und um sechs Uhr waren sowohl das Mädchen wie auch Franz Polanski verhaftet und dem Sicherheitsdepartement eingeliefert.

Anstatt dort die Beendigung des Verhörs abzuwarten, das bei Raubmorden stundenlang zu dauern pflegt, eilte ich in die Wohnung des Festgenommenen. Polizeibeamte waren bereits dort gewesen, hatten den Schrank Franz Polanskis durchsucht und sich bemüht, seine Mutter einzuvernehmen. Aber diese verlor bei der Nachricht jede Zurechnungsfähigkeit, so daß sich die Beamten damit begnügten, sie für den nächsten Tag zur Polizei vorzuladen.

Als ich an die Wohnungstür klopfte, antwortete mir niemand. Frau Polanski, die allein in ihrer Stube saß, beachtete mein Eintreten und meinen Gruß nicht. Ihre Augen waren trübe, dennoch weinte sie nicht. Weshalb hätte sie denn weinen sollen? Sie verstand ja noch gar nichts, es war ein gräßliches Unglück geschehen, ihr einziger Sohn hatte ... So etwas versteht man nicht gleich. Ich fragte sie etwas, erhielt jedoch keine Antwort.

„Verzeihen Sie, Frau Polanski, ich bin nämlich von der Zeitung."

Da löst sich ihr Krampf, löst sich in einem Aufschrei. Sie begreift die Öffentlichkeit ihrer Schande. „Von der Zeitung!" wiederholt sie entsetzt und schluchzt Worte, eine Zusammenfassung ihres Lebens, die in eine Bitte mündet.

„In der Zeitung wird es stehen! Um Gottes willen, mein ehrlicher Name! Mein Seliger – achtzehn Jahre ist er schon tot, mein Seliger – in seinem ganzen Leben hat er nie etwas mit der Polizei zu tun gehabt. Und ich, mein Gott, ich und die Polizei! Ich bin eine arme Waschfrau,

seit fünfundzwanzig Jahren wasche ich für fremde Herrschaften, und noch nicht eine einzige Windel hat gefehlt, noch kein Paar Strümpfe habe ich vertauscht, und ich achte immer darauf, daß die Manschetten nicht zerfransen, und auf einmal soll ich in der Zeitung stehn, alle Leute werden es lesen! Geben Sie's nicht in die Zeitung, junger Herr!"

Ich verfluche meinen Einfall, diese alte Frau aufgesucht zu haben, die nichts mit dem Mord zu tun hat, nichts von der Welt weiß und nun noch vollends um den Verstand gekommen ist und mich anfleht: „Geben Sie's nicht in die Zeitung, junger Herr, um Gottes Barmherzigkeit willen, tun Sie mir und meinem toten Mann nicht eine solche Schande an, bitte, bitte, nicht in die Zeitung."

Ich versuche ihr zu erklären, daß das nicht in meiner Macht steht, derartige Angelegenheiten ließen sich ja nicht verschweigen, über einen Raubmord müsse doch berichtet werden.

Das Wort „Raubmord" schmettert die Frau nieder. Sie sieht die Sinnlosigkeit ihrer Bitte ein und starrt von neuem aus verhängten Pupillen in die Ecke der Stube. Zu sich selbst spricht sie jetzt, ohne daß ihre Lippen sich bewegen: „Ein Raubmord. Daran hab ich noch gar nicht gedacht – das heißt ja Raubmord, und mein Franz ist ein Raubmörder. Der Franz Polanski, wird in der Zeitung stehn, der Sohn von Frau Anna Polanski, Wäscherin, Brükkengasse 4, das ist ein böser Raubmörder. Und ich bin die Mutter eines bösen Raubmörders, weiter gar nichts. Mein ganzes Leben lang bin ich fleißig und ehrlich gewesen, und niemand hat mir auch nur soviel nachsagen können, und jetzt wird die ganze Gasse mit Fingern auf mich zeigen."

Auf irgendeine Weise möchte ich die Unglückliche trösten, mein plumper Ausdruck hat ihr den Rest gegeben. „Niemand wird Ihnen die Schuld geben, Frau Polanski, alle wissen, daß Sie eine brave Frau sind", sage ich, aber sie hört gar nicht zu.

„Raubmord", wiederholt sie tonlos, „Raubmörder."

Vielleicht können direkte Fragen sie ablenken. „Wie lange hat denn Ihr Sohn schon die Bekanntschaft mit dem Dienstmädchen von Frau Bergmann? Wie lange ist Ihr Sohn schon ohne Arbeit?"

„Raubmord! Raubmörder! Der Franz Polanski, der Sohn von der Frau ..."

Nichts zu machen. Ich verabschiede mich mit der Phrase, ich hätte sie nicht belästigen wollen, hätte nur gedacht, sie könnte ihrem Sohn vielleicht helfen, wenn sie mir einige Auskünfte gäbe.

Da schreit sie wieder auf: „Helfen! Ich will ihm nicht helfen! Ein Raubmörder ist er, er hat die Frau Bergmann erschlagen, um ihr den Schmuck wegzunehmen. Wissen Sie, wie man das nennt, mein Herr? Das nennt man Raubmord, und das kommt in die Zeitung, mein Herr. Niemand kann ihm da helfen. Ich möchte ihm ja helfen, meinem Franz, er ist doch mein Junge, mein einziger Junge – aber wie kann ich ihm denn helfen? Ich bin nur eine arme Wäscherin. Ich werde zu einem Rechtsanwalt gehn, ich werde schon das Geld dafür aufbringen. Sie haben doch gesagt, ich kann meinem Franzl vielleicht helfen. Wie denn? Sagen Sie's mir, junger Herr, bitte, sagen Sie's mir!"

Ich erkläre ihr, daß es für alles mildernde Umstände gäbe. Große Not, zum Beispiel, entschuldige vieles, oder vielleicht ist der Franz nicht ganz in Ordnung, leidet an krankhaften Anfällen oder so etwas. Auch Vererbung gelte vor Gericht, wenn er zum Beispiel vom Vater oder von der Mutter her ein jähzorniges Wesen hat.

„Vererbung? Wenn er etwas herhat vom Vater oder von der Mutter?"

Was habe ich da wieder angerichtet! Das Andenken ihres Mannes verdächtigt, ihren guten Ruf angetastet, den einzigen Besitz dieser Unglücklichen. „Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Frau Polanski, ich weiß, daß Sie eine brave Frau sind."

„Vererbung heißt das, wenn man etwas herhat von der Mutter? – Es ist Vererbung! Von mir hat er's her, der Franz."

„Frau Polanski, ich wollte Sie wirklich nicht beleidigen, ich habe bloß gemeint ..."

„Er kann nichts dafür, der arme Franz, von mir hat er's geerbt, von mir!"

Ach so, jetzt will diese Mutter alles auf sich nehmen,

womöglich sich als eine Borgia hinstellen, weil sie glaubt, ihrem Sohn damit zu helfen.

„Ja, ja, ganz recht, ich will ihm helfen. Sie verstehen mich ganz richtig, aber Sie glauben es mir nicht, daß das in mir war, mein ganzes Leben lang, dieses Morden. Noch keinem Menschen habe ich es gesagt, nicht einmal gebeichtet hab ich es, sooft ich auch zur Beichte gehe, aber Ihnen werde ich es erzählen, damit Sie es in die Zeitungen hineindrucken. Sollen sie mich nur holen kommen, die Polizisten! Soll man auch mit Fingern auf mich zeigen, das ist mir gleichgültig! Lange genug habe ich mich verstellt, jetzt pfeife ich auf alles! Meinem Jungen will ich helfen! Warum soll er um meinetwillen leiden – Vererbung ist das, weiter gar nichts – ich werde Ihnen die Wahrheit sagen: Ich bin eine Mörderin!"

Ich wünsche mich weit weg von hier. Nun wird sie anfangen, ihre armseligen Sünden auszukramen. Das reicht bestenfalls für eine Notiz: Die Mutter des Unholds, eine brave Wäscherin, beschuldigt sich kleiner Vergehen, damit ihm eine vererbte Anlage als mildernder Umstand angerechnet werde.

„Ja, ich bin eine Mörderin, ich! Mein Junge hat nur mehr Kraft gehabt als ich, der hat es ganz durchgeführt."

„Nun ja, so durch den Kopf geht einem vieles."

„Nein, nein, das ist mir nicht bloß so durch den Kopf gegangen; da sehen Sie..."

Frau Polanski hat ihr Tuch vom Kopf gerissen, ihr Haar flieht wirr von Stirn und Schläfen. Sie eilt zum Tisch. Eine junge Frau ist sie jetzt, wie sie das Schubfach aufzerrt und ein Küchenmesser herausnimmt.

„Da sehen Sie dieses Messer, mit dem habe ich einen erstechen wollen. Das ist schon fast dreißig Jahre her, als ich Stubenmädchen war beim Finanzrat Martin in der Marienstraße, ein ganz junges Mädel war ich noch, eben vom Lande gekommen."

„Wen wollten Sie denn damals erstechen?"

„Wen ich erstechen wollte? Den ersten Menschen, der lieb zu mir war in meinem Leben. Niemand war vorher lieb zu mir gewesen, in meinem Elternhaus waren wir acht Kinder und haben nie ein gutes Wort bekommen.

Und dann kommt einer und sagt mir: ‚Sie sind hübsch, Fräulein' und streichelt mich, küßt mich, verführt mich."

„Und heiratet Sie dann nicht. Das alte Lied."

„Ach, daran hab ich nie gedacht. Er war ja der Bruder von meiner Gnädigen. Mit seinen Schmeicheleien hat er mich eingeweicht wie in Seifenwasser. Wenn die Wäsche einmal drinliegt in dem Trog da, dann kann man alles mit ihr machen, man muß sie nur zwischen die Finger nehmen, und alles geht weg – freilich, wenn man zu heftig anpackt, auch die Farbe und die Fasern."

Ganz gut gesagt, denke ich, ich nehme den Notizblock aus der Tasche und schreibe mir auf: „Vergleiche einer Wäscherin" oder „Die Philosophie am Waschtrog". Das kann man als Titel geben, zweispaltig.

„Ich bin zu ihm in die Wohnung gekommen, und ein paar Wochen lang war ich glücklich. Dann aber hat er mich nicht mehr aufgefordert, zu ihm zu kommen."

„Wollten Sie ihn deshalb umbringen?"

„O nein, ich war ja ein solches Gänschen und hab alles genommen, wie es gekommen ist, und hab geglaubt, es muß so sein. Aber dann ist etwas geschehen, wo ich gewußt hab, es muß nicht so sein, es kann so nicht in Ordnung sein. Er hat mir gesagt, ich soll die blaue Bluse anziehen, die er mir geschenkt hat, und abends zu ihm kommen, er gibt ein kleines Fest. Also habe ich mir Ausgang genommen, bin hingegangen. Es waren noch zwei Freunde von ihm da, zwischen die er mich gesetzt hat, und eine Dame, die hat neben ihm gesessen – ‚eine Dame' –, ich hab bald gesehen, was das für eine Dame war. Sie hat zu ihm gepaßt, das Weibsbild!"

„Ich kann mir schon denken", nicke ich.

„Wir haben belegte Brötchen gegessen und Wein getrunken, und dann haben sie Halbdunkel gemacht. Nur eine Tischlampe mit rotem Seidenschirm hat gebrannt. Seine beiden Freunderln sind zudringlich geworden, sie haben mir zugesetzt, mehr zu trinken, und er hat mir gesagt, ich soll mich nicht zieren, wir sind hier nicht bei der Dorfmusik. Ich war so unsicher, ich bitte Sie, ein Gänschen vom Land, ich hab nicht recht gewußt, was ich machen soll, und erzürnen wollte ich ihn auch nicht – da hab ich

mir genug gefallen lassen. Plötzlich sagt einer: ‚Die Damen sollen sich ausziehn.' Die andere war gleich dabei, aber ich wollte nichts davon wissen. Da hat er mich beiseite genommen und hat mir einen Krach gemacht, er müsse sich für mich schämen, ich sei doch sonst nicht so zimperlich gewesen – wenn ich Geschichten machen will, ist's aus mit uns – oder ob ich nicht doch lieber sein nettes Annerl bleiben wolle? Ich wollte unbedingt weg."

„Sind Sie weggegangen?"

„Er hat die Tür abgesperrt, und da hab ich Schnaps und Wein in mich hineingeschüttet, um mir Mut zu machen, und die Schweinekerle haben mich ausgezogen. Die andere hat das alleine besorgt, sie hat eins – zwei den Rock und die Bluse unten gehabt, na ja, die wollte sich zeigen, weil sie Batistwäsche angehabt hat mit Spitzen, und ich hab mich geschämt für meine langen Barchenthosen, aber die geilen Kerle haben nicht Ruhe gegeben, ehe sie mich ganz ausgezogen hatten bis auf die Strümpfe – die hätte ich mir aber nicht runterziehen lassen, um nichts in der Welt – und jetzt hab ich doch besser ausgesehen als die andere!"

Vor wenigen Minuten war ich in einer Stube voll Seifengeruch mit einer weinenden alten Wäscherin, einem Waschtrog und einem Küchenherd, und an der Wand hingen zwei Heiligenbilder. Das alles ist jetzt verschwunden. Um mich ist das rot abgedämpfte Licht eines Junggesellenzimmers und vor mir ein junges Mädchen, das man zwingt, sich zu entkleiden.

Warum hat sich die Alte in ihre Jugend verwandelt? Warum holt sie vergangene Sünden hervor? Bringt die Verzweiflung sie auf den Gedanken, daß es ihr nichts genützt hat, als anständige Frau zu gelten, daß es sie nicht davor bewahrt hat, zur Mutter eines Raubmörders zu werden? Warum rühmt sie sich ihres einstmals schönen Körpers? Berauscht sie sich an dieser Erinnerung? Warum erzählt sie:

„Und dann haben sie ganz dunkel gemacht. Am Morgen haben mich meine beiden neuen Liebhaber in einer Droschke nach Hause gebracht, ich habe gespien und nichts von mir gewußt. In der Küche konnte ich kaum stehen,

Fieber hab ich gehabt, und die Gnädige hat gefeixt: ‚Freilich, bummeln gehn, lauter Vergnügungen und Genüsse, dann kann man natürlich nicht arbeiten!' Am Ersten soll ich meine Sachen packen und gehn. Ich habe sie gehaßt für jedes Wort, das sie gesprochen hat. ‚Lauter Vergnügungen, lauter Genüsse' hat sie mir vorgeworfen – das Kotzen war noch in meinem Mund und das Heulen in meinen Augen, wenn ich an die ‚Genüsse' gedacht habe. Und die Gnädige kanzelt mich ab, genau wie ihr Herr Bruder gestern nacht, als ich seine Vergnügungen und Genüsse nicht mitmachen wollte. Da ist etwas in mir hochgestiegen, ich weiß nicht, ob es der Satan war, ich hab mich nicht dagegen wehren können. Am Abend, wie der Bruder der Gnädigen zum Essen gekommen ist, war ich schon ganz verrückt, ich habe das Küchenmesser genommen, dieses Küchenmesser da, und bin auf ihn zugerannt und hab auf ihn eingestochen."

Jetzt sieht sie in der Tat wie Lucrezia Borgia aus. Unheimlich, wie sie das Messer schwingt. Man versteht den Sohn, der mordet. Sicherlich war sie eine Mörderin, damals, als sie so alt war, wie ihr Sohn heute ist. Ohne Zweifel liegt erbliche Belastung vor.

„Ins Herz hab ich ihn treffen wollen – aber vielleicht ist er ausgewichen, oder vielleicht ist die Klinge abgerutscht von der Brieftasche, ich weiß es nicht, mein Messer ist ihm in den Arm gegangen, und das Blut hat nur so gespritzt."

„Hat man die Polizei geholt?"

„Die haben sich schön gehütet! Die ganze Familie hat sich auf mich gestürzt, alle haben mich festgehalten, ich bin aber ohnmächtig zusammengebrochen, und sie mußten mich auf mein Bett tragen. Am nächsten Tag hab ich meine Siebensachen ins Holzköfferchen gepackt, so krank ich war, und bin gegangen. Das Küchenmesser habe ich mitgenommen, zum Andenken. Dafür hab ich meinem Herrn Liebhaber die blaue Bluse dortgelassen, die er mir geschenkt hat."

Eine Liebesgeschichte also wie viele andere, weder Polizei noch Gericht haben sich damit befaßt, davon nimmt die Zeitung nicht Notiz. Da hat nun diese Frau ihr Inner-

stes entblößt, ihre Lebenslüge eingestanden, und es ist unmöglich, damit ihrem Sohn zu helfen.

„Ja, schreiben Sie nur alles auf, junger Herr, geben Sie das ruhig in die Zeitung; die Frau Polanski ist gar keine anständige Frau, müssen Sie hineinschreiben", mit ihrem Zeigefinger diktiert sie, „sie ist eine böse Mörderin, sie hat nur nicht die Kraft gehabt, ihre Morde ganz auszuführen, aber ihr Sohn, der hat die Kraft gehabt; der Franz Polanski ist ein ganz unschuldiger Mensch, müssen Sie hineinschreiben, er ist nur ein Opfer von der, alles hat er nur geerbt von der, von dieser Frau Anna Polanski und von ihren Morden – so schreiben Sie doch!"

„Morden? Haben Sie denn noch ein zweites Mal so etwas gemacht?"

„Gemacht! Mein Sohn hat einen Mord gemacht und ist unschuldig, und ich bin schuldig, schuldig an den Morden, zu denen ich keine Kraft und keine Zeit gehabt habe. Da drinnen, in dem Waschtrog da, da drinnen liegt meine Kraft begraben und meine Zeit." Sie trommelt auf den Waschtrog. „Das ist meine Wiege und mein Bett und mein Sarg, das sag ich immer. Da drinnen stecke ich mein Leben lang und wasche Batist und Seide und zartes Leinen, die nicht mir gehören, und ich habe die Frauen beneidet, die das getragen haben, auch ich war jung und hübsch."

Mit jugendlichem Haß schlägt sie auf den Rand des Trogs. Auch sie sei hübsch und jung gewesen, wiederholt sie, „ob Sie mir's glauben oder nicht, und gerne hätte ich die feine Wäsche getragen. Aber ich habe die Fäuste geballt, und ...", jetzt lacht sie konvulsivisch, „... mit den geballten Fäusten hab ich die Wäsche gerieben, bis sie sauber war, blitzsauber. Alles für die anderen."

Manchmal freilich habe auch sie sich schöngemacht und habe ein Paar fremde Ajour-Strümpfe angezogen und ein Hemd aus Batist, das sei aber schon ewig her, ihre Jugend und ihre Schönheit und all ihre Hoffnungen seien ertrunken in dem Seifenwasser, und ausgeschüttet habe sie alles. Längst sei es vorbei, daß Männer ihr nachstellten.

„Mein Geliebter war Polizist", erzählt sie, „hu, war der eifersüchtig, nicht einmal tanzen hab ich mit einem anderen dürfen. Aber wie ich schwanger geworden bin, hat er

mir lang und breit auseinandergesetzt, daß er nur provisorisch angestellt ist, ans Heiraten darf er gar nicht denken, und ich muß mir das Kind nehmen lassen. Ich hab Glühwein getrunken mit Gewürznelken, wie es mir die Freundinnen geraten haben, das hat aber nichts genützt. Da hat er mir zugeredet, ich soll einmal mit dem Polanski schlafen, damit ich dem das Kind aufbinden kann."

Soll auch der tote Gatte einbezogen werden in diese zwecklosen Selbstbeschuldigungen der verwirrten Frau?

„Nein, bleiben Sie, junger Herr, jetzt kommt eine Mordgeschichte für die Zeitung. Mein Herr Polizist hat also wollen, ich soll mit dem Polanski gehn, damit er das Kind auf ihn schieben kann. Vorher hat er sich über den Polanski lustig gemacht, einen soliden Geschäftsdiener aus unserer Straße, der mir immer Blumen gebracht hat und rot geworden ist, wenn er mich gesehen hat. Ich wollt nichts davon wissen, den armen Menschen so hereinzulegen, aber mein sauberer Freund hat so lange auf mich eingeredet, bis ich vom Tanzsaal mit dem Polanski nach Hause gegangen bin. Mein Freund ist uns nachgeschlichen bis an die Haustür, er wollte verhindern, daß ich mir's noch überlege. Mir hat es den Hals zugeschnürt wie damals nach jener ekelhaften Nacht beim Bruder der Gnädigen, und wieder hat mich der Haß gepackt, und am Abend hab ich das Messer mitgenommen zum Stelldichein mit meinem Herrn Polizisten. Damals habe ich es mir klar und kalt überlegt und hab gewußt, dieser Stich wird nicht danebengehn." – „Haben Sie ihn wirklich ...?"

„Ich hab ihn nicht erstechen können, er ist nicht gekommen. Er hatte mich ja verkuppelt und keine Verpflichtungen mehr gehabt. Ein Ehrenmann! – Lange hab ich nicht den Mut gefunden, dem Polanski zu sagen: Ich bin schwanger. Erst wie man mir's schon angesehen hat, bin ich damit herausgerückt. Der arme Narr hat sich so gefreut, gejubelt hat er vor Freude, daß er Vater wird und daß wir gleich Hochzeit machen müssen. Da hat mir der Gefoppte so leid getan, und ich wollte das Kind nicht austragen, um keinen Preis der Welt, auch wenn es mein Leben kosten sollte. Aber keine Hebamme hat es machen wollen, ich war schon im siebenten Monat. Wieder hab ich Glühwein getrunken,

zwanzigmal bin ich vom Tisch gesprungen, vor der Mutter Gottes hab ich gekniet und gebetet und gebeichtet und gefastet und Gelübde getan; nichts hat geholfen. An diese Teufelswand von dem Waschtrog da, hier in der Mitte, wo ich immer stehe, hierher hab ich meinen Bauch gedrückt und hab gewaschen mit zusammengepreßten Fäusten, die Frauenhemden, die blutig waren; nur ich hab kein Blut gehabt. Da hab ich mein altes Messer genommen und hab es mir in den Bauch gestoßen, damit Blut kommt, damit das Kind krepiert und ich mit ihm ..."

„Haben Sie sich schwer verletzt?"

„Man hat mich ins Spital gebracht, zwölf Tage habe ich dort im Fieber gelegen. Wie ich wieder zu mir gekommen bin, hat man mir mein Kind gezeigt, den Franzl. Ich hatte ihn nicht getroffen – vielleicht war es gut so; ich hab ihn liebgewonnen. Auch den Polanski hab ich liebgewonnen, der hat den ganzen Tag an meinem Bett gesessen und mich nachher geheiratet. Er hat nur eine Sorge gehabt, der arme Narr, ob der Bub nicht tuberkulös sein wird wie er. Ich hab eine andere Sorge gehabt: ob der Bub nichts erben wird von meinem Blut, das nicht hat fließen wollen ohne das Messer da. Aber ich werde ihnen das sagen, den Herren vom Gericht, ich werde mir kein Blatt vor den Mund nehmen bei der Verhandlung, ich werde denen schon sagen ..."

Da wird die Tür aufgerissen. „Guten Abend, Mutter."

Frau Polanski schaut ihren Sohn an, der seine Mütze aufs Bett schleudert; sie ist ganz woanders, sie steht vor Gericht.

Wie kommt ihr Sohn in ihre Stube? Wie kommt die Stube hierher?

„Weißt du schon, daß man mich wegen Raubmord verhaftet hat? Was sagst du dazu, Mutter?" Er sieht die durchwühlten Schubfächer. „Aha, hier waren sie auch schon, die gescheiten Herren von der Polizei."

Frau Polanski schaut ihren Sohn groß an. Wo kommt er her, kommt er vom Galgen?

„Was schaust du so, Mutter? Hast du vielleicht auch geglaubt, daß ich der alten Bergmann den Schädel eingeschlagen hab?"

Ich trete auf ihn zu. „Verzeihen Sie, ich bin Berichterstatter. Wieso hat man Sie entlassen?"

Franz Polanski lacht. „Da wär ich ja beinahe in die Zeitung gekommen! Mutter, was sagst du, fast wäre ich berühmt geworden. Leider haben sie schon den Mörder, es ist der Sohn von der Hausbesorgerin. Aber ich hab seit Mittag nichts gegessen; Hunger hab ich, Mutter."

Sie steht noch immer da mit wirrem Haar und dem Blick einer aus der Vergangenheit hervorgeholten Jugend.

Sie schaut auf mich: Die Mutter eines Mörders hat die Dunkelheiten ihres Lebens einem Mann von der Zeitung enthüllt, und jetzt ist sie nicht mehr die Mutter eines Mörders, und der Mann von der Zeitung hat hier gar nichts zu suchen in dieser ehrlichen Stube. Sie hat sich vor ihm entblößt, weil sie gehofft hat – was hat sie nur gehofft?

„Hunger hab ich, Mutter, hörst du nicht? Seit Mittag hab ich keinen Bissen im Mund gehabt! Was starrst du denn so? Fressen will ich, wie oft soll ich es noch sagen?"

Da zuckt Frau Polanski zusammen, sie bindet ihr Kopftuch um, und gebückt, eine alte Wäscherin, stapft sie zum Herd. „Na ja, na ja, ich geh ja schon."

Und ich verlasse die Wohnung, ohne eine Notiz, ohne auch nur eine Zeile zu haben.

## DIE WASSERKATASTROPHE VON KONOPISCHT

Auf die Nachricht von einer Überschwemmung bei Beneschau, die an einem Sonntag in Prag bekannt wurde, fuhr ich hin. Beneschau war wohl eine Reise wert, denn auf Schloß Konopischt bei Beneschau hatte der Erzherzog Franz Ferdinand seine, wie er dachte, provisorische Residenz, dort wartete er mit unverhohlener Ungeduld auf seine Übersiedlung in die Hofburg. Aber in dieser Wiener Wohnung saß ein gar zäher Mieter und dachte nicht daran, sie zu räumen: Kaiser Franz Joseph I.

Als dessen Sohn Kronprinz Rudolf 1889 sich in Mayerling erschoß, wurde sein Vetter Franz Ferdinand Thronfolger von Österreich-Ungarn. Damals war Kaiser Franz Joseph sechzig Jahre alt und schwerkrank, und der neue Erbe machte sich bereit, binnen kurzem den Thron zu besteigen. Ein Jahr des Wartens verging, ein Jahrzehnt verging, zwei Jahrzehnte vergingen, ein Vierteljahrhundert, und als 1914 die Schüsse von Sarajevo den Wartenden töteten, lebte der Erblasser Franz Joseph immer noch.

Zur Zeit, da ich nach Konopischt fuhr, um über die Wasserkatastrophe zu berichten, hatte die Wartezeit Franz Ferdinands ihr achtzehntes Jahr erreicht. Um ihn und sein Schloß rankten sich vielerlei Gerüchte, und eben waren sie um eine mystische Note bereichert worden: Ein berühmter englischer Pflanzengenetiker war nach Konopischt berufen worden, um durch Kreuzung der Rosa canina mit der Rosa rugosa ein Geschlecht schwarzer Rosen zu züchten. Kaum drang von diesen Versuchen etwas in die Öffentlichkeit, wandten sich Kassandrarufer und Zeichendeuter in Briefen an den Editor der „Times“: Wisse man nicht aus der Geschichte Englands, daß es eine Mordtat mit nachfolgendem Krieg bedeute, wenn die schwarze Rose blühe? Wie erst, wenn sie im Hause des Prinzen blühe, dessen Händen die Zukunft von Mitteleuropa anvertraut ist?

Zum Glück vermochte der Züchter des botanischen Unglücksraben die Zeitgenossen, die Timesgenossen zu beruhigen: Laut der Chromosomentheorie, die ihrerseits auf der Mendelschen Vererbungslehre fuße, geraten bei Kreuzungen eines wilden Rosenmännchens mit einem rauhen Rosenweibchen von je hundert Kindern fünfundzwanzig dem Vater nach und sind weiß wie dieser, und fünfundzwanzig sind rosarot, ganz die Mama. Von den übrigen fünfzig werden die fünfzehn brünettesten dem Geschlechtsverkehr mit Vater oder Mutter preisgegeben, hernach die fünfzehn dunkelsten dieser Blutschande neuerlich dem Verkehr mit ihren Erzeugern, und erst nach sieben Jahren könne eine völlig schwarz pigmentierte Generation geboren werden. Bis zum Sommer 1914 sei demnach für jene, die an dergleichen Vorzeichen glauben, das Schicksal des österreichischen Thronfolgers wie das des Friedens gesichert.

Wahrscheinlich stand der Editor der „Times" vor diesem Brief wie der Esel Buridans oder, besser gesagt, Puritans. Einerseits konnte er die shocking Geschichte von Zucht und Inzucht, diese Anleitung zur Erzeugung von Negerbastarden, seinen Leserinnen nicht gut vorsetzen, andererseits aber war die Erklärung des Botanikers geeignet, der City und ihren Aktien ein Limit von sieben Jahren zu gewähren.

Wie immer fiel die Entscheidung zwischen Moral und Wirtschaft zugunsten der letzteren aus, die Öffentlichkeit wurde unterrichtet, daß die Chromosomen vorläufig weder Mordabsicht noch Kriegsabsicht im Busen hegten, und niemand konnte annehmen, daß die Wasserkatastrophe bei Konopischt ein Resultat des Rosenexperiments sei. Tatsächlich war sie auch im Vergleich zu jenen, die später folgten, kaum eine Katastrophe zu nennen, und wenn man sie dennoch so nannte, geschah es, weil man die Ausmaße der kommenden nicht kannte.

Der Eisenbahnzug, der mich spätabends an den Schauplatz brachte, war der letzte; kurz nachdem er angelangt war, stiegen längs der Strecke Wlaschin–Beneschau die Fluten zur Höhe des Bahndamms empor, schlugen über den Gleisen zusammen.

In Beneschau recherchierte ich, was zu recherchieren war. Aus den Garnisonen des weitesten Umkreises war auf des Erzherzogs telegrafischen Befehl Militär und Gendarmerie herantransportiert worden. Die Tätigkeit der Gendarmen bestand darin, die Fische zu konfiszieren, die aus dem erzherzoglichen Teich auf die Landstraße geschwemmt und von Landleuten aufgelesen worden waren. Die k. u. k. Pionierregimenter hatten einen Wall aufzuwerfen, um die Kellerräume des Schlosses vor dem Eindringen des Wassers zu schützen.

In der Wirtsstube des Hotels „Zum Löwen", wo ich die Ergebnisse meiner Nachforschungen notierte, saßen Menschen, deren Gesichter von Verzweiflung durchfurcht waren. Der Wirt flüsterte mir zu, daß jener Mann in der Ecke der Besitzer des überschwemmten Gutes Libesch sei. Die stumm-verstörte Familie am Fenster sei die des Müllers aus dem Dorf Krupitschka, seine Mühle, die nicht versichert gewesen, brannte im vorigen Jahr ab, mit seinen letzten Ersparnissen baute er sie wieder auf, und jetzt habe das Wasser den Neubau vernichtet.

Von mißtrauischem Charakter, wie du bist, lieber Leser, wirst du fragen, wieso ich mir die Namen der böhmischen Dörfer Libesch und Krupitschka bis zum heutigen Tag gemerkt habe. In der Tat, hätte mir damals im Gastzimmer des Hotels „Zum Löwen" jemand geweissagt, ich würde nach mehr als einem Menschenalter aus dem Gedächtnis niederschreiben, daß jener Mann in der Ecke der Gutsbesitzer von Libesch und die Familie am Fenster die des Müllers aus Krupitschka sei, ich hätte einen solchen Propheten für einen Schwätzer gehalten.

Konnte ich denn ahnen, wie lückenlos die Chronik des blinden Methodius war? Noch Jahre später hörte ich ihn das Lied von der Wassersnot singen mit den Strophen vom Gutsbesitzer in Libesch und vom Müller aus Krupitschka, welch letzterer – hier hob sich die Stimme des blinden Methodius zur Wehklage eines Trauerchors – nicht versichert gewesen.

Wirt und Gäste des Hotels „Zum Löwen" erzählten schauerliche Szenen, die Überschwemmung war nachts gekommen, die Dorfbewohner rannten davon, ihnen nach

setzten die Fluten, waren ihnen auf den Fersen. Über den Dächern der Ziegelhäuser schlugen die Wellen zusammen, ertränkten Menschen, Pferde und Kühe, Holzhäuser wurden weggeschwemmt, die Ernte vernichtet, die eingebrachte in den Scheunen ebenso wie die auf den Feldern.

„Und im Schloß?" fragte ich.

Im Schloß? Nun, selbstverständlich sei auch der Park überflutet und der Staudamm im Teich zerbrochen. Aber dem Schloßgebäude selbst sei nichts passiert. Der Herr Erzherzog sei die ganze Zeit dort geblieben.

Inzwischen war es Nacht geworden, und ich wollte in mein Zimmer hinaufgehen. Im Hausflur goß ein Gendarm mit grimmigem Gesicht sein Bier in sich, es war mein Instruktionskorporal vom 11. Regiment. Ich wollte ihn ausfragen, aber er kam mir zuvor: „Sagen Sie – als ein studierter Mensch werden Sie es wissen –: Weshalb müssen wir den armen Leuten die krepierten Fische abnehmen und im Schloß abliefern? Sagen Sie mir, bitte, was macht der Herr Erzherzog mit den toten Fischen?"

Ich konnte keine Antwort auf die Frage geben, trank ein Bier mit meinem ehemaligen Lehrer des Exerzierdienstes und ging zu Bett.

Draußen donnerte und blitzte und goß es, der Wind wollte mit aller Gewalt den Balkon meines Zimmers abbrechen, während Regensträhnen die Fensterscheiben zu zerschlagen versuchten.

Da ich nicht einschlafen konnte, legte ich mir die Tatsachen zurecht, die ich bisher erhoben. Sie bezogen sich auf das Schicksal der Dörfler, die waren brotlos, obdachlos, mittellos geworden. Aber nicht um deren Katastrophe zu beschreiben, war ich hierher entsandt. Für die Zeitung war das kleine Ungemach eines kaiserlichen Prinzen von Wichtigkeit und nicht das große Ungemach von ein paar hundert Bauern.

Komische Frage, die des Gendarmen! Wozu braucht der Erzherzog wirklich die krepierten Fische? Ich mußte mich aber mit der Beantwortung nicht plagen, über den erzherzoglichen Befehl zum Einsammeln der Fische durfte ich ohnehin nichts schreiben, ebensowenig wie über die Einsetzung der Truppen zum Schutz des Weinkellers.

Ein so junger Journalist ich auch war, ich hatte schon eine ziemliche Anzahl von Dingen verschweigen müssen, und es sollte eine sehr große Anzahl werden, bevor ich ein alter Journalist wurde. Wenn Kollegen sich brüsten, sie seien nie in ihrem Leben im Schreiben beschränkt worden, nie würde ihnen ein Gedanke gestrichen, so ist das nur ein Beweis dafür, daß sie sich von selbst innerhalb der Zensurgrenzen bewegen, ihre Denkweise nirgends über die Hürden der vorgeschriebenen Ideologie hinausstrebt.

Vom weiten Ausmaß der Katastrophe blieb mir nur eine Parzelle zur Schilderung überlassen: nämlich der Herrensitz des künftigen Kaisers. Aber auch hierfür gab es eine Zensur, vor allem in Prag. Dort hatte sich der Thronfolger beträchtlichen Einfluß zu sichern gewußt: Der Chef der Politischen Polizei Bezirkshauptmann Chum, der Konopischter Beichtvater Graf Galen, der Abt von Emmaus Alban Schachleitner und der Generalstabschef Oberstleutnant Alfred Redl waren seine Vertrauensleute und machten katholische und großösterreichische Politik in seinem Sinn; auch der Führer der tschechischen nationalsozialistischen Partei, Dr. Karl Schwiha, stand im Sold des Erzherzogs, was allerdings damals noch geheim war, bald aber zu einem öffentlichen Skandal Anlaß geben sollte.

Was immer mit dem Thronfolger in Zusammenhang stand, ob es die ominösen schwarzen Rosen waren oder das gefälschte Sankt-Georgs-Relief, das ein Kunsthändler dem Erzherzog angehängt – die Auslandspresse, die Wiener und Budapester Zeitungen berichteten darüber spaltenlang, während einflußreiche „Freunde unseres Blattes" den Chefredakteur der „Bohemia" von der Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung überzeugten. Als die Verlobung des Thronfolgers mit der böhmischen Gräfin Sophie Chotek die Welt beschäftigte, durften wir kaum die Geschichte des Chotekschen Hauses bringen, weder das Echo des Auslands noch die Wiener Blätterstimmen registrieren.

Selbst der knappste Bericht, den ich aus dem Schloß heimbrächte, würde also noch zusammengestrichen werden. Aber ich mußte mein Bestes tun. Am Morgen mietete ich in Beneschau einen Zweispänner und einen Zylinder, um ins Schloß zu fahren. Wie erwartet, ließen die am Git-

tertor postierten Gendarmen respektvoll den Herrn passieren, der mit arroganter Miene, Zylinder auf dem Kopf, seinem Wagen entstieg. Ungestört ging ich durch den Park.

Ein eigenes langgestrecktes Gebäude barg die Sankt-Georgs-Sammlung. Seit Jahren kaufte der Erzherzog Darstellungen des heiligen Georg zusammen, soweit er sie sich nicht schenken ließ, gotische Holzschnitzereien und billige Gipsfiguren, Renaissancegemälde und Öldrucke, Kunst und Kitsch.

Daß sich der Thronfolger mit dem Drachentöter identifizierte, schien klar, wen aber meinte er mit dem Lindwurm? Was war es, was dieser manische Jäger, der sich mit dem Abschuß von tausend Rehen und Hirschen nicht zufriedengab, als befriedigende Jagdbeute ersehnte?

Erst nach dem Tod der Doppelmonarchie erschienen des Thronfolgers Briefe, von denen die meisten mit der Floskel „Pardon den Bleistift" begannen, und man erfuhr, daß er unter dem Drachen alles mögliche subsumiert hatte. In cholerischem Ton schreibt er von der Hofkamarilla um Franz Joseph, die sich seiner Ehe widersetzte, und von den unverschämten Politikern und Journalisten, die sich einmischten. Die ungarischen Beschränker der habsburgischen Hausmacht nennt er „Kossuthgesindel", die italienischen Irredentisten „Katzelmacher", die Serben „Ziegenschänder" und schimpft außerdem auf Freimaurer, Juden, Parlament und Sozialisten.

Ich lugte durchs Fenster in die merkwürdige Georgskapelle. Das Wasser hatte das aus den Drachenmäulern züngelnde Feuer nicht verlöscht, und nicht aus Angst vor den steigenden Fluten richteten sich die heiligen George in den Steigbügeln hoch. Nur wenn das Hochwasser noch höher steigen würde, so notierte ich mir mit journalistischem Konditional, könnten sie Roß und Reiter ersäufen. Dagegen war das Rosarium nicht einmal bedingungsweise gefährdet, das breite Holztor war geschlossen und durchaus geeignet, einem Wassersturm Trotz zu bieten, so daß die düstere Blume ruhig ihrer Entfaltung entgegenreifen konnte. Und auch die Schätze der berühmten Estensischen Waffensammlung in den oberen Stockwerken des Schlosses hatten nichts zu befürchten.

Forschenden Schrittes patrouillierte ich durch den nassen. Park. Jenseits eines wappenförmigen Blumenbeets standen zwei Herren. In dem einen erkannte ich den Thronfolger, der andere kam auf mich zu und fragte, was ich hier tue. Ich erwiderte, daß ich Zeitungsberichterstatter aus Prag sei. Er eilte zum Thronfolger und kehrte, diesmal zur Energie versteift, zu mir zurück. In scharfem Ton, dessen Stimmlage er von seinem Herrn empfangen, erklärte er: „Über das Schloß darf kein Wort in die Presse. Verlassen Sie sofort die Domäne!"

Worauf ich denn sofort die Domäne verließ. Den ersten Teil des Befehls zu befolgen war nicht meine Sache, darum würden sich schon die Prager Vertrauensleute Franz Ferdinands bemühen.

Kaum hatte ich vom Beneschauer Postamt das letzte Wort meines mageren Berichts abdiktiert, erschien die Stimme des alten Herrn Katz in der Hörmuschel. Hermann Katz war Mitglied unserer Redaktion und gleichzeitig Prager Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse". Er hatte mir mitzuteilen, daß ich noch heute eine ganze Zeitungsseite über die Wirkung der Überschwemmung auf das Schloß direkt an die „Neue Freie Presse" telefonieren müsse, einen Originalbericht, verschieden von dem, den ich soeben nach Prag gegeben.

Bevor ich antworten konnte, eröffnete mir Hermann Katz mit geradezu feierlicher Betonung, Herr Benedikt habe sich erkundigt, wer von der „Bohemia" nach Konopischt gefahren sei, und wörtlich gesagt: „Sagen Sie Herrn Kisch, daß das mein persönlicher Auftrag ist."

De jure hatte Herr Benedikt mir gar keinen Auftrag zu geben. De jure hatte ich nichts mit der „Neuen Freien Presse" zu tun, deren Herausgeber Moriz Benedikt war. De facto aber lag die Sache anders. De facto gehörte es zu den Obliegenheiten unserer Redaktion, den leisesten Winken von Moriz Benedikt zu gehorchen, sonst konnte er seinen Prager Korrespondenten aus dem Redaktionsstab einer anderen Zeitung wählen. In diesem Falle wären uns jene politischen Informationen verlorengegangen, die Hermann Katz als Vertreter des einzigen österreichischen Weltblatts überall willfährig erhielt. Auch war es dem An-

sehn der „Bohemia" förderlich, daß ihre politische Auffassung in den Berichten von Hermann Katz regelmäßig zitiert wurde.

Darüber hinaus aber war Moriz Benedikt ein Begriff, der Begriff von Einfluß und Macht, obwohl seine journalistische Alleinherrschaft zu bröckeln begann. Der Liberalismus und der österreichische Zentralismus, die Periode des Freihandels lagen in den letzten Zügen, das Wiener Kleinbürgertum hatte sich reaktionär, die Arbeiterschaft sozialistisch organisiert, die Nationen Österreichs machten den Deutschen Österreichs die Hegemonie streitig, und eine hauptsächlich gegen Moriz Benedikt gerichtete Zeitschrift, „Die Fackel" des Satirikers Karl Kraus, hatte eine fanatische Gemeinde von Tausenden.

Moriz Benedikt nahm all das nicht zur Kenntnis. Nach wie vor sollte seine Zeitung als Bibel und er selbst als Hoherpriester gelten. Als ihm einer seiner Parlamentsberichterstatter eine Nachricht mitteilte und hinzufügte, er habe sich unter Eid verpflichtet, sie vorläufig nicht zu veröffentlichen, erhob sich Moriz Benedikt, streckte priesterlich die Arme aus und sprach: „Hiermit entbinde ich Sie Ihres Eides."

Unentwegt betrachteten die alten Abonnenten das Blatt so, wie dessen Herausgeber es betrachtet wissen wollte: Sie schworen auf jedes Wort. Der Schriftsteller Arthur Holitscher schilderte mir einmal, wie sich seine Familie von ihm lossagte, weil er, statt Kaufmann zu werden oder zu studieren, sich der Literatur zuwandte. Briefe an seine Mutter kamen uneröffnet zurück, seine Annäherungen an die Geschwister begegneten der beleidigendsten Ablehnung, auch als er schon mit Büchern und Dramen Erfolge hatte. Um so erstaunter war Arthur Holitscher, plötzlich von seiner Familie Briefe zu bekommen, die ihn geradezu um Verzeihung baten. Was war geschehen? Geschehen war, daß die „Neue Freie Presse" unter den prominenten Besuchern einer Veranstaltung seinen Namen genannt hatte.

Man erzählte sich in Wien, daß bei einer Audienz Kaiser Franz Joseph den Komponisten Anton Bruckner fragte, ob er einen Wunsch habe, worauf Bruckner tränenüberströmt ausrief: „Majestät, könnten S' nicht beim Herrn Hanslick

ein Wörtl für mich einlegen, daß er mich nicht immer so tadeln tut?"

Nein, das konnte Majestät nicht, hier hatte der Kaiser sein Recht verloren. Und dabei war Eduard Hanslick in der „Neuen Freien Presse" nur der Musikkritiker!

Theodor Herzl, der alsbald angesichts einer staunenden Welt mit dem Kaiser von Deutschland vor den Toren Jerusalems das Projekt einer gesicherten jüdischen Heimstätte in Palästina diskutieren sollte, Theodor Herzl, der am Hof des Sultans in Konstantinopel und am Hof des Zaren in St. Petersburg die Regelung des Judenproblems verfocht, selbiger Theodor Herzl trug gewissenhaft in sein Tagebuch ein, wie ihm der Herausgeber der „Neuen Freien Presse" jeweils begegnete, glücklich, wenn dieser ihn eines Gesprächs würdigte, unglücklich, wenn er auf seinen Gruß nur kühl dankte.

Und nun bekam ich, ein junger Mann aus der Provinz, vom Pontifex maximus Benedictus einen persönlichen Auftrag, den Auftrag, eine ganze Seite zu füllen. Diese Seite würde der Zensur der Prager Erzherzogsclique nicht zum Opfer fallen, denn vor kurzem hatte sich zwischen Franz Ferdinand und Moriz Benedikt ein Kampf abgespielt, aus dem der Thronfolger keineswegs als Sieger hervorgegangen war.

Moriz Benedikt hatte in der Verlobung Franz Ferdinands mit der Gräfin Chotek den Anlaß zu künftigen Komplikationen in der Thronfolge erblickt. Nur eine öffentliche und beschworene Verzichterklärung des Thronfolgers für Frau und Deszendenz könne Österreich vor einer Wiederholung der Maria-Theresianischen Erbfolgekriege bewahren. Selbstverständlich durfte ein solcher Standpunkt nicht offen ausgesprochen werden, aber Moriz Benedikt konnte ausländische Blätterstimmen und Parlamentsreden dieser Tendenz groß zitieren. Außerdem bestellte er bei berühmten Juristen und Historikern „allgemein gehaltene", „unaktuelle" Artikel über die Frage, ob die Gemahlin eines Kaisers, die gemäß den habsburgischen Erbfolgegesetzen nicht Kaiserin von Österreich sei, dennoch als Königin über Ungarn und Böhmen regieren dürfe und welche Folgen das mit sich brächte.

So gelehrt und zeitlos diese Frage behandelt wurde, so wütend und drohend antwortete das Organ Franz Ferdinands, die christlich-soziale Wiener „Reichspost", und ihre Experten, meist hohe Geistliche, griffen Moriz Benedikt persönlich mit ganz und gar unpriesterlicher Gehässigkeit an.

Der Erzherzog durfte die Gräfin Chotek wohl heiraten, aber er mußte vor der Trauung beschwören, daß er für seine Gattin auf den Titel einer Kaiserin und Königin und für seine zukünftigen Kinder auf die Thronfolge verzichte. Diesen Schwur konnte Moriz Benedikt als seinen Erfolg buchen, freilich als einen Erfolg, den ihm Franz Ferdinand nach der Machtübernahme bitter heimzahlen würde.

Vorläufig war es Moriz Benedikt, der an der Macht war, und ich war hier und heute an seiner Statt. Mit Zylinder und Zweispänner fuhr ich zum zweitenmal ins Schloß hinaus. Wiederum ließ die Wache mich passieren, was weniger überraschend war als das erstemal, denn jetzt spiegelte sich sicherlich in meinen Mienen der Stolz, Beauftragter eines Weltblatts zu sein.

Von den Bäumen tropfte der Regen auf meinen Zylinder, aus den Pfützen spritzte es meine Hosenbeine hinauf, ich jedoch achtete nicht darauf, ich war vollauf damit beschäftigt, Eindrücke zu hamstern. Mein Bericht sollte ein Bericht werden, wie ihn nicht einmal die ältesten Abonnenten der „Neuen Freien Presse" je gelesen!

Das Ufer des angeschwollenen Fischteichs, das aufgehört hatte, ein Ufer zu sein, ging ich entlang, die Füße im Lehm, den Kopf im Parnaß. Ich dichtete für Moriz Benedikt, der auf meinen Bericht wartete, ich dichtete gegen Erzherzog Franz Ferdinand.

Dem vielfachen St. Georg will ich einheitliche Züge geben, seine Jünglingshaftigkeit schildern, seine schmale Gestalt und sein bartloses Gesicht, und sein Blick wird erkennen lassen, wie ihm der Wille, ein Tier zu töten, bisher ferngelegen ... kurzum, all das soll hervorgehoben sein, was den Unterschied zwischen dem Ritter Georg und dem dicken, schnauzbärtigen, jagdfanatischen Schloßherrn ausmacht. Boshaft schmunzelnd beschließe ich, von wohlgeformten Gipsfiguren und von besonders schönen Farbendrucken des heiligen Georg zu schreiben.

Diesmal war das breite Holztor des Rosariums geöffnet, zwei Handkarren voll mit toten Fischen fuhren eben ein.

„Für drinnen?" fragte ich einen Gärtnergehilfen.

„Ja, wir düngen immer mit Fischresten und gelegentlich auch mit toten Fischen. So teure aber und so viel auf einmal haben wir noch nie gehabt."

Würdiger Dünger, dachte ich bei mir, würdiger Dünger für die schwarze Rose: tote Fische, entrissen hungernden Menschen. Das darf ich freilich auch in Wien nicht aussprechen. Aber selbst ohne den Dünger wird in meinem Bericht die schwarze Rose aufblühen, inmitten fröhlicher und heller Blumen des Friedens und der Freude, das unheilverkündende Gewächs.

Ich betrete den Damm. Der ist in der Mitte geborsten, nur bis zu der etwa drei Meter breiten Bruchstelle kann ich vorwärts gehen. Zu meinen Füßen tobt ein Wirbel, als wollten flüssige Krallen den Rest des steinernen Hindernisses packen, um ihn abzureißen. Während ich mich umwende, mir panoramische Notizen mache, ist auf der anderen Seite der Bresche jemand erschienen. Der Erzherzog!

„Unerhört! Ich habe Ihnen doch sagen lassen: Ich dulde nicht, daß über das Schloß etwas in die Zeitung kommt", schreit er.

Aus seinen Pupillen blitzen Drohungen, die ihre Wirkung gewohnt sind. Aber sie verfehlen ihre Wirkung auf mich, der ich von höherer Seite gesandt bin.

Über den klaffenden Abgrund hinweg schallt meine Antwort: „Kaiserliche Hoheit, was in der ‚Neuen Freien Presse' erscheint, bestimmt niemand anderer ..."

Bei dem Wort „Neue Freie Presse" wird sein Gesicht puterrot vor Wut, seine Finger krampfen sich zusammen, als wollten sie jemanden erwürgen.

„... bestimmt niemand anderer als Herr Moriz Benedikt."

Damit wende ich dem Erben des Weltreichs den Rücken zu und schreite über den ungeborstenen Teil des geborstenen Dammes in die Richtung zum Tor.

## ZYANKALI GEGEN DEN GENERALSTAB

Daß in der Kriminalgeschichte der Fall Hofrichter so und nicht anders heißt, gereicht mir nicht zur Ehre, denn ich habe in diesem Fall die Unschuld Hofrichters verfochten. Dieser Giftmordanschlag gegen eine ganze Berufsgruppe steht in der Kriminalistik ohne Parallele da, aber auch in der Geschichte der öffentlichen Meinung bildet das Kapitel Hofrichter die Ausnahme von der Regel. War doch hier das Für und Wider von verwirrenden Einflüssen bewegt: Die Verteidiger des mutmaßlichen Täters standen zumeist auf der linken Seite der politischen Arena, und die rechte applaudierte ihr, weil es um einen der Ihren ging.

Die Affäre begann mit dem Tod des Generalstabshauptmanns Mader in Wien. Am Abend des 17. November 1909, während Mader einen Brief an seine im Ausland weilende Freundin schrieb, schickte er seinen Diener Wurst und Brot holen. Als nach zehn Minuten der Offiziersdiener zurückkehrte, fand er seinen Herrn röchelnd und sich in Krämpfen windend auf dem Boden liegen. Der herbeigerufene Arzt konnte nur noch den Tod feststellen: Vergiftung durch Zyankali.

Eine militärische Untersuchungskommission fischte aus Maders Papierkorb ein Schächtelchen, in dem anscheinend das Gift gewesen war. Sie entschied: Selbstmord aus unbekannter Ursache. Demgemäß berichteten die Zeitungen unter dem Titel „Selbstmord eines Generalstäblers während der Abfassung eines Briefes" über Maders Tod.

Aber ein Kamerad Maders brachte die Vergiftung in Zusammenhang mit einem Medikament, das er am Tag vorher per Post erhalten hatte. Er nahm an, daß es auch anderen Generalstäblern zugekommen war, da auf dem Umschlag die Worte: „Hochwohlgeboren Herrn ..., k. u. k. Hauptmann im Generalstab" vervielfältigt, Name und Adresse jedoch handschriftlich ausgefüllt waren. Der Sen-

dung lag ein in Blockbuchstaben hektographiertes Rundschreiben bei:

Charles Francis
W i e n
VI/4 Postfach

Datum des Poststempels

Diskret

Euer Hochwohlgeboren! Die vorzeitige Abnahme der Mannbarkeit ist eine Krankheit des neuen Jahrhunderts. Diese zu ergründen, Gegenmittel zu schaffen war eine notwendige Arbeit erster ärztlicher Kapazitäten. Auf Grund eingehender Versuche gelang es endlich, ein Mittel zu finden, welches, ohne der Gesundheit zu schaden, die männliche Potenz bedeutend erhöht. Wir erlauben uns, anbei eine Probe gratis beizulegen. Urteilen Sie selbst; dies wird unsere beste Reklame sein.

Gebrauchsanweisung: Schachtel vorsichtig öffnen (Papier abreißen), Pillen, ohne die Oblaten zu beschädigen, entnehmen, beide ca. eine halbe Stunde vor ... (hier war das Wort „Coitus" mit Handschrift eingefügt) rasch nacheinander mit kaltem Wasser schlucken. Pillen bald in Gebrauch nehmen, da ihr Inhalt an der Luft leicht verdirbt. Wirkung verblüffend!

Ihre gütige Bestellung erwartend – Adresse obenstehend, Zusendung diskret und raschest –

hochachtungsvoll ergebenst
Charles Francis.

Die chemische Untersuchung ergab, daß die Francisschen Pillen reines Zyankali waren. Es bestand also Vergiftungsgefahr für alle Empfänger. Deshalb veröffentlichte die Polizei eine Warnung, in der jedoch kein Wort davon gesagt wurde, daß das Francissche Mittel mit dem Tod des Hauptmanns Mader zusammenhing. Wenn man der Verlautbarung glauben wollte, hatten sich die Empfänger vorsichtig, geradezu wie Gelehrte benommen: „Offiziere, die solche Pillen erhielten, haben sie sogleich chemisch untersuchen lassen, wobei Giftgehalt festgestellt wurde. Die übrigen Offiziere seien jedenfalls eindringlich davor ge-

warnt, die ihnen von dem Unbekannten gesandten Pillen zu benützen."

So harmlos die Warnung abgefaßt schien, so enorm war das Aufsehen, das sie bewirkte. Ohnehin war es unglaubwürdig gewesen, daß jemand mitten im Schreiben eines gutgelaunten Liebesbriefes Selbstmord begangen habe. Nun wurde klar, daß Mader durch die Pillen ermordet worden war. Ein Gerücht wollte wissen, sie hätten noch viele andere Opfer gefunden. Ausländische Zeitungen sprachen von mindestens zehn Toten.

Was die Polizei herausbekam, war weniger als wenig. Weder gab es das angegebene Postfach noch einen Charles Francis. Am 14. November morgens waren die Sendungen im Bereich des Postamts Wien 99 aufgegeben worden, durchwegs an Generalstabshauptleute des jüngsten Jahrganges und einen Oberleutnant, der die Kriegsschule absolviert, jedoch keine Aufnahme in den Generalstab gefunden hatte.

Da die Adressaten im Alter von neunundzwanig bis vierunddreißig Jahren standen, war bei ihnen allgemeine Impotenz nicht anzunehmen, und man wäre versucht, des Mörders Voraussetzung, sie würden von dem Präparat Gebrauch machen, herzlich dumm zu nennen. Aber der Gedanke war verflucht gescheit. Denn er zog einen übersteigerten Ehrgeiz ins Kalkül.

Um aus der Masse der „Troupiers" in die Kriegsakademie aufgenommen zu werden und hernach deren Lehrstoff zu bewältigen, bedurfte es eines asketischen Verzichts auf die Vorrechte und Vergnügungen der gewöhnlichen Offiziere. Mit Hilfe von Tonika und Injektionen hielten sich die künftigen Generalstäbler nächtelang wach, über Büchern und Heften hockend, nur von dem Wunsch beseelt, sich über die Truppe zu erheben, rasch zu avancieren und reich zu heiraten. „Wodurch unterscheidet sich ein Generalstäbler von einem Militärarzt?" war eine Scherzfrage in Österreich. Antwort: „Ist *er* ein Jud, ist es ein Militärarzt, ist *sie* eine Jüdin, ist es ein Generalstäbler."

Daß so Zielstrebige auch in einer Liebesstunde mehr hergeben wollen, als normalen Kräften entspricht, mußte ein Kenner ihrer Psychologie voraussehen. Prompt war das

„stärkende Mittel" verschlungen worden, und nur die Warnung verhinderte auch andere, am eigenen Leibe zu erfahren, was der Absender mit den Worten „Wirkung verblüffend" gemeint hatte.

Wo aber lag der Beweggrund dieses versuchten Massenmords? Wollte ein fremder Staat die wichtigsten Offiziere des zukünftigen Feindes erledigen? Für diese Annahme sprach, daß Generalstäbler des jüngsten Jahrgangs aufs Korn genommen worden waren, denn die kämen selbst dann an die Front, wenn sich der Ausbruch des Krieges noch jahrelang verzögern sollte. War es ein antimilitaristisches Attentat, war es ein Akt sadistischen Wahnsinns?

Möglicherweise sollte bloß ein einziger getötet werden, und das Gift wurde nur deshalb auch an andere gesandt, um die Spur des Täters zu verwischen. Nicht ausgeschlossen war ein als Mord getarnter Selbstmord, begangen aus Furcht vor postmortaler Entdeckung eines Verbrechens, vielleicht eines Verrats. Warum hatte Mader mitten im Schreiben eines zärtlichen Briefes das Mittel genommen? Warum den Diener weggeschickt? Stand Mader wirklich „eine halbe Stunde vor . . . ", wie Charles Francis den Zeitpunkt zum Einnehmen der Pillen vorschrieb? Dann wäre doch der Damenbesuch gekommen.

Am nächsten lag die Vermutung, daß jemand durch das Gift seine Vordermänner beseitigen wollte. Unter den Empfängern der giftigen Post befand sich, wie erwähnt, einer von jenen Oberleutnants, die trotz erfolgreicher Beendigung der Kriegsschule nicht in den Generalstab aufgenommen wurden, weil dieser komplett war. Gegen diesen Oberleutnant – er diente in Galizien – richteten sich die ersten Recherchen; aber auch jeder andere nicht in den Generalstab berufene Kriegsschüler schien seiner Umgebung verdächtig.

Einige Tage nach dem Tod Maders sandte ein Leutnant Waldherr aus Linz dem Kriegsministerium ein Schächtelchen mit der Anfrage zu, ob es der Verpackung der Pillen gleiche; in diesem Schächtelchen habe ihm der Oberleutnant Adolf Hofrichter, ein absolvierter Kriegsschüler, einige Stahlfedern geschickt. Waldherr meldete gleichzeitig, daß Hofrichter seinen Novemberurlaub auffallender-

weise in Linz verbrachte statt, wie beabsichtigt, in Reichenau.

In der Tat sah das von Waldherr eingesandte Schächtelchen denen der Francisschen Sendung ähnlich, und ein Generalstabsoberst fuhr mit dem Chef der Wiener Sicherheitspolizei, Polizeirat Stuckart, nach Linz, wo Hofrichter im Korpskommando Dienst machte. Die beiden Herren beauftragten Hofrichter, nach Hause zu gehen und sie dort zu erwarten, da sie in einer Stunde eine Haussuchung vornehmen würden.

Während die Kommission den Leutnant Waldherr verhörte, erfuhr sie, daß Hofrichter das Korpsgebäude nicht verlassen habe und in seinem Zimmer dienstliche Angelegenheiten erledige. Befragt, warum er nicht nach Hause gegangen sei, erwiderte Hofrichter, er wolle seine Wohnung gleichzeitig mit der Kommission betreten, damit nicht die Vermutung auftauche, er hätte inzwischen etwas weggeschafft.

Nach erfolgter Haussuchung, bei der Hofrichter bereitwillig mithalf, eröffnete ihm die Kommission, es liege der Verdacht vor, daß er mit Charles Francis identisch sei. Gelassen erwiderte Hofrichter, er habe, Gott sei sein Zeuge, nichts mit diesem gräßlichen Verbrechen zu tun.

Der Generalstabsoberst verließ ihn mit dem Befehl, sich binnen einer Stunde zur Verhaftung zu stellen. Zwar konnte Hofrichter, wenn er der Täter war, innerhalb dieses Zeitraums Schuldbeweise beiseite schaffen, andererseits aber konnte er sich auch erschießen, und das war es, was die Militärkreise am liebsten gesehen hätten: Eingeständnis unritterlicher Handlungsweise durch ritterlichen Tod.

Hofrichter erschoß sich nicht und wurde ins Wiener Garnisonsgericht gebracht.

Gleichzeitig zog Polizeirat Stuckart, der wegen seiner Erfolglosigkeit in der Giftmordaffäre von der Militärkanzlei des Kaisers gerügt und von den Sozialdemokraten angegriffen worden war, in Wien ein. Die offiziöse Polizeikorrespondenz rührte die Reklametrommel für ihren Chef und streute ihm Weihrauch, indem sie ein triumphierendes Bulletin ausgab:

Vom Augenblick an, da man die Leiche des Hauptmanns Mader fand, hat die Polizei ihre Aufmerksamkeit auf den Oberleutnant Adolf Hofrichter in Linz gelenkt, der unter den ersten Anwärtern auf die Einberufung in den Generalstab figurierte, die Francis-Sendung aber nicht erhalten hatte. (In Wirklichkeit hatte die Polizei einen anderen, jenen galizischen Oberleutnant gerade deshalb verdächtigt, weil ihm die Pillen zugeschickt worden waren.)

Der Verdacht verdichtete sich dadurch, daß Hofrichter seine Ferien nicht in seiner Heimatstadt Reichenau in Böhmen, die er als Urlaubsziel angegeben hatte, sondern in Linz verbrachte, von wo er binnen wenigen Stunden nach Wien und zurück fahren konnte. Aus diesem Grunde wurde eine Untersuchungskommission nach Linz entsandt. Sie forschte dort den Lebenswandel des Verdächtigten aus und erfuhr durch Umfrage (sic!), daß Hofrichter einem Kameraden zum Namenstag eine mit Stahlfedern gefüllte Schachtel geschenkt hatte, die vollkommen jenen mit dem Giftpulver glich. (Wie konnten die in Linz „Umgefragten" das wissen, sie hatten ja die Giftschachteln nicht gesehen?) Der beschenkte Offizier wurde ausfindig gemacht (sic!), bestätigte den Erhalt des Geschenks und legte die Schachtel vor. Mit Erstaunen und Bestürzung stellte die Kommission fest, daß die Schachtel den zum Versand der Pulver verwendeten auf ein Haar glich.

Solcherart wurde das einzige Indiz, das eingesandte Schächtelchen, an das Ende einer Verdachtskette gesetzt wie ein abschließender Beweis. Polizeirat Stuckart glaubte, damit den endgültigen Sieg über alle Angreifer, hoch und gering, davongetragen zu haben.

Soweit aber war es nicht. Die sozialdemokratische „Arbeiter-Zeitung" deckte die Polizeitaktik auf, und ihr Lokalreporter Max Winter (der nachmalige Vizebürgermeister von Wien) bewies, daß die Polizei andere wichtige Spuren außer acht lasse und sich nur auf die vage Annahme von Hofrichters Schuld beschränke.

Merkwürdigerweise fand der Pressefeldzug der Sozialdemokratie gerade in dem ihr feindlichen Lager den stärksten Widerhall. Konservative und patriotische Kreise hiel-

ten es mit der Ehre der Wehrmacht für unvereinbar, einen Offizier ehrloser Handlungen verdächtigt zu sehen, und stimmten den Angriffen gegen die Polizei begeistert zu. Die deutsch-nationalen Abgeordneten wandten sich gegen den militärischen Untersuchungsrichter, den Auditor Jaroslav Kunz, der im Verlauf der Ereignisse an die Seite Stuckarts trat; sie beschuldigten Jaroslav Kunz, der ein Tscheche war, daß er aus tschechisch-nationalem Interesse die österreichische Wehrmacht schädigen wolle. (Diesen Vorwurf wertete Jaroslav Kunz nach dem Umsturz von 1918, als er in den tschechoslowakischen Staatsdienst übernommen wurde, für sich aus, indem er sich rühmte, während seiner österreichischen Dienstzeit bewußt sabotiert zu haben.)

Kunz und Stuckart fütterten die Öffentlichkeit mit „Sensationen“ über das Privatleben Hofrichters. Schon als Kadettenschüler sei er wegen Streberei und Bosheit verhaßt gewesen; als verheirateter Mann habe er mit einer Gouvernante in einem Hotel übernachtet; seinem Schwiegervater habe er sich verpflichtet, binnen drei Monaten in den Generalstab berufen zu werden. Und dergleichen mehr.

In Böhmen lebte weder der angebliche Täter noch einer der als Opfer Ausersehenen, und ich konnte vorerst nur einige Offiziere herausfinden, die in der Kadettenanstalt Mitschüler Adolf Hofrichters gewesen waren; sie bestritten einmütig, jemals Heimtücke oder Skrupellosigkeit an ihm bemerkt zu haben, die angeblichen Eigenschaften Hofrichters, mit denen die Wiener Polizeipresse unausgesetzt operierte.

Gravierend blieb nur die unterbliebene Urlaubsreise nach Reichenau. Ich fuhr nach Reichenau, um mit den Verwandten Hofrichters zu sprechen. Sie klärten mich darüber auf, daß Adolf um Urlaub für den Sommer angesucht habe, ihn aber erst für den November bewilligt erhielt. Daß er im Winter mit seiner schwangeren Frau die Reise hierher machen werde, hatten seine Verwandten keine Minute lang erwartet.

Mein Bericht aus Reichenau beschrieb das winterliche Städtchen. Frost verbrannte Ohren und Nasen der Bewohner, die über die Schneehügel und die gletschergleichen

Wege balancierten. Um vier Uhr nachmittags schon versank die Sonne hinter dem Fichtelgebirge, und nur der Schnee besorgte die Straßenbeleuchtung. Welch ein Einfall, jemanden des Mordes zu verdächtigen, weil er diese eisige Öde nicht zum Erholungsort für sich und seine im letzten Monat der Schwangerschaft befindliche Frau erkor!

Die Wiener Zeitungen, die bisher nur die Auffassung der Polizei vertreten hatten, fingen nun an, auch gegenteilige Meinungen zu zitieren. Hatten sie anfangs Hofrichter nur als „Giftmischer" und „Meuchelmörder" bezeichnet, so nannten sie ihn alsbald den „Täter" oder den „mutmaßlichen Täter", dann wurde „Hofrichter" daraus und „Oberleutnant Hofrichter", bis schließlich, und das war bereits demonstrativ, von „Herrn Oberleutnant Hofrichter" die Rede war. Selbst die lammfrommsten Leitartikel sprachen davon, daß das Ansehen der Wehrmacht durch Ehrgeiz und Ungeschicklichkeit von Bürokraten gefährdet sei.

In Reichenau hatte ich Hofrichters Bruder kennengelernt, von dem ich einige Tage später folgenden Brief erhielt:

Sehr geehrter Herr Kisch! Hiermit möchte ich Ihnen über die letztaufgetauchte Sensationsnachricht ausführliche Auskunft zugehen lassen, aus welcher Sie ersehen werden, daß hier wieder eine bodenlose, niederträchtige Lüge vorliegt, der Sie, geehrter Herr Kisch, unbedingt entgegentreten müssen.

Mein Verwandter schreibt mir folgendes: „Ich brauche als Gifthändler nicht Buch über den Einkauf und Verkauf von Giften der Gewichtsmenge nach zu führen (und niemand tut dies auch), so daß nie etwas fehlen oder überbleiben kann. Man schreibt bloß die Mengen ein, die gegen Bezugschein der Bezirkshauptmannschaft ausgefolgt werden. Den Verkauf an Gifthändler brauche ich überhaupt nicht einzuschreiben."

Das Stichhaltigste, woraus Sie, sehr geehrter Herr Kisch, ersehen können, daß der ganze Bericht über ein Manko nur wieder gemeine Sensationslüsternheit ist, ist die Tatsache, daß mein Verwandter, wie er mir vollkommen der Wahrheit gemäß berichtet, *seit dem Jahr 1905 überhaupt kein Zyankali mehr führt. Sein letzter Einkauf stammt aus*

*dem Jahre 1901.* Die letzten schwarzen und somit gänzlich verdorbenen Reste *wurden vor ca. 3 Jahren vernichtet.* Seit dieser Zeit hat mein Verwandter mit Zyankali nichts mehr zu tun gehabt.

Von der Wahrheit dieser Angaben hat sich eine Kommission Gewißheit verschafft. Indem ich Sie bitte, dies zu veröffentlichen, zeichne

hochachtungsvollst
Karl Hofrichter

Reichenau b. Gablonz
15. 1. 1910

NB Den Namen darf ich aus Geschäftsgründen nicht nennen, da mein Verwandter, wie er mir versichert, sonst zuviel Schaden hätte. Bitte dies aber nicht mit veröffentlichen zu wollen.

Wiederholt ergebenst
d. O.

Dieser Brief war mehr aufgeregt als verständlich. Er dementierte eine Nachricht, von der ich nicht wußte, was sie enthielt und wo sie erschienen war. Anscheinend lebte irgendwo irgendein irgendwie mit den Hofrichters verwandter Chemiker oder Chemikalienhändler oder etwas Ähnliches, irgendein Winkelblatt seiner Gegend, das von der Verwandtschaft wußte, hatte ihn beschuldigt, dem Oberleutnant Gift geliefert zu haben, und irgendeine Kommission hatte sich von der Haltlosigkeit dieser Beschuldigung überzeugt. Ebensowenig wie der Name, der Verwandtschaftsgrad, der Beruf oder der Wohnort des Verwandten war die Art der Kommission genannt. Also konnte ich aus dem Brief nicht mehr als eine Notiz machen, und diese wurde von den Prager ausländischen Korrespondenten an ihre Blätter telegrafiert, weil bei dem Aufsehen, das die Hofrichter-Affäre in der Welt hervorrief, überall auch das Belangloseste gedruckt wurde.

Aber die belanglose Meldung hatte ein unerwartetes Resultat. Denn zu dem matten Bildchen, das sie bot, wurde zu gleicher Stunde ein anderes Bildchen geliefert, und beide zusammen bildeten ein klares Diapositiv. Um alle Opposition und Diskussion mit einem Schlage zu beenden, hatte nämlich die Wiener Polizei tags vorher verlautbart, Hof-

richter habe aus seiner Zelle zwei Kassiber geschmuggelt, in denen die Abkürzung „O. W. Frdtal." vorkam. Die Polizei ermittelte, daß diese Buchstaben „Onkel Wilhelm in Friedenthal" bedeuten, und dieser Onkel sei Inhaber einer Drogerie. Sofort sei eine Kommission nach Friedenthal in Böhmen abgefertigt worden, und diese habe auf Grund der Geschäftsbücher Wilhelm Hofrichters das Fehlen eines Quantums von Zyankali festgestellt, das genau dem Gewicht des in den Pillensendungen enthaltenen Giftes entspreche.

Dies wäre allerdings ein schweres Beweismoment gewesen, wenn nicht eben mit zufälliger Gleichzeitigkeit meine Meldung eingelangt wäre, daß der Onkel überhaupt keine Geschäftsbücher führe und kein Zyankali besitze. An der Wahrheit seiner Erklärung war nicht zu zweifeln, denn wäre eine Lieferung an Adolf Hofrichter bewiesen worden, dann hätte gegen O. W. Frdtal. ein Verfahren wegen Mitwisserschaft oder gar Mitschuld eingeleitet werden müssen.

Die offiziöse Verlautbarung war, soweit sie von den Schmuggelbriefen sprach, eine flagrante Verletzung des militärgerichtlichen Dienstgeheimnisses; soweit sie die Feststellungen der Kommission betraf, war sie das auch, und außerdem eine Lüge.

„Was gedenkt die Regierung gegen eine solche Art von halbamtlichen Eingriffen in ein schwebendes Gerichtsverfahren zu unternehmen?" Vier Interpellationen von vier antagonistischen Parteien stellten im Parlament diese Frage. Es wurde gefordert, den Polizeirat Stuckart und den Auditor Jaroslav Kunz sofort und schonungslos zur Rechenschaft zu ziehen. Die Beseitigung der Maria-Theresianischen Militär-Prozeßordnung, die Abschaffung der Militärgerichte und Garnisonsgefängnisse und die Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission im Fall Hofrichter wurden verlangt, was geradezu bedeutete, die Militärgerichtsbarkeit, wenn nicht gar die Armee der Volksvertretung zu unterstellen. „Gegen polizeiliche Willkür und militärische Feme", hießen die Parolen der sozialistischen Versammlungen. Die Grundfesten der Monarchie wankten. Der Staat mußte etwas unternehmen, um sich zu retten.

Ein kluger Kriminalist, der in die Methoden der Verhöre wohl eingeweiht war, machte zu mir die paradoxe Bemerkung: „Wenn Hofrichter morgen nicht gesteht, ist er schuldig."

Am nächsten Tage ging die amtliche Meldung durch die Presse: „Der wegen Verdachts des vollbrachten Giftmords und weiterer Giftmordversuche in Haft befindliche Oberleutnant Adolf Hofrichter hat heute in Gegenwart der versammelten militär-richterlichen Funktionäre ein unumwundenes Geständnis abgelegt und dieses schriftlich zu Protokoll gegeben." Damit waren alle Debatten zu Ende.

Mich hatte die Bemerkung des Kriminalisten darauf vorbereitet, daß die von der Entlassung bedrohten Beamten unter allen Umständen ein „Geständnis" herbeiführen würden. Um so weniger konnte ich an die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses glauben, als ich mich im Verlauf der Affäre mit dem Militärstrafverfahren vertraut gemacht hatte. Es enthielt eine einzigartige Bestimmung: Kein Mörder, selbst wenn er lückenlos überführt, selbst wenn er beim Mord beobachtet oder auf frischer Tat betreten wird, kann zum Tod oder auch nur zu lebenslänglichem Kerker verurteilt werden, falls er die Tat leugnet. Dieser Paragraph stammte aus der Zeit der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung, in der es Aufgabe der Folterknechte war, entweder ein Geständnis herbeizuführen oder den Inquisiten unter den Marterinstrumenten sterben zu lassen. Längst aber brauchte ein vor dem Militärgericht angeklagter Mörder die Folter nicht mehr zu fürchten, er konnte sich durch einfaches Leugnen vor der Todesstrafe retten. Geständnis war Selbstmord.

Weshalb also hatte Adolf Hofrichter gestanden? Erst beim Prozeß, zu dem ausnahmsweise eine Art von Berichterstattung zugelassen wurde, erfuhr man, daß das „unumwundene und schriftlich zu Protokoll gegebene Geständnis" folgenden Wortlaut hatte: Ich habe die Tat, deren ich beschuldigt werde, verübt. Ich habe in unzurechnungsfähigem Zustand gehandelt. Ich wußte nicht, was ich tat."

In der Gerichtsverhandlung jedoch erhob Hofrichter die Finger: „Ich schwöre vor Gott, dem Allmächtigen, daß

meine Seele rein ist und daß ich nicht belastet bin mit dem Verbrechen, dessen ich beschuldigt werde."

Der Militärgerichtshof hätte auf Todesstrafe erkennen müssen, wenn das seinerzeitige Geständnis als Geständnis angesehen worden wäre. Aber Hofrichter wurde nur zu zwanzig Jahren Kerker verurteilt.

Beim Umsturz 1918 saß Hofrichter in der Strafanstalt Möllersdorf. Er weigerte sich, sie zu verlassen, auch als die anderen sechshundert Häftlinge, dem Beispiel ihrer Wachmannschaft folgend, bereits in alle Winde zerstreut waren. Obwohl er den Entlassungsschein und sogar einen Auslandspaß besaß, wollte er auch den Bescheid seiner Begnadigung haben. Das Justizministerium der neuen österreichischen Republik beschied sein Gesuch abschlägig und verfügte, Hofrichter habe bis zum Abschluß der Strafzeit in Gewahrsam zu bleiben.

Bald aber wurde Hofrichter dennoch entlassen. Er wohnte in Wien und änderte seinen Namen. In einer Korrespondenz, die ich mit dem Freigelassenen führte, fragte ich ihn, wie sein seinerzeitiges Geständnis zustande gekommen war und welchen Ursprung des Giftes das Gericht angenommen hatte, und erhielt folgende Antwort:

Wien, am 26. März 1928

Hochgeehrter Herr!

Ihr gütiges Schreiben, das ich heute durch Herrn Dr. Krasznas Liebenswürdigkeit erhielt, erfüllt mich mit großer Freude. Innigen Dank!

Ihre frdl. Mitteilungen über das Buch Kunz' haben mich natürlich sehr interessiert. Wenn Sie bedenken, daß wir Offiziere, besonders die vom Stab, die Auditore stets als eine Gattung minderer Art behandelten, daß mir als Oberleutnant sogar ein gewisses Recht gegen Stabsauditore zustand, als ich beim Stab diente, und wenn Sie nun bedenken, daß mich ein solcher Mann in die uneingeschränkte Macht bekam, um sein Mütchen an mir zu kühlen, er, der Ultračeche, mir Urdeutschen gegenüber, so werden Sie so beiläufig ahnen, daß ich schon verurteilt war, bevor man mich nur verhörte.

Es ist ganz richtig, wenn Kunz sich nun als Určeche

ausgibt. Er war kaisertreu, nur soweit die Gage reichte. Der beste Beweis, daß er beim Umsturz fluchtartig Wien verließ, denn am Tage meiner Freiheit, als ihn seine Opfer suchten, war er schon in Prag in Sicherheit. Wie der Mann vor mir Furcht hatte, vor der Wahrheit, wie er noch bis zum letzten Augenblick mich unterdrückte, darüber habe ich interessante Dienstbriefe aus dem Akt Möllersdorf mir angeeignet, die alles dokumentarisch bestätigen.

Sie interessiert mein Geständnis. Es war ein Kuhhandel zwischen Kunz, den Psychiatern und mir, das zu schildern wie ein Ulk sich ausnehmen würde, und kam nach einer Nacht und einem Tag zustande, an dem ich sechzehn Stunden lang immerfort über das Gift verhört und bis zur Besinnungslosigkeit zermürbt war. Wie ich später erfuhr, war das an dem Tage, an dem mein Onkel, der eine Drogerie besaß, öffentlich bewies, daß ich es nicht von ihm besaß.

Das aber war die ganze Theorie von Kunz gewesen, weil ich von diesem Onkel im Jahre 1904 Chemikalien für Photographie bezogen hatte. Niemals aber hatte er mir Gift gesandt, und nach Postbelegen ergab sich, daß eine Zusendung ausgeschlossen war, und persönlich hatten wir uns nie getroffen.

Beim „Geständnis" war ich in Verlegenheit, woher ich das Gift beglaubigen sollte. Ich gab an, es im Jahre 1904 von meinem seither verstorbenen Vater bekommen zu haben. Der war tot, konnte nicht leugnen. Und siehe da, die Sachverständigen sagten nun, dies sei möglich. Auf einmal hielt es sich anstandslos 5 Jahre! Noch dazu, wo ich die Hitzen der Herzegowina mitmachte, wo es sicher in Luft aufgegangen wäre. Kunz sah selbst ein, ich lüge, hatte nie dies Gift: wozu auch? Aber ich mußte eben verurteilt werden, und da nahm man halt an, ich hatte es.

Ich stehe Ihnen jederzeit gerne zur Verfügung; und indem ich Ihnen nochmals für all Ihre unvergeßliche Güte innigst danke, verbleibe ich mit dem Ausdrucke besonderer Hochachtung

Ihr ganz ergebener
Adolf H.

„... ich mußte eben verurteilt werden", sagt Adolf H. in diesem Brief, aber er, der in der Haft wenig von den Stürmen um seine Person erfuhr, weiß nicht, daß es weniger auf seine Verurteilung als auf sein Geständnis und weniger auf sein Geständnis als auf die Veröffentlichung des Geständnisses ankam. Nur sie konnte eine Clique retten, die in seinem Fall besonders karrierelüstern und reklamesüchtig vorgegangen war.

Was mir dieser Brief des ehemaligen Oberleutnants des ehemaligen Namens Adolf Hofrichter Neues enthüllte, war sein Charakter. Wie er stolz darauf ist, als Offizier den Militärbeamten übergeordnet zu sein, wie er betont, daß ihm als Oberleutnant sogar die Superiorität über Stabsauditoren zustand, wie er den Ultratschechen dem Urdeutschen entgegensetzt, wie er sich brüstet, nur aus Furcht vor ihm sei Kunz geflüchtet, das gefiel mir nicht.

Großmannssucht und chauvinistische Herrenmoral atmen aus dieser Sprache, die der Sprache Adolf Hitlers gleicht. Deshalb habe ich ihm nicht geantwortet. Gott verzeih mir, wenn ich ihm unrecht tat, aber ich wollte auch mit diesem Adolf H. nichts zu tun haben.

## TÖTET DER BUCHSTABE?

Die Landschaft von Smichow (zu deutsch: Lachende Au) war im Zeitalter des Rokokos das Rokoko an sich. Hier besaßen die Herren des böhmischen Adels ihre Lustschlösser und Lustgärten, und wer eine besonders privilegierte Freundin innehatte, ließ ihr in nächster Nachbarschaft ein eigenes Tuskulum erbauen, wie zum Beispiel der Graf Clam für die Sängerin Duschek. Diese wiederum hatte einen Freund, der Wolfgang Amadeus Mozart hieß und im lauschigen Garten der Madame Duschek mancherlei Andantes und Allegros komponierte. So schuf er hier die Ouvertüre zum „Don Giovanni", denn dieser Garten „Bertramka" war der adäquate Platz zum Musizieren über Wollust und Tod.

Jeglicher der Herren in diesem Bezirk war mehr oder minder ein Don Juan, den eine Donna Elvira liebte und dem eine Donna Anna Rache spann, und an Smichower Zerlinchen gab's genug, die sich die Werbung der feinen Herren gerne gefallen ließen. Vom Hügel des Gartens blickte der Kompositeur auf den Friedhof „Malvazinka" hinunter. Der war zwar ein verspielter Rokokofriedhof, aber nichtsdestoweniger ein Friedhof. Sicherlich galt eines der Grabmonumente dem Komtur, der vom Verführer seiner Tochter erstochen ward und nun darauf sinnt, im steinernen Gewand beim Gastmahl des Mörders zu erscheinen ...

Bereits in der ersten Halbzeit des neunzehnten Jahrhunderts schwand der galante Charakter der Gegend, und wenn nun jemand das Wort Smichow mit „Lachende Au" übersetzte, so geschah es im Witz. Die Lust in den Lustschlössern hatte aufgehört, denn ein ununterbrochenes Dröhnen drang heran, das drohender war als der nahende Schritt eines steinernen Gastes. Es war der Schritt einer neuen Zeit.

Selbst ein Mozart hätte hier nicht mehr reine Engels-

töne aus dem himmelblauen Himmel auf sein Notenpapier übertragen können. Bliesen doch Fabrikschlote dichte Rauchschwaden in diesen Himmel, und schrille Sirenen zerrissen die Harmonie der Sphären. Die Lachende Au war zu einem Industriedistrikt geworden. Kurz nach den großen Weberaufständen von Lyon und Schlesien, die sich gegen die Bedingungen der Heimarbeit richteten, brach in Smichow wegen der Aufstellung eines Kattundruckautomaten der erste Fabrikarbeiterstreik auf dem europäischen Kontinent aus. Diese Entwicklung setzte sich weiter fort, Smichow wurde und blieb ein radikaler Wahlbezirk, und deshalb wurden hart an den Mietskasernen große Militärkasernen aufgeführt, darunter auch die, in der ich meiner Dienstpflicht samt Arreststrafen Genüge getan hatte. Auf dem Grundstück dreier Adelsparks erhob sich eine Waggonfabrik, auf anderen Brauhäuser, Metallwaren- und Textilfabriken. Das Clamsche Grafenschloß war zu einem Tanzlokal umgewandelt, wobei allerdings die Bosketts im Garten ihren alten Zweck erfüllten. Nur das durch Mozart geheiligte Tuskulum „Bertramka" sowie der mystische Rokokofriedhof „Malvazinka" blieben unverändert bestehen und hatten sogar einen Gärtner. Mit einer seiner Töchter war ich befreundet.

Sie war Verkäuferin in einem Smichower Kurzwarenladen, vor dem ich oft bei Geschäftsschluß wartete, um sie bis zum Tor der „Bertramka" zu begleiten oder, wenn der Abend zu dunkel war, durch den Mozartgarten und seine lauschigen Büsche auf weichem Rasen bis zum Gärtnerhaus.

Meine Freundin war ein bescheidenes Mädchen. Kehrten wir irgendwo ein, wollte sie sich nie den Kaffee bezahlen lassen, und es gab Kämpfe, bevor sie ein Geschenk annahm. Demnach mußte ein ernsthafter Grund vorliegen, als sie eines Morgens aufgeregt zu mir kam und hundert Kronen erbat. Ein paar Tage später klärte sie mich auf, wozu sie das Geld gebraucht: für eine Fahrkarte nach Frankreich, damit ihr Bruder zur Fremdenlegion könne.

„Zur Fremdenlegion? Dazu hast du ihm noch verholfen?"

Ach Gott, mit dem Rudolf sei's schlimm gewesen, und noch Schlimmeres war zu befürchten. Er war unter den Einfluß eines gewissen Litera geraten, eines ehemaligen Sportkollegen, und ihm sklavisch ergeben. Jede Nacht durchbummelten sie. Ob sie mit Mädchen ausgingen, die sie im Sommertheater „Arena" aufgabelten, ob sie sich beim „König Ottokar" betranken oder ob sie in den Flößerkneipen am Holzhafen Karten spielten – nie kamen sie vor Morgengrauen nach Hause.

Meine Freundin hatte sich schon seit langem Sorgen darüber gemacht, wo die beiden das Geld hernahmen, aber erst in den letzten Tagen, als Rudolf ganz verstört umherging, gelang es ihr, ihm eine Beichte abzupressen. Er habe mit seinem Freund eine Reihe von kleinen Diebstählen verübt, und jetzt bereite dieser Litera eine „nasse Sache" vor, das bedeute wahrscheinlich etwas, wobei Blut fließen könne. Dazu aber fehlte Rudolf der Mut, und noch mehr der Mut, dem Litera abzusagen. Aus Angst, es könnte mit ihrem Bruder etwas Gräßliches geschehen, hatte sie ihm geholfen, ins Ausland zu gehen. Nun war Rudolf bei der Fremdenlegion angekommen und schrieb bereits aus Algier.

Seitdem mir meine Freundin das anvertraut hatte, waren einige Wochen vergangen, als in Smichow eine Mordtat verübt wurde. Pünktlich um halb ein Uhr nachts hatte der Inhaber des Restaurants „Zum König Ottokar" wie allnächtlich hinter seinen Angestellten das Tor von innen versperren wollen. Am Morgen fand man ihn mit eingeschlagener Schädeldecke neben der geleerten Handkasse im Hausflur. Also ein Raubmord.

Dennoch erhob sich sogleich die Behauptung, die räuberische Absicht sei nur vorgetäuscht, in Wirklichkeit handle es sich um ein politisches Attentat. Anzeichen dafür lagen in der Atmosphäre. Die Sozialdemokratie hatte, nachdem sie das allgemeine Wahlrecht erkämpft, bei den ersten Wahlen auf Kosten aller Parteien einen überlegenen Sieg erfochten. Eine „Allparteiliche Zentralstelle zur Bekämpfung der Internationalen Sozialdemokratie" rüstete zur Abwehr; sie warnte vor dem drohenden Zukunftsstaat, der die sparsamen Bürger zwingen würde, ihr Vermögen

mit jedem Hungerleider zu teilen. Informationsmaterial über die Verbrechen der Sozialdemokratie ging den Redaktionen zu, um dort in Artikel umgemünzt zu werden. In ganz Österreich wurden nationale Arbeiterparteien und nationale Gewerkschaften gegründet, und insbesondere die slawischen hatten starken Zulauf, da die Wiener Führer der österreichischen Sozialdemokratie deutsch orientiert waren.

Eine Zeitlang war der Vorsitzende der Nationalen Kellnergewerkschaft Böhmens der Mann gewesen, der nachher das Restaurant „Zum König Ottokar" erwarb und daraufhin Leiter der nationalen Sozialisten von Smichow wurde. Als solcher stand er in erbittertem Kampf mit den Sozialdemokraten, und noch am Morgen, an dem man ihn im Hof seines Hauses ermordet auffand, war in der sozialdemokratischen Presse ein heftiger Angriff gegen ihn erschienen.

Neben der Auffassung, daß ein politischer Mord vorliege, gab es eine, die einen Akt persönlicher Rache annahm. Der Wirt vom „König Ottokar" hatte eben seine Ehescheidung angestrengt, um eine andere Frau zu heiraten, die wiederum von einem Verehrer mit Eifersuchtsszenen und Todesdrohungen verfolgt wurde.

Die Polizei verhörte Stammgäste und Personal und Nachbarn des „König Ottokar", verhaftete in großem Maßstab und fand keinen Anhaltspunkt.

Im Sicherheitsbüro unterhielt ich mich mit dem Detektivinspektor Binder, der mich seit der Wasinski-Affäre für ein unfehlbares Orakel ansah. „Was halten Sie von dem Fall?" fragte er, und ich antwortete: „In Smichow glauben die Leute, daß es ein gewisser Litera war."

„Wer ist Litera?" fragte Inspektor Binder.

„Ich kenn ihn nicht."

„Aber Sie wissen doch etwas über ihn."

„Gar nichts weiß ich über ihn."

„Und warum glauben die Leute in Smichow, daß er es war?"

„Das weiß ich nicht."

Ich wußte wirklich nicht, warum die Leute in Smichow das glauben sollten. Den Namen hatte ich mir gemerkt,

weil es ein merkwürdiger Name war; „Litera" ist das tschechische und lateinische Wort für „Buchstabe".

„Ihren Litera hab ich mir geholt", kam abends der Detektivinspektor Binder auf mich zu.

„*Meinen* Litera?" sagte ich erschrocken, „wieso denn *meinen* Litera?"

„Sie haben mich doch auf ihn aufmerksam gemacht."

„Ich habe Sie auf gar nichts aufmerksam gemacht", sagte ich, „ich habe nur im Gespräch erwähnt, was man in Smichow glaubt."

„Ja, genau so habe ich es auch dem Herrn Polizeirat referiert. Ich soll Sie fragen, wer Ihnen den Namen genannt hat."

Ich murmelte etwas von Frauen, die ich in der Straßenbahn über den Mord sprechen gehört. „Mir ist nicht im Traum eingefallen, den Mann zu beschuldigen", fügte ich hinzu.

„Nun, nun", beruhigte mich Inspektor Binder, „morgen werden wir ihn sowieso entlassen. Diesmal waren Sie kein Prophet. Der Litera ist ein harmloser Tunichtgut, ich hab auch kein Geld bei ihm gefunden. Außerdem stimmt sein Alibi: Er hat in einem Gasthaus am Holzhafen Karten gespielt und ist bis zur Sperrstunde dort geblieben. Im ‚König Ottokar' hat er nie verkehrt, den Wirt überhaupt nicht gekannt."

„Im ‚König Ottokar' hat er verkehrt", sagte ich.

Binder sah mich groß an. „Wieso wissen Sie das? Sie haben mir doch gesagt, daß Sie den Litera nicht kennen, gar nichts über ihn wissen!"

„Ich wiederhole Ihnen, daß er bestimmt im ‚König Ottokar' verkehrt hat."

„Hm, hm, sehr merkwürdig. Dann werde ich ihn also mit den Kellnern konfrontieren.

In der Tat erkannten ihn die Angestellten, wußten sogar seinen Namen. Dagegen stimmte es, daß er in der Mordnacht in dem Flößergasthaus Karten gespielt hatte. Knapp vor halb eins war er hinausgegangen, seine Notdurft zu verrichten, und etwa zehn Minuten draußen geblieben. Das bezeugten seine Mitspieler, die auf ihn gewartet hatten, sowie der Wirt, der das Lokal schloß, nach-

dem Litera wieder hereingekommen war und seine Zeche beglichen hatte.

Innerhalb von zehn oder sagen wir fünfzehn Minuten hätte Litera, wenn er der Mörder wäre, folgendes ausführen müssen: das Mordinstrument von irgendwo holen, die neunhundert Schritte zum „König Ottokar" zurücklegen, auf das Opfer lauern, den Mord begehen, Beil und Beute an sicherer Stelle verbergen, sich der Blutspritzer entledigen (mit welchen er bei einem Axthieb rechnen mußte) und den Rückweg machen. Länger hätte er aber nicht wegbleiben dürfen, ohne sein Alibi zu zerstören, ohne den Verdacht seiner Zech- und Spielkumpane wachzurufen.

Nein, Litera war nicht der Mörder, darüber war die Presse sich einig. Nur mir wollte es nicht aus dem Kopf, daß er, den ich fast zufällig nannte, seine Bekanntschaft mit dem Tatort und dem Wirt geleugnet, sich in der Nähe der Mordstätte aufgehalten und um die kritische Stunde vom Kartenspiel entfernt hatte. Ich stellte meine Berichte auf die Täterschaft Literas ein.

Die anderen Blätter schrieben, der wahre Täter sei ganz woanders zu suchen; dort, wo die Polizei ihn nicht suchen wolle, nämlich im Parteihaus der Sozialdemokratie. Es handle sich um planmäßige politische Mordtaten, befohlen vom Triumvirat der sozialdemokratischen Internationale, Viktor Adler, August Bebel und Jean Jaurès. Nicht genug, daß die Polizei gegen die Roten untätig bleibe, verhafte sie einen Unbeteiligten, um die Spuren der wahren Täter und ihrer ausländischen Hintermänner zu verwischen. Selbstverständlich verteidige die deutsche Zeitung „Bohemia" die Ermordung tschechischer Nationalisten und helfe den Behörden bei den Ablenkungsmanövern, indem sie faule Beweisgründe für die Schuld eines Unschuldigen zusammentrage.

„Ich möchte nicht", sagte der Chefredakteur stirnrunzelnd zu mir, „daß wir in den Verdacht kommen, die Sozialdemokraten zu decken."

Ein Reporter kann auf solchen Vorwurf nur mit dem Hinweis auf seine Recherchen erwidern. „Und wenn nun", wandte ich ein, „Litera wirklich der Mörder wäre?"

„Und wenn nun", äffte er mich nach, „und wenn nun Li-

tera wirklich der Mörder wäre, so müssen wir deshalb noch lange nicht den Roten helfen. Wir sind ein unparteiisches Informationsorgan, aber ein politisches."

Er gab mir zwei Broschüren, herausgegeben von der „Allparteilichen Zentralstelle zur Bekämpfung der Internationalen Sozialdemokratie". Ich nahm die Büchlein als gute Prise für meine kriminalistische Bibliothek. Was darin stand, wußte ich, denn seit dem Smichower Mord brachten alle Zeitungen Reminiszenzen an den Überfall auf den Fabrikanten Merstallinger und den Bankier Eisert, an die Brandlegung auf den Nußdorfer Holzplätzen und an die Ermordung der Polizeibeamten Hlubek und Blöch, verübt von den Anarchisten Kammerer und Stellmacher. Die Fälle lagen schon mehr als zwanzig Jahre zurück, sie waren in Wien geschehen, als die Behörden eine wahre Ausrottungskampagne gegen die beginnende Arbeiterbewegung führten, worauf einige verwirrte Elemente mit Terrorakten antworteten. Mit dem Smichower Mord hatte das nichts zu tun.

Am nächsten Tag sagte mir der Chefredakteur, er wünsche *wirklich* nicht, daß wir in den Verdacht kämen, das sozialistische Gesindel zu decken. Dabei runzelte er die Stirn mehr als gestern, denn das Ausland zitierte in den Berichten über die „sozialistische Mordtat in Prag" ausschließlich unsere Konkurrenzblätter.

Am übernächsten Tag wiederholte er mir, er wollte *unter keinen Umständen* im Verdacht bleiben, die roten Mordkumpane zu verteidigen. Er habe mir das schon dreimal gesagt und und werde es mir nicht ein viertes Mal sagen. Überall werden über den Sozimord Leitartikel geschrieben, nur er könne sich meinetwegen nicht rühren. „Ich wage mich gar nicht mehr ins Deutsche Kasino", sagte er, „man behandelt mich dort wie einen Helfershelfer der Sozis." Dabei legte er seine Stirn in noch tiefere Falten als gestern, geschweige denn vorgestern.

Das sozialdemokratische „Volksrecht" führte eine verzweifelte Kampagne, um die Partei vom Vorwurf des Meuchelmords zu reinigen, und stützte sich dabei auf meine Berichte. Das wieder wurde von der nationalistischen Presse als Beweis für die Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokraten und deutschen Bürgerlichen gewertet.

Die Worte meines stirnrunzelnden Chefredakteurs waren mißbilligende Worte, ein sich steigernder Tadel, aber als ausdrücklichen Befehl faßte ich sie nicht auf. Da wurde die Mutter Literas dafür gewonnen, gegen die „Bohemia" eine Verleumdungsklage einzubringen; ein angesehener Anwalt übernahm ihre Rechtsvertretung, und der Prozeß konnte uns teuer zu stehen kommen.

Der Chefredakteur runzelte nicht mehr die Stirn und wünschte nichts mehr. Er sagte nur: „Wir sprechen uns am Ersten." Das war die Kündigungsformel, am Monatsersten wurden die Entlassungen ausgesprochen.

„Über den Smichower Mord verbiete ich Ihnen auch nur eine Zeile zu schreiben", fügte der Chefredakteur hinzu. „Wenn Sie etwas Wichtiges in der Sache erfahren, so melden Sie es einem anderen Kollegen, und er soll es behandeln."

Ich sollte meine Berichte von einem anderen schreiben lassen, wie ein zufälliger Melder von der Straße! Das war noch beleidigender als die Entlassung.

Dieses Mal waren beide Nachrichtenbörsen konform in ihrer Auffassung: politischer Mord. Ich war der einzige, der aus der Reihe tanzte. Am Abend des Tages, an dem mir der Chefredakteur die Entlassung verkündet und das Schreibeverbot auferlegt hatte, eröffnete mir Papa Vejvara: „Wir haben Ihren Ausschluß aus der Börse beschlossen, und zwar bedingt. Wenn Sie den Litera noch mit einem Wort beschuldigen, dürfen Sie morgen hier nicht mehr erscheinen."

Die anderen Reporter hatten die Bleistifte hingelegt, zum Zeichen, daß die Erklärung Papa Vejvaras offiziell war. Nach einer Pause wandte sich der fromme Herr Adalbert Betzek an mich: „Jawohl, es steht geschrieben: Der Buchstabe tötet. Aber er tötet *Sie*!" Und er warnte mich mit dem Bibelspruch: „Wir sollen dienen im neuen Zeichen des Geistes und nicht im alten Wesen des Buchstaben!"

Kollege Wenzel Vilde, wie immer in den Tagen eines Mordfalls bis zur Unkenntlichkeit verjüngt, sagte mir: „Wenn Sie beim Reporterberuf bleiben sollten, so merken Sie sich, daß es nichts Schlimmeres gibt, als sich in eine fixe Idee zu verbeißen. Sie haben sich verrannt. Sehen Sie,

ich bin heute nachts um halb eins den Weg vom Flößergasthaus zum ‚König Ottokar' in schnellem Schritt abgegangen. Wissen Sie, wie lange ich gebraucht habe? Acht Minuten, ohne Rückweg."

„Aber Litera ist ein Sportler, ein Schnelläufer", widersprach ich.

Kollege Wenzel Vilde lächelte überlegen. „Deshalb bin ich ja *nachts* hingegangen, um zu sehen, ob jemand, ohne aufzufallen, um diese Zeit dort rennen kann wie ein ... wie ein ..."

„... Ammoniakläufer", half ihm Oberleutnant Bacula aus, der an Amokläufer dachte.

„In der Mozartgasse sind drei Gasthäuser", fuhr Kollege Wenzel Vilde fort, „die um halb eins schließen; mindestens zwanzig Menschen sah ich aus diesen Lokalen herauskommen. Vor dem Hotel ‚Don Juan' standen vier Liebespaare. Außerdem traf ich zwölf Passanten. Glauben Sie, daß da jemand unbeobachtet rennen kann wie ein ..."

„... wie ein Ammoniakläufer", beendete Oberleutnant Bacula die Beweisführung des Kollegen Wenzel Vilde.

Ehe ich antworten konnte, trat ein Smichower Bürgersmann ein. Seine Freunde hätten ihn bewogen, hierherzukommen; er sei nämlich Stammgast im „König Ottokar" und habe einige sensationelle Beobachtungen zu melden. Diese sensationellen Beobachtungen bestanden darin, daß vor einigen Tagen drei Männer mit breitkrempigen Hüten und provokatorischen Krawatten einander in der Gaststube „Zum König Ottokar" rot eingebundene Broschüren gezeigt hätten. Selbige Broschüren aber seien ausländische, jawohl, ausländische Broschüren gewesen! Wiederholt hätten die drei den Wirt so eigentümlich gemustert, daß es ihm, dem Smichower Bürgersmann, sehr aufgefallen sei, aber sehr!

Nachdem er gegangen war, verarbeiteten alle Kollegen seine Wahrnehmungen. Nur ich saß mit verschränkten Armen da – mir war ja das Schreiben von Chefredakteurs wegen untersagt.

„Warum schreiben Sie das nicht?" schrie Papa Vejvara, „was Ihnen nicht in Ihre Verleumdungskampagne paßt, schweigen Sie einfach tot."

Der rauhe Ritter Wuk von Rosenberg hatte mich knapp vorher erfolgreich um einen Barbetrag von drei Glas Weichselschnaps angepumpt, wohl um mir zu zeigen, daß ich durch die Maßregelung seine persönliche Wertschätzung nicht eingebüßt habe. Nun fiel er mir in den Rücken. „Diese sozialistischen Hungerleider sollte man alle an den Kugeln aufhängen und Sie daneben."

Zu diesem harten Strafausmaß gab der fromme Herr Adalbert Betzek kopfnickend sein Plazet und ergänzte es mit einem Bibelspruch: „Und wird also dasjenige, als welches von Natur eine Vorhaut ist, *dich* richten, der du unter dem Buchstaben und der Beschneidung bist."

Ja, so schien es. Ich war sub literae, der Teufel soll den Buchstaben holen! Als ich das Börsenzimmer verließ, erwiderten alle meinen Gruß, was sonst nicht üblich war. Es war ein Abschied.

Ich ging nach Smichow, um meine Freundin abzuholen, auf andere Gedanken zu kommen, weg vom Mord. Aber die Gedanken waren nicht wegzubringen, und ich ging nicht zu meiner Freundin. Es zog mich hin zum Mord.

Was wollte ich an der Mordstätte? Zu recherchieren gab es nichts, und wenn es etwas zu recherchieren gäbe – für wen sollte ich's tun? Alles hätte ich für möglich gehalten, nur meine Entlassung nicht. Als ich in die Redaktion eintrat, war die „Bohemia" ein Moniteur des Prager Deutschen Kasinos und des Deutschen Volksrats für Böhmen gewesen, abonniert aus achtzigjähriger Tradition, eine Familiengruft. Seither waren einige Faktota der Redaktion infolge Altersschwäche oder Tod ausgeschieden, der verbohrte Doktor Dykschy hatte mit dem Berliner Schriftsteller Paul Wiegler den Platz getauscht, der unser Blatt modernisierte. Ein junger Jurist hatte eine Handels- und Industrie-Rubrik geschaffen, die Massen neuer Leser brachte und Inserate. Die „Bohemia" war die führende Zeitung Böhmens geworden, und – ich muß es wohl oder übel aussprechen – ich hatte diese Entwicklung eingeleitet, und aller Lesestoff, soweit er nicht aus ausländischen Zeitungen ausgeschnitten war, stammte von mir.

Und wie war es auf der Börse? Ich hatte den großen Melzer ersetzt, meinen Kollegen viele Tausende von be-

zahlten Zeilen verschafft und Siege über den Erbfeind von Chodiera.

Nun schmiß man mich heraus, mir nichts, dir nichts. Weil ich in einem Kriminalfall eine falsche Fährte verfolgte. Nach jeder Mordtat werden, ehe sie aufgeklärt ist, unzählige Leute verhaftet, und über jeden Verhafteten trägt die Presse so viel Belastungsmaterial zusammen, wie sie erfährt. Das hat noch nie zur Entlassung eines Reporters oder zu seinem Ausschluß von der Nachrichtenbörse geführt.

Gut, mag der Mord im „König Ottokar" ein politischer Mord sein. War ich deshalb verpflichtet, für die nationalen Sozialisten gegen die internationalen zu schreiben? Hätte ich eine Partei der Täterschaft beschuldigt, so wäre das allenfalls ein Grund, mich zu maßregeln. Keinesfalls ist es ein Grund, wenn ich – sei es auch zu Unrecht – an einen Raubmord glaubte.

Mit solchen Gedanken sah ich mich vor dem Restaurant „Zum König Ottokar" stehen, dessen Tor seit der Bluttat geschlossen war. Die Idee des Kollegen Wenzel Vilde, den Weg vom Flößerwirtshaus bis hierher abzugehen, war ein guter Reportereinfall. Ich werde ihn kopieren, obgleich ich auch darüber nicht schreiben darf.

Ich ging, die Schritte zählend. Neunhundert. Zweimal neunhundert Schritte konnte ein Sportler wie Litera in weniger als sechs Minuten zurücklegen, so daß ihm, falls er wirklich nur zehn Minuten von der Kartenpartie weggeblieben war, noch vier Minuten zum Auflauern im Flur, zum Zuschlagen und Rauben zur Verfügung standen. Aber das Mordwerkzeug?

Unwahrscheinlich, daß ein Assistent auf Litera gewartet hat, um ihm die Requisiten vor der Tat zu überreichen und nach der Tat wieder in Empfang zu nehmen. Wer wird sich einer Handreichung wegen einen Mitwisser nehmen, der schon durch sein Warten Aufmerksamkeit auf sich lenken könnte, wer wird ihm geraubtes, noch nicht gezähltes Geld anvertrauen? Zwar wußte ich, daß Litera ursprünglich an einen Komplicen für die „nasse Sache" gedacht hatte, an den Bruder meiner Freundin, der ihm hörig gewesen; aber dieser Sklave diente jetzt in Afrika,

und einen neuen Freund besaß Litera nicht, wie die Polizei auf der Suche nach Komplicen festgestellt hatte.

Kollege Wenzel Vilde hat recht, die Gegend ist zu belebt. Bis zur Mozartgasse könnte einer rennen, ohne Aufsehen zu erregen, denn am Holzhafen ist nachts kein Verkehr. Um so mehr Verkehr aber ist in der Mozartgasse.

Möglicherweise ist Litera aus diesem Grunde nicht durch die Mozartgasse gelaufen, obwohl sie die direkte Verbindungslinie ist, sondern durch die nächste Parallelstraße. Diese, die Lorenzo-da-Ponte-Gasse, wäre allerdings ein Umweg, denn sie liegt – ich zähle – dreihundert Schritte südlich. Zweimal dreihundert Schritte läuft man in zwei Minuten. So wäre Litera noch immer genug Zeit zur Tat geblieben. Das kann ich dem Kollegen Wenzel Vilde erzählen, falls ich ihn noch einmal wiedersehen sollte. Selbst werde ich kaum mehr etwas schreiben, am allerwenigsten über diesen Fall.

Aber die Idee des Umwegs ließ mich nicht los. Ich fand, daß die nächste Parallelstraße zur Mozartgasse und Lorenzo-da-Ponte-Gasse nicht parallel verlief, sie divergierte mit ihnen. Außerdem verlängerte sie sich dadurch, daß sie einen Bogen machte. Ihr Name erinnerte weder an den Komponisten noch an den Librettisten des „Don Giovanni", ganz unmusikalisch hieß sie Kohlengasse. Dementsprechend bestand sie aus verrußten Häusern, war eng und spärlich beleuchtet. Ich maß ihre Schrittlänge nicht mehr, für einen Spielraum von zehn Minuten kam diese unregelmäßig gebogene, abseits gelegene Straße nicht in Frage.

Andererseits konnte sie sich aber über ein Zuviel an Verkehr nicht beklagen. Obwohl es erst früh am Abend war, traf ich keine menschliche Seele.

Zwischen zwei Häusern bemerkte ich einen Bauplatz, dicht verschalt. Die Bretterwand war über zwei Meter hoch. Könnte sich hier jemand hinüberschwingen? Dazu sind die Latten wohl zu dünn. Sie würden wahrscheinlich zusammenbrechen. Ich taste die Wand ab. Ob sie mich tragen würde, wenn ich mich emporziehe? Eine Planke bewegt sich, sie ist nur oben befestigt, sie schaukelt. Ich drücke sie nach hinten, mein Atem setzt aus.

Innen, gleich neben der Luke, liegt ein dunkles Bündel, darunter schaut etwas wie ein Stock hervor.

Ich telefoniere dem Detektivinspektor Binder und brauche nicht lange zu warten, bevor er mit zweien seiner Leute ankommt. Was sie hinter der Bretterwand aufheben, ist ein Mantel, unter ihm liegt ein Handtuch, ein Taschentuch und eine Axt. Dem Mantel ist ein Sack als Kapuze angenäht und unten am Saum ein zweiter Sack, der bis zur Erde reicht, alles über und über mit Blut bedeckt. Die Taschen sind gefüllt mit Geldscheinen, Kupfer- und Nickelmünzen, Speise- und Biermarken.

Eine halbe Stunde später wird Litera aus seiner Zelle in das Zimmer des Polizeirats geführt. „So spät am Abend wollen Sie mich entlassen?" sagt er lachend beim Eintreten. „Mein Hausbesorger wird in Ohnmacht fallen, wenn er den Raubmörder jetzt heimkommen sieht."

Da aber der Polizeirat auf den Mantel zeigt, weicht aus Litera alle Gesichtsfarbe, seine Unterlippe schiebt sich hoch, und er fängt zu wanken an, so daß ihn Inspektor Binder stützen muß.

„Probieren Sie mal den Mantel da", sagt der Polizeirat.

„Nicht nötig", sagt Litera heiser, „es ist mein Winterrock."

Mit der Nachricht vom Geständnis Literas eile ich in die Redaktion. Ich denke nicht an meinen morgigen Siegesbericht, dessen Titel mit den Worten beginnen wird: „Unser Berichterstatter entdeckt ..." Ich denke nur daran, wie sich der Chefredakteur beschämt bei mir entschuldigen wird.

Nichts dergleichen geschieht. Der Chefredakteur sieht kaum vom Schreibtisch auf, als ich ihm von meiner Entdeckung und von Literas Geständnis Mitteilung mache. Er ordnet nur an: „Schreiben Sie in der Einleitung, wir haben als die einzigen die Wahrheit zu sagen gewagt, den Anwürfen zum Trotz, daß wir mit den roten Banditen im Bunde stehen."

## DIE ZUSAMMENGEWACHSENEN SCHWESTERN

Sehr merkwürdig erging es mir mit Rosa Blažek, der älteren der zusammengewachsenen Schwestern, sofern man bei zusammengewachsenen Schwestern von einer älteren sprechen kann. Rosa und Josefa Blažek stammten aus Škrejchov bei Mnichovice, einem Nest bei einem Nest, und wurden schon im Säuglingsalter auf Jahrmärkten gezeigt, wie sie zu zweit auf einem einzigen Nachttöpfchen saßen.

Aus den böhmischen Dörfern kamen sie direkt nach New York, und von dort zerrte man sich als Schauobjekt und Ausbeutungsobjekt durch die Welt. Überall wurden für die „siamesischen Zwillinge aus Böhmen" wahre Wirbel auf der Reklametrommel geschlagen, unter anderem erhob ein Zirkusbesitzer Klage gegen die Eisenbahnverwaltung, weil „von Fräulein Rosa-Josefa Blažek" die Bezahlung zweier Fahrkarten gefordert wurde.

In der Tat benutzte das Paar nur *eine* Sitzgelegenheit. Bisher waren die meisten zusammengewachsenen Zwillinge sogenannte Ischiopagen gewesen, das heißt nebeneinanderstehende Wesen. Rosa und Josefa hingegen waren ein Pygopage, ihre Rümpfe standen in einem Winkel zueinander.

Intimere Details verbreitete eine Schrift, verfaßt von zwei Dozenten der Psychiatrischen und Nervenklinik an der Königlichen Charité zu Berlin: „Über das psychische und sonstige Verhalten des Pygopagen Rosa-Josefa Blažek". Wie die beiden Lehrer der Seelenforschung einleitend hervorheben, „verdanken wir das Glück, eine so haargenaue Schilderung samt graphischer Skizze präsentieren zu können, dem Umstand, daß die Mutter des Pygopagen schwer erkrankt im Charité-Krankenhaus lag, gerade zu der Zeit, als ihr Tochterpaar ein Engagement in Castans Panoptikum antrat. So konnten wir sie veranlassen, uns ihre Töchter zur Beobachtung und Untersuchung zu über-

geben, wiewohl sich die Familie sonst gegenüber der Neugier des Publikums und auch wissenschaftlich interessierter Kreise sehr zurückhielt."

Mit dem gedruckten Ergebnis dieser Untersuchung mußten die Mädchen, nachdem sie ihr Duett gesungen und ihr Geigenspiel beendet hatten, dem Publikum die „Sensationelle Beschreibung unseres Körpers" zum Verkauf anbieten.

Im Sommer 1909 kamen die Schwestern auf einem Umweg über den ganzen Erdball zum erstenmal nach Prag. Auf den Plakaten hießen sie „Ruža" und „Joža", wie in ihrer Kindheit. Aber ihre Mutter, für die sie wohl immer so geheißen hatten, kehrte nicht mit ihnen in die Heimat zurück, die Škrejchover Bäuerin war in Singapore gestorben, und von ihren Töchtern hatte ein italienisch-amerikanischer Impresario Besitz ergriffen.

Beladen mit Broschüren, Sonderdrucken und Zeitungsausschnitten, besuchte er die Redaktionen, um die Reklame zu organisieren. Auch mich ersuchte er um den Abdruck des Materials, ich aber wollte selbst einen Artikel über die Zwillinge schreiben, die den Namen Böhmens in die exotischsten Himmelsstriche trugen. Ich schlug dem Manager vor, mir Gelegenheit zu geben, die Schwestern in ihrem Privatleben zu schildern. „Allright", sagte er smart und amerikanisch, „va bene", fügte er temperamentvoll und italienisch hinzu, „morgen haben die Girls Geburtstag, wir werden ihn abends zusammen feiern. Ist das o.k.?"

In ihrer Wohnung waren die Zwillinge anfangs recht befangen und benahmen sich konzertmäßig, und auch ich wußte mich nicht recht in die Situation zu schicken, als Geburtstagsgast, als Freund an ihrem Tisch zu sitzen und dennoch ein Wildfremder, ein Späher der Öffentlichkeit zu sein. Erst nach und nach fielen einige Schranken. Seit langem hatten die Mädchen nicht mehr mit einem Dritten tschechisch gesprochen, und ich hatte noch nie Whisky getrunken. Whisky schien mir ein harmloses Getränk, der Impresario trank ihn pur, die Mädchen zwar mit Sodawasser, aber Glas auf Glas, und ich mit ihnen.

Noch heute, dieweil ich dieses schreibe, liegt ein whisky-

farbener Schleier über meinem Erinnerungsbild. Dahinter schwebt ein vierfüßiges, vierhändiges, zweiköpfiges Fabelwesen, halb himmelblau, halb scharlachrot. Die himmelblaue Halbfee Rosa hat ein aufwärts gerichtetes Näschen, „in das es hineinregnet", wie man hierzulande sagt. In ihrem Kinn hat der Finger des Schöpfers ein Grübchen hinterlassen, als er auf sie wies: „Die da ist ganz nett." Dunkelblond sind ihre Locken. Ihre Pupillen schimmern wie das helle Grün eines Dorfweihers.

„Gibt's einen Teich in Škrejchov?" frage ich.

Rosa weiß es nicht; so lange war sie nicht mehr daheim; ihr Daheim heißt jetzt Unterwegs. Sie ist kein Landmädchen geworden wie die Nachbarkinder, sie tanzt nicht bei der Dorfmusik mit den Bauernburschen, sie ist blaß und mager wie kaum ein anderes Mädchen im Heimatdorf, aber dafür hat sie gelernt, englisch zu sprechen und Whisky zu trinken statt Pilsner Bier. Sie rät mir, nicht soviel Soda zum Whisky zu nehmen und noch ein Glas zu trinken und wieder ein Glas. Wir fangen an zu flüstern, Rosa neigt sich zu mir, wobei sie nolens volens den Kopf Josefas mit herüberzieht, und ich streichle Rosas Hals – spürt es auch Josefa?

Nein, sie spürt es nicht. „Gemeinsam ist die Sensibilität nur im Gebiete ...", habe ich gelesen. Seltsam, sich einem Mädchen zu nähern, von dem man einen Situationsplan mit Grundriß und Aufriß in der Tasche hat.

Unser Geflüster scheint dem Mister Signor nicht zu gefallen und der Josefa ebensowenig. Der Impresario fürchtet wohl, daß Rosa mir, das heißt der Presse, in der ihm nicht verständlichen tschechischen Sprache zuviel anvertrauen könnte. Josefa fürchtet zwar nichts, aber sie ist links liegengelassen, und das ärgert sie offensichtlich. Ich frage Josefa, warum sie so still ist, ob sie schlechter Laune sei.

„Ach, lassen Sie sie!" sagt Rosa. „Die ist immer so."

Wie? Sind denn Rosa und Josefa nicht auch psychisch eine Einheit, sind sie nur ein Leib, nicht auch eine Seele?

Arme Geschöpfe! Lebenslänglich einander verhaftet, lebenslänglich abgesondert von anderen, ist keine von beiden jemals allein. Das Verdikt „lebenslänglich" ward gefällt

bei ihrer Geburt und wird dauern bis zu ihrem Tod, mit dem es anfängt, todeslänglich zu werden. Zusammen werden sie im Grabe liegen oder in der mächtigen Spiritusflasche eines anthropologischen Museums. Und am Jüngsten Tag müssen sie einen Urteilsspruch entgegennehmen, der für beide gilt. Denn wie könnten um die eine Hüfte die linden Lüfte des Paradieses wehen, dieweil die andere Hüfte im Teufelskessel schmort?

Aber nicht einmal die Aussicht auf die Unzertrennlichkeit im Jenseits hat die Dualität zu einer Indivi-Dualität verschmolzen. Meine Verwunderung darüber veranlaßt Rosa, die Eigenschaften Josefas zu bekritteln. Josefa repliziert, und im Nu ist ein gehässiger Streit im Gange, der tätlich zu werden droht.

„Habt ihr euch schon einmal geprügelt?" frage ich.

„Als wir noch klein waren. Aber bald sind wir darauf gekommen, daß uns jeder Schlag genauso weh tut, wenn wir ihn geben wie wenn wir ihn bekommen."

Dem zusammengefleischten Haß ist also selbst dieses Ventil genommen, und es bleibt zwischen ihnen nur ein ewiges Gequengel. Auch zum heutigen Festtag, der freilich an den fluchwürdigsten Tag ihres Lebens, den ihres Geborenwerdens, erinnert, macht der Streit die Begleitmusik. Je herzlicher ich mit Rosa werde, desto obstinater wird Josefa; bald hat sie an Rosas Frisur, bald an ihrem Benehmen etwas auszusetzen. Obwohl sie dem Whisky nicht weniger zuspricht als Rosa, weigert sie sich, mit ihr eine neue Flasche vom Fensterbrett zu holen; als Rosa resolut aufsteht, um die Flasche zu bringen, läßt Josefa sich widerwillig nachschleppen.

Unbemerkt geht der Abend von der Farbe des Whiskys in die der Morgendämmerung über; da ich mich verabschiede, döst der Impresario-Manager im Nebenzimmer vor geleerten Whiskyflaschen; an Rosas Seite ist Josefa eingeschlummert.

Am nächsten Tag, als ich den Bericht schrieb, fühlte ich mich selbst wie ein Doppelwesen: ein privater Romantiker, zusammengewachsen mit einem beruflichen Realisten. Einerseits wollte ich kein indiskreter Gast sein, andererseits war ich ja eingeladen worden, um die Absurdität

effektvoll und geschäftsbelebend zu schildern. Nun, ich entlehnte die Realistik den medizinischen Abhandlungen und ließ der Romantik in einer Hymne auf Rosa freien Lauf.

Ein Prager Skandalblatt, „Der Arm mit dem Schwert", bediente sich meines Berichts, um unter dem Vorwand der Empörung und mit dem Mittel der Vergröberung die Geburtstagsfeier in eine Orgie zu verwandeln. Meine Bekannten hänselten mich mit Rosa, wollten Details über das Fest wissen, und mancher Besucher der Blažekschen Schaustellung machte hohe Angebote, um ebenfalls eine Privateinladung zu erhalten.

Erfolgreich hätten die Zwillinge ihr Gastspiel in der Heimat verlängern können, jedoch eine Tourneeverpflichtung rief sie nach Marokko, Algier, Tunis und Ägypten, und erst nach der Rückkehr von dort traten sie wieder einen Monat lang in Prag auf. Ich glaubte sie längst abgereist, als ich eines Tages ihren Italoamerikaner in einem Laden traf. Er war von der Begegnung offensichtlich unangenehm berührt, und auf meine Frage, ob auch die Damen noch hier seien, stotterte er, sie fühlten sich ein wenig unwohl und seien deshalb vorläufig in Prag geblieben.

„Ich möchte sie gerne besuchen", sagte ich.

„No, Sir, das ist unmöglich, sie sind krank, sehr krank, a rividerci, good-bye."

Da stimmte etwas nicht, da lag etwas vor, was er verheimlichen wollte. Selbst eine gewöhnliche Krankheit solch ungewöhnlicher Menschen ist keine gewöhnliche Krankheit.

Ich ging in die Wohnung, in der wir den Geburtstag gefeiert hatten. Dort saßen neue Mieter, die Schwestern Blažek waren mit Monatsende übersiedelt. Wohin? Die Hausbesorgerin wußte es nicht. „Ich glaube, sie sind abgereist", sagte sie. „Wohin?" fragte ich wieder. Die Hausbesorgerin sagte, sie habe keine Ahnung. Erst ein Trinkgeld brachte ihr in Erinnerung, daß der amerikanische Herr sie gefragt hatte, von welchem Bahnhof man nach Ričan fahre. „Vielleicht", sagte sie, „vielleicht sind sie nach Ričan gefahren."

„Vielleicht" ist vielleicht das Wort, dachte ich, das das Wagnis von der Pflicht unterscheidet, vielleicht sollte das Wort „vielleicht" das Losungswort des Reporters sein. Der Weg, dachte ich weiter, zu den Begebenheiten, zu denen er eingeladen wird, führt zu nichts, der Vielleicht-Weg führt vielleicht auch zu nichts, vielleicht aber auch zu etwas.

Also nach Ričan – vielleicht wird sich die Bahnfahrt lohnen, vielleicht sind die Schwestern dort.

Im Dorf Ričan hatte niemand sie gesehen oder von ihrem Hiersein gehört. Ich fragte nach dem Krankenhaus, es gab keines. Es gab nur ein Entbindungsheim in der Villa des Doktor Polifka.

Vom Gärtner der ersten besten Villa ließ ich mir einen Blumenstrauß binden und betrat die Villa Polifka. „Ich möchte die Damen Blažek besuchen."

„Blažek?" Der Pförtner schüttelte erstaunt den Kopf. „Wir haben keine Frau Blažek hier."

Zu meiner und meines Blumenstraußes Entschuldigung sagte ich: „Die Schwestern Blažek haben mir doch geschrieben, daß sie . . ."

„Ach so, Sie meinen diese Zusammengewachsenen?"

„Ja, sind sie nicht hier?"

„Die sollten vor ein paar Tagen zu uns kommen, aber statt dessen gingen sie auf die Klinik Kukula. Es war nur eine Appendicitis. Mein Gott, die Weiber, die reden sich leicht ein Kind in den Bauch."

Unverrichteterdinge mußte ich zum Bahnhof zurück. Mein Bukett warf ich ärgerlich über einen Gartenzaun.

Auf ein „vielleicht" hin, noch dazu auf das von einem Trinkgeld hervorgerufene „vielleicht", hatte ich eine Eisenbahnfahrt gemacht, Blumen gekauft, einen Nachmittag vergeudet.

„Vielleicht" ist vielleicht das Wort, dachte ich, das den Erfolg ausschließt, vielleicht sollte das Wort „vielleicht" ein Warnungswort für den Reporter sein, vielleicht sollte er auf ein „vielleicht" hin niemals eine Recherche unternehmen. Der Weg, dachte ich weiter, zu den Begebenheiten, zu denen er eingeladen wird, führt vielleicht doch zu etwas, der Vielleicht-Weg führt zu nichts.

Erst in zwei Stunden geht der Zug nach Prag. Ričan ist kein richtiges Dorf, es ist eine Villensiedlung, keine Bauernhäuser gibt es hier, keine Dorfschmiede, keine Mühle, keinen Weiher. Nur der Aprilwind, der mich heftig anfaucht, mag in Ričan wie in Škrejchov der gleiche sein, ein starker, feuchter und kühler Wind. Ich schäme mich vor ihm und gestehe mir ein, daß ich hier nichts zu suchen hatte.

Gut, daß die Mädchen nicht in der Villa Polifka liegen, das wäre ein zu arges Mißgeschick. Eine Blinddarmsache ist glücklicherweise nichts Gefährliches und nichts, was man geheimhalten müßte. Milder weht der Wind, streichelt mich, als wäre er mit mir einverstanden.

Dann aber sitze ich wieder im Eisenbahnzug, die Fenster sind geschlossen, rauchig, stickig ist die Luft im Abteil. Haben die Mädchen eigentlich einen gemeinsamen Blinddarm, oder haben sie zwei? Davon stand nichts in den anatomischen Untersuchungen, auch nicht in der psychisch-somatologischen. Warum sollten die Schwestern zuerst in ein Entbindungsheim kommen? Warum hat man dem Kollegen von der Reporterbörse, der täglich im Allgemeinen Krankenhaus die eingelieferten Fälle notiert, verschwiegen, daß die Blažeks auf der Klinik liegen?

„Vielleicht" ist vielleicht schlecht, „vielleicht" ist aber vielleicht gut, dachte ich und ging zum Krankenhaus. Ohne in der Aufnahmekanzlei nach den Blažeks zu fragen, stieg ich geradewegs die Treppe hinauf in die Klinik Kukula.

Da trat Professor Pitha in einem weißen Mantel und begleitet von zwei Herren in weißen Mänteln aus einer Tür am Ende des Korridors. Was macht Professor Pitha hier, der Leiter der geburtshilflichen Klinik? Unter normalen Umständen hat ein Gynäkologe bei den Chirurgen nichts zu tun, am allerwenigsten im Leinenkittel.

Ich verbarg mich vor den Ärzten und klopfte nach einer Weile an die Tür, aus der sie gekommen waren. Drinnen krähte ein Stimmchen. Eine mächtige Dame, mehr Wehmutter als Krankenschwester, trat heraus, sehr brüsk, sehr abweisend.

Ich sei von der Wiener Gynäkologischen Klinik, sagte ich, Herr Professor Pitha habe mich herbestellt.

Die Wehmutter änderte sofort den Ton. Leider sei Professor Pitha eben fortgegangen, in diesem Moment.

„Macht nichts, es ist nicht so eilig. Wann kommt denn Herr Professor Pitha wieder?"

„Heute nacht wird die Patientin" – sie verbesserte sich lächelnd –, „werden die beiden Patientinnen weggebracht, wegen der Zeitungen, Sie verstehen."

Ich legte alle Verachtung, die ein Wissenschaftler für die Presse aufbringen kann, in meine Miene und sagte skeptisch: „Diese Kerle schnüffeln ja doch alles heraus."

„Bis jetzt wissen sie nichts, obwohl schon drei Tage vergangen sind. Und wenn erst die Patientinnen von hier weg sind, kann niemand etwas erfahren."

„Bravo! Und drinnen? Alles in Ordnung?"

„Alles normal, die Kindesmutter normal und auch der Bub normal. Selbst Fräulein Josefa schimpft nicht mehr soviel, obwohl sie noch immer Milchbildung hat. Entschuldigen Sie, ich muß wieder hinein."

Die Nachricht schwang sich aus unserer Redaktion auf den Telegrafendraht, sprang auf die Druckmaschinen und drang zu den Lesern in allen Ländern: Ein halbes Doppelwesen gebärt ein Kind, die andere Hälfte zeigt sich empört, denn wie kommt sie dazu, gleichfalls das Wochenbett zu hüten und Milch in ihrem jungfräulichen Busen zu spüren, unschuldig, ohne Mehranlaß!

War der Fehltritt Rosas wirklich ohne Wissen, ohne Einverständnis und ohne Mitgefühl Josefas erfolgt? Hatte diese etwa geschlafen? War sie betäubt worden? Wenn nicht, warum hatte sie sich nicht entfernt, die moralisch gefährdete Schwester mit sich ziehend?

Amerika kabelte den Prager Zeitungen diese Fragen, und für die Antworten gab es Dollarschecks. Ich schrieb nichts, ich war der Sache nicht froh.

Bald aber schwand mein Schuldbewußtsein, denn ich wurde Zeuge von Indiskretionen und Konkurrenzmanövern aus dem Professorenkreis, und sie waren um nichts geringer als die der Tageszeitungen.

Hatten seinerzeit jene zwei Berliner Psychiater ihr „Glück dem Umstand verdankt, daß die Mutter des Pygopagen schwer erkrankte", so verdankten nun eine Reihe

von Gynäkologen ihr Glück dem Umstand, daß eine Tochter der alten Blažek in andere Umstände gekommen war. Die Geheimhaltung der Geburt und die Wegschaffung der Wöchnerin waren nur deshalb angeordnet worden, weil sich einige Professoren die Erstveröffentlichung sichern wollten. Jetzt, da das Geheimnis enthüllt war, jagten medizinische Reklamefeitel aus aller Welt heran, um wenigstens etwas von der Nachgeburt zu erhaschen.

Dank seiner machtvollen Beziehungen konnte der Wiener Hofrat Schauta, genannt „Habsburgs Klapperstorch", von der Entbindung Rosas und der Milchbildung Josefas den Rahm abschöpfen. „Ich bin in der außerordentlich glücklichen Lage", begann er seinen Vortrag, zu dem die Tagespresse eingeladen war, „als erster über ein Ereignis wissenschaftlich zu referieren, das bis jetzt niemals bei einer Doppelmißbildung zur Beobachtung kam: die Geburt eines Kindes." Hofrat Schauta, der über jedes freudige Ereignis im Kaiserhaus oder in Theaterkreisen erschöpfende Interviews zu geben pflegte, fuhr fort: „Es ist klar, daß mir jedes Sensationsbedürfnis fernliegt und es mir nur um die Festlegung dieses historischen Phänomens zu tun ist."

Ganz ließen sich die Prager Kollegen Schautas das Recht der Erstgeburt nicht rauben. Professor Pitha führte Mutter, Tante und Kind in der Aula vor, und sie mußten mit anhören, wie er in ihrer Muttersprache ironisch bedauerte, nicht auch den Freund Rosas vorstellen zu können, der sich durch die Vaterschaft den Dank der Wissenschaft erworben.

Inmitten der ärztlichen Rivalitätskämpfe machte der italienisch-amerikanische Impresario sein Geschäft, obwohl die Mädchen nicht mehr auftraten. Er ließ Photos und Ansichtskarten des Wochenbetts herstellen, in dem Rosa mütterlich-verklärt lächelte, während der Photograph der Josefa ein „bitte, recht feindlich" eingeschärft zu haben schien; die Bilder wurden in Massen abgesetzt. Außerdem nützte der Impresario die Wochen des Wochenbetts dazu aus, um Interviews mit der schuldigen Kindesmutter und der unschuldigen Kindestante gegen hohe Bezahlung an amerikanische Korrespondenten zu vermitteln. Er gab

auch selbst Auskünfte über die mirakulöse Empfängnis, wobei er in Abrede stellte, der Kindesvater zu sein; und weil er wußte, daß die Geburtsnachricht von mir stammte, deutete er rachsüchtigerweise an, ein Prager Journalist sei der Autor des Kindes.

„Allgemeinem Vernehmen nach wird das neugeborene Söhnchen der Schwestern Blažek", stand im „Arm mit dem Schwert" zu lesen, „auf den Namen Egon getauft werden; wäre dem Kind ein angewachsener Bruder mitgeboren worden, so hätte dieser den Namen Erwin erhalten zu Ehren des Reporters, der die Zeugung vorgenommen haben soll, um die Nachricht von der Geburt als erster veröffentlichen zu können."

Demgegenüber erkläre ich hiermit, nur die Nachricht von der Geburt des Kindes in die Welt gesetzt zu haben, nicht aber das Kind selbst.

# DIE HIMMELFAHRT DER GALGENTONI

Wahrlich, ich sage euch, die Buhlerinnen und die Zöllner werden euch einführen ins Himmelreich.

*Evang. Matthäi*

Selten habe ich so wüste Nachtlokale gesehen wie die rings um den Prager Gemüsemarkt und Fleischmarkt. Nicht als Nachtlokale waren sie gedacht, sondern als Morgenlokale, wo die Kutscher, die Bauern und die Bäuerinnen, die Fisch- und die Blumenhändlerinnen, die Metzgerburschen und die Markthelfer im Morgengrauen ihren Kaffee oder ihre Suppe schlürfen sollten. Aber diese Stätten für Frühaufsteher wurden zu Sammelbecken für Spätschlafengeher. Denn da sich ihre Tore just zu jener Stunde öffneten, in der die anderen Gaststätten von der polizeilichen Sperrvorschrift geschlossen wurden, traf sich hier all das, was das Bett scheute oder scheuen mußte, Kellner, Musikanten, Zeitungssetzer, Journalisten, Prostituierte, Säufer, Obdachlose, Zuhälter. Und die biederen Landleute und Marktleute wurden in den Hintergrund gedrückt.

In vielhundertjährigen Häusern staken diese Kneipen, und jede hatte ihre Geschichte. Unter dem Eichentisch der Schenke „Zur Hölle", wo immer Betrunkene liegen, lag 1378 Herzog Wenzel von Luxemburg, als Kammerherren eintraten, um ihm den Tod seines Vaters zu melden, des deutschen Kaisers Karl IV. Sie trugen den sinnlos Betrunkenen ins Schloß hinauf und setzten ihn auf den Thron.

Von der größten Zeche, die je im „Grünen Frosch" gemacht ward, erzählen noch heute Wirt und Stammgäste, als wären sie dabeigewesen. Aber es sind schon dreihundert Jahre her, seit Scharfrichter Mydlarz hier die zehn Schock Meißner Silberthaler nach dem Tagewerk vertrank, für das er sie verdient hatte: für die Massenhinrichtung der böhmischen Adelsherren.

In der Kaschemme „Bataillon" gibt es keine Teller, nur

Mulden, die in die Tische eingeschnitten sind; in diese Mulden wird aus einem Schlauch die Suppe gespritzt. Die Blechlöffel sind mit Ketten am Tisch befestigt, damit sie der Gast nicht mitnehmen könne.

Hier bezog Doktor Unger, Universitätsdozent für Staatsrecht und Abgeordneter des Landtags, seinen permanenten Aufenthalt, als er erfuhr, daß seine Frau Orgien mit seinen Kollegen feiere. Bevor er sich bewußt zu Tode trank, vermachte er sein Vermögen den neunzig Stammgästen des „Bataillon". Dafür sollten sie – so stand es im Testament –, jeder mit einer Flasche Haferschnaps in der Hand, an seinem Begräbnis teilnehmen, unterwegs auf sein Seelenheil trinken und sein Lieblingslied singen „Vorbei, vorbei ist alles, vorbei mein Lebensglück . . ."

Hinter dem Leichenwagen schritten die Witwe in schwarzem Schleier, der Oberstlandmarschall von Böhmen mit Zweispitz, goldgesticktem Frack und Degen, der Rektor und die Dekane der Universität in Talaren und Halsketten; und die Pedelle in purpurnem Ornat trugen die Zepter der Fakultäten. Neben ihnen und zwischen ihnen aber drängte sich der zerlumpte, saufende, grölende Chor der Erben. Nach wenigen Schritten brach die Witwe vor Scham zusammen. Am Grabhügel versuchte der Rektor seine Rede zu halten, die melodramatisch vom Gebrüll des Liedes „Vorbei, vorbei . . ." begleitet wurde. Seine Magnifizenz konnte nicht zu Ende sprechen; ein Dekan sank in Ohnmacht und wurde davongetragen, die anderen Trauergäste flüchteten in panischem Schrecken, dieweil die Bataillonsbrüder den Platz behaupteten und dem toten Kumpan weinend die geleerten Haferschnapsflaschen ins Grab schleuderten.

Ein Schwesterlokal des „Bataillon" war die „Mimose". Der bescheidene Name stammte wohl aus der Biedermeierzeit, aber für die Gäste war er ein Fremdwort, das sie sich nicht merken konnten, weshalb sie es „Phimose" nannten. Größer als die Wirtsstube war der Hof, in dem Gebirge von leeren Kisten standen. Sie gehörten dem im gleichen Hause befindlichen Leinenwarengeschäft Brumlick, wurden jedoch in der Nacht vom „Mimose"-Wirt an Liebespaare vermietet. Der Kellner Honza Luft, sonst als Athlet ge-

fürchtet, war wegen seiner Geschicklichkeit im Herausziehen von Spänen als Helfer beliebt.

Ich habe in der „Mimose" vielen gefährlichen Zusammenstößen beigewohnt, und alle wurden von Honza Luft geschlichtet, knapp bevor es zum Blutvergießen kam. Nur einmal sah ich seine Intervention kläglich scheitern. Das war, als zwei Veteraninnen der Prostitution aufeinander losgingen. Die eine stotterte, und die andere fluchte in einem wilden Rotwelsch, dem ich nur entnehmen konnte, daß es um einen Gast ging, den die Stotternde der Fluchenden abspenstig machen wollte. Plötzlich begann die Stotterin „Galgentoni, Galgentoni" zu brüllen und „diese da wird geholt, bevor einer aufgehängt wird". Da sprang die als „Galgentoni" Apostrophierte auf sie zu, warf sie zu Boden und schlug, allen Trennungsversuchen des Hünen Honza Luft spottend, so lange auf die unheimlich gellende Feindin ein, bis diese verstummte und leblos dalag. In diesem Augenblick trat die Polizei ein und arretierte die Galgentoni.

Die Schilderung, die ich als Zeuge dieses Frauenduells zu schreiben versuchte, mißlang, weil ich nicht wußte, was mit der Anspielung gemeint war, die diese brachiale Wut ausgelöst hatte. Ich nahm mir vor, die Partnerinnen gelegentlich darüber zu befragen. Jedoch keine der beiden erschien mehr in der „Mimose". Vielleicht war infolge der Schlägerei die eine verurteilt und die andere tot oder beiden das Lokal verboten.

Eine andere der Marktspelunken hieß Café Melantrich. Auch hier saßen an den Tischen Gestalten, die sich durch nichts von den Stammgästen des „Bataillon" oder der „Mimose" unterschieden. Dennoch stellten sie eine Elite dar gegenüber den Außenseitern, die sich im Korridor drängten, Krakeeler, Gewalttäter, Epileptiker oder Aussätzige. Ihnen erlaubte Herr Isidor Natscheradetz, genannt „Mungo", nicht den Eintritt in das Innere seines Lokals. Stehend mußten sie ihre Zeche konsumieren und neidisch ein Spalier für die Privilegierten bilden, die ungehindert im inneren Heiligtum ein und aus gehen durften.

In diesem Spalier bemerkte ich eines Tages die beiden Duellantinnen aus der „Mimose". Ich ging auf die Galgen-

toni zu, und unser Gespräch begann mit ihrer Frage, ob ich ihr einen Schnaps bezahlen wolle. Ich zahlte nicht nur ihr einen Schnaps, sondern auch der Stotterin und sogar ihrer anderen Nachbarin, die als Frieda Kniefall angesprochen wurde. Allviert tranken wir einander zu und waren fast Freunde. Als ich jedoch mit der Frage herausrückte, weshalb denn die Galgentoni damals so wütend geworden, verstummte sie unwillig. Vergeblich redeten Stotternde und Frieda Kniefall – die eine schimpfend, die andere gleisnerisch – auf sie ein, mir Auskunft zu geben.

Von Zeit zu Zeit ging Mungo Natscheradetz mit mißtrauischem Gesicht vorbei; er schien sich von einem Interview mit den verrufensten seiner Stammkundinnen keine Reklame für das Lokal zu versprechen.

Erst nach der dritten Runde Schnaps erklärte sich die Galgentoni bereit, mir zu verraten, worin ihre Beziehung zum Galgen bestand, aber sie knüpfte eine Bedingung daran: ich müßte zu ihr kommen in ihre Wohnung, dort werde sie mir alles genau erzählen. An diesem Besuch lag ihr mehr als an Schnaps oder Geld, ihre Wirtin und ihre Mitbewohnerinnen sollten sehen, daß sie noch Gäste empfange!

In einer unbeschreiblich elenden Kammer im Ledergäßchen saß ich viele nächtliche Stunden lang bei der Galgentoni. Mühselig mußte ich die Details ihrer Lebensgeschichte herausholen, aber ein Redeschwall brach aus ihr, als sie sich, sozusagen vor einem imaginären Richter, zu ihrer Verteidigung aufschwang und zu Anklagereden gegen eine polnische Wanda, die Stotterbetty und die Frieda Kniefall, gegen Mungo Natscheradetz und gegen die Sittenpolizei. Sie verlangte von dem imaginären Richter nicht nur einen glorreichen Freispruch für sich, sondern auch die Verurteilung jener Feinde und Feindinnen.

Ihr Schicksal aber war ein Schicksal zwischen blauester Romantik und grauester Realistik, der Sturz aus einem eingebildeten Paradies in die scheußlichste Gosse, in der sich nur der Wunsch spiegelte, in jenes Paradies zurückzukehren.

Ein paar Wochen später wollte ich die Galgentoni wieder sprechen, fand sie jedoch weder auf dem Korridor des

Cafés Melantrich noch in ihrer muffigen Bude im Ledergäßchen. Dort sagte man mir, sie sei im Krankenhaus, im Krankenhaus erfuhr ich, daß sie gestorben sei.

Nun fährt sie also zu dem imaginären Richter hin, auf dessen Urteil sie sich mit ihren Plädoyers vorbereitet hat. Sicherlich vollzog sich diese Himmelfahrt so, wie es sich die Galgentoni vorgestellt hat. Freunde, laßt uns daran nicht zweifeln! Am Sammelplatz der Seelen, wo die Vorstadt der Welt endet, wartet ein gewöhnlicher Polizeiwagen. Und doch kein ganz gewöhnlicher. Es ist ein Polizeiwagen für Höhenfahrt, denn der Klepper, der ihm vorgespannt ist, hat weiße Fittiche, und auch der Polizeiwachtmeister, der auf und ab geht, ist geflügelt. Nicht lange braucht er der Fahrgäste zu harren. Seht, dort kommt schon jemand.

Im Nachthemd, ein weißes Tuch um Kopf und Kinn geknüpft, in der einen Hand einen Kranz, in der andern eine brennende Wachskerze, knickst Frieda Kniefall vor dem Polizeiwachtmeister. Direktenwegs geht sie auf den Wagen zu, direktenwegs will sie ins Paradies.

„Schutzmännchen, mein Schutzengelchen", piepst Frieda Kniefall, „ich komme direktenwegs ins Himmelreich. Das hat mir vor einer Stunde der hochwürdige Herr Pfarrer versprochen, als er mir die Letzte Ölung gegeben hat." Fräulein Frieda Kniefall, habe der geistliche Herr zu ihr gesagt, Sie kommen direktenwegs ins Himmelreich ...

Freundlich erklärt ihr der Wachtmeister, niemand komme sogleich ins Himmelreich, alle Seelen werden zunächst dem Fegefeuer eingeliefert. Dieser Umweg stört die Frieda nicht allzusehr, sie hat ja die Zusicherung vom Herrn Pfarrer, im Himmel aufgenommen zu werden. Aber warum fährt der Wagen noch nicht ab, da sie doch schon hier ist?

Ja, man müsse bis Mitternacht warten. „Wir sind heute der letzte Transport; wer bis vierundzwanzig Uhr stirbt, fährt noch mit uns hinauf."

In der Tat kommt eben ein anderer Passagier, Herr Mungo Natscheradetz. Er entschuldigt sich, daß er die Herrschaften habe warten lassen, er ist überzeugt, nur auf ihn habe man mit der Abfahrt gewartet, und verlangt eine

Fahrkarte erster Klasse in den Himmel, ohne Umsteigen, Schlafwagen womöglich. „Kostet, Herr Kondukteur?"

Wie oft schon mag der Wachtmeister die Auskunft gegeben haben, daß es keine direkte Linie in den Himmel gebe! Herr Natscheradetz hat ein überlegenes Lachen zur Antwort! „Das sagen *Sie*! Sie scheinen nicht zu wissen, wer ich bin!" Er liest seine Todesanzeige vor: „Wir betrauern in dem Heimgegangenen einen hochprima Charakter von vorzüglicher, erstklassiger Qualität..." Hernach, der Wirkung sicher, die dieser Text gemacht haben muß, will er die Wagentür öffnen. Aber der Wachtmeister hält ihn zurück, und Frieda Kniefall äußert mit einem Seufzer: „Wir müssen uns in himmlische Geduld fassen."

Mungo Natscheradetz ist baß erstaunt, die Frieda hier zu sehen, jovial streckt er ihr die Hand hin, aber Frieda Kniefall will hier mit dem Wirt der übelbeleumundeten Kaschemme nichts zu tun haben.

„Ich kenne Sie nicht", äfft Mungo Natscheradetz ihr nach, „und seit zwanzig Jahren verkehren Sie bei mir im Lokal, um sich Gäste zu schnappen."

Darüber erschrickt Frieda Kniefall, denn wenn das der Wachtmeister hört und höhern Orts meldet, kann ihr das sehr schaden, der Zusicherung des geistlichen Herrn zum Trotz. Spitzig flüstert sie Mungo Natscheradetz zu, seit langem verkehre sie nicht mehr in seinem Café, seit der Zeit nämlich, da ihr Bräutigam dort all ihr Geld verspielt habe.

Nun ist es Herr Natscheradetz, der erschrickt, denn mit der Beschuldigung, eine Spielhölle gewesen zu sein, könnte ihm, seiner Todesanzeige zum Trotz, die Hölle heiß gemacht werden.

Zum Glück für beide kann der Wachtmeister von dem Gespräch nichts hören, weil sich aus der Ferne ein Gassenhauer nähert, von einer heiseren Stimme geschmettert. Ist das überhaupt eine Stimme zu nennen? Ja. Denn wie aus einem Mund sagen Mungo Natscheradetz und Frieda Kniefall, die Stimme komme ihnen bekannt vor.

Und da erscheint auch schon unsere Galgentoni im Mondscheinlicht. Sie stoppt ihr Lied erst, als sie die vertraute Silhouette eines Polizeiwagens vor sich sieht. Wie

sie es wohl immer getan, versucht sie die Wagentür mit dem Fuß aufzustoßen. Hier aber scheint das nicht die richtige Art und Weise zu sein, der Wachtmeister schiebt sie zur Seite. Die Galgentoni nimmt das nicht übel. Sie ist so froh, aus dem Spittel raus zu sein, daß ihr kein Polizist die Stimmung vermasseln kann. Nur ungeduldig ist sie, sie will in den Himmel; sie brauche kein Billett, ruft sie, sie habe eine Jahreskarte, sogar schon kontrolliert, einmal wöchentlich vom Herrn Polizeiarzt bei der Hurenvisite.

Entsetzt raunt Frieda Kniefall dem Herrn Natscheradetz zu, das sei doch die Galgentoni.

Herrn Natscheradetz zu erzählen, daß das die Galgentoni sei, ist auf Ehre sehr gut! Herr Natscheradetz hat sie nicht in die Gaststube gelassen, auf dem Korridor stehend, mußte sie den Kaffee trinken. Und jetzt will sie in den Himmel!

Jawoll, das will die Galgentoni, und möglichst schnell. „Sollen wir denn hier warten, bis es irgendeinem Hottentotten in Italien beliebt, die Beine steif zu machen?"

„Mit solcher Benehmität will sie in den Himmel", murmelt Mungo Natscheradetz seinem Bart zu.

Toni hat es gehört. Sie faucht ihn an, hier habe er nichts mehr zu befehlen, sondern zu schweigen, widrigenfalls sie ihn vor seine Adlernase stoßen müßte, daß er die Engel pfeifen hört, bevor er noch mit der Grünen Minna abgefahren ist. Dabei fällt ihr ein, daß die Grüne Minna, die Rheumatismuskiste da, noch immer nicht Miene macht, abzudampfen.

„Ich will mir hier doch kein Geschäft aufmachen", denkt sie laut, sehr laut sogar. „Das ist nicht mein Strich, so ein mieses Revier such ich mir nicht aus. Wie ein Kind freu ich mich seit zweiundfünfzig Jahren auf meine Himmelfahrt, und jetzt soll ich Schlange anstehen? Also los jetzt, Himmel, Arsch und Zwirn, sonst passiert was!"

Frieda Kniefall bekreuzigt sich, der Himmel beschütze uns, betet sie, und der Wachtmeister schwingt seinen Gummiknüppel. Die Toni rät ihm eindringlich, keine Wellen mit seinen Flügeln zu machen. Ihre Bestimmungsstation sei der Himmel, und der warte schon auf sie.

„Oder aber die Hölle", sagt der Wachtmeister, wofür er

von Mungo Natscheradetz belobt wird, das sei eine ausgezeichnete Abfuhr gewesen, einfach brillant!

Das sei ihr scheißegal, brüllt die Toni, keinesfalls werde sie ihre Pedale hier anfrieren lassen, das sei kein Himmelsstrich für sie. „Wenn die Fuhre nicht gleich abgeht, wichse ich in den Schimmel hinein, daß euch die Pferdeäpfel um die Ohren sausen und die ganze Milchstraße auseinanderläuft."

„So eine Ausdrucksweise hab ich noch nicht erlebt, seit ich tot bin", beteuert Mungo Natscheradetz. Der Wachtmeister ist wütend. „Halten Sie den Mund", sagt er zu Toni, „sonst ..."

Toni krempelt sich die Ärmel auf und geht auf ihn los. „Sonst? Sonst was?" zischt sie. „Jetzt hat's aber zwölf geschlagen!"

Und da schlägt es wirklich zwölf, und der Wachtmeister schlägt den Ton eines Bahnhofschaffners an: „Einsteigen die Herrschaften, nicht so drängen."

Mungo Natscheradetz drängt sich vor, Toni stößt ihn zur Seite. Kann man's ihm übelnehmen, daß er verärgert fragt: „Gibt's denn da keine erste Klasse? Muß ich mit der Chonte im Wagen fahren?"

„Mit so einer Person", assistiert ihm Frieda Kniefall, „wer mir das bei Lebzeiten gesagt hätte!" Niemals noch sei sie in einem Polizeiwagen gefahren.

„Wirklich nicht?" sagt Toni. Dann könne sich Fräulein Frieda Kniefall ja ein Taxi nehmen, sogar eins für sich allein und ihren Jungfernkranz, wenn sie fürchte, daß Herr Natscheradetz ihn im Wagen zerdrücken könnte.

Mungo Natscheradetz überhört das, er ist damit beschäftigt, den Wagen mißtrauisch zu mustern. „Das heißt eine Karosserie! Ich hab direkt Angst, daß das auseinanderfällt." Worauf die Galgentoni ihn höhnisch beruhigt: „Was kann Ihnen denn noch passieren, Sie toter Jud, Sie?"

Schließlich sind die Fahrgäste einwaggoniert, es knallt die Peitsche, es schwingen die Flügel des magern Hippogryphen, es pfeift der Wind, und es fährt der Wagen von der Erde ab, über Wolkenberg und Wolkental, dem Fegefeuer zu.

Das Fegefeuer sieht aus wie eine Gerichtsstube, aber

die Hinterwand hat zwei seltsame Tore. Das eine samt zugehörigem Schilderhaus ist blau und gold gestreift, und eine Lichtreklame mit der Aufschrift „Himmel" funkelt darüber. Schwarz und rot ist das andere Tor, düster seine Tafel: „Hölle". Vor dem blau-goldenen Schilderhaus trippeln zwei Engel, den Palmwedel geschultert, auf und ab; vor dem anderen versehen den Wachtdienst zwei geschwänzte Teufel, die Birkenruten wie Säbel gezogen. Mond und Sterne leuchten nahe, Wolken durchschweben den Gerichtssaal.

Vorne am Gerichtstisch ist der Präsident des Obersten Gerichtshofs eingenickt, ein Herr mit langem Wattebart und ebensolchem Haupthaar. Rechts und links von ihm markieren zwei Assessoren, der himmlische und der höllische, eifrige Arbeit, bis sie am Schnarchen merken, daß der Alte schläft. Da schieben sie die Akten beiseite, zünden ihre Zigaretten an der Mondscheibe an und beginnen eine Diskussion über Gott und die Welt. Solange es nur über Gott und die Welt geht, sind sie in ihren Ansichten ziemlich einig, aber als die Debatte die Politik streift, bricht ein Konflikt aus. Der Himmelsassessor, ein glatter Herr mit Monokel, Schnurrbärtchen und Orden, schnarrt wütend, es sei eine Affenschande, daß man mit jeder hergelaufenen Seele lange Verhandlungen abführe, statt einfach kurzen Prozeß zu machen. Und immer, wenn er ein wenig das römische Recht studieren wolle, müsse er das ewige Gewimmer aus der Hölle anhören. Wehleidige Schlappschwänze! Sollte man alle an die Wand stellen.

Demgegenüber bekennt sich der Höllenassessor zur Demokratie, jeder müsse wimmern können, soviel er wolle.

Der laute Streit weckt den Präsidenten. Der schwingt die Tischglocke. „Ruhe! Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Seelen."

Die beiden Assessoren haben kaum die Zigaretten verlöscht und ihre Plätze eingenommen, als auch schon Pferdegetrappel, Wagenrollen und Peitschenknall die Ankunft von Zuwachs verkünden – es ist der, den wir kennen. Unsere drei Freunde werden angewiesen, sich auf die Bank zu setzen, jedoch Mungo Natscheradetz gestattet sich, sich höflichst vorzustellen und um Aufenthaltsbewilligung im

Himmel zu ersuchen, vielleicht könne er früher drankommen, er sei nämlich momentan effektiv pressiert; er flüstert dem Präsidenten zu, er lasse sich's gern was kosten ...

„Was fällt Ihnen ein?" schreit ihn der bemonokelte Himmelsassessor an, „Sie atmen hier Himmelsluft!" Nun, Mungo Natscheradetz ist auch bereit, ein Luftgeschäft zu machen, aber der Präsident heißt ihn sich hinsetzen und ruft Frieda Kniefall auf. Mungo Natscheradetz murmelt: „Rischeß!"

Der Präsident hat in Frieda Kniefalls Akten geblättert und erklärt sie schuldig der Heuchelei. Bevor die erschrokkene Frieda auf die ausdrückliche Zusage des Herrn Pfarrers hinweisen kann, daß sie direktenwegs ins Himmelreich eingehen werde, wird sie von den beiden Teufelsposten gepackt. Sie sträubt sich und schimpft und droht, ohne daß es ihr nützt. Unsanft wird sie durchs Höllentor befördert, aus dem ein Feuerschein aufflammt.

Als nächster wird Herr Natscheradetz vorgerufen, was wiederum der Galgentoni nicht recht ist. Lange genug, zweiundfünfzig Jahre, warte sie schon auf den Klimbim, sie wolle hier nicht versauern; o nein, da kenne man sie schlecht. Den Himmelsassessor, der sie schneidig zurechtzuweisen versucht, nennt sie einen vertrottelten Monokelfritzen. Die Teufelsposten wollen, sich schüttelnd und die Zunge bleckend, die Galgentoni einschüchtern. Die aber kriegt nur einen Lachkrampf. „Ihr seid wohl aus dem Pfefferkuchenladen geflitzt? Verkriecht euch nur schnell mit euren Schwänzen, oder ich ..." Flugs ziehen die Teufel ihre Schwänze ein und verstecken sich im Schilderhäuschen.

Milde sagt der Präsident zur Galgentoni: „Seien Sie endlich still." Da wird sie endlich still. O weh, denkt sie, jetzt hab ich die Karre ganz verfahren, jetzt ist's Essig mit dem Himmel.

Mungo Natscheradetz wird befragt, was er zu seiner Verteidigung vorzubringen habe. Schemajisröl! Zu seiner Verteidigung! Wenn er gewußt hätte, daß er hier eine Verteidigung brauche, hätte er seinen Anwalt mitgebracht. Mit bewegter Stimme liest er seine Todesanzeige vor: „Tiefbetrübt geben wir Nachricht vom Hinscheiden des

Herrn Isidor Natscheradetz, Seniorchef des bestrenommierten Café Melantrich, Melantrichgasse ..."

„Der alte Hurenstall", ruft die Galgentoni dazwischen.

„Ihnen gesagt, hineingelassen worden zu sein!" antwortet ihr Mungo Natscheradetz und schickt sich an, in der Vorlesung seiner Todesanzeige fortzufahren, aber der Präsident nimmt sie ihm aus der Hand und gibt sie dem Teufelsposten, der sie durch das Höllentor wirft, „ein Stück Papier für besondere Zwecke".

Natscheradetz schreit auf: „Was, meine Todesanzeige wollen Sie als Ascher-Joze-Papier verwenden? Wissen Sie, was die gekostet hat?"

„Sie können ihr gleich nach", verurteilt ihn der Präsident, „Sie sind ein Kuppler."

Bevor das Höllentor hinter Mungo Natscheradetz zufällt, hört man, wie er dort Freunde begrüßt: „Ah, Schlesinger und Sinaiberger, ihr seid auch schon da?"

Nun wird Antonia Havlova aufgerufen, und das ist der bürgerliche Name der Galgentoni. Ihre Akten werden herbeigetragen, Assessoren, Doppelposten und sogar der Wachtmeister haben daran zu schleppen, daß sie keuchen. Der Präsident liest die Titel der Aktenstöße: „Geheimprostitution", „Körperverletzung", „Ruhestörung", „Grober Unfug", „Verunreinigung öffentlicher Plätze". Erschreckt hört die Galgentoni diese Vorlesung. „Prost Mahlzeit", brummt sie, „das Geschreibsel haben sie hier auch!"

Sie ist, wie sich ergibt, zweiunddreißigmal polizeilich und – drei-, nein, viermal gerichtlich vorbestraft. „Immer unschuldig, hoher Gerichtshof", beteuert sie, „immer unschuldig, so wahr ich lebe."

Alle erschrecken.

„Wer lebt?"

„Ach so, ich bin ja tot. Das vergißt man in der Aufregung."

Der Präsident fragt sie: „Antonia Havlova, haben Sie noch einen anderen Namen, ich meine: einen Spitznamen?"

Ja, antwortet sie mißtrauisch, den habe doch jede von ihrer Gilde. Auf weiteres Befragen gibt sie diesen Spitznamen an: „Mich nennt man die Galgentoni."

Der Präsident schiebt die Akten fort und fragt, warum

man sie so nenne. Da kommt er aber schön an. Das seien ihre ureigensten Privatangelegenheiten, das stehe in keinem Akt, da habe sich keiner hineinzumischen, darüber gebe sie keine Auskunft. Schikanieren lasse sie sich nicht, das habe nicht einmal die Sittenpolizei fertiggekriegt, darüber rede sie nicht, und wenn man sie auch in den heißesten Höllenkessel schmeiße.

Ruhig läßt der Präsident diesen Wortschwall über sich ergehen und erinnert sie, daß sie ja die Geschichte auch bei Lebzeiten manchmal erzählt habe.

Oh, das sei eine ganz andere Kiste gewesen. Wenn jemand sie besucht habe oder mal drei Glas Schnaps bezahlte, das war die Taxe, dann konnte er allenfalls die Geschichte verzapft kriegen. Aber zwingen – nein, Herr!

Nun, Schnaps wird hier nicht geführt, aber dafür gibt's Äther genug. Auf ein Zeichen des Präsidenten senkt sich aus den Wolken eine Flasche nieder, und die Galgentoni äußert ihr Erstaunen, daß sich auch die himmlischen Heerscharen zeitweise einen hinter die Binde gießen. Gegen eine solche Verdächtigung protestiert der ganze Gerichtshof entrüstet.

Es ist ein guter Schluck, den Toni aus der Ätherflasche macht. „Fein! Ein Klassetröpfchen! Gibt's das in der Hölle auch?"

Statt einer Antwort erhält sie die Aufforderung, zu erzählen.

„Ja also, heiliger Gerichtshof, das ist schon eine alte Brühe. Das ist schon bald nicht mehr wahr. Es war am 12. August 1881."

„Da sind es heute dreißig Jahre", bemerkt der Präsident, worauf Tonis Mißtrauen verstärkt wiederkehrt. „Wirklich wahr, auf den Tag dreißig Jahre! Na und? Hab ich mich nicht auf Erden genug damit herumgeschlagen? Wollen Sie mir aus der Sache hier auch noch einen Strick drehen?"

„Erzählen Sie nur ruhig, Toni."

„Also, ich war damals im Salon Koutzki angestellt, in der Plattnergasse."

„Hm", macht der Präsident, „Ecke Saazergäßchen, nicht wahr?"

„Da schau her, Sie kennen das Lokal? Haben Sie auch bei uns verkehrt?"

Assessoren und Wachtposten kichern.

„Sie müssen sich dafür gar nicht genieren, Herr Gerichtshof, es war ein sehr nobles Etablissement, nur Herren aus der ersten Gesellschaft waren unsere Stammgäste. Das können Sie mir doch bestätigen, wenn Sie uns beehrt haben, Herr Gerichtshof."

Vergeblich versucht das Personal das Lachen zu verbeißen, und ärgerlich gebietet der Präsident Ruhe. Und die Galgentoni erzählt weiter:

„Also, ich war damals bei Koutzki in der Plattnergasse und war weitaus die schönste von den Damen."

Der Himmelsassessor räuspert sich.

„Sie sollten lieber nicht hüsteln, sonst kommt Ihnen Ihr Monokel in die falsche Kehle. Wenn ich sage, ich war die schönste von den Damen, so können Sie mir das glauben. Heute bin ich ja ein alter Schlampen, was hätte ich davon, mich zu rühmen? Aber damals war ich ‚die blaue Toni', wegen meiner blauen Augen und weil ich ein blaues Empirekleid aus Atlas getragen hab, Ajour-Strümpfe und Lackschuhe. Wenn ich in den Salon hinuntergekommen bin, haben immer schon Herren auf mich gewartet, und um vier Uhr früh, bevor Schluß gemacht worden ist, haben sie sich vor meinem Zimmer angestellt, ganze Reihen, jawohl. So eine Klasse war ich. Alle Damen – Sie wissen, die Kolleginnen – haben mich beneidet."

„Nun, und was war am 12. August?"

„Ja, also am 12. August saßen wir, alle Damen, in der Küche beim Essen, da kam ein Detektivinspektor von der Polizei mit einem Gefängniswärter vom Strafgericht und tuschelte mit der Frau Koutzki. Wir haben gehört, wie die Alte sich aufregt und wie der Inspektor sagt, er habe es satt, von einem Puff ins andere zu laufen. Wenn ihm die Frau Koutzki Schwierigkeiten macht, so wird er ihr nächstens auch Schwierigkeiten machen. Natürlich hat die Alte sich mit ihm nichts anfangen wollen, na und da kommt sie zu uns nach hinten, und der Inspektor fragt, ob eine von uns Damen nicht ins Strafgericht gehen möchte zum Ferdinand Prokupek. Und Frau Koutzki hat dazu gesagt, sie

gibt der Betreffenden noch fünf Gulden extra. Natürlich hat sich keine gemeldet."

„Es hat sich eine gemeldet", unterbricht der Präsident die Darstellung.

„Nein, hoher, heiliger Gerichtshof, es hat sich keine gemeldet. Ganz Prag hat ja gewußt, daß der Prokupek morgen gehängt wird, weil er drei Mädel erwürgt hat, eine bei Brandeis, eine bei Krtsch, und die restliche hat er ins Wäldchen bei Hodkowitschka gelockt. Alle drei hat er erwürgt, und dann hat er die Leichen verstümmelt. Ein scheußlicher Kerl. Und so hat er auch auf dem Bild ausgesehn, das von ihm im ‚Illustrierten Kurier' war – ein Strolch mit zerfressenem Gesicht, das Kotzen ist einem angegangen, wenn man nur die Photographie angeschaut hat, pfui Teufel!"

Zum Glück baumelt die Flasche noch, so daß die Galgentoni den Ekel hinunterspülen kann und weitererzählt: „Der Detektivinspektor hat eine Dame gebraucht, weil der Prokupek sich gewünscht hat, ein Mädchen bei sich zu haben, und wenn einer hingerichtet wird, muß ihm sein letzter Wunsch nämlich erfüllt werden."

Diese Gelegenheit, mit seiner Kenntnis des römischen Rechts zu protzen, läßt sich der Himmelsassessor nicht entgehen. Devot bemerkt er zum Präsidenten, das sei das alte Scortum Scorto.

„Was ist los?" fragt die Galgentoni.

„Nichts ist los, das ist aus dem römischen Recht", sagt der Himmelsassessor.

„Dann unterlassen Sie, bitte, solche Bemerkungen. Bei uns gilt das nicht, und es hat sich auch keine gemeldet."

„Aber Toni", sagt der Präsident, „es hat sich ja doch eine gemeldet."

„Nein, hoher, heiliger Gerichtshof, das muß ich doch besser wissen, es hat sich keine gemeldet. Nicht einmal die Ludmilla wollte gehen, ‚nicht für tausend Gulden', hat sie gesagt. Und sie war doch die mieseste von uns, daran werden Sie sich ja noch erinnern, Herr Gerichtshof, wenn Sie unser Stammgast waren."

„Ruhe am Richtertisch, wenn ich bitten darf", ruft der Präsident, denn die Assessoren prusten wieder los.

„Weil also keine von uns Damen zum Prokupek gehn wollte, so hat die Frau Koutzki zur Frau Petrikova gesagt, sie soll sich anziehn und ins Strafgericht mitgehn. Die Frau Petrikova war damals nur Bedienerin bei uns, drei viertel Jahre vorher war sie noch Dame gewesen, aus dieser Zeit werden Sie sie vielleicht kennen, Herr Gerichtshof."

„Ruhe!"

„Olga hat sie damals geheißen. Aber dann ist sie krank geworden, und als sie aus dem Spital zurückgekommen ist, hat sie so alt und häßlich ausgesehn, daß man sie unmöglich in den Salon lassen konnte. Eingefallene, fleckige Wangen hat sie gehabt und rote Augen, die Haare sind ihr ausgegangen, und immerfort war sie heiser. Furchtbar."

Ein neuer Schluck aus der Ätherflasche schwemmt die Erinnerungen weg.

„Die Frau Koutzki wollte die Olga nicht mehr aufnehmen, aber weil sie so geheult hat, daß sie sich umbringen wird, hat man sie auf dem Sofa im Doktorzimmer schlafen lassen und hat ihr das Essen gegeben. Dafür hat sie dann eben aufräumen müssen und hat natürlich nicht mehr Olga geheißen, sondern Frau Petrikova. Weil nun keine von uns Damen zum Prokupek hat gehn wollen, sollte sie diejenige sein. Da hat sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und hat aufgeschrien, aufgeschrien ohne Stimme. Lieber schmeißt sie sich in die Moldau, hat sie gesagt und hat gezittert wie Sülze ... Da fiel mir plötzlich ein, zu sagen: Ich geh zum Prokupek ..."

„So, so!"

„Jawohl, dann bin ich also mit dem Inspektor losgezogen bis ins Strafgericht. Damals war ich zum erstenmal dort. Im Aufnahmebüro waren ein paar Aufseher, die haben so blöd gemeckert: ‚Gute Unterhaltung wünschen wir Ihnen, Fräulein', und dann haben sie mich genau und gründlich abgetastet – angeblich, ob ich nicht ein Messer oder einen Strick für den Prokupek mitbringe. Na, vielleicht haben sie auch wirklich Angst gehabt, daß ich ihnen die schöne Hinrichtung verderben könnte. Und ein junger Aufseher hat ganz traurig zu mir gesagt: ‚So ein bild-

hübsches Mädel, schämen Sie sich nicht?' Er hat geglaubt, ich mache es wegen der paar Gulden. Na, und dann haben sie mich in die Zelle vom Prokupek geführt. Sein Bild hab ich schon aus dem ‚Illustrierten Kurier' gekannt, das hab ich Ihnen, glaube ich, schon erzählt. Aber er war noch viel ähnlicher als auf der Photographie. So eine schmierige Zuchthauskluft hat er angehabt und lauter Stoppeln und Pickel im Gesicht."

Ein Zug aus der Ätherflasche beweist, daß der abstoßende Eindruck, den der Mörder auf sie gemacht hat, ein tiefer war.

„Wie ich ihn gesehn hab, hab ich mir gedacht: Wenn ich nur schon wieder draußen wäre! Aber anmerken hab ich mir das nicht lassen. Wenn ich schon einmal da bin, soll er sich auch mit mir freuen. Ich weiß, was ich meinem Beruf schuldig bin. Ich hab also zu ihm gesagt: ‚Ihr Bild habe ich schon im »Illustrierten Kurier« gesehen, hat mir gleich gefallen, deshalb bin ich gekommen.' Da hat er etwas ganz Ordinäres gebrummt: ich soll ihn ..."

Hier hält es der Präsident für angebracht, den Satz selbst zu vollenden: „... den Buckel runterrutschen."

Diese Fassung aber ist nicht die authentische. „O nein", beharrt die Galgentoni, „noch viel gemeiner. Sie verstehen schon, hoher Gerichtshof, ich brauche mich hoffentlich nicht darüber zu verbreiten, das wäre mir peinlich. Eine halbe Stunde war ich mit dem Prokupek, da sagt er zu mir: ‚Jetzt kannst du gehn.' Ich war heilsfroh, daß es vorbei war, ich hab ja so eine Angst gehabt, daß er mich vielleicht auch erwürgen wird wie die drei Mädel. Aber wie ich ihm die Hand geben will, hat er mir leid getan. Ich hab mir gedacht, am Morgen holt ihn der Henker, und da hab ich zu ihm gesagt: ‚Ich möchte gerne noch ein bißchen bleiben.' Da hat er wieder so etwas gebrummt wie vorher. Sie wissen schon ..."

„Gewiß, Sie müssen es nicht wiederholen."

„Nein, nein, ich wiederhole es nicht, ich erwähne nur, daß er wieder so etwas Unfeines gesprochen hat. Aber es hat ihn doch *sehr* gefreut, daß ich gesagt hab, ich möchte dableiben. Na, und um zwei Uhr nachts bin ich nach Hause gerannt und bin gleich auf mein Zimmer und

wollte mich schlafen legen. Da sehe ich, daß mir meine Kolleginnen, die Damen, diese Säue, einen Galgen aus Pappdeckel auf den Nachttisch gestellt haben. Mit so etwas macht man doch keine Witze, nicht wahr, hoher Gerichtshof? Ich hab einen solchen Zorn gehabt, daß ich kaum einschlafen konnte. Wie ich am Nachmittag zum Frühstück runterkomme, haben alle schon die Hinrichtung in der Zeitung gelesen und fangen an, mich zu uzen: ‚Du bist wohl so stolz geworden, weil sie deinen Liebsten erhöht haben?' – ‚Schlepp uns nur keinen kleinen Prokupek ins Haus, sonst erwürgt er uns noch alle.' Je mehr ich mich geärgert habe, desto mehr haben sie mich gehöhnt, und wütend bin ich auf mein Zimmer gelaufen."

„Aber Sie sind doch wieder hinuntergegangen, Toni?"

„Erst am Abend, wie das Geschäft angefangen hat. Wie ich also abends in den Salon runterkomme in meinem blauen Empirekleid, das mir so gut gepaßt hat – Sie erinnern sich doch noch ...?"

„Ja, ja, erzählen Sie weiter."

„... da haben die Luder alle im Chor gerufen: ‚Galgentoni!' Und denken Sie, diese Gemeinheit: den Gästen haben sie auch erzählt, wo ich gestern abend war. Das ist doch unlauterer Wettbewerb, nicht wahr, hoher Gerichtshof? Meine treuesten Gäste haben mich nicht einmal angeschaut."

Und jetzt dringt auf die Galgentoni eine Erinnerung ein, die nicht mit Äther hinunterzuspülen ist und nicht mit Tränen. Sie schluchzt, da sie vom blonden Willy erzählt: „Um ein Uhr ist der blonde Willy gekommen, der war schon drei viertel Jahre mein richtiggehender Liebster – ich hab den Lausejungen, den elenden, so schrecklich gern gehabt, nie mehr werde ich einen wieder so gern haben – ein feiner Junge, er war immer tipptopp angezogen, Sie werden sich sicherlich noch an ihn erinnern, hoher Gerichtshof, er ist immer am Mitteltisch gesessen, mit gelben Handschuhen und einer grün-weißen Krawatte. Also, ich will mich zu ihm setzen, da schreit er durchs ganze Lokal: ‚Bevor mich der Henker hochzieht, laß ich dich schon rufen.'"

Tonis Körper schüttelt sich vor Schmerz. „Und dann –

und dann – ist er mit der – polnischen Wanda aufs Zimmer gegangen! Mit dem Biest, das immer so gemein zu mir war. Das hätte er mir nicht antun sollen, das nicht, nein, das nicht!"

„Trinken Sie einen Schluck, Toni, und erzählen Sie weiter."

„Am nächsten Tag bin ich vom Salon Koutzki weggelaufen. Bei der ‚Blauen Nudel' haben sie mich aufgenommen."

„Blaue Nudel?"

„Das werden Sie nicht kennen, das ist ein ganz kleines Puff gegenüber vom Blindeninstitut."

Der Himmelsassessor nickt.

„Ja, *Sie* werden es kennen. Ach Gott, das war mit dem Salon Koutzki gar nicht zu vergleichen. Da hab ich kein blaues Empirekleid mehr gehabt und keine Lackschuhe und keine durchbrochenen Strümpfe. Und wissen Sie, was mir am meisten gefehlt hat – das Grammophon. Erinnern Sie sich noch an das große Grammophon bei Koutzki? Da hab ich so gern getanzt, wenn es gespielt hat:

'Komm, Karlinchen, komm, Karlinchen, komm,
Wir wolln ins Grüne gehn . . .'"

Erinnerungsselig streckt sie die Arme aus und beginnt zu summen und sich zu bewegen, dann zu singen und zu tanzen:

„Da ist es wunderschön . . ."

Und der Gerichtshof mitsamt dem Wachtpersonal summt und singt und bewegt sich mit, sogar die Wolken schaukeln im Takt des Liedes:

‚Komm, Karlinchen, komm, Karlinchen, komm,
Wir wolln ins Grüne gehn,
Da ist es wun . . ."

Der Präsident ist der erste, der sich wieder besinnt. „Pst! Ruhe!" ruft er. Und als schon alle verstummt sind, fügt er hinzu: „Ein Skandal!"

Dann sagt er zu Toni: „Weiter!"

Worauf sie wieder aus voller Kehle zu singen anfängt:

„Komm, Karlinchen, komm, Karlinchen . . ."

„Ruhe! Sind Sie verrückt geworden?"

„Aber Sie haben doch gesagt ‚weiter', Herr Gerichtshof."

„Weiter *erzählen* sollen Sie."

„Ach so! Ja, wo sind wir denn stehengeblieben? Richtig, bei dem Grammophon. Also das Grammophon hat mir, wie gesagt, sehr gefehlt. Nein, Koutzki und ‚Blaue Nudel' das war wie Tag und Nacht, hoher Gerichtshof, den Unterschied sollen Sie Orgel spielen können. Ich war aber nur drei Nächte dort: In der dritten Nacht ist ein Gast gekommen, der mich vom Salon Koutzki gekannt hat, und der Quatschkopf hat die Geschichte gleich ausgepackt. Die Damen haben mich sowieso beneidet, weil ich den schönsten Körper gehabt hab und weil ich eine Neue war. Gleich hat's wieder geheißen: Galgentoni! Das war ein richtiges Fressen für die: Galgentoni! Unter solchen Umständen ist es schwer, in einem Lokal zu arbeiten, das müssen Sie doch einsehen! Da bin ich dann wieder von der ‚Blauen Nudel' weg und bin auf die Straße gegangen. Ja, was ist mir denn anderes übriggeblieben als der Strich? Dreißig Jahre lang bin ich so gegangen, Abend für Abend, keine Müdigkeit vorschützen. Und ich hab auch, Gott sei Dank, jeden Abend einen Freier gefunden."

Hier kann sich der Himmelsassessor der spöttischen Bemerkung nicht enthalten: „Nulla dies sine linea."

„Was heißt denn das schon wieder?" fragt Toni.

„Das heißt: Kein Tag ohne Strich."

„Jawohl, das stimmt, dreißig Jahre lang kein Tag ohne Strich. Zuletzt hat mir ein Kunde einen Pelzmantel versprochen, damit ich in den feinen Kaffeehäusern verkehren kann. Aber das hab ich nicht mehr erlebt. Ist es denn ein Wunder? Die Straße ist doch das Furchtbarste, was es gibt."

„Warum denn?" fragt der Präsident und gibt dem Assessor ein Zeichen, das zu protokollieren.

„Was man von der Polizei ausstehen muß. Und erst recht von der Zimmerwirtin! Jeden Tag schikaniert sie einen mit was Neuem, und alle nasenlang erhöht sie einem die Miete, und alles muß man sich gefallen lassen. Alles muß man sich allein besorgen, am hellen, lichten Tag, wo man doch schlafen sollte. Und wenn man was einkaufen

geht, einen Hut oder eine Bluse oder Reizwäsche – man kann doch nicht in Flanell herumlaufen! –, dann begaunern einen die Verkäufer. Jeder glaubt, unsereins kann geneppt werden. Und woher kommt das, unser ganzer schlechter Ruf?"

„Nun, woher, glauben Sie?"

„Das kann ich Ihnen ganz genau angeben, Herr Gerichtshof, und der Herr dort soll es aufschreiben. Unser ganzer schlechter Ruf kommt nur von den Fräuleins auf der Promenade, von diesen Nutten. Das sind solche Rotznasen, die nichts gelernt haben und nichts können und die glauben, wenn sie nachts ausgehen, dann sind sie schon Huren. Und sehen Sie: die gehn zu keiner Kontrolle, und von ihnen kommen dann die Krankheiten. Aber gerade diese Luder haben die meisten Kundschaften. Und wir müssen stundenlang herumjagen, bevor wir einen Freier erwischen. In der Nässe, in der Kälte – nein, die Straße ist einfach gräßlich. Das ist nicht wie im Salon, wo sie einem alles besorgen und wo man von hinten und vorn bedient wird."

„Finden Sie's dort wirklich so schön?" fragt der Präsident und macht sich eine Notiz.

„Ach, das Puff ist das Schönste, was es gibt. Na, aber das ist vorbei. Und am Strich hat mich wenigstens niemand gekannt, und das mit der ‚Galgentoni' hat aufgehört."

Der Präsident stöbert in den Akten und fragt: „Für immer aufgehört?"

„Nein, nicht für immer. Die Menschen sind ja so schlecht! Einmal sitzen wir in der ‚Phimose', wo man frühmorgens die beste Kuttelflecksuppe gekriegt hat – ich war mit einem Kerl da, mit dem ich mich schon die ganze Nacht herumgeschleppt hatte, und ich hoffte, doch noch Handgeld zu machen. In dem Lokal waren ein paar Nutten, die noch niemanden gefunden hatten, und bei denen am Tisch saß die Stotterbetty, die mich noch von der ‚Blauen Nudel' gekannt hat. Das Aas hat ganz genau gewußt, daß ich schon stundenlang mit dem Kerl herumzottle, und trotzdem macht sie verliebte Nasenlöcher auf ihn. Na, ich lasse mich doch nicht aus einem Geschäft schieben! Also hab ich sie aufs Klosett hinausgerufen und zu ihr gesagt: ‚Das kannst

du doch nicht machen!' Da stottert sie: ,Der Kakaka-kartoffelbauer interessiert mich ja gagagar nicht.' Kaum haben wir uns wieder ins Lokal gesetzt, hat das Weibsstück wieder angefangen. Jetzt wollte der Kerl wirklich mit ihr anbandeln, und da hab ich sie aufmerksam gemacht: ,Wenn die Komödie nicht gleich aufhört, hau ich dir das Tischbein um die Ohren, daß dir die Zähne in Doppelreihen aus dem Hintern marschieren, du dreckiger Abort.' Kaum hab ich das gesagt, denken Sie nur, ist die Person schon ordinär geworden. ,Gegegeh doch zu deine Kukukundschaften in der Todeszelle, gegegeh doch zu deinen Mördern!' ruft sie durchs ganze Lokal. Und wie die anderen fragen, was denn das heißen soll, da brüllt die Stotterbetty, dieses Mistvieh: ,Wiwiwißt ihr denn nicht, daß das die Gagagalgentoni ist? Die wird geholt, wenn einer gegegehängt wird, damit er befriedigt aus dem Leben scheidet.' Alle haben gelacht, mir aber ist ganz schwarz vor den Augen geworden, so eine Wut hab ich gekriegt. Ich bin aufgesprungen und hab ihr in die Fresse geknallt..."

Mehr und mehr hat sich die Toni in die Wut hineingelebt, die sie damals empfand, und nun haut sie auf den Gerichtstisch ein, als wäre er die Fresse der Stotterbetty. In weitem Bogen fallen die Aktenstücke auf den Boden. Das stört die Toni nicht in der Erzählung:

„...daß der Stottersau gleich die Marmelade aus der Nase gekommen ist. Dann habe ich sie zwischen die Beine genommen und so hingehaut, daß die Rettungsgesellschaft sie hat abholen müssen. Das werden Sie ja ganz leicht...", sie zeigt auf den Boden, wo die Aktenstücke verstreut liegen, „...in den Akten finden. Seit dieser Zeit hütet sich die Stotterbetty, etwas von ,Galgentoni' zu erwähnen, auch wenn wir nächtelang im Café Melantrich auf dem Korridor miteinander streiten. Aber die Sache hat sich herumgesprochen. Zuletzt war's mir auch schon egal, und wenn ich gut gelaunt war und mir einer drei Glas Schnaps zahlte oder zu mir ins Zimmer kam, so kriegte er die ganze Geschichte von mir erzählt, wie ich beim Prokupek in der Zelle war, mit allen intimen Einzelheiten, auch wie er mich..."

Hier unterbricht der Präsident: „Toni, wollen Sie mir noch eine Frage beantworten?"

„Aber mit dem größten Vergnügen, Sie sind ja so ein freundliches gemütliches Huhn. Fragen Sie nur ruhig, was Sie interessiert."

„Antonia Havlova, warum sind Sie damals zu dem Mörder Prokupek gegangen?"

Toni denkt nach. „Das weiß ich eigentlich selber nicht", antwortet sie schließlich.

Da erhebt sich der Präsident und klingelt. Es wird dunkel, nur ein transparenter Schlüssel leuchtet. Unter Orgelklang und Glockengetön verwandelt sich die Gerichtsstube in ein Lokal mit runden Tischen, an denen Mädchen und Gäste sitzen. Wolken schweben darüber.

Toni selbst ist wieder jung, im blauen Empirekleid, mit großen gefiederten Flügeln. Sie klatscht entzückt in die Hände. „Ach, wie fein, da bin ich ja wieder im Salon Koutzki."

Alle Gäste freuen sich, die blaue Toni wiederzusehen, und die sehr dicke, sehr dekollettierte und sehr geschminkte Frau Koutzki bietet ihr eine Zigarette an.

Und wer ist noch da? Der blonde Willy ist noch da. Er sitzt wie immer am Mitteltisch und hat seine knallgelben Handschuhe an und seine grün-weiße Krawatte und ruft: „Na, Liebling, Gott sei Dank, daß du wieder da bist."

„Der blonde Willy!" flüstert Toni, die das alles gar nicht fassen kann.

Geringschätzig rümpft der Himmelsassessor die Nase und äußert in dementsprechendem Ton: „Da haben Herr Präsident Ihrem Grundsatz wieder einmal Ehre gemacht: ‚Jedem Menschen sein Himmelreich.' Den Geschmack *dieser* Person haben Herr Präsident jedenfalls tadellos getroffen."

Der Präsident überhört die Ironie. „Glauben Sie wirklich, Herr Assessor?" fragt er.

„Na, zweifellos", antwortet der, „Herr Präsident sind geradezu unfehlbar."

Aber der Präsident will aus Tonis eigenem Mund hören, ob sie nun glücklich sei.

„So glücklich!" bringt sie nur hervor.

„Und hast du noch einen Wunsch, Toni?"

„Ach ja, ich möchte so gern das Grammophon wieder hören."

Daraufhin gibt der Präsident ein Zeichen. Das Grammophon beginnt das Lied „Komm, Karlinchen" zu spielen. Die blaue Toni lauscht verzückt. Dann wirft sie die Zigarette fort, packt den blonden Willy und tanzt mit ihm. Sie ist im Himmel.

## DER MORDVERSUCH UND DER MORD AN MEINEM ONKEL

### I

In der Zeitungsnotiz über den Einbruchsdiebstahl im Juwelenladen des Herrn Rummel, die in meiner Kindheit so großen Eindruck auf mich machte, stand der Name des Kommissars, der durch das unorthographisch geschriebene Wort „Bezirk" die Identität des verhafteten Einbrechers feststellte.

Nicht zufällig war damals der Name Olitsch in die Zeitung gekommen, Olitsch liebte eine gute Publizität und haßte eine schlechte. Er ließ mich das schon am ersten Tag meiner Polizeireportertätigkeit wissen. An diesem Tag machte ich meine Antrittsvisite beim Chef der Kriminalpolizei, zu welchem Amt jener Held meiner Knabenzeit inzwischen aufgestiegen war.

Olitsch war ein alter Mann von so winziger Statur, wie ich es mir beileibe nicht vorgestellt hätte, er trug eine goldene Brille und war so kurzsichtig, wie ich es mir beileibe nicht vorgestellt hätte. Auch sein Amtszimmer, von dem aus er die Geheimnisse der Unterwelt aufspürte, bot nichts Besonderes, nichts Kriminalistisches, nichts Geheimnisvolles dar, es war ein Büro wie jedes andere.

Nur hinter dem Spiegel steckte ein zusammengefaltetes, vergilbtes Zeitungsblatt, auf das ich neugierig hinschielte. Der alte Olitsch bemerkte meinen Blick, löste den Reißnagel, mit dem das Blatt befestigt war, und reichte es mir.

Es war ein Blatt aus dem sozialdemokratischen „Volksrecht" und stammte aus den Tagen des Mordes an der Juwelierin Gollerstepper, einer Affäre, die ich aus einem Lied des blinden Methodius und aus den Erzählungen des frommen Herrn Adalbert Betzek kannte. Wochenlang hatte man vergeblich die Spur der Täter gesucht, und wochenlang wurde der Kriminalpolizei Unfähigkeit vorgeworfen.

Schon hieß es, Olitsch werde in den Ruhestand versetzt werden, als er plötzlich durch seine Glanzleistung in einem anderen Kriminalfall rehabilitiert wurde. In die Wechselstube Eduard Kischs in der Poritscher Straße kamen eines Freitags zur Abendstunde zwei Männer und ließen sich alte Schlicksche Silbermünzen, sogenannte „Joachimsthaler", vorlegen. Diese böhmischen Stammväter aller Taler und Dollars waren eine spezielle Ware meines Onkels Eduard.

Während er einige Joachimsthaler auf den Ladentisch legte, sprangen die beiden Männer über das Ladenpult, einer schwang eine Axt, um sie auf den Kopf des Wechselstubenbesitzers niedersausen zu lassen und – im gleichen Augenblick tauchten einige versteckt gewesene Detektive mit erhobenen Revolvern auf und machten die Männer dingfest.

Wenige Tage vorher hatte nämlich Olitsch durch die Festnahme eines lange gesuchten Verbrechers erfahren, daß dessen Komplicen die Wechselstube zu berauben beabsichtigten, und zwar am Freitag, an welchem Tage mein Onkel vorzeitig zu schließen pflegte. Daraufhin traf Olitsch Vorkehrungen, und seine Leute traten im Augenblick der Tat, absichtlich erst im Augenblick der Tat in Aktion, um die Räuber in flagranti zu überführen.

So stand es im Polizeibericht, und tagelang bewunderte die Stadt den genialen Schachzug Olitschs. Bloß das sozialdemokratische „Volksrecht" gab sich nicht zufrieden. Wohl sei der Schachzug genial, jedoch in anderem Sinn, als der Öffentlichkeit weisgemacht werde. Die angeblichen Raubmörder seien Olitschs Kreaturen, und für ihre Freilassung werde er schon sorgen. Nur um die öffentliche Aufmerksamkeit von dem unaufgehellten Mord an Frau Gollerstepper abzulenken, habe Olitsch die Szene arrangiert. „Das ist so wahr", schloß der Artikel, „wie es wahr ist, daß sich Herr Olitsch diesen Artikel nicht hinter den Spiegel stecken wird."

Ich reichte dem Chef der Kriminalpolizei, der noch immer den Reißnagel in der Hand hielt, die Zeitung zurück.

„Sehen Sie: bis zum letzten Wort erlogen!" Mit diesen Worten steckte er den Artikel wieder sorgfältig hinter den Spiegel.

II

Vier Jahre nach dieser meiner Installierung ins Reporteramt traten abermals zwei Männer in Eduard Kischs Wechselstube ein. Diesmal aber konnte leider kein oppositionelles Blatt einen Zweifel daran äußern, daß es sich um Raubmörder handelte, denn diesmal waren keine Polizeibeamten abwehr- und verhaftungsbereit im Laden versteckt, diesmal wurde mein Onkel wirklich erschlagen und sein Geschäft ausgeraubt, und diesmal verschwanden die Täter mit großer Beute.

Unter den Reportern, die sich nach Entdeckung des Mordes am Tatort einfanden, fehlte ich.

Ich war an jenem Abend, einem Freitag, ins Städtische Asyl gegangen, um für die Sonntagsnummer darüber zu schreiben. In dünnen Strähnen rieselte ein Septemberregen auf die hernieder, die ohne Mantel und ohne Sohlen vor dem versperrten Obdach schlotterten.

Als sich endlich das Haustor öffnete, öffnete es sich als Spalte und vorläufig nur denen, die ein Arbeitsbuch besaßen. Nach einer Stunde fand die zweite Schicht Einlaß, die mit Heimatscheinen. Wer weder Arbeitsbuch noch Heimatschein sein eigen nannte, mußte noch länger harren im Regen und vor allem in der Ungewißheit, ob man ihn aufnehmen werde. Aber schließlich ward auch an den letzten der Gnadenakt vollzogen, sofern die Untersuchung nach Läusen ein negatives Ergebnis hatte.

Wir waren unter Dach, bekamen einen Teller warme Suppe, die mehr warm als Suppe war, saßen im Schlafsaal auf den „Kavalletts", den Feldbetten, spielten Karten oder erzählten, bis das Schlafsignal ertönte. Alle Gasflammen schrumpften gleichzeitig, wie vom Hauch eines unsichtbaren Wesens erstickt, auf das Volumen einer Haselnuß zusammen. Wir krochen unter die dunkelgraue Decke. Einige fingen gleich zu schnarchen an.

Plötzlich der Ruf: „Streifung!" Durch die Tür kommt ein Polizeiinspektor mit zwei Mann, und zu Ehren ihres Eintritts entfalten sich, wie vom Hauch eines unsichtbaren Wesens angefacht, die Haselnüsse fächerförmig und leuchtend.

Die Gestalten der drei Polizisten sind von Radmänteln aus schwarzem, nassem Wachstuch geweitet, auf denen sich die flackernden Gasflammen widerspiegeln.

„Alles aufstehen! Papiere vorweisen!"

Jedermann tritt, seinen Ausweis in der Hand, ans Fußende seines Bettes. Des Inspektors Schnurrbartspitzen bewegen sich, als wären sie es, die die Eintragungen läsen und die Seiten der Arbeitsbücher umblätterten. In Heimatscheinen gibt es wenig zu lesen und nichts umzublättern. Aber jemand, der nur einen Heimatschein besitzt, erlaubt dem Schnurrbart erst recht nicht, ruhig zwischen Oberlippe und Nasenwurzel zu verharren.

„Zeigen Sie die Hände!" knurrt der Schnurrbart, und seine Spitzen scheinen zu dieser Handfläche oder zu jenem Handrücken etwas Mißbilligendes zu äußern. Sechs harte Augen prüfen die Schlafanzüge, als könnten sie an diesen dem Städtischen Asyl gehörigen Wäschestücken Spuren einer draußen verübten Ungesetzlichkeit entdecken.

Ich Neuling denke, das ist wahrscheinlich immer so, jeden Abend, kaum daß die Obdachlosen unter Obdach sind, sich ausstrecken und die Augen schließen wollen, kommt die Polizei und sucht nach solchen, die gesucht sind. Ich beschließe, diese allabendliche Razzia und die Sinnlosigkeit der Wäscheprüfung in meinem Artikel zu brandmarken.

Ich ahne nicht, daß ein ganz anderer Stoff meiner Behandlung harrt, ahne nicht, daß vor wenigen Stunden, nah vom Asyl, ein Raubmord verübt worden ist und die Polizei hier die Täter sucht!

Von Feldbett zu Feldbett, von Arbeitsbuch zu Arbeitsbuch, von Heimatschein zu Heimatschein, von Händepaar zu Händepaar schreitet der Inspektor und kommt zu mir.

„Ihre Papiere."

„Ich habe keine."

„Gar keine?"

Seine Schnurrbartspitzen sind von mehr Argwohn bewegt als angesichts der anderen Asylisten. Zweifellos sind ihm die von früher her bekannt, wohl schon oft hat er über sie die Amtshandlung niedergehen lassen. Wo auch immer Geprüfte sich ducken – die Obrigkeit dringt ein, um sie von neuem zu prüfen.

Hier im Schlafsaal sind manche Greise, Veteranen der industriellen Reservearmee, und manche Krüppel, Invaliden der industriellen Reservearmee. Hunger, Alkohol und Obdachlosigkeit haben an den meisten das Ihre getan, einige sehen wie Leichen aus, die kein Geld haben, sich begraben zu lassen. Die Polizei, die im Asyl nach Hochwild pirscht, wird kaum Jagdbeute machen, wohl keinen Wechselfälscher finden, keinen Hoteldieb, keinen Defraudanten, keinen Geldschrankknacker und – wenn sie gar danach jagen würde – keinen Raubmörder. Nein, niemandem ringsumher ist ein solches Verbrechen zuzutrauen. Da schon eher mir.

„Wie heißen Sie?"

„Kisch."

Der Inspektor taumelt einen Schritt zurück, aber seine Schnurrbartspitzen taumeln diesmal nicht mit, steif stehen sie da, erstarrt. Die beiden Polizisten machen Miene, sich meiner zu bemächtigen.

„Wie heißen ... wann sind ... ?" Der Inspektor beginnt einige Fragen an mich, ohne sie zu beenden. „Kommen Sie mit hinunter."

Rechts ein Polizist, links ein Polizist, hinter uns der Inspektor, so durchschreiten wir den langen Schlafsaal.

„Den haben sie", höre ich die Zimmergenossen sagen, ehe sich hinter unserer Eskorte die Tür schließt.

In der Aufnahmekanzlei gebe ich an, wer ich bin, was ich hier will. Ich gebe es lächelnd an. Kein Gegenlächeln rufe ich hervor, unbewegt verharren die gezwirbelten Spitzen der Behörde.

„Weshalb haben Sie sich als Handlungsgehilfe eintragen lassen?"

„Weil ich nicht sagen wollte, daß ich Journalist bin."

„Hm. Warum haben Sie angegeben, Sie seien aus Reichenberg, wenn Sie aus Prag sind?"

„Weil man mich gefragt hätte, warum ich nicht zu Hause schlafe."

Langsam, jedes Wort betonend und die Wirkung auf mein Gesicht beobachtend, den entscheidenden Namen an den Schluß setzend, stellt er die Frage: „Sind Sie verwandt mit Herrn Eduard Kisch?"

Wahrscheinlich, denke ich, kennt der Inspektor meinen Onkel Eduard, dessen Laden ja hier im Revier liegt, gleich wird sein Mißtrauen schwinden, wenn ich ihm sage, daß ich der Neffe des soliden Kaufmanns Eduard Kisch bin.

„Und wann haben Sie Ihren Onkel zuletzt gesehen?"

„Gestern oder vorgestern."

„Wo?"

„In seinem Geschäft – in der Poritscher Straße."

Wie eine angriffsbereite Schlange züngelt der Schnurrbart des Inspektors. „Was haben Sie dort gemacht?"

Jetzt wird mir das Verhör ungemütlich. „Herr Inspektor", sage ich, „alle Herren der Polizeidirektion kennen mich, Sie können sich über mich erkundigen."

Er geht zum Telefon, verlangt die Kriminalpolizei. Ich schüttle den Kopf, denn zu dieser Stunde kann sich dort niemand melden, um acht Uhr abends ist der Dienst zu Ende. Nur im Präsidialbüro hält ein Beamter Nachtdienst, der Inspektor müßte also das Präsidialbüro anrufen.

Seltsam – der Inspektor bekommt die Verbindung. Er spricht mit einem Kommissar, macht die Meldung: „Hier Städtisches Asyl ... Mann ohne Papiere ... gibt sich für einen Journalisten Kisch aus ... Wie? ... Bitte? ... Jawohl, Egon Erwin, sagt er ... "

Pause. Der Schnurrbart verrät erstaunten Unmut. „Jawohl, Herr Kommissar, er steht neben mir." Sich zu mir wendend: „Sie sollen ans Telefon kommen."

Ich: „Hallo, ah, Herr Kommissar Wasanek, noch so spät im Dienst? Ist denn was passiert? Zu dumm, daß ich nicht hinkommen kann."

Im Schlafsaal, in den ich zurückkehre, sind die Gasflammen wieder auf Haselnußgröße zusammengeschrumpft.

Die Mörder meines Onkels hat man nicht gefunden, obwohl der Tatort reichliche Spuren aufwies. An alle Polizeibehörden des In- und Auslands wurden die Photos der Fingerabdrücke gesandt; Berlin telegrafierte die Antwort: „Abdrücke stammen von Einbrecher Rudolf Hauser aus Innsbruck."

Nachforschungen ergaben, daß der Einbrecher Rudolf Hauser mit einem gewissen Karl Josef Hess aus Amstetten vor kurzem dem Zuchthaus entsprungen war. Wahrschein-

lich hatten die beiden während ihrer Haft von einem Teilnehmer des ersten, des mißglückten Überfalls auf Eduard Kisch erfahren, welche Chance dessen Wechselstube am Freitagabend biete, und hatten ihre Flucht auf dieses Ziel hin unternommen.

## III

In den Umsturztagen von 1918 bereitete das neugeschaffene Volksheer die Besetzung der monarchistischen Stützpunkte in Wien vor, darunter auch des k.u.k. Militärkommandos. Die neu in die Maschinengewehrgruppe Eingeteilten standen in der Bataillonskanzlei, ihre Personalien wurden aufgenommen, und jeder bekam eine Anweisung auf Stahlhelm und Ledergamaschen. Wer seinen Schein hatte, wartete auf die anderen, denn alle sollten gemeinsam in das Monturmagazin hinübergehen.

Eben hatte ich den Schein für „Weigend, Alois" unterschrieben, dem Soldaten dieses Namens gereicht und wandte mich dem nächsten zu. Weigend las meine Unterschrift und fügte wie für sich hinzu: „Eduard Kisch."

Schreibend fragte ich ihn: „Kennst du einen Eduard Kisch?"

„Hab mal einen gekannt, das ist schon lang her, das war in Prag . . ."

„Den Wechselstubenbesitzer?" sagte ich; „der ist tot."

Weigend, ein untersetzter Mann, verlor jäh alle Gesichtsfarbe. „Nein, nein, kein Wechselstubenbesitzer", stotterte er, „ich weiß gar nicht, was er war."

Ich tat uninteressiert, unterschrieb den nächsten Schein. Weigend trat auf mich zu und sagte: „Der Kisch, den ich gekannt hab, das war ein Schlosser. Jetzt hab ich mich erinnert, daß er ein Schlosser war. Er war nicht aus Prag, ich hab mich geirrt, er war aus Ternitz. In Ternitz hab ich mit ihm gearbeitet."

Ich nickte, schrieb weiter, bis alle fertig waren und die Kanzlei verließen. Dann ging ich ins Monturdepot hinüber, um mit Weigend zu sprechen. Ich sah ihn nicht und fragte nach ihm. Der Gewehrmeister sagte: „Einer ist zum Tor gegangen, weil seine Frau dort auf ihn wartet."

Bei der Torwache erkundigte ich mich, ob jemand die Kaserne verlassen habe.

„Ja, ein Weigend, Alois, aber der kommt gleich zurück, er hat seinen Fassungsschein für die Ledergamaschen als Pfand dagelassen."

Wie triftig die Gründe für den angeblichen Weigend waren, auf neue Ledergamaschen zu verzichten und aus der Kaserne für immer zu verschwinden, konnte der Wachtposten nicht wissen.

In der Stammrolle waren alle Adressen der Soldaten verzeichnet. Weigend hatte angegeben: Neubaugürtel 72. Ich schickte jemanden hin, um ihn zu suchen. Ein Weigend war im Haus Neubaugürtel 72 unbekannt.

Weitere Nachforschungen unterließ ich. Die Kischs sind kein sizilianisches Bauerngeschlecht, und keine Tradition verpflichtet mich, Blutrache zu üben.

# MAGDALENENHEIM

An eine Reportage, die ich in meiner Jugend machte oder, besser gesagt, zu machen versuchte, wurde ich dreißig Jahre später auf höchst kuriose Weise erinnert.

Im Jahre 1933 gründeten die deutschen Schriftsteller, die ihre den Nazis zur Beute gewordene Heimat verlassen hatten, in Paris ein kulturelles Zentrum der antifaschistischen Emigration, den Schutzverband Deutscher Schriftsteller. An jedem Montag versammelten sich im Gebäude der Société de l'Encouragement de l'Industrie mehrere hundert deutsche Flüchtlinge, um Vorträge und Vorlesungen zu hören. Ausstellungen der in Nazideutschland verbotenen Kunst und Theater- und Kabarettvorstellungen auf großen Pariser Bühnen wurden veranstaltet, eine vieltausendbändige „Bibliothek des verbrannten Buches" und der Heinrich-Heine-Preis geschaffen, der jährlich für ein in der Emigration geschriebenes Erstlingswerk verliehen wurde. Eine Zeitschrift „Der Schriftsteller", äußerlich dem gleichnamigen Organ der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer nachgeahmt, ging per Post an alle in Deutschland lebenden Schriftsteller, die teils anonym und zustimmend, teils nichtanonym und ostentativ schimpfend, aber immer aufschlußreich den Empfang bestätigten.

Die Redaktion dieser Zeitschrift verfolgte genau die Literaturrubriken der Nazipresse – keine ergiebige Arbeit, denn in der Nazipresse spielte alles andere eine beträchtlichere Rolle als die Literatur. Aber plötzlich schien sich eine Schwenkung zur energischen Literaturförderung vorzubereiten: Die Stadt Hamburg schrieb einen Preis von tausend Mark für diejenige Kurzgeschichte aus, „die den bodenständigen Humor und Witz der deutschen Wasserkante am besten zum Ausdruck bringt". Bisher waren fünfzig oder hundert Mark das Maximum gewesen – tausend Mark für eine Kurzgeschichte war für Deutschland eine erstaunlich hohe Summe.

Einige Wochen später las man, daß die gekrönte Geschichte den Titel „Magdalenenheim" trage; der Preisträger war der Humorist des „Hamburger Fremdenblatts" Hanns *ut Hamm.*

An sich ist ein Magdalenenheim, eine Anstalt zur Besserung gefallener Mädchen, kaum eine Quelle für bodenständigen Humor und Witz, am allerwenigsten aber für die Nazis, deren Kulturprogramm ganz auf dem Glauben an die Wunderwirkung solcher Heime fußt, Umschulungslager, Erziehungslager, Konzentrationslager. Wie kann ein Heim wenn auch gefallener, so doch deutscher Mädchen Gegenstand einer Satire sein?

Mir hatte allerdings einmal, durch das Zusammentreffen von Umständen, ein solches Heim seine komische Seite enthüllt, aber meine Schilderung dieses Zusammentreffens von Umständen trug mir keine Preiskrönung ein.

Es war so gewesen, daß ich das Prager Heim für gefallene Mädchen anrief und die Oberin fragte, ob ich die Anstalt besichtigen könne, um einen Artikel darüber zu schreiben.

Ein Schreckensschrei war die Antwort: „Einen Artikel? Sagten Sie: einen Artikel?"

Ich konnte der Oberin nur bestätigen, daß sie richtig gehört habe.

„Um Gottes willen!" stöhnte es drüben, „hier ist ja nichts passiert! Warum wollen Sie denn einen Artikel über uns schreiben?"

Ich beruhigte die Oberin, ich wolle bloß die Einrichtungen der Anstalt und die Erziehungsarbeit schildern, ganz allgemein, ohne jeden äußeren Anlaß.

„Ach so!" Ein Quaderstein fiel vom Herzen der Oberin. „Ich darf aber keine Besuchserlaubnis erteilen, ich muß erst Ihre Exzellenz die Frau Präsidentin fragen. Morgen nachmittag werde ich Ihnen Bescheid geben."

Morgen nachmittag erfuhr ich nur, daß für übermorgen eine Ausschuß-Sitzung anberaumt sei, um über meine Besuchserlaubnis zu beraten. Überübermorgen wurde ich davon in Kenntnis gesetzt, daß ich überüberübermorgen um elf Uhr vormittags in der Anstalt erscheinen dürfe.

Pünktlich war ich am Tor, das vom Kaiserbart eines Por-

tiers ausgefüllt war, und wollte eintreten. Von oben herab fragte mich der Kaiserbart: „Haben Sie einen Passierschein?"

Woraufhin ich erwiderte, herbestellt zu sein.

„Sind Sie etwa der Herr von der Zeitung?"

Eben dieser war ich, was ihm zu einem nicht verhohlenen Staunen Anlaß gab. „Ihretwegen steh ich ja hier", sagte er, „und auch die Damen erwarten Sie schon."

Unter den Damen verstand er keineswegs die gefallenen Mädchen, denn weder von Mädchen noch von gefallen konnte die Rede sein bei den Damen, die mich erwarteten, der Ausschuß der Anstalt. Es waren Sprossinnen von Familien, deren Adel bis zum böhmischen Amazonenkrieg zurückreichte. Großgestaltig, großbusig, großhändig und großfüßig erhoben sie sich vor mir, und als wäre ihnen soviel Größe nicht groß genug, hatten sie steile Straußenfedern, sogenannte Pleureusen auf ihre Köpfe gepflanzt.

Im Kreise dieser stattlichen Männlichkeit stand ein verlegenes und verschüchtertes Wesen, gehüllt in ein langes schwarzes Kleid, und war der Seelsorger der Anstalt. En profil schien er dick, denn er trug einen Bauch vor dem Bauche, en face aber mußte man ihn als mager bezeichnen, weil seine Schultern und sein Körper schmal waren. Dieser bäuchig-magere Priester stellte sich mir mit einer Art Knicks vor und mich hernach Ihrer Exzellenz der Frau Präsidentin, den anderen Vorstandsdamen und der Frau Oberin, die durch mich telefonisch so erschreckt, aber auch eines Quadersteines entbunden worden war.

Wir nahmen an einem runden Tisch Platz. Zum Behufe meiner Begrüßung erhob sich der Pater von dem Sitz, den er eben eingenommen, legte ein beängstigend umfangreiches Manuskript vor sich hin und begann eine Ansprache, für mich geschrieben, an mich gerichtet: „Verehrter Herr Redakteur, lassen Sie mich Ihnen im Namen unserer Anstalt sagen, wie erfreulich wir es finden, daß ein Vertreter der öffentlichen Meinung den Ernst und die Gottgefälligkeit unserer moralischen Betätigung erfaßt hat" (hier nickten sich die Pleureusen Anerkennung zu) „und über unsere Anstalt einen Aufsatz in die Zeitung setzen will, was der Ausschuß in der satzungsmäßig einberufenen

Sitzung vom 22. Februar dieses Jahres einstimmig bewilligt hat. Vor der Besichtigung will ich Sie, verehrter Herr Redakteur, über die Ziele und Zwecke unseres Instituts in kurzen Worten unterrichten."

Die Worte mögen wirklich kurz gewesen sein, die Rede aber war lang. Halb war sie eindringliche Fastenpredigt, halb belehrender Vortrag. Sie begann mit den Begriffen der Versuchung und Verführung. Mitnichten etwa in abschreckender Gestalt – also ward ich belehrt – nahe sich das Laster dem Erdenbürger, kein Pferdefuß und keine Hörner und kein Geruch von Pech und Schwefel verraten den Sendboten Luzifers. Sondern im Gegenteil. In gefälliger Gestalt, schmeichelnd und gleisnerisch trete das Laster auf seine Opfer zu, um sie in seine Fallstricke zu locken.

Nachdem der Seelsorger mit lauter Stimme, als rufe er in ein Kirchenschiff, mir diese Enthüllung gemacht, sah er mich groß an. Sein Blick fragte: Hättest du solches für möglich gehalten?

Bislang hatte ich noch nie über die Methoden des Lasters nachgedacht und mir demnach auch nicht vorgestellt, daß es durch Hörner und Teufelsschwanz erkennbar und durch Höllengestank ruchbar gemacht sei. Weil ich jedoch den Blick des pausierenden Sprechers so antwortheischend auf mich gerichtet sah, beantwortete ich ihn durch ein ungläubiges Kopfschütteln: Ist das auch wirklich wahr, was hier über die Perfidie des Lasters berichtet wird?

Doch, es mußte wahr sein, denn alle Pleureusen ringsumher nickten Bestätigung, und so ließ ich langsam jeden Zweifel aus meiner Miene schwinden.

Befriedigt nahm der Seelsorger seine Rede wieder auf: „Aber diese gefällige Gestalt des Lasters ist nichts als Verstellung, nichts als Verkleidung, nichts als Maske. Wehe den armen Opfern, wehe vor allem den jungen Mädchen, die sich willig davon täuschen lassen und sich hingeben ..."

Hier erschraken alle Hörerinnen, aber zum Glück meinte der Redner nur, daß sie sich hingeben „... der Versuchung. Wehe ihnen", rief er aus, „dreimal wehe! Denn saget an, was ist ihnen zum Lohne? Es ist ihnen zum Lohne nur Verachtung, und diese Verachtung ist vollauf berechtigt; denn sie wollten der Armut entgehen, die doch wahrhaft

keine Schande ist, und sie wollten der Arbeit im Schweiße ihres Angesichts entgehen, die in der Heiligen Schrift anbefohlen ward uns allen."

An dieser Stelle nickte der Redner sich selbst die Bestätigung zu, und der weibliche Uradel nickte im Schweiße seines Angesichts.

Weiter floß der Rede Strom: Es sei das eitle Streben, welches diese Mädchen hinführe zu dem Bösen. Statt sich als Dienstmädchen oder Fabrikarbeiterinnen bei ihren Mitmenschen Ansehen zu erwerben, ziehen sie es vor, sich der Schwelgerei und Wollust zu ergeben; statt das Ehrenkleid der Not mit Stolz zu tragen, schmücken sie sich lieber mit Flitter und Tand. Dafür bleiben ihnen die Enttäuschungen auch nicht erspart, „bittere Enttäuschungen, vornehmlich im Alter!".

Also, ich war starr. Wer hätte das gedacht? Weil aber die Pleureusen abermals bekräftigend nickten, mußte ich das wohl oder übel glauben.

„Noch berechtigter jedoch als die Verachtung für die gefallenen Mädchen ist die Verachtung, die die Versucher verdienen. Wer aber ist da gemeint?"

Mein Blick gab zu verstehen, daß ich nicht wisse, wer da gemeint sei.

„Gemeint sind jene verworfenen Männer, die sich nur um des Vergnügens willen mit Mädchen einlassen, ohne die Absicht, diese Mädchen auch zu ehelichen."

Diesmal war ich es, der durch lebhaftes Nicken sein volles Einverständnis mit der Verdammung derartiger Männer kundtat. Zum Trost hörte ich nun, daß die Unsittlichkeit ihren Gegner gefunden habe: „Unsere Anstalt erhebt sich" (Redners Stimme erhob sich) „als ein Schanzgraben" (Redners Stimme erhob sich mehr), „als ein Bollwerk" (Redners Stimme erhob sich noch mehr), „als eine Bastion gegen die Verderbnis der heutigen Welt. Freilich" – hier sank Redners Stimme von der Höhe der Schanzgräben, der Bollwerke und der Bastionen auf den Boden der schlichten Tatsachen herab –, „freilich haben wir den Sieg noch nicht errungen. Die Schuld liegt nicht bei uns, die Schuld liegt bei den Mädchen selbst. Die wenigsten nur kommen aus Reue und freiwillig in unsere Mauern: Die Polizei und die

Jugendgerichte müssen sie mit Gewalt herbringen – höret an, mit Gewalt an die Stätte ihrer Rettung! Manche, die sich selbst zur Aufnahme melden, geben zwar an, sie täten es aus bußfertigem Herzen, aber die Wahrheit ist eine andere: Nur um eine Zeitlang ohne Nahrungssorgen zu leben oder weil sie krank sind, suchen sie den Weg in unser Heim. Einige kommen auch, weil sie fälschlicherweise glauben, bei uns vor der Polizei sicher zu sein. Was Wunder, daß sie sich nach ihrer Entlassung wieder dem eingangs geschilderten Laster in die Arme werfen – was sage ich da: ‚in die Arme', ich sollte besser sagen, in die Fänge, in die Klauen, in die Teufelskrallen.

Nimmermehr aber stehet uns an, durch solche Mißerfolge uns ablenken zu lassen vom Wege der Versittlichung, denn der Herr hat sich erbarmt der Büßerin aus Magdala und sie hinangeführet die Stufen der Heiligkeit.

Wir wollen das gleiche tun, das der Herr getan, und unser Leitspruch lautet: ora et labora. Gebieterisch voran steht ‚ora'. Es wird gebetet zur Morgenstunde und zur Mittagsstunde, es wird gebetet zur Vesperstunde und zur Abendstunde, und es wird gebetet während der Arbeit, zu der unsere Schützlinge unerbittlich angehalten werden. Keine mißverständliche Milde waltet in unserem Haus der Buße, wir strafen mit schärfsten Strafen, denn also stehet es geschrieben: Wer seine Kinder liebet, der züchtiget sie. So erziehen wir denn mit Strenge zu Gebet und Arbeit, zu jener Arbeit, deren Erzeugnisse wir verkaufen zu frommen kirchlichen Zwecken. Amen."

Damit war der Seelsorger zu Ende und sah sich im Kreise um, der ihm aus vollen Pleureusen Beifall spendete. Dann heftete er seine Augen auf mich. Ich tat alles, um ihn feststellen zu lassen, daß ich über seine Enthüllungen tief erschüttert sei.

Ihre Exzellenz die Frau Präsidentin ergriff jetzt das Wort, um zu verkünden, daß wir nun einen Rundgang durch die Arbeitsräume, die Wohnräume und die Kapelle unternehmen wollten. „Auch eine Reihe weiblicher Handarbeiten haben wir eigens für unseren verehrten Gast zu einer Ausstellung vereinigt." Der verehrte Gast war niemand anderer als ich. Ihre Exzellenz die Frau Präsidentin

sprach die Hoffnung aus, der verehrte Gast werde an diesen Häkel-, Strick- und Stickereiarbeiten die Energie des Aufsichtspersonals erkennen und zu rühmen wissen.

„Gewiß, gewiß", versprach ich.

Mit diesem meinem Schlußwort war die Empfangszeremonie programmgemäß beendet, und wir schritten, ein aus Ausschußdamen, einem Seelsorger und mir bestehender Zug, durch einen langen Korridor. Unterwegs flüsterte mir der Pater zu, es sei heute zum erstenmal gewesen, daß er vor der Presse gesprochen habe. Er übergab mir das Manuskript und erläuterte mir, wie wichtig es sei, die Rede in extenso zu veröffentlichen und darauf zu achten, daß sein Name richtig gedruckt werde.

Bei unserem Eintritt in den Arbeitsraum erhoben sich etwa dreißig Mädchen sittsam von ihren Sitzen, indem sie in gedehntem Chorus einen frommen Gruß sprachen. „In Ewigkeit, amen", antworteten wir.

„Hier sehen Sie zunächst ...", begann Ihre Exzellenz die Frau Präsidentin mir zu erklären, als mich die Fanny Melker erkannte.

„Servus, Egon", rief sie.

„Der Egon ist da", tönte es jetzt von allen Seiten, und Mädchen kamen auf mich zugelaufen. Die Handschuhbetty aus dem Café Montmartre umarmte mich und küßte mich in der Freude des Wiedersehens. Über sie hinweg streckte mir die lange Mizzi Mohnkuchen ihre Handfläche hin. „Gib mir eine Zigarette, wir kriegen hier keine." – „Was macht mein Feuerwerker?" rief die Artillerieliesel, „ist der Schweinekerl schon ausgeheilt?" Eine andere gab mir den Auftrag: „Grüß mir die Bengels in der Bar Brasilia und sag ihnen, in längstens vierzehn Tagen ist Hansi Waschblau wieder bei ihnen."

So peinlich ich von diesen Begrüßungen berührt war, die Ausschußdamen waren es weit mehr, sie hätten direkt in einem Heim für aus den Wolken gefallene Mädchen Aufnahme finden können.

Die erste, die Worte fand, war Ihre Exzellenz die Frau Präsidentin. In einem Ton, in dem grönländische Kälte, gaurisankarhohe Empörung und tiefseetiefe Verachtung lagen, wandte sie sich an mich: „Sie brauchen sich nicht

weiter zu bemühen, mein Herr, so ähnlich ist es in allen unseren Räumen."

Damit war ich entlassen, aber ich schrieb alles nieder, wie ich es erlebt. Mein Bericht machte böses Blut, böses blaues Blut. Einige Adelsfamilien bestellten unsere Zeitung ab. Anderen aber gefiel der Spaß, und ein Berliner Verlag nahm ihn in eine Anthologie des Welthumors auf.

Dieser Besuch im Prager Magdalenenheim war es, an den mich ein Menschenalter später der in allen deutschen Zeitungen veröffentlichte Titel der preisgekrönten Hamburger Kurzgeschichte erinnerte. Einen Augenblick lang dachte ich, Hanns ut Hamms Schöpfung könnte in irgendeiner Weise von meinem Erlebnis beeinflußt sein, aber sofort wies ich den Gedanken zurück, denn was auch immer man aus meiner seinerzeitigen Schilderung herauslesen konnte, keinesfalls den bodenständigen Humor und Witz der deutschen Wasserkante.

Nachdem dem Preisträger im Festsaal des Hamburger Senats das Diplom der Nazi-Jury und die tausend Mark mit vielen schönen Reden überreicht und die Meisterhumoreske unter dröhnender Heiterkeit verlesen worden war, erschien „diese köstliche, an Fritz Reuter erinnernde und noch etwas derbere Probe unverfälschtesten Volkshumors von der Wasserkante" in den Zeitungen Hitlerdeutschlands.

Freunde, ich traute meinen Augen nicht. Es war wörtlich mein Prager Magdalenenheim. Hanns ut Hamm hatte es nur nach Hamburg und ins Plattdeutsche verlegt und eine kleine, allerdings effektvolle Änderung meines Textes vorgenommen, statt mit „Egon" läßt er sich nämlich von den gefallenen Engeln mit „Hanns" begrüßen.

Ich wollte diese meine Preiskrönung durch die Nazis in unserer Zeitschrift „Schriftsteller" den in Deutschland verbliebenen Kollegen zum Nachdenken empfehlen. Aber das „Schwarze Korps", Organ der SS, kam mir mit der Enthüllung zuvor. Es hatte die Quelle entdeckt und tobte. Beileibe nicht die Tatsache des literarischen Diebstahls war es, was das Blut des „Schwarzen Korps" am 6. Mai 1939 in Wallung brachte, sondern die „schamlose Einschmuggelung von typisch volksfremden Gedankengängen in das nationalsozialistische Volks- und Brauchtum".

Die Vorstellung, daß sich nationalsozialistische Führer feierlich versammeln, „um das Produkt eines Asphaltliteraten zu krönen, dessen Bücher mit Recht schon auf unserem ersten Scheiterhaufen verbrannt wurden", erfüllte das Blatt mit dem eingestandenen Gefühl tiefster Beschämung. Es verlangte, daß der neue Verfasser meines alten Berichts sofort verhaftet werde, „damit Hanns ut Hamm *ein für allemal* erfährt, was es kostet, wenn man in Egon Erwin Kischs ausgelatschte Stiefel schlüpft und beginnt, auf plattdeutsch zu jüdeln ..."

Nach diesem Ergebnis des Preisausschreibens sind die Bemühungen um Schaffung einer Naziliteratur wieder aufgegeben worden.

## EIN MÄDCHEN, DAS DES MÖRDERS HARRT

„Aber", wandte jemand ein, als wir eines Abends von 1913 über kriminelle Begebenheiten sprachen, „wenn es wahr ist, daß die Verbrecher dumm sind, wie kommt es dann, daß so viele Verbrechen gelingen?"

„Weil ihre Opfer noch dümmer sind."

Zustimmend nickte die Frau meines Verlegers und fragte: „Sie kennen doch mein Stubenmädchen?"

„Die alte Klara?"

„Die alte Klara. Neulich hat sie mir ihren Liebesroman gebeichtet: In ihrer Jugend war sie Kindermädchen in Hannover. Die Familie, bei der sie diente, fuhr zum Sommeraufenthalt nach Vöslau bei Wien. Dort hat die Klara einen Mann kennengelernt und sich mit ihm verlobt. Sie fuhr nach Hannover zurück, um ihre Ersparnisse zu beheben und in Wien zu heiraten. Ihr Bräutigam nannte sich Ingenieur Siegel und deutete an, daß er in Wirklichkeit ein Fürst Wipolinski sei."

„Nicht Winipolski?" fragte ich.

„Ja, Winipolski, ganz recht. Sie kennen ihn? Wer ist dieser Fürst Winipolski? Wenn Sie den Mann kennen, ist die Sache vielleicht doch anders. Mir schien es unglaubhaft, daß der Zar ihn von Mördern verfolgen lasse. Ich war überzeugt, die Klara sei einem Heiratsschwindler in die Hände geraten."

„Wie ging denn die Sache weiter?"

„Sie fuhr nach Wien. Ihre Ankunft hatte sie ihm angekündigt, aber er war nicht an der Bahn. Sie ging in ein Hotel, das er ihr angegeben. Dort war er auch nicht. Auf dem Postamt erfuhr sie, daß ihre letzten Briefe nicht behoben waren. So wußte sie, daß ihr Verlobter verhindert war, entweder durch Krankheit oder durch eine wichtige Geschäftsreise. Ein paar Tage wartete sie im Hotel, dann kehrte sie nach Hannover zurück. Seither wartet sie, daß er kommen wird und sie heiraten, wie er ihr geschrie-

ben. In einer Schatulle hat sie seine Briefe aufbewahrt mitsamt dem Verlobungsring – ihr einziges Heiligtum."

„Könnte ich die Briefe sehen?"

„Die Klara wird sie sicherlich nicht zeigen wollen."

„Sagen Sie ihr doch, ein Graphologe könnte aus der Handschrift feststellen, ob der Schreiber noch lebt, ob er wiederkommen wird."

„Warum interessiert Sie die Sache so?"

„Ich werde es Ihnen erzählen, wenn ich die Briefe gesehen habe."

So lud mich die Frau meines Verlegers für einen Sonntag ein, an dem Klara Ausgang hatte, und ich nahm Einsicht in ihren Schatz.

Er bestand aus sechs kurzen Billetts aus der Zeit vom Juli bis Dezember 1883, aus zwei gepreßten Rosen und einem goldenen Ring mit einem großen weißen Saphir. Diese Unterpfände plus einem oder zwei Gesprächen hatten genügt, um Klara drei Jahrzehnte lang in Glaube, Liebe, Hoffnung des Verlobten harren zu lassen. Der brauchte wahrlich nicht mehr zu tun, um sich ihrer zu versichern, und er hätte auch kaum Zeit gehabt, mehr zu tun.

Denn er, der mit „Hermann Siegel, Ingenieur" unterzeichnet, war, wie ich sofort wußte, als der Name „Fürst Winipolski" fiel, kein anderer als der Dienstmädchenmörder Hugo Schenk. Und in jener Zeit, als er das junge hannoveranische Kindermädchen kennenlernte und lieben lehrte, übte er eine Tätigkeit aus, so bestialisch, daß noch Jahre später dieser Alpdruck in den Schlafkammern der Dienstmädchen lastete.

Aus alten Zeitungsberichten über seinen Prozeß konnte ich feststellen, was der Fürst ihres Herzens während der Verlobungszeit getrieben, wann und wieso es kam, daß er mit Klara anbandelte, genauer wohl, als sie selbst es weiß.

Weshalb war er in Vöslau? Kurz vorher hatte Hugo Schenk mit der böhmischen Dienstmagd Josefine Timal und seinem erprobten Mordkomplizen Karl Schlossareck einen Ausflug nach Weißkirchen zur Schlucht „Gevatterloch" gemacht. Im Walde ließen sie sich nieder und Schlos-

sareck ging abseits. Als er mit einem großen Stein zurückkam, lag die Timal in derangierter Kleidung auf dem Boden. Schlossareck fragte Schenk: „Warum hast du das getan?" Schenk erwiderte: „Sie hat es verlangt." – „Was?" fragte Josefine, und das war ihr letztes Wort, denn in diesem Augenblick knebelte Schenk das Mädchen, mit dem er wenige Minuten vorher zärtlich gewesen, und Schlossareck fesselte ihr Arme und Beine. Gemeinsam lösten Schenk und Schlossareck die Schmuckstücke von Arm, Fingern, Ohren und Hals des Mädchens und nahmen das Sparkassenbuch, das sie in der Bluse verwahrt hatte, an sich. Dann banden sie ihr den Stein um den Leib und warfen sie lebend die Böschung hinab in das Wasser des Gevatterlochs. „Wie fuchtig sie uns ang'schaut hat", sagte Schlossareck, sonst bloß gefühlloser Gehilfe, zu seinem Meister, „die Augen werd ich mein Lebtag nicht vergessen."

Die Tat fällt in jene Epoche des Schenkschen Schaffens, in der er sich zur Erkenntnis durchgerungen hatte, ein Opfer dürfe nicht bloß beraubt, sondern müsse auch getötet werden, und ebenso alle Leute, die einen Anhaltspunkt zur Aufhellung der Tat geben könnten. Im gegebenen Fall war die Tante der ermordeten Josefine, Fräulein Katharina Timal in Budweis, aus der Welt zu schaffen, weil sie nach dem Verbleib ihrer Nichte forschen konnte. Außerdem hatte auch Katharina Geld.

Ingenieur Siegel, recte Schenk, entschloß sich, ihr zu schreiben, daß er Josefine geheiratet habe, und lud die Tante ein, zu ihnen auf ihr Landgut bei Pöchlarn zu übersiedeln. Da er die Adresse von Tante Katharina nicht wußte, fuhr er nach Vöslau, um die Schwester der Josefine danach zu fragen.

Das war rasch erledigt, und es blieb ihm noch Zeit, das hannoveranische Kindermädchen Klara auf der Straße anzusprechen, ihr ewige Liebe zu schwören, sie um ihre Hand zu bitten, das Jawort zu erhalten und ihr sein Lebensgeheimnis zu enthüllen, daß er vom Zaren verfolgt werde. Ferner erkundete er noch die Höhe ihrer Ersparnisse, besprach den Termin der Hochzeit und trug ihr strengstes Stillschweigen auf, ohne daß diese Überfülle von

Erklärungen und Verpflichtungen dem jungen Mädchen aus den achtziger Jahren irgendwie auffiel.

Katharina Timal aus Budweis kam, der vermeintlichen Einladung der „jungverheirateten" Nichte Folge leistend, mit Hab und Gut am 21. Juli in Wien an. Ihr neuer Neffe Hermann Siegel erwartete sie und fuhr mit ihr nach Krumm-Nußbaum. Abends gingen sie dem nicht vorhandenen Landgut zu, als Schlossareck am Donauufer an sie herantrat. „Brauchen Sie einen Fährmann?" Hugo Schenk bejahte – das verabredete Zeichen –, und im gleichen Augenblick fiel Schlossareck über Katharina Timal her, um sie zu erwürgen. Da sie sich loszureißen versuchte, schnitt ihr Hugo Schenk mit einem Schlachtmesser Hals und Kehle durch. Dann nahmen sie der Sterbenden Pretiosen und ein auf zwölfhundert Gulden lautendes Sparkassenbuch ab, banden ihr einen Stein um den Leib und warfen sie in die Donau. Tags darauf behob Hugo Schenk in Wien die Spareinlage und machte mit Emilie Höchstmann, einem Mädchen, das er wirklich zu lieben schien, eine Landpartie nach Melk, wo sich, um in seinem Stil zu sprechen, ihre Beziehungen nach seinem Wunsch gestaltet haben.

Am gleichen Tage putzte sich unsere Klara in Vöslau schön heraus, sie erwartete ihren Verlobten. Statt seiner kam ein Brief, sein erster Brief:

Wien, 25. Juli 1883

Verehrtes Fräulein!

Ich bestätige den Empfang Ihres w. Schreibens vom 22. und muß ich nur bedauern, daß ich Sonntag nicht zurecht kommen konnte, da ich Ihr Schreiben viel zu spät erhielt. Es hätte auch meinem Herzenswunsch entsprochen, mit Ihnen den Sonntag auf dem Lande zu verbringen, doch kam Ihr Brief erst gestern an. Heute ist es leider zu spät, denn ich nehme an, daß Sie in den nächsten Tagen nach H. verreisen werden. Ich hätte Sie dann gerne in Wien erwartet, aber ich reise heute abend nach Ungarn (geschäftlich), was mich ein bis zwei Wochen aufhalten wird. Reisen Sie glücklich, verehrtes Fräulein, ich hoffe bestimmt, daß Sie in Ihrer Heimat die Versprechungen nicht vergessen werden, die wir uns gegenseitig gegeben haben, und

an denen ich mit ganzem Herzen festhalte. Mit innigen Grüßen zeichne ich mich

Hermann Siegel
Ingenieur

Adresse: H. K. S.,
Westbahn Wien,
Posterestante.

Der Brief ist wie alle folgenden mit gewandter Hand geschrieben; Hugo Schenk, Sohn eines Kreisgerichtsrates in Teschen, hatte gute Schulbildung genossen und war, obwohl er erst vierunddreißig Jahre zählte, ziemlich weit gereist. Er hatte jung geheiratet, lebte aber nicht mit seiner Frau, die in Prag und später in Saaz wohnte und bis zu seinem Tode verzweifelte Versuche machte, seine Liebe wiederzugewinnen.

Schenks nächstes Schreiben an Klara ist nach Hannover gerichtet, nach einer neuerlichen Bluttat, die er allein verübte. Am 5. August 1883 war er mit dem Stubenmädchen Therese Ketterl nach Lilienfeld zur Gebirgsschlucht „Sternleiter" gefahren, an deren Rand er das Mädchen erschoß. Hugo Schenk beraubte die Leiche vollständig, sogar Kleider, Wäsche und Strümpfe zog er ihr aus. Drei Tage darauf schreibt er an Klara nach Hannover:

Wien, 8. August 1883

Verehrtes Fräulein!

Anzeige Ihnen, daß ich von meiner Geschäftsreise zurückgekehrt bin, habe viele Aufregungen hinter mir, doch glaube ich alles gut erledigt zu haben, sodaß unsere Zukunft jetzt heller erscheint. Ich fand Ihre beiden l. Briefe und können Sie sich denken, wie ich mich freute. Ich vertraue Ihnen vollkommen, wie Sie auch mir vertrauen können. Das Leben hat viele ernste Momente, doch mit Mut und Geduld kann man alles überwinden. Auch Haß und Mißgunst können nichts ausrichten gegen die Einigkeit zweier treuer Herzen. Ich würde Ihnen raten, alle notwendigen Papiere sich von Ihren w. Eltern schicken zu lassen, und auch alles andere bereit zu halten. Sie werden von mir sehr bald erfahren, was ich für uns beide beschlossen habe, und glaube ich, daß dann unser Glück voll-

kommen sein wird. Seien Sie vielmals und aufrichtig innig gegrüßt von Ihrem

Hermann S.

Dieser Brief, mit dem er sich Klara als Opfer sichern will, ist der Brief eines Unermüdlichen, denn die letzte Beute ist so beträchtlich, daß er sich eine Zeitlang Ruhe gönnen könnte. Hat er doch das Depot der Ketterl, 1400 Gulden, behoben und dem Leichnam ziemlich viel Schmuck geraubt.

Mit der geliebten Emilie Höchstmann fährt er nun nach Stein an der Donau, nicht ohne vorher der Klara obige edle Sentenzen von den ernsten Momenten des Lebens und von der Macht des Muts und der Geduld eingeprägt zu haben. Den Rest seiner Flitterwochen mit Emilie Höchstmann verbringt er in Wien, wo Plakate das Verschwinden der Therese Ketterl anzeigen und den Verdacht eines Raubmords aussprechen.

Doch Klara drängt sich zu ihrem Glück und schreibt ihm, daß sie demnächst nach Wien komme. Hermann S. winkt ab. Korrespondenzkarte genügt:

Wien, 25. August 1883

Verehrtes Frl.!

Ein Telegramm zwingt mich, auf einige Zeit zu verreisen, und muß ich Sie daher bitten, Ihre Abreise zu verschieben, bis ich Ihnen meine Rückkunft anzeige, welches hoffentlich recht bald der Fall sein wird. Mit vielen Grüßen zeichne ich mich

Hermann S.

Hermann S. arbeitet an neuen Dingen. In Baden bei Wien lebt die greise Baronin Malfatti, Witwe nach dem Leibarzt des Herzogs von Reichstadt, und bewahrt goldene, brillantenbesetzte Geschenke auf, die der einzige Sohn und Erbe Napoleons dem ärztlichen Freund vermachte. Bei Baronin Malfatti will Schenk einbrechen. Vorher macht er fürsorglich die Bekanntschaft ihrer Zofe Josefine Eder. Die verfällt der Macht ihres neuen Freundes so sehr, daß der es gar nicht nötig hat, den Einbruch zu ver-

üben. Sie selbst stiehlt das napoleonische Erbe mitsamt dem Schmuck der Baronin, um es dem Freund zu bringen.

Diese gute Prise, die sich allerdings nicht gleich veräußern läßt, hindert Schenk keineswegs daran, ein anderes Stubenmädchen aufs Korn zu nehmen, Rosa Ferenczi, die achthundert Gulden besitzt. Aber sie hat ihr Sparkassenbuch verloren, und es muß amortisiert werden, bevor er darangehen kann, sie umzubringen.

Deshalb schreibt Hugo Schenk wieder an die Reservebraut nach Hannover:

Wien, 12. Oktober 1883

Verehrtes Fräulein Klara!

Mitteile Ihnen voller Freude, daß ich gesund zurückgekehrt bin und daß Ihre Briefe vorgefunden habe. Bin sehr schmerzlich überrascht, weil Sie an meiner Treue verzagt sind, ich bin ein Mann von Wort und was ich mir vornehme, führe ich durch, auch wenn sich noch so unermeßliche Schwierigkeiten gegen mich türmen. Seien Sie versichert, daß auch ich der schönen Stunden in V. mich gerne erinnere und nichts sehnlicher wünsche, wie unsere endliche Vereinigung. Schreiben Sie mir, wann Sie nach hier kommen können, damit ich, mit Berufsgeschäften und -sorgen überhäuft, alles einrichten kann. Nehmen Sie nochmals die Versicherung meiner vollsten Liebe und Ergebenheit entgegen von Ihrem

Hermann S.

Diesem Wink kann Klara nicht sogleich Folge leisten. Bevor sie Ende August zur Hochzeit zu fahren beabsichtigte, hatte sie ihrer Herrschaft gekündigt. Als dann die absagende Postkarte aus Wien kam, wollte Klara wieder in der Stellung bleiben, und ihre Dienstgeber willigten nur unter der Bedingung ein, daß sie sich für weitere vier Monate verpflichte. Obwohl sie jeden Tag Fürstin sein könnte, hält sie ihr Wort, das sie der Herrschaft gegeben.

Wenn der Bräutigam „sehr traurig" darüber ist, bis Neujahr auf Klara warten zu müssen, so ist das begreiflich. Denn die Amortisierung von Rosa Ferenczis Sparkassenbuch verzögert sich, und die Inhaberin ist deshalb noch

nicht schlachtreif. Aber diesen Grund seiner „Sehr-Traurigkeit" gibt Schenk der Klara selbstverständlich nicht an, nur ungeduldige Liebe gibt er ihr an:

Wien, 2. Nov. 1883

Verehrtes Fräulein Klara,

bestätige Ihnen Ihre beiden Briefe vom 18. und 26. Oktober und bin sehr traurig, daß Sie sich auf so lange Zeit verpflichtet haben. Ich habe unsere Vereinigung, die ich so sehr ersehne, für diese Tage erwartet und bin sehr traurig, daß ich bis Neujahr warten muß. Schreiben Sie mir, wann Sie eintreffen, da ich Sie sehnsüchtig am Bahnhof erwarten werde. In meinem Leben ist unerwartet eine sehr günstige Wendung eingetreten, ich gebe Ihnen die bestimmte Versicherung, daß sich unsere Zukunft sehr günstig gestalten wird. Vergessen Sie nicht, die Papiere mitzubringen und alles andere, damit nichts verzögert, ich habe hier bereits alle Vorbereitungen getroffen. Mit der Hoffnung auf endliches baldiges Wiedersehen, empfiehlt sich Ihnen Ihr Sie liebender

H. S.

Der letzte Brief, den Schenk an Klara schreibt, und in dem er ihr – vielleicht wirklich „aus aufrichtigem Herzen" – ein „glücklichstes Weihnachtsfest" wünscht, „weil es doch das letzte ist...", trifft auch alle Anordnungen über ihre Ankunft.

Wien, 10. Dez. 1883

Verehrtes Fräulein Klara,

wie ich aus Ihrem letzten Briefe vom 1. d. M. ersehe, haben Sie alles so erledigt, wie ich es nicht besser wünschen kann. Betreffs Ihrer Befürchtung kann ich Sie vollkommen beruhigen, ich bin ein freiheitlicher Mann und habe keine Vorurteile. Bewahren Sie mir nur Ihre w. Zuneigung und Vertrauen, und seien Sie versichert, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelten und meine Zärtlichkeit niemals erkalten wird. Ich wünsche Ihnen aus aufrichtigem Herzen ein glücklichstes Weihnachtsfest, weil es doch das letzte ist, das Sie in ledigem Stand verbringen.

Abreisen Sie also am 1. n. M., nehmen Sie alles mit und schreiben Sie mir noch die Stunde Ihrer Ankunft. Ich werde auf dem Perron warten, wenn ich in Wien bin. Sonst gehen Sie ins Hotel „Zur gold. Spinne" auf der Landstraße, wo ich ein Zimmer reservieren werde. Es kann nämlich sein, daß mich eine wichtige unaufschiebbare Angelegenheit zu einer kurzen Reise zwingt. (Geschäftlich.)

Nehmen Sie die Versicherung meiner vollsten Ehrenhaftigkeit, mit der ich mich zeichne

Siegel.

PS Bitte antworten Sie mir noch umgehend.

Eine Woche nach der Absendung dieses Briefes trifft endlich die Mitteilung an Rosa Ferenczi ein, daß ihre Einlage auf ein neues Sparkassenbuch umgeschrieben wurde. Am 28. Dezember macht Schenk mit der Ferenczi einen Ausflug nach Preßburg, Schlossareck fährt mit. Von dort gehen sie nach dem Marktflecken Kittsee. Vielleicht – man erlaube eine kleine Hypothese – spielen dort vor dem Haus des Kaufmanns Goldmann dessen Knaben. Vielleicht fragt Hugo Schenk sie nach dem nächsten Weg zur Furt und vielleicht erklärt sich auch der kleine Max bereit, sie hinzuführen. Aber das Drama, das am Ufer gespielt werden soll, bedarf keines Regisseurs, und wenn es auch der zukünftige Max Reinhardt wäre ...

Kaum fünfhundert Schritte hinter dem Goldmannschen Haus läßt sich die Gesellschaft am Ufer nieder. Schlossareck nimmt eine Hacke aus seinem Koffer und reicht sie Hugo Schenk. Der zertrümmert der Rosa Ferenczi damit die Schädeldecke und holt das Sparkassenbuch aus ihrer Handtasche. Ohrgehänge und Perlenarmband nimmt Schenk der Leiche rechtens ab, denn es sind seine Geschenke, der Schmuck, den die Eder bei der Baronin Malfatti gestohlen. Steinbeschwert sinkt Rosa Ferenczi auf den Grund des Donaustroms.

Schenk holt am nächsten Tag das Geld aus der Sparkasse, dann aber wird er vorsichtig. Das Verschwinden der Rosa Ferenczi könnte in Verbindung mit der Abhebung des Spardepots Verdacht erwecken, und die Dienstgeber der Ferenczi kennen ihn. Auch die Schwester der

Josefine Timal kennt ihn, und die Josefine Eder, die wegen Diebstahls der napoleonischen Andenken in Haft ist. Deshalb hält sich Hugo Schenk in der Wohnung Schlossarecks verborgen, betritt die Straße nicht.

Klara kommt in Wien an, und weil ihr Bräutigam sie nicht am Bahnhof erwartet, geht sie ins Hotel „Zur goldenen Spinne". Kein Zimmer reserviert, ein Ingenieur Hermann Siegel unbekannt. Auf dem Postamt der Westbahn erfährt sie, daß ihre letzten Briefe nicht behoben sind. Sie fährt nach Hannover zurück. Auch hier kein Brief. Nun, sicherlich hat ihr Bräutigam wichtige, unaufschiebbare Geschäfte.

In Wien wird Hugo Schenk von der Polizei ausgeforscht, verhaftet, prozessiert, und am 22. April 1884 baumelt er neben Schlossareck auf dem Galgen.

Alle Bänkelsänger singen von ihm, kein anderes Motiv erfüllt die Kolleginnen seiner Opfer mit solch gruselnder Wollust. Auch der blinde Methodius hat in seinem Repertoire die Hugo-Schenk-Ballade, und bei der Stelle, da die Kehle der Katharina Timal durchschnitten wird, reißt er das Messer mit einem Ruck über den Schleifstein, daß die Funken sprühen wie Blut und die Hörerinnen grell aufschreien.

Vielleicht kennt Klara dieses Lied, vielleicht singt sie es selbst, schüttelt dabei den Kopf und denkt: Wie weltenfern sind doch die Männer voneinander verschieden!

Zur Arbeit und zur Muße, im Wachen und im Traum, in Liebe und im Liede denkt sie an den ihren. Sie betet vor dem Heiligenschrein, darin die Briefe sind, zwei Rosen und ein Ring, das Liebespfand ihres Fürsten, der vornehm, zurückhaltend und feinfühlig ist wie kein anderer Mann der Welt. So harrt sie seiner seit Jahrzehnten, unbeirrbar überzeugt, er werde wiederkehren und sie freien.

## WIE ICH ERFUHR, DASS REDL EIN SPION WAR

Noch immer gehörte ich dem Fußballklub an, mit dem ich einst gegen „Slavia" gespielt hatte, lange bevor der damalige Halfback Eda Beneš zum Präsidenten der Republik geworden war. Noch immer spielten wir als einzige deutsche Mannschaft gegen tschechische Mannschaften, obwohl ich nicht nur Redaktionsmitglied einer deutschen Zeitung, sondern jetzt sogar Obmann des Klubs „Sturm" war.

Ein Obmann, ihr wißt ja, erweist den Koryphäen (auch wenn sie Amateure sind) Gefälligkeiten, manchmal zahlt er für sie die Zeche, manchmal kauft er dem einen oder anderen einen Winterrock, manchmal borgt er ihnen bares Geld.

Unser rechter Endback hieß Wagner und war die Stütze der Mannschaft. Es ist also verständlich, daß ich ihm eine der eben erwähnten Gefälligkeiten erwies unmittelbar vor unserem Auswahlspiel gegen die zweitklassige Mannschaft Union Holleschowitz. Vom Ausfall dieses Matchs hing es ab, ob wir oder sie unter die Erstklassigen eingereiht würden.

Das Match fand am Sonntag, dem 25. Mai 1913, statt. DBC Sturm verlor und kam nicht in die Reihe der Erstklassigen. Warum? Der Zeitungsbericht formulierte es so:

„Der DBC Sturm I gegen SK Union Holleschowitz 5 : 7 (Halbzeit 3 : 3). ‚Sturm' war anfangs seinem Gegner überlegen, und seine Stürmerreihe arbeitete, wie sich auch in der großen Zahl seiner Scores ausdrückt, das ganze Spiel hindurch sehr erfreulich. Doch war ‚Sturms' Verteidigung durch das Fehlen Mareceks und Wagners derart geschwächt, daß Atja allein nicht imstande war, alle Durchbrüche ‚Unions' zu vereiteln."

Mareceks Nichtantritt war entschuldigt, er hatte eine Sehnenzerrung. Aber Wagner war nicht entschuldigt. Gegen ihn richtete sich unsere Wut nach dem verlorenen

Spiel, besonders die meine. Hatte er mir doch, erfreut über mein Geschenk, doppelten Spieleifer versprochen, und nun blieb er schon am ersten Sonntag weg, beim Auswahlspiel, unentschuldigt, unentschuldbar. Deshalb schaute ich gar nicht auf, als mich Wagner am nächsten Vormittag in der Redaktion aufsuchte.

„Ich komm dir sagen, daß ich gestern nicht antreten konnte."

„Hab ich gemerkt. Hau ab!"

„Es war wirklich unmöglich. Ich mußte . . ."

„Ist mir ganz egal, was du mußtest", schnitt ich ihm das Wort ab.

„Ich war schon angezogen, da kommt ein Soldat in unsere Werkstatt und sagt, jemand von uns muß sofort ins Korpskommando, ein Schloß aufbrechen."

„Erzähl mir keine Geschichten! So etwas dauert fünf Minuten. Und wir haben eine geschlagene Stunde mit dem Anstoß gewartet."

„Drei Stunden hat es gedauert. Ich mußte eine Wohnung aufbrechen und dann alle Schubfächer und Schränke, es waren nämlich zwei Herren aus Wien da, den einen haben sie Herr Oberst genannt. Sie haben nach russischen Papieren gesucht und nach Photographien von Plänen."

„Wem gehört denn die Wohnung?"

„Ich glaube, einem General. Eine große Wohnung im ersten Stock."

„Und der General war nicht da?"

„Der, dem die Wohnung gehört? Nein, der war nicht dabei. Aber der Korpskommandant war dabei."

Obwohl ich Obmann des Fußballklubs bin, der gestern durch die Schuld eines pflichtvergessenen Endbacks das Wettspiel verloren hat, vergesse ich, dem pflichtvergessenen Endback länger böse zu sein. Ich sage ihm nicht mehr: „Erzähl mir keine Geschichten", sondern lasse mir die Geschichten von gestern nachmittag ganz genau erzählen, wie der Wiener Oberst die Photographien von Plänen und Aktenstücken dem Prager Korpskommandanten hinüberreichte und wie dieser jedesmal den Kopf geschüttelt und gesagt hat: „Schrecklich, schrecklich! Wer hätte das für möglich gehalten!"

Wagner erzählt, daß die Wohnung ganz merkwürdig ausgesehen habe, „wie von einer Dame", lauter Toilettengegenstände und Brennscheren und parfümierte Briefe und Photos von jungen Männern.

„Wieso weißt du denn, daß die beiden Offiziere aus Wien waren?"

„Sie haben gesagt, daß sie noch abends nach Wien zurück müssen. Sie glaubten, ich verstehe nicht Deutsch. Der Korpskommandant hat mir immer tschechisch übersetzt, wenn sie wollten, daß ich ein Schloß aufmachen soll."

Es kann sich nur um die Wohnung von Oberst Alfred Redl, dem Generalstabschef des Prager Korps, handeln, über den das k. u. k. Telegrafen-Korrespondenzbüro heute eine Meldung ausgegeben hat. Die Lobpreisung Redls, die diesem Telegramm beigefügt war, ist also ein Verschleierungsmanöver, denn die Kommission war nach Prag gekommen, weil Oberst Redl des Militärverrats verdächtigt wurde. Der Generalstabschef von Prag ein Spion! Alfred Redl, Kandidat für den Posten des Kriegsministers, der zukünftige Armeekommandant – eine Kreatur des Feindes! Das ist eine ungeheuerliche Nachricht!

Aus der begeisterten Würdigung im Telegramm des Korrespondenzbüros geht hervor, daß man diese ungeheuerliche Nachricht unterdrücken will. Ich aber habe keinen Anlaß, sie zu unterdrücken, keinen Anlaß, ein Geheimnis zu hüten, das man mir nicht anvertraut hat.

Allerdings, da ist eine Schwierigkeit, eine schier unüberbrückbare. Die Enthüllung, daß ein österreichischer Generalstabschef im Dienste des Auslands steht, wie bringt man sie in eine österreichische Zeitung, ohne sofort konfisziert zu werden?

Mit einem Überraschungstrick könnte es vielleicht gelingen.

Der Überraschungstrick gelingt, wie wir später sehen werden, meine Nachricht erscheint unkonfisziert im Abendblatt der „Bohemia", und der Sturm bricht los. Verweigerung des Heeresbudgets nach tobender Parlamentssitzung, Maßnahmen des Thronfolgers, den Generalstab nur aus Mitgliedern des Adels zusammenzusetzen, Pensionierung der höchsten Militärs, Debatten im Inland und Aus-

land über die Wehrfähigkeit der österreichischen Monarchie – kurz, all das, was die Eingeweihten hatten vermeiden wollen. Ein Prozeß, der die volle Aufklärung des Verrats gebracht hätte, war verhindert, Spezialeide waren geleistet und ein überschwenglich warmes Lob für einen Verräter war amtlich ausgegeben worden, nur damit die Sache geheim bleibe vor dem Kaiser, dem Thronfolger, dem Kriegsminister und der Welt.

Alle erfuhren davon, aber niemand ahnte meine Quelle. Die Militärbehörde forderte von der Staatspolizei einen Bericht, ob irgendwelche Anzeichen darauf hindeuten, daß ich Beziehungen zu auswärtigen Militärstellen unterhalte. In dem Lokal, in dem ich nach Redaktionsschluß verkehrte, setzten sich zwei ostentativ angeheiterte Herren zu mir und beteuerten ihre Bewunderung für meinen im Fall Redl bewiesenen Spürsinn. Sie boten sich an, mir Zeitungsnachrichten über militärische Dinge zu liefern, aber – Vertrauen gegen Vertrauen – ich möge ihnen sagen, woher ich von der Spionagetätigkeit Redls wußte, vom Eintreffen der Kommission, von ihrem Verhalten in Redls Wohnung, von der Homosexualität.

Das Pariser „Journal des Débats" schrieb, oh, Ruhm meiner Karriere, von einem jungen Wunderjournalisten, der in der Provinzstadt Prag ein internationales Geheimnis nach dem andern zu enthüllen wisse.

Soviel aber auch über den Fall Redl gesagt und geflüstert wurde, das meiste mußte ungesagt und ungeflüstert bleiben, solange die österreichisch-ungarische Monarchie bestand. Nach dem Weltkrieg versuchte ich alle Zusammenhänge der Redl-Affäre festzustellen. Unter anderem fuhr ich nach Graz, um Feldmarschalleutnant Urbanski von Ostromiesz aufzusuchen, der 1913 Chef des Evidenzbüros und Oberst im Generalstab gewesen war; er gehörte zu denen, die am Tage nach meiner Veröffentlichung vom Thronfolger Franz Ferdinand aus der Armee gejagt wurden. Ebenso schnell aber wurde Urbanski von Ostromiesz reaktiviert, als aus Sarajewo die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers eintraf. Er machte den Krieg mit und avancierte.

Mehrere Tage lang saß ich bei Feldmarschalleutnant Ur-

banski von Ostromiesz in seiner Grazer Wohnung, und er gab mir auf alle Fragen geduldig Antwort. Nur bei meiner Frage, wieso das Geheimnis in die Öffentlichkeit gedrungen sei, wurde er unwillig, und erst recht unwillig, als ich meine Auffassung äußerte, wie das geschehen sein konnte. Diese Auffassung schien ihm denn doch zu naiv für einen Journalisten, der den Eingeweihtesten der Affäre interviewt. Die Darstellung Urbanskis von Ostromiesz war nur die militärische Innengeschichte, über die abenteuerliche Verfolgung Redls und manches andere wußte er weniger als ich.

Der Sachverhalt war in Kürze dieser: Im Frühjahr 1913 wurden zwei Briefe als verdächtig geöffnet, die postlagernd unter der mit Schreibmaschine geschriebenen Chiffre „Opernball 13" beim Hauptpostamt Wien eingetroffen waren. Sie stammten aus Eydtkuhnen, einem Ort an der deutsch-russischen Grenze, und enthielten österreichische Banknoten, der eine sechstausend Kronen, der andere achttausend Kronen. Solche Summen werden nicht postlagernd und anonym geschickt, wenn es sich um rechtmäßiges Gut handelt. Der Absendungsort deutete auf Rußland, es schienen Gelder für Bestechung, vielleicht sogar für Spionage zu sein. Deshalb war es die Politische Staatspolizei, die mit der Aufklärung dieser Sendung betraut wurde.

Zwei Geheimpolizisten, Ebinger und Steidl, wurden zu ständiger Dienstleistung in das Postamt entsandt. Ihr Zimmer war durch eine elektrische Klingel mit dem Postschalter verbunden, und auf das Glockenzeichen des Schalterbeamten sollten die beiden den Übernehmer der Briefe sicherstellen. Wochen vergingen, Monate. Der Polizeirat, der diese Überwachung organisiert hatte, war ins Ministerium versetzt worden und hatte die Angelegenheit seinem Nachfolger, dem nachmaligen Bundeskanzler Johann Schober, übergeben. Auch die Beamten am Postschalter wechselten, und die neuen wußten wohl nicht, wie wichtig die Sache sei. Es kam auch niemand, die Briefe zu beheben.

Am Abend des 24. Mai 1913, einem Samstag, fünf Minuten vor Schluß der Amtsstunden, weckte das Glockensignal die beiden Geheimpolizisten aus ihrer gewohnten Ruhe. Bevor sie zum Posterestanteschalter kamen, wo der

Beamte zwar langsam, aber doch auch nicht auffallend langsam die Briefe mit der „Opernball"-Chiffre ausgehändigt hatte, war der Beheber fort.

Sie eilten ihm nach, sie erblickten ihn noch, einen stattlichen Herrn, der die Tür des angekurbelt gebliebenen Autos hinter sich zuschlug, der Wagen fuhr davon. Es war ein Taxi.

Ein Auto, das die Verfolgung hätte aufnehmen können, besitzen Ebinger und Steidl nicht. Was hilft es ihnen, daß sie die Nummer des Taxis gelesen haben? Was hilft es ihnen, daß sie den Chauffeur ausforschen und erfahren können, woher und wohin die Fahrt gegangen sei? Sicherlich ist der Mann nicht direkt in seine Wohnung gefahren, sicherlich steigt er unterwegs aus und nimmt einen neuen Wagen. Fest steht für die beiden Detektive nur ihre schimpfliche Entlassung. Aber nun beginnt für sie und die österreichische Wehrmacht eine Kette von unglaublichen Zufällen, „Jägerglück".

Die beiden Polizeiagenten stehen auf dem Kolowratring und beraten. Sollen sie versuchen, den Chauffeur gleich ausfindig zu machen, und im Einvernehmen mit ihm ein Märchen von mißglückter Verfolgung des Unbekannten ausdenken? Oder sollen sie lieber dem Polizeirat Schober ihr Mißgeschick melden? Während sie überlegen, fährt ein Taxi vorbei. Sie lesen die Nummer – es ist der Wagen, der ihnen vor zwanzig Minuten ihre Beute entführt hat. Sie winken, pfeifen, schreien, laufen. Das Auto hält. Es ist leer.

„Wohin haben Sie den Herrn vom Postamt aus geführt?"

„Ins Café Kaiserhof."

Auf der kurzen Fahrt finden die Detektive im Innern des Wagens das Futteral eines Taschenmessers, eine Hülle aus hellgrauem Tuch. Im Café Kaiserhof, in das sie mit dem Chauffeur eintreten, ist der stattliche Herr nicht mehr. Was nun?

Sie eilen zum nächsten Taxistandplatz. Jawohl, ein Herr, der so aussieht, sei eben weggefahren. Wohin? Wir sind in Wien, und dort weiß es einer: der Wasserer. Eigentlich ist er kein Wasserer, denn seit der Fiakerstand zum Autostand degradiert ist, gibt's keine harben Rösser mehr, de-

nen der Wasserer den Tränkeimer servieren kann. So putzt er die Karosserien, holt Würstel für die Chauffeure und übt das altehrwürdige Gewerbe des Wagentüraufmachens aus. Der Wasserer hat gehört, wohin der Herr befohlen hat, „ins Hotel Klomser", hat er befohlen.

Nach ins Hotel Klomser. Im Foyer wird der Hotelportier befragt. „Gerade jetzt sind zwei Herren im Auto angekommen, Kaufleute aus Bulgarien." – „Und vorher ein Herr allein?" – „Im Auto? Das weiß ich nicht. Vor einer Viertelstunde ist Herr Oberst Redl gekommen. In Zivil war er, das weiß ich. Aber ich weiß nicht, ob er im Auto vorgefahren ist."

Oberst Redl? Den Polizeiagenten flößt dieser Name Scheu ein. Sie kennen ihn gut. Er hat ihnen keine Sekunde Rast gegönnt, niemals die Notwendigkeit einer Nachtruhe anerkannt, wenn sie seine Treiber waren auf der Jagd nach Spionen. Und wie wußte Oberst Redl sein Wild zur Strecke zu bringen, wie wußte er einen Spionageverdächtigen zu inquirieren, er, der berufene Sachverständige, der Leiter des österreichisch-ungarischen Kundschafterdienstes.

Geheimpolizist Ebinger lacht schallend. „Das ist ja großartig! Jetzt wohnt der Spion mit unserem Oberst Redl Wand an Wand! In einem Kriminalroman würde das heißen: ‚In die Falle gegangen.' Oder: ‚Die Flucht in die Höhle des Löwen.' Nein, das kann sich kein Dichter ausdenken, daß ein Spion sich in dem Haus einmietet, wo der allergrößte Verfolger der Spione wohnt."

Ebinger will gleich zu Oberst Redl hinaufgehen und ihm den spaßigen Zufall melden. Der andere Geheimpolizist, Steidl, hat Bedenken gegen einen solchen selbständigen Schritt. Vielleicht hat das Postamt den Polizeirat bereits verständigt, daß die Briefe behoben wurden. Also muß man ihm berichten, wie die Verfolgung ausgefallen ist.

Während Ebinger aus der Telefonzelle des Hotels, die auf der linken Seite der Halle ist, mit Polizeirat Schober spricht, reicht Steidl auf der rechten Seite der Halle das Messerfutteral dem Portier. „Fragen Sie, wem von den zuletzt angekommenen Gästen das Futteral gehört."

Eine Freitreppe führt von der Mitte der Halle zu den

Etagen. Oberst Redl kommt in Uniform, sich die Handschuhe zuknöpfend, die Treppe herab und legt dem Portier den Schlüssel von Zimmer Nr. 1 auf den Tisch. In der Telefonzelle berichtet Detektiv Ebinger, daß Oberst Redl zufälligerweise auch im Hotel Klomser wohnt, und fragt, ob er ihm die Sache sofort melden solle. „Vielleicht", meint Ebinger, „hat sich der Spion absichtlich hier eingemietet, um sich an Oberst Redl heranzumachen."

„Haben Herr Oberst das Futteral Ihres Taschenmessers verloren?" fragt der Portier, während in der Telefonzelle Ebinger seinem Vorgesetzten von dem Fund im Taxi berichtet. „Ja", antwortet Oberst Redl, holt sein Messer aus der Tasche und stülpt das hellgraue Tuchsäckchen darüber, „ich suche es schon seit einer Viertelstunde. Wo haben Sie es denn gefun ..."

Er hat die Frage noch nicht beendet, da fällt ihm die Antwort ein. Zuletzt hat er sein Taschenmesser benutzt, als er auf der Fahrt vom Postamt die Umschläge der Geldbriefe aufgeschnitten hat. Dort im Taxi hat er die Messerhülle vergessen. Wieso hat man sie gefunden? Wieso hierhergebracht? Mit einem Ruck wendet er sich um und erblickt einen Mann, der abseits steht und mit betontem Interesse das Gästebuch des Hotels durchblättert. Oberst Redl kennt den Mann.

Oberst Redl wird blaß wie ein Toter, denn er weiß, daß er ein Toter ist.

Er tritt auf die Straße hinaus, geht raschen Schrittes weiter. An der ersten Ecke schaut er zurück, ob niemand aus dem Hoteltor kommt. Niemand kommt aus dem Hoteltor. Aber aus dem Restaurant Klomser treten zwei Männer.

Einer dieser beiden Männer hat, bevor sie das Hotel verließen, dem Portier aufgetragen, die Nummer 12 3 48 anzurufen, die Geheimnummer der Politischen Staatspolizei. „Sagen Sie dem Herrn Polizeirat Schober, daß das Futteral dem Herrn Oberst Redl gehört."

Da Ebinger und Steidl die Straßenecke erreichen, sehen sie Oberst Redl nicht mehr. Er ist im Haus der alten Börse verschwunden, das drei Ausgänge hat. Alle Achtung vor einem Mann, der noch vor zwei Minuten ein glanz-

volles Leben vor sich sah und seit zwei Minuten einen schimpflichen Tod vor sich sieht und bereits die Möglichkeit des Entkommens kaltblütig ins Auge faßt.

Inzwischen spielt das Telefon vom Hotel Klomser zur Staatspolizei, von der Staatspolizei zum Evidenzbüro des k. u. k. Generalstabs. Oberst Urbanski von Ostromiesz nimmt die Meldung entgegen und kann sich nicht fassen vor Erregung. Oberst Redl!

Der Adjutant Urbanskis von Ostromiesz fährt zur Hauptpost, um den Schalterbeamten zu fragen, wie der Beheber der Briefe ausgesehen habe. Außer der Personenbeschreibung wird ihm ein Zettel gegeben, auf den der Beheber die Chiffre der postlagernden Briefe geschrieben hat, „Opernball 13".

Im Evidenzbüro suchen Urbanski von Ostromiesz und sein Adjutant Handschriften Redls heraus. Es ist kein Mangel daran: eine „Anweisung zur Anwerbung und Überprüfung von Kundschaftern, verfaßt von Alfred Redl, k. u. k. Hauptmann im Generalstab", fünfzig Paragraphen lang, ein „Schema für die Beschaffung von Kundschaftermaterial", „Normen zur Aufdeckung von Spionen im In- und Ausland", ein dickes Aktenbündel „Gutachten in den Jahren 1900 bis 1905". Zwar ist auf dem Zettel „Opernball 13" nur leicht und dünn hingeschrieben, jedoch von einer Verstellung kann keine Rede sein, es ist die Schrift des Obersten Redl.

Den verfolgen unterdessen die beiden Geheimpolizisten. In einer Passage haben sie den Verschwundenen wieder erspäht. Auch er sie. Er zerreißt Papiere, wirft sie auf den Boden. Einer der Detektive, nimmt er an, wird sich aufhalten, um sie aufzuklauben, und dem anderen ließe sich allenfalls entkommen. Aber beide gehen ihm weiter nach. Sie halten ein Taxi an und geben dem Chauffeur die Weisung, langsam nachzufahren. Dann erst kehrt Geheimpolizist Steidl in die Passage zurück, sammelt die Papierschnitzel auf und bringt sie zur Polizei.

Von dort fahren die Papierchen sofort im Auto ins Evidenzbüro, wo sie zusammengesetzt werden. Es sind Postbestätigungen über Geldsendungen an einen Ulanenleutnant in Stockerau und über eingeschriebene Briefe

nach Brüssel, Warschau und Lausanne. Die Adresse in Lausanne ist, wie vor einigen Tagen festgestellt wurde, eine Deckadresse für die Spionagezentrale Italiens, des „Bundesgenossen". Jetzt ist es verständlich, daß seit Jahresfrist jede noch so geheime strategische Vorkehrung an der italienischen Grenze mit Gegenvorkehrungen beantwortet wurde, oft sogar, bevor Österreich sein Projekt in Angriff nahm.

Soll man die Verhaftung von Oberst Redl sofort anordnen? Militärische oder polizeiliche Verhaftung? Soll man die Militärkanzleien des Kaisers und des Thronfolgers benachrichtigen? Oder soll man das Ergebnis der Untersuchung abwarten?

Oberst Redl geht zum Franz-Josephs-Kai. Von Zeit zu Zeit sieht er sich um, ob sein Schatten ihm folgt. Sein Schatten folgt ihm. Oberst Redl will zum Brigittaplatz. Dort ist er heute um vier Uhr nachmittags in einem Daimler-Tourenwagen, den er im August 1911 für achtzehntausend Kronen gekauft hatte, aus Prag angekommen. Ein schönes Auto. A. R. in Goldbuchstaben auf dem Wagenschlag: der Querstrich des A besteht aus zwei schrägen Linien und sieht wie ein „v" aus, ein abgekürztes „von". Über dem Monogramm schwebt eine Krone, zwar nur die fünfzackige Bürgerkrone, aber wer merkt das? Oberst Redl hat sein Auto beim Karosseriemacher Zednitschek auf dem Brigittaplatz eingestellt, damit der die Seitenwände des Chassis unten mit Glanzleder und oben mit bordeauxroter Seide tapeziere.

Im Hotel Klomser empfing Oberst Redl den Besuch von Leutnant Stefan Hromadka, einem hübschen Ulanenoffizier aus Stockerau, und hatte eine lange Auseinandersetzung mit dem geliebten Freund, der sich von ihm trennen und heiraten wollte. Um halb sechs ging Leutnant Stefan Hromadka fort, zehn Minuten später Oberst Redl. Er mußte aufs Postamt. Das Geld beheben. Wochenlang hatte er es aufgeschoben, weil es riskant war. Jetzt blieb keine Wahl. Er hat seinem Stefan ein Auto versprochen. Er will mit ihm über Land fahren, ihn von seiner Braut loslösen, ihn die Heiratsabsicht vergessen machen.

„Über Land fahren ..." Und jetzt hastet Redl zu Fuß

mit unheimlichem Gefolge den Donaukanal entlang und denkt, wie gut es wäre, in seinem Tourenwagen zu sitzen und, auch ohne Glanzlederbelag und ohne bordeauxrote Seide, über Land fahren zu können. Über Land fahren. Daran ist jetzt nicht mehr zu denken. Er kehrt, beschattet, ins Hotel Klomser zurück.

Zur gleichen Zeit fährt Oberst Urbanski von Ostromiesz bei einem anderen Hotel vor. Im Grandhotel sitzt der Chef der Chefs, der Oberkommandierende des Generalstabs, mit Freunden im Speisesaal. „Was bringst du mir Schönes?" fragt General Conrad von Hötzendorf seinen Evidenzchef und Freund. Die Zigeunerkapelle Rigos, des Geigers, der die belgische Königstochter entführt hat, spielt ein Potpourri aus der neuen Operette „Graf von Luxemburg".

„Dürfte ich Eure Exzellenz gehorsamst um ein Gespräch unter vier Augen bitten?"

„Was, mitten im Abendessen? Ist's wirklich so dringend? Na, alsdann gehn wir."

In einem Nebenraum erstattet Urbanski von Ostromiesz die Meldung, daß die Opernballbriefe behoben wurden, der Beheber, von Detektiven verfolgt, habe unterwegs Postbestätigungen zerrissen, darunter eine aus Lausanne.

„Lausanne auch!" seufzt General Conrad von Hötzendorf. „Dachte ich mir schon lange. Ist der Mann verhaftet?"

„Er wurde sichergestellt, Exzellenz."

„Nur sichergestellt? Wer ist es denn?"

„Exzellenz ..."

„Nun? Wer der Mann ist, will ich wissen."

„Es ist ..."

„Heraus mit der Sprache, August. Ich bin ja darauf vorbereitet, daß es nicht der erste beste ist."

„Exzellenz, es ist Oberst Redl."

„Wer? Sind Sie wahnsinnig geworden?" Conrad von Hötzendorf schreit: „Nehmen Sie sich in acht, Herr Oberst!"

„Exzellenz ..."

„Entschuldige, August. Oberst Redl! Ist denn das sicher?"

General Conrad von Hötzendorf ist auf einen Stuhl gesunken, er preßt beide Hände aufs Herz. „Wenn doch wenigstens", sagt er, nachdem er sich etwas gefaßt hat, „wenn doch wenigstens dieser widerliche Rigo mit seinem Gefiedel aufhören würde." Dann spricht der General lange kein Wort. Er versucht, sich die Tragweite auszumalen. Wenn die Schmach bekannt wird – das Kriegsministerium und der Thronfolger hassen den Generalstab ohnedies, die „Auserwählten" –, was wird das Ausland sagen! Der Feind! Alles schon morsch, sagt man gern der Doppelmonarchie nach – die Überheblichkeit des verbündeten Deutschlands wird noch größer werden. Und die oppositionellen Nationen! Was wird geschehen, wenn in dieses Pulverfaß ein Zündstoff fällt? Gerade jetzt, da die Lage kritisch ist.

General Conrad von Hötzendorf erhebt sich. „Dieser Schuft hat sofort zu sterben."

„Er soll selbst... Exzellenz?"

„Ja", entscheidet Conrad von Hötzendorf. Diese zwei Buchstaben sind Todesurteil und Befehl zur Vollstreckung, bei der der Verurteilte als sein eigener Henker zu fungieren hat. „Niemand darf etwas über die Todesursache erfahren, niemand! Bin ich verstanden worden, Herr Oberst?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Noch heute nacht."

„Zu Befehl, Exzellenz."

„Sie werden sofort eine Kommission zusammenstellen, Herr Oberst, bestehend aus Höfer als Leiter, aus Chefauditor Worlitschek, Ihnen und Ihrem Adjutanten. Über den Vollzug ist morgen früh direkt an mich zu melden."

Um Mitternacht erscheinen vier hohe Offiziere im Hotel Klomser. Sie klopfen an die Tür von Zimmer Nr. 1. Während ein heiseres „herein" hörbar wird, öffnen sie. Oberst Redl, der am Tisch sitzt, macht zweimal den Versuch aufzustehen und fällt in den Stuhl zurück. Endlich erhebt er sich wankend. „Ich weiß, weshalb die Herren kommen", bringt er hervor, „ich bin im Begriff, Abschiedsbriefe zu schreiben."

Ein Brief an seinen Bruder ist kuvertiert, ein angefan-

gener Brief ist an General von Giesl, den Kommandanten des Prager Korps, gerichtet. Auf dem Nachttisch liegt das Taschenmesser mit dem hellgrauen Futteral und ein Stück Bindfaden. („Ein dolchartiges Messer und eine Rebschnur hatte Redl zur Verübung des Selbstmords vorbereitet", antwortet zwei Tage später Landesverteidigungsminister Georgi im Parlament auf die Beschuldigung, der Selbstmord Redls sei vom Generalstab befohlen worden.)

Die Kommission befragt Redl nach seinen Komplicen.

„Ich habe keine", erwidert er.

„Wer hat Sie für die Spionage geworben?"

„Der russische Militärattaché in Wien. Er zwang mich dazu, denn er – denn er wußte, daß – daß ich – homosexuell bin."

Die vier Offiziere schütteln sich vor Ekel. Homosexuell? Entsetzlich!

Auf die Frage nach dem Umfang seiner Tätigkeit, nach deren Details und Dauer antwortet er, alle Beweise würden sich in seiner Prager Dienstwohnung finden. Damit gibt sich die Kommission zufrieden. Bevor sie das Zimmer verläßt, fragt General Höfer: „Herr Redl, haben Sie ..."

Redls Finger tasten nach seinem goldenen und besternten Kragen. Dort ist er noch kein Herr Redl, dort ist er noch Oberst.

„... eine Schußwaffe?" vollendet General Höfer die Frage.

„Nein."

Der General: „Sie dürfen um eine Schußwaffe bitten, Herr Redl."

Redl: „Ich bitte – gehorsamst – um einen – Revolver." Niemand hat einen bei sich. „Sie werden einen bekommen." Oberst Urbanski von Ostromiesz fährt nach Hause, seinen Browning zu holen, um ihn „Herrn Redl" einzuhändigen.

Die vier Offiziere warten an der Straßenecke. Sie können die Fenster von Zimmer Nr. 1 nicht sehen, denn es ist ein Hofzimmer. Kein Lärm, keine Aufregung, kein Schuß verrät, daß das Urteil vollstreckt ist. Abwechselnd fahren die Kommissionsmitglieder nach Hause, um Zivil

anzulegen, denn vier auf und ab gehende Stabsoffiziere würden auffallen. Die Stunden verrinnen. Nichts.

Zeitig morgens will General Conrad von Hötzendorf die Meldung haben, daß die Angelegenheit beendet ist. Oberst Urbanski von Ostromiesz und Chefauditor Worlitschek müssen mit dem Schnellzug sechs Uhr fünfzehn nach Prag fahren, die Haussuchung vorzunehmen. Aber andererseits kann man nicht gut hinaufgehen und zu Redl sagen: „Erschießen Sie sich rasch, wir können nicht so lange warten."

Um fünf Uhr wird ein Detektiv der Staatspolizei telefonisch herbeigerufen, einer von den beiden, die gestern die Verfolgung Redls durchgeführt und noch in der Nacht einen „Spezialschwur auf Diensteid" geleistet hatten, kein Wort über die Angelegenheit zu sprechen. Das Geheimnis soll auf neun Personen beschränkt bleiben, und kein zehnter soll auch nur ahnen, daß ein Generalstabschef Verrat beging.

Der herbeigekommene Detektiv ist Ebinger, er wird angewiesen, zu Oberst Redl hinaufzugehen. Was immer er auch im Zimmer sehen würde, er möge im Hotel nichts davon sagen. So will man Diskussionen darüber verhindern, daß die Leiche von einem Polizeiagenten entdeckt wurde. Ebinger sagt dem Nachtportier, er sei vom Herrn Oberst Redl bestellt. Der Portier, seines vergeblichen Einspruchs gegen den nächtlichen Besuch der vier Offiziere eingedenk, läßt Ebinger passieren.

„Das Zimmer war nicht versperrt", meldet Ebinger einige Minuten später der Kommission, „ich habe also die Tür geöffnet. Neben dem Sofa liegt der Herr Oberst tot."

Damit ist der Straßendienst der vier Stabsoffiziere zu Ende, genau zwölf Stunden nach Behebung der postlagernden Briefe. Noch vor Tagesanbruch soll die Leiche gefunden werden, deshalb wird das Hotel angerufen: Herr Oberst Redl möge ans Telefon kommen.

Das Hotel Klomser verständigt die Polizei von einem im Hause vorgefallenen Selbstmord. Redl hat sich, vor dem Spiegel stehend, in den Mund geschossen, das Projektil durchbohrte das Gaumendach und drang schräg von rechts nach links in das Gehirn; im linken Scheitel-

knochen blieb das Geschoß stecken, die Ausblutung erfolgte durch die linke Nasenhöhle. Neben der Leiche lag ein Browning.

Am Sonntag gab das k.k.Telegrafen-Korrespondenzbüro die Meldung vom Selbstmord des Obersten Alfred Redl aus und fügte einen Nekrolog hinzu, der aus dem Büro des Generalstabs stammte. „Der hochbegabte Offizier", hieß es darin, „dem eine große Karriere bevorstand, hat sich in einem Anfall von Geistesverwirrung ...", „... in der letzten Zeit an außergewöhnlicher Schlaflosigkeit litt ...", „... in Wien, wohin ihn dienstliche Aufgaben geführt hatten ...", „... an dem Leichenbegängnis werden die gesamte in Wien weilende Generalität und die dienstfreien Truppen und Militäranstalten ..."

Der Chef des Evidenzbüros, Urbanski von Ostromiesz, und der Chefauditor Worlitschek fuhren nach Prag und meldeten sich beim Korpskommandanten Baron Giesl. Der war telegrafisch vom Selbstmord seines Generalstabschefs in Kenntnis gesetzt worden, nicht aber vom Motiv der Tat. Tags vorher hatte Korpskommandant Baron Giesl von seinem Bruder, dem österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad, die Mitteilung bekommen, daß die serbischen Regierungskreise den Krieg als unvermeidlich betrachten.

Für „Fall 3" (Krieg gegen Serbien) war das Prager Korps zum Vormarsch zwischen Drinamündung und Savemündung bestimmt. Um so größer war die Erschütterung des Korpskommandanten Baron Giesl, als er nun von den beiden Wiener Stabsoffizieren erfuhr, daß die Pläne seines Korps verraten seien und gewiß auch die vertraulichen Mitteilungen seines Bruders, verraten von seinem Vertrauensmann.

Nach dem Essen ging Korpskommandant Baron Giesl mit Oberst Urbanski von Ostromiesz und Chefauditor Worlitschek in die Wohnung Redls. Sie war versperrt, und niemand hatte die Schlüssel.

Während die Kommission vor der Tür steht, stehe ich auf dem Fußballplatz in Holleschowitz. Das Wettspiel soll beginnen, aber unser Endback Wagner ist noch nicht da.

Ohne zu ahnen, daß sein Interviewer mit den Gedan-

ken auf einem Fußballfeld ist, erzählt Feldmarschalleutnant Urbanski von Ostromiesz von der Hausdurchsuchung: „Wir mußten die Tür aufbrechen lassen, die Schränke und den Schreibtisch."

„Von einem Zivilschlosser?" frage ich.

„Ich glaube. Es war Sonntagnachmittag und wahrscheinlich kein Professionist anwesend."

„Exzellenz wissen nicht mehr, woher man den Schlosser holte?"

„Nein. Von irgendwo aus der Nachbarschaft, das ist doch wirklich unwichtig."

Feldmarschalleutnant Urbanski von Ostromiesz runzelt ärgerlich die Stirn. Deshalb bemühe ich mich, meine Frage zu entschuldigen. „Der Schlosser hätte doch die gewaltsame Öffnung der Wohnung und der Schubfächer verraten können."

Urbanski von Ostromiesz verzieht spöttisch die Mundwinkel. „Wem verraten?"

„Der Presse zum Beispiel."

„Mein lieber Freund", seufzt Urbanski von Ostromiesz, „Sie sehen den Fall als Kriminalfall an! Es war aber ein Fall der internationalen Wehrpolitik. Da spielt kein Schlossergehilfe mit."

„Und wie, glauben Eure Exzellenz, ist die Sache in die Presse gekommen?"

„Ja, das war allerdings das ärgste an der Katastrophe. Zuerst dachten wir an den privaten Racheakt eines in Prag tätigen Spions, etwa eines Geliebten von Redl. Nachher mußten wir annehmen, daß eine ausländische Spionagestelle auf die Nachricht von der Erledigung ihres Vertrauensmanns Redl der Zeitung ‚Bohemia' das Material gab, um sich am Generalstab zu rächen. Aber erst während des Krieges hat mir Exzellenz Conrad von Hötzendorf anvertraut, daß die Sache auf ganz andere Weise in die Zeitung gekommen war. Es war schlimmer."

„Wieso schlimmer, Exzellenz?"

„Der Polizeirat Schober hat trotz seinem Spezialeid den Vorfall dem Kriegsminister gemeldet, und der Kriegsminister fuhr noch am Sonntag im Auto nach Prag, inkognito natürlich. Er haßte den Generalstab, weil wir ihm

nicht unterstellt waren, obwohl er das immerfort beantragte. So wollte er uns in der Öffentlichkeit schaden und vor allem beim Thronfolger, ohne uns direkt bei ihm zu denunzieren. In Prag übergab der Kriegsminister die Nachricht einem befreundeten Redakteur von der ‚Bohemia', einem gewissen Kisch ..."

Urbanski von Ostromiesz fällt ein, daß ich auch „Kisch" heiße. „War das Ihr Herr Vater?" unterbricht er sich.

Ich nicke bejahend. Ich bin nicht hier, Informationen zu geben, sondern zu empfangen.

„Dann wissen Sie ja, daß die Sache stimmt."

Durch neuerliches Kopfnicken bestätige ich die kleine Verwechslung des Schlossergehilfen mit dem Kriegsminister.

„Sehen Sie", fährt Urbanski von Ostromiesz fort, „deshalb war in der ‚Bohemia' der Artikel mit dem Vermerk versehen: ‚Von hoher Stelle'. Vielleicht erinnern Sie sich daran?"

Gewiß, ich erinnerte mich sehr genau. Kaum hatte damals Wagner das Redaktionszimmer verlassen, als ich zum Chefredakteur stürzte, Beratung. Sollen wir die große Meldung bringen, trotz der Gewißheit, beschlagnahmt zu werden? Oder sollen wir die große Meldung einfach weglassen?

Wir entschlossen uns zu einem Kompromiß: die Konfiskation der Abendausgabe zu riskieren, indem wir die Nachricht in Form eines Dementis bringen. So erschien ein Dementi in Fettdruck an der Spitze des Blattes: „Von hoher Stelle werden wir um Widerlegung der speziell in Militärkreisen aufgetauchten Gerüchte ersucht, daß der Generalstabschef des Prager Korps, Oberst Alfred Redl, der vorgestern in Wien Selbstmord verübte, einen Verrat militärischer Geheimnisse begangen und für Rußland Spionage getrieben habe. Die aus Wien nach Prag entsandte Kommission, die, geleitet von einem Obersten, am gestrigen Sonntagnachmittag in Gegenwart des Korpskommandanten Baron Giesl die Dienstwohnung des Obersten Redl, die Schränke und Schubfächer aufbrechen ließ und eine dreistündige Durchsuchung vornahm, hatte nach Verfehlungen ganz anderer Art zu forschen ... usw."

Solche Dementis versteht der Leser, es ist so, wie wenn man sagt: „Der X ist kein Falschspieler." Aber konfiszieren ließ sich ein solches Dementi schwer. Der Presse-Staatsanwalt mußte annehmen, es stamme vom Korpskommando oder aus Wien, von einem Ministerium.

Als die Nachricht in Wien ankam, läutete die Presse Sturm beim Kriegsministerium. Dort las der diensthabende Telefonist jedem anrufenden Journalisten folgendes vor: „Hieramts ist von irgendwelchen Verfehlungen des verstorbenen Herrn Generalstabsoberst Alfred Redl nichts bekannt, und stehen solche Gerüchte im Widerspruch zum untadeligen Charakter des Verewigten. Ebensowenig ist hieramts von einer Entsendung einer Kommission nach Prag etwas bekannt, und kann es sich sohin nur um eine normale Inventaraufnahme in der Dienstwohnung des verstorbenen Herrn Oberst Redl handeln."

Aber fast gleichzeitig sagte das Platzkommando von Wien das militärische Leichenbegängnis ab – ein Mehr an Eingeständnis war nicht nötig. In der Nacht zog das Kriegsministerium seine Erklärung zurück, so daß von ihr nur ein Detail zurückblieb: Dem Kriegsministerium war die Spionageaffäre unbekannt gewesen.

Von den Wolken des Vorkriegs war die Redl-Affäre die dunkelste: Wie soll die k.k. Armee einen Krieg bestehen, wenn ihre Aufmarschpläne bis ins letzte Detail verraten sind? Mit ebensoviel Energie wie Ahnungslosigkeit wurde in Presse und Parlament die unverzügliche Änderung der Kriegspläne gefordert, und der Landesverteidigungsminister beeilte sich, beruhigende Versicherungen in diesem Sinne zu geben. Aber ein Kriegsplan läßt sich nicht willkürlich ändern, denn er stellt die Lösung der strategischen Aufgabe auf Grund ethnographischer und militärischer Gegebenheiten dar.

Der Thronfolger ließ ein Telegramm nach dem andern los: „Ich bin zu der unumstößlichen Gewißheit gelangt, daß die geistige Spannkraft des Oberst Urbanski von Ostromiesz in derartigem Maße gelitten hat, daß er für eine aktive Verwendung nicht mehr in Betracht kommt, und ist er der Superarbitrierung zu unterziehen." Auch gegen General Conrad von Hötzendorf, gegen Höfer und

Worlitschek richtete sich die Wut Franz Ferdinands, also gegen alle, die ihrem Generalstabskollegen zu nächtlicher Stunde den Selbstmord befahlen, ihm keine Gelegenheit zur Beichte und zum Heiligen Abendmahl gaben und sich Spezialeide leisten ließen, nur damit er, der Thronfolger, nichts erfahre. Ja, sie hatten ihm sogar den Vorschlag unterbreitet, an dem Leichenbegängnis von Oberst Redl teilzunehmen.

Aber nicht einmal diese Geheimhaltung hatten sie durchzuführen vermocht. Anderthalb Tage später wußte die ganze Welt davon.

Die ganze Welt wußte davon, weil ein Endback, ein Fußballer, ein Wettspiel versäumte. Das Spiel gegen Union Holleschowitz, eine zweitklassige Mannschaft.

Lachen und Kreischen dringt durch die Mauern des Bärenhauses. So stark war des blinden Methodius humoristische Wirkung noch nie.

Hm. *Dieser* Fall also ist es . . .

Dieser Fall ist in fachmännischem Sinne keine Tagesnachricht. Nur die Nachbarn der Beteiligten wußten davon, und einer von ihnen hat mir die Begebenheit erzählt, gelegentlich, als sie schon mehrere Wochen alt war. Immerhin schrieb ich sie auf.

Der blinde Methodius singt nun, was ich damals schrieb, die Geschichte vom Eisenbahnschaffner, der sich morgens von seiner Frau verabschiedet, um auf Fahrt zu gehn. Wie üblich kocht sie ihm kein Frühstück, sie behauptet, es dauere zu lange, bevor der Herd warm wird. Wie üblich bleibt sie noch im Bett. Wie üblich ist ihr Abschied ein liebevoller – „sie reicht ihm Kuß und Pfötchen", singt der blinde Methodius. Aber das Schicksal erspart dem Schaffner heute zufällig den Dienst, und er kann nach Hause zurückkehren. Leise, um Frauchen nicht zu wecken, sperrt er die Türe auf, und – braucht's da eines Gedankenstrichs? – Frauchen ist höchst wach, und ein Gast ist's mit ihr. Und was vielleicht das schlimmste ist, im Herd, der angeblich so schwer zu erheizen ist, brodelt ein fröhliches Feuer.

Während der Gast, seine Wäsche und Kleider in den Händen, das Weite sucht, packt der wütende Schaffner die ungetreue Schaffnerin. Mit starken Armen hebt er sie hoch und setzt sie mitten auf den geheizten Küchenofen, den flammenden Beweis ihres Ehebruchs; und zwar dergestalt, daß sie im Herdloch steckenbleibt. Vergeblich versucht sie von diesem Sitzplatz aufzustehen, sie ist vom eisernen Ring umfaßt, und unter ihr steigt die Wärme hoch, die sie selbst entfacht hat.

Das also ward würdig befunden, Substrat einer Ballade

zu sein, und die Hörerinnen lachen, weil der treulosen Gattin tüchtig eingeheizt wird, und freuen sich, daß der Untugend die Strafe auf dem Fuße oder auf sonst etwas folgt: Warum so wenig Solidarität mit der Geschlechtsgenossin? Ist es der Neid darüber, daß sich die Frau Schaffnerin einen Schichtwechsel ihrer Belegschaft leistet?

Wie dem auch sei, es ist zum erstenmal, daß eines meiner Themen, in Poesie und Musik gesetzt, vom Ideal meiner Kindstage vorgetragen wird. Da habe ich nun etwas Ersehntes erreicht, und prompt stellt sich die Enttäuschung ein. Der blinde Methodius könnte wirklich bessere meiner Stoffe verwenden.

Andere verwenden bessere meiner Stoffe, aber auch das ist mir nicht recht, bringt mir nur zum Bewußtsein, wie gering der Marktwert der Wahrheit ist. Jeden Abend füllt die Operette „Die Galgentoni" das Stadttheater. Alles kommt darin vor, was ich in meinem Artikel geschrieben, die Schlacht zwischen Stotterbetty und Galgentoni im Café Mimose, der Cafetier Mungo Natscheradetz und die heuchlerische Frieda Kniefall, und vor allem die anklagende Verteidigung, auf die sich die Galgentoni vorbereitet hat und die sie mir in ihrer häßlichen Kammer im Ledergäßchen vorgesprochen.

Ich verklagte die Plagiatoren, und das Gericht stellte mir die Frage, ob Handlung und Figuren erfunden seien. Selbstverständlich antwortete ich, daß sie nicht erfunden seien. Überdies fand sich ein Zeuge, ein Angestellter des verklagten Stadttheaters, und er beschwor, eine Frau habe ihm ihr Leben so erzählt, wie es auf der Bühne gespielt werde. Die literarischen Sachverständigen erklärten, mein Artikel sei nur ein Tatsachenbericht gewesen und kein Phantasieprodukt, „weshalb ihm ein geistiges Eigentumsrecht keinesfalls innewohnen könne". So wurde meine Klage abgewiesen und ich zur Tragung der Prozeßkosten verurteilt. Seither ging ich mit Plagiatoren nicht mehr zu Gericht.

Nach dem ersten Weltkrieg recherchierte ich die Hintergründe und Zusammenhänge des Redl-Falles, den ich 1913 aufgedeckt hatte, und veröffentlichte die Ergebnisse. Ohne mich zu fragen, ohne mich zu nennen, wurde meine Dar-

stellung mitsamt dem verlorenen Fußball-Wettspiel, dem Entschuldigungsbesuch des Schlossers Wagner, dem komischen Verhalten der Detektive, den Dialogen und so weiter von Zeitungen abgedruckt, von „Autoren" an Zeitschriften verschickt, zu Romanen ausgewalzt, dramatisiert, verfilmt und als Grundlage von Anthologien der Spionage verwendet. In einer ernsten Geschichte der Spionage, die in Amerika erschien, hat sich der Verfasser die Mühe genommen, die vielen gleichlautenden Publikationen über Redl durchzustudieren und sie gewissenhaft zu zitieren; nicht mich, denn er wußte nicht, daß sie allesamt von mir abgeschrieben waren.

Der Preis, den Nazi-Hamburg meiner Geschichte aus dem Magdalenenheim erteilte, ist nicht meine einzige Ehrung durch eine Stadtgemeinde. Ein Volksdichter XY (er ist tot, und so lasse ich ihn leben) bekam den Literaturpreis der Stadt Wien für seine Autobiographie. Das Interessanteste in seinem Leben ist ohne Zweifel das Erzählertalent seiner böhmischen Großmutter. Wann immer sie im Lebensbuch ihres Enkels auftaucht – und sie taucht bei Beginn jedes Kapitels auf –, erzählt sie eine meiner Geschichten, die in der „Bohemia" als Sonntagsfeuilletons erschienen waren, aufs Komma genau. Nur den Namen des Verfassers nennt sie nie, wahrscheinlich hat sie ihn vergessen, begreiflich bei einer so alten Frau.

Oft rieten mir Freunde und Kritiker, mich nicht selbst einen Reporter und meine Produkte nicht Reportagen zu nennen, nicht zu betonen, daß meine Stoffe mit wirklichen Ereignissen übereinstimmen. „Lassen Sie doch Daten und Namen weg, und schreiben Sie als Untertitel ‚Novelle' hin. Dann werden Sie literarisch beurteilt werden, als Mann von Phantasie."

„Von Phantasie!" Bedarf die Gestaltung der Wahrheit keiner Phantasie? Es ist wahr, die Phantasie darf sich hier nicht entfalten, wie sie lustig ist, nur der schmale Steg zwischen Tatsache und Tatsache ist zum Tanze freigegeben, und ihre Bewegungen müssen mit den Tatsachen in rhythmischem Einklang stehen. Und selbst diesen beschränkten Tanzboden hat die Phantasie nicht für sich allein. Mit einem ganzen Corps de ballet von Kunstformen

muß sie sich im Reigen drehen, auf daß der sprödeste Stoff, die Wirklichkeit, in nichts nachgebe dem elastischsten Stoff, der Lüge.

Ist schließlich das Darzustellende folgerichtig dargestellt, dann erscheint es dem Leser so klar, daß er ausruft: „Das ist doch klar!" Wobei das Wort „klar" soviel wie „selbstverständlich" bedeutet und den Vorwurf der Banalität, der Platitüde, der Photographiererei ausdrückt. „Er hat ja nur aufgeschrieben, was er gesehen", wie Doktor Dykschy sagte.

Ich nahm den Rat nicht an, das Wahre als Erlogenes zu tarnen. Im Gegenteil, ich versuchte, das Fehlen der Fakten, unter dem ich während des Mühlenfeuers gelitten, durch Fülle, oft durch Überfülle von Details zu kompensieren, selbst graphische Darstellungen, Situationspläne, Termini technici, Fußnoten und Bibliographien verschmähte ich nicht. Eine solche Genauigkeit bringt wieder andere Vorwürfe als den des Mangels an Phantasie. Die anspruchsvolle Akribie reizt den Leser, nach einer Lücke zu suchen.

In der Tat kann auch dem Sachlichsten etwas Wichtiges entgehen, wofür der Reisechronist Thomas Platter aus Basel ein klassisches Beispiel ist. Der kam zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nach London und stöberte alle Besonderheiten auf. Auch im strohgedeckten Globe-Theater war er bei der Novität „Julius Cäsar" und widmete ihr den Satz: „Haben in dem streuernen Dachhaus die Tragedy vom ersten Keyser Julio Cäsare mit ohngefähr funfzehn Personen sehen gar artlich agiren, und dantzeten sie zu endt der Comedien, ihrem gebrauch nach, gar überaus zierlich." Er spricht also einmal von einer Tragödie und das andere Mal von einer Komödie, weil er wohl merkt, daß hier weder das eine noch das andere im aristotelischen Sinne „agiret" wird. Aber daß hier die Revolution des Dramas vorliegt, merkt Thomas Platter nicht oder hält es nicht der Aufzeichnung wert. Wie grundlegend wäre sein Buch durch eine zeitgenössische Kritik oder gar durch ein Interview mit Shakespeare gewesen, während es so nur als ein Dokument aus der Stadt und der Zeit Shakespeares Erwähnung findet, das den Namen Shakespeare nicht kennt.

Von den Fesseln des aktuellen Anlasses emanzipierte ich mich bald. Daß ich das konnte, verdanke ich einem neuen Redaktionskollegen, Paul Wiegler. Er schätzte meine Lokalberichte anders ein, als es die anderen Redakteure taten. Einmal kommentierte ich die Nachricht vom Verkauf des aus der Mozartzeit stammenden Clamschen Parks, der zu einem Tanzlokal geworden war. Am Sonntag fand ich die Glosse im Gehege des Feuilletons, wo bisher nur die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands abgedruckt worden waren, mit meinem Namen und dem Serientitel „Prager Streifzüge" samt einer römischen I. Auf diese Weise war ich via facti zum ständigen Wochenfeuilletonisten ernannt, und ich schrieb jahrelang allsonntäglich die Prager Streifzüge, eine Art unaktueller Lokalschilderungen, ähnlich denen, die mir im Liederschatz des blinden Methodius so gefallen hatten.

Ich drängte mich mit der Masse der Frierenden in den Wärmestuben, ich wartete mit den Hungernden in der Volksküche auf die Armensuppe, ich nächtigte mit den Obdachlosen im Nachtasyl, mit den Arbeitslosen hackte ich Eis auf der Moldau, schwamm als Flößerbursch nach Hamburg, statierte im Theater, zog mit dem Heerbann des Lumpenproletariats ins Saazer Land auf Hopfenpflücke und arbeitete als Gehilfe des Hundefängers. Gab es Hindernisse, so registrierte ich die Hindernisse, und sie waren oft merkwürdiger als das Thema selbst.

Als ich den Friedhof der Strafanstalt St. Pankraz beschreiben wollte, lehnte der Oberstaatsanwalt mein Ansuchen ab:

„Das Betreten des Anstaltsfriedhofs kann aus disziplinären Gründen ebensowenig bewilligt werden wie ein Besuch der Gefangenenzelle. Da die innerhalb der Anstalt Beerdigten vor Abbüßung ihrer Strafe gestorben sind, unterstehen sie de jure auch weiterhin den k. u. k. Gefängnisvorschriften. Ein Sträflingsfriedhof kann niemals als Stätte öffentlicher Pietät betrachtet werden."

Mir blieb nichts anderes übrig, als die Friedhofsmauer zu überklettern und nachher minuziös zu beschreiben, wie ich dies bewerkstelligt hatte und daß ich dabei das Verbot des Oberstaatsanwalts in der Tasche trug. Ebenso genau

schilderte ich die Gräber, in denen politische Häftlinge und lokalhistorische Personen lagen.

Nach Erscheinen meines Artikels wurde ich zum Oberstaatsanwalt zitiert, der mir ein Verfahren wegen Hausfriedensbruchs, Leichenschändung und Verletzung von Amtsgeheimnissen androhte. Ich fragte, wie er denn Tag, Stunde und Durchführung dieser Verbrechen feststellen wolle? Ob er Zeugen aufführen könne?

„Sie wollen also Ihre Tat leugnen, die Sie selber beschrieben haben?"

„Ich werde nur von dem Recht des Beschuldigten Gebrauch machen, die Aussage zu verweigern."

Er ließ es nicht darauf ankommen.

Eine meiner unaktuellen Reportagen war die reale Suche nach einem irrealen Stoff. Vom Hohen Rabbi Loew, dem Thaumaturgen, erzählt die Sage, daß er aus Lehm und lebensgroß den „Golem" schuf und ihm menschliches Leben einhauchte. Als dieser Frevel Unglück über die Gemeinde brachte, habe der Hohe Rabbi Loew die Lehmfigur auf dem Dachstuhl der tausendjährigen Altneu-Synagoge beigesetzt und einen Bannfluch gegen jeden verkündet, der den toten Nichtmenschen zu stören wage. Die Treppe zum Dach wurde abgetragen.

Mit Hilfe von Steigeisen stieg ich im Morgengrauen die Außenwand der Synagoge empor und schwang mich in die Dachkammer. Ich versuchte vorwärts zu gehen, aber es gab keinen Fußboden, es gab nur spitze Hügel und spitze Abgründe aus Stein – die Außenseite der Wölbungen, welche die darunter liegende Bethalle überdachten. Auf dieser Felsenlandschaft balancierte ich, nach rechts und links lugend. Eine aufgestörte Fledermaus prallte immer wieder gegen meinen Kopf.

Hätte ich die von meinem Ahnen geschaffene Statue gefunden, dann hätte ich vielleicht versucht, sie wieder zum Leben zu erwecken. Aber das wäre mir keinesfalls so geglückt wie dadurch, daß ich sie nicht fand. Der Golem wurde lebendig infolge meiner vergeblichen Suche und dem Bericht darüber. In der Einleitung zu seiner Golem-Monographie schildert Professor Chajim Bloch diese meine Einleitung der Golem-Renaissance. Dramen, Filme, eine

Oper und ein Oratorium hatten nun den Golem zum Helden. Vor allem aber geistert er durch Meyrinks gleichnamigen Roman. Mein Vater, der dem Bankier Gustav Meyer viele Stoffe lieferte, hat kaum geahnt, daß sein Sohn dieser Kundschaft einmal einen Stoff von so anderer Art liefern werde. Die Prager Stadtgemeinde errichtete dem Hohen Rabbi Loew, dem Schöpfer des Golems, ein künstlerisches Denkmal, das die Nazis am Tage ihres Einmarsches zertrümmerten.

Paradox und aus paradoxen Gründen veranlaßt war meine Fahrt auf dem Moldau-Dampferchen „Lanna 8" – eine Reportage ohne Erkundungszweck, ein Spaß, der sich über viel Zeit und Raum erstreckte. Der winzige Schleppdampfer war von der Behörde bestimmt worden, auf dem Wasserweg von Prag nach Preßburg abzugehen. Dabei hatte man eines nicht bedacht: Prag liegt an der Moldau, die zum Flußgebiet der Nordsee gehört, während Preßburg an der Donau liegt, die nach Süden ins Schwarze Meer fließt. Als der Spediteur, der mit dem Transport beauftragt war, auf die Undurchführbarkeit des Befehls hinwies, äußerte der verantwortliche Beamte frei nach Kaiser Wilhelm: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Wasserweg." Allerdings, es gab einen, wenn auch nur den lächerlich umständlichen auf Moldau und Elbe nordwärts nach Hamburg und Cuxhaven, von dort übers Meer westwärts zum Rhein, diesen südwärts zum Main und dann auf Kanälen zur Donau. Diese Route rund um Europa mußte also die „Lanna 8" nehmen, und der halb ärgerliche, halb amüsierte Spediteur konnte nur protestieren, indem er mich als Administrator für diese Fahrt anheuerte. Begeistert nahm ich an.

Das Schiffchen mit der Bemannung von zwei Mann, die nie aus dem Prager Hafenbezirk herausgekommen waren, und ich als dritter, ging nun auf Weltumseglung. Wir hatten einen Schulatlas mitnehmen wollen, ihn aber vergessen. Gleichfalls vergessen oder, besser gesagt, nicht gewußt hatten wir, daß ein Flußdampfer nicht übers Meer fahren kann, weil er keinen Kondensator für Salzwasser besitzt. Aber da wir das nicht wußten, fuhren wir ahnungslos von der Elbemündung über das Meer. Und das Meer,

das noch nie ein Flußdampferchen gesehen hatte, erkannte nicht, daß die „Lanna 8" ein Flußdampferchen sei, und ließ es dahingehen. Bei unserer Landung in Wilhelmshaven waren wir ganz mit funkelnden Salzkristallen bekleidet, unsere Bärte, Haare, Kleider und Schuhe, der Kamin, die Reling, die Schiffswand, das Steuerrad; sogar die den Bordrand überhängende WC-Hütte war in eine Märchengrotte verwandelt. Unser Kapitän und unser Maschinist, der Getränke des Nordseegebietes ungewohnt, hielten es für eine vom Alkohol bewirkte Halluzination, als sie ihre alte „Lanna 8" im Flitterkleid sahen. Hunderte Menschen standen entzückt um das Schiff aus dem Fabelland.

Grotesk war unsere Passage durch die Felsenengen des Rheins. Von hohen Leuchttürmen und Felsengipfeln herab zeigen Signalwächter, sogenannte „Wahrschauer", jedem Schiff an, ob es weiterfahren darf oder zu warten hat, denn in dieser Enge können zwei Schiffe nicht aneinander vorbeifahren. Für jeden Winkel dieser Strecke müssen die Schiffe einen anderen Piloten aufnehmen, der nicht nur Strömung und Tiefe, sondern auch die komplizierten Licht- und Flaggen- und Hornsignale kennt. Nachtfahrt ist verboten.

Wir aber wußten nichts von alledem. Wir besaßen nur eine zusammenlegbare Ansichtskarte des Flußlaufs, die ich am Ufer gekauft hatte. Ohne Piloten und ohne die verzweifelten oder wütenden Signale der Wahrschauer zu verstehen, fuhren wir durch eine gewitternde Nacht, unausgesetzt an Riffe und verankerte Schiffe prallend.

Nach meiner Rückkehr habe ich die Weltumseglung der „Lanna 8" in Gemeinschaft mit Jaroslav Hašek, dem Verfasser des „Braven Soldaten Schwejk", dramatisiert. Die Szene vom Rhein ist zur Gänze von Jaroslav Hašek, und ich setze sie wegen ihrer grandiosen Mischung von Gottesglauben, Blasphemie und Naturmythos hierher:

M a s c h i n i s t M i k u l a s c h e k : Achtung, ein Fisch! Ausweichen!

K a p i t ä n S t r u h a : Ich sehe gar nichts in diesem Regen. Gleich werden wir kaputtgehn in dieser Finsternis, dieser gottverfluchten.

*Es blitzt und donnert.*

Reporter Kisch *immer mit Notizbuch und Bleistift*: Wir sind verloren! Schiffbruch! Wir werden herniedersinken auf den Grund des Rheins, wo der Nibelungenhort liegt. Hier unter uns tanzen die Rheintöchter, die Walküre und Carmen. *Notiert*: „Unser geschätzter Mitarbeiter Kisch stirbt den Seemannstod!" Hurra!

Mikulaschek: Man sagt, daß der liebe Gott die Betrunkenen beschützt, also müssen wir uns schnell besaufen. Seht ihr jetzt ein, wie vorsorglich es von mir war, daß ich gestern den Liter Rum eingekauft habe? Nicht diesen milden holländischen Genever, den soll der Teufel holen.

*Blitz und Donner.*

Struha: Ich sehe nicht einmal das Steuer.

Mikulaschek: Ja, ja, finster wie im Hintern ist es, und dazu immerfort diese unanständigen Geräusche vom Himmel.

*Ein Blitz fährt neben dem Schiffchen ins Wasser.*

Mikulaschek *zu den Wolken hinauf*: Du willst uns abschießen, weil wir fluchen? Da mußt du schon besser zielen! Ein Patzer bist du, laß dich ausstopfen!

*Blitze sausen backbord und steuerbord vorbei.*

Mikulaschek *schwenkt den Arm*: Fehler! Fehlgeschossen!

*Es donnert furchtbar.*

Struha: Wenn ich je schon so einen Krach gehört hab, soll mich der Blitz erschlagen.

*Blitz und Donnerschlag.*

Struha *bekreuzigt sich erschreckt. Zum Himmel*: Na, na, man wird doch noch ein Wörtchen reden dürfen.

Kisch: Mit Recht sagt man, daß die Landschaft nirgends so heroisch ist wie an der Lorelei. Die Lorelei ist die Scylla und Charybdis, die Homer besungen. Seit das Weltmeer unseren Ozeandampfer „Lanna 8" mit Stalaktiten und Adamiten geschmückt hat, war nichts so romantisch auf unserer Fahrt.

Struha: Schwätzen Sie nicht soviel, Herr Reporter.

Mikulaschek: Man kann ja bei Ihrem Geblödel nicht einmal den Donner hören.

Struha: Zünden Sie lieber ein Streichholz an, Herr Reporter, damit wir den Weg sehen.

Kisch: Ja, ich werde die Wasserstraße beleuchten. Ich werde der Scheinwerfer sein, ich werde als Leuchtturm strahlen. Ich bin das Licht, ich bin die Flamme. *Er entzündet ein Streichholz.* Wie wildromantisch! Wie schön!

Mikulaschek: Schön? Wenn das schön ist, will ich verdammt sein.

*Blitz und Donner.*

Struha: Laß das Fluchen, Mikulaschek. Die Streichhölzer werden genügen.

Kisch: Ganz richtig! Bedienen wir uns des technischen Fortschritts. Was brauchen wir mythische Kräfte? Heutzutage beherrscht der menschliche Verstand vollkommen alle Naturkräfte. Es bedarf keines Gottes mehr.

*Blitze und schauerlicher Donner gehen nieder.*

Struha: Schweigen Sie doch, Herr Reporter, sonst kippt das Schiff um. Zünden Sie wieder ein Streichholz an.

Kisch: Ich hab keins mehr.

Struha: Also dann müssen Sie fluchen. Aber schnell, bitte, hier scheint ein Schiff zu sein.

Kisch *nach einer Pause des Nachdenkens*: Donnerwetter noch mal...

*Kleiner Blitz.*

Struha: Das war gar nichts, Herr Reporter.

Mikulaschek: Das hat soviel Wirkung wie ein Furz im Hochwald.

Struha: Mikulaschek, fluch du.

Mikulaschek *gegen den Himmel*: Du kannst uns den Buckel runterrutschen, kreuzweise, damit du's weißt!

*Blitze kreuzen sich.*

Kisch: Das war ein sehr lichtstarker Fluch. Bitte, lästern Sie noch so etwas, Herr Mikulaschek, etwas Gepfeffertes womöglich.

S t r u h a : Nicht mehr nötig. Wir haben die Felsen schon umschifft. Wir schwimmen jetzt im breiten Strom.

K i s c h : Gerettet! *Notiert*: „Unsere Fregatte ist wieder flott. Wir haben offene Fahrt!" Ahoi!

S t r u h a : Ja, uns sturmgewohnten Seeleuten kann kein Unwetter etwas antun. Aber in Schweiß bin ich geraten, zum Teufel!

*Kurzer Donnerschlag.*

S t r u h a *zum Himmel*: Brauchst dich gar nicht mehr aufzuregen, wir lassen dich jetzt in Ruhe.

## PERVERSES VORSPIEL

Außer einer alten Dame mit ihrem Sohn waren keine Gäste in der Brünner Vorstadtpension, in der ich wohnte. Der Sohn war ein untersetzter Herr, Mitte der Dreißig, vielleicht ein Bankbeamter. Er trug einen Kneifer und sah, wenn man so sagen kann, auffallend uninteressant aus. Während der zwei Tage, in denen ich mit ihnen zusammen wohnte, wechselten wir, so gerne sie auch anscheinend ein Gespräch angeknüpft hätten, kein Wort miteinander.

Am Morgen schaute ich – o Dantesche Neugier! – die im Vorzimmer liegende Post an, obwohl ich keine zu erwarten hatte. Es waren zwei Karten für den Pensionsinhaber und ein Brief aus Teschen für Frau Prochaska da. So hießen also die alte Dame und ihr Sohn. Prochaska ist der gewöhnlichste Name in Österreich, wie Lehmann der gewöhnlichste Name in Deutschland ist; deshalb wurden Kaiser Franz Joseph „Prochaska" und Kaiser Wilhelm „Lehmann" genannt.

Am gleichen Nachmittag ging ich mit meinem Freund Hugo meiner Pension zu, als uns in ihrer Nähe ein Platzregen überraschte. Passanten liefen ins nächste Kaffeehaus, wir mit ihnen. Es war überfüllt, nur an einem kleinen Tisch fanden wir zwei Stühle frei. Auf dem dritten saß mein Pensionsnachbar und machte ein gelangweiltes Gesicht. Er hatte keine interessantere Gesellschaft als sich selbst gefunden, kannte also keine Menschenseele in der Stadt.

Mein Freund Hugo zog aus seiner Aktentasche Photos von neuen Filmen. Neugierig wie ein Kiebitz lugte unser Nachbar auf die Bilder, worauf Hugo ihm eines nach dem anderen reichte. Auf diese Weise entstand ein Gesprächsbeginn, just so uninteressant wie unser Nachbar und sein Name. Er fragte, ob wir aus der Filmbranche seien, und wir antworteten, wir seien aus der Filmbranche, und er sagte, das sei ein sehr interessanter Beruf, und wir ant-

worteten, ach Gott, es sei nicht alles Gold, was glänze. Zu einem der Photos bemerkte er, daß er diesen Film gesehen habe. „Wie ist das möglich?" fragte mein Freund Hugo, „dieser Film ist noch gar nicht gelaufen." Aber das klärte sich rasch auf, denn es war im Ausland gewesen, in Belgrad, wo unser Nachbar den Film gesehen hatte.

„Waren Sie lange in Belgrad?" fragte ich.

Unser Nachbar erwiderte, zehn Jahre lang habe er auf dem Balkan gelebt, er habe die Nase voll davon.

„Die Geschäfte schlecht da unten, nicht wahr?" fragte mein Freund Hugo mit regem Interesse, denn er verschmäht niemanden, den er bezaubern kann.

Unser Nachbar erwiderte, er sei als Beamter dort gewesen.

„Ah, sicherlich im Holzhandel", meinte mein Freund Hugo, damit sei freilich jetzt nicht viel los, er habe einen Schwager, der sei Direktor der Belgrader Sägewerke und . . .

Nein, unterbrach unser Nachbar, er sei Staatsbeamter.

Das schien mir seltsam. Die Balkanstaaten beschäftigen keine Österreicher in ihrem Staatsdienst, am allerwenigsten einen, der die Nase voll hat vom Balkan. Andererseits unterhält auch Österreich keine Staatsbeamten im Ausland, es sei denn Diplomaten. Wie ein Diplomat sah aber unser Nachbar nicht aus, und er war es auch nicht, wie sich aus dem weiteren Verlauf des Gespräches ergab. Bestenfalls konnte er . . .

Kaum hatte ich begonnen, mir ihn auszurechnen, als ich schon den Ruf ausstieß: „Sie sind der Konsul Prochaska!"

Er lächelte halb geschmeichelt, halb erschrocken und schaute nach allen Seiten, ob niemand meinen Ausruf gehört. Niemand hatte ihn gehört, alle Gäste ringsum waren mit dem Abtrocknen ihrer durchnäßten Anzüge beschäftigt.

„Woher wissen Sie, wer ich bin?" forschte unser Nachbar.

Ich antwortete, daß ich heute morgen in der Pension einen Brief aus Teschen mit dem Namen Prochaska gesehen. „Und als Sie eben sagten, daß Sie Staatsbeamter auf dem Balkan waren . . ."

„Hm. Man muß noch viel vorsichtiger sein, als ich es

schon bin. Sind Sie wirklich aus der Filmbranche, meine Herren? Haben Sie nichts mit der Zeitung zu tun?"

„Mit der Zeitung? Unsere einzige Beziehung zu den Zeitungen sind die Filminserate, die wir aufgeben."

Der Ton unserer Erklärung mußte jedes Mißtrauen beseitigen. Überdies fragte mein Freund Hugo unseren Nachbar, ob er sich nicht filmen lassen möchte. „Um Gottes willen", sagte der, „das fehlte gerade. Ich bin ja hierhergeschickt worden, damit mich niemand sieht. Ich durfte nicht einmal nach meiner Heimatstadt fahren, mußte meine Mutter aus Teschen hierherkommen lassen. Seit ich hier bin, habe ich mit keinem Menschen gesprochen."

Er war offenbar erpicht zu sprechen, und ich war erpicht, etwas von ihm zu hören. Aber es hieß vorsichtig zu Werke gehen, nicht mit der Tür ins Haus fallen, taktvoll sein, nichts Indiskretes fragen, nichts, was seine Person betraf. Ich fragte also: „Ist es wahr, Herr Konsul, daß Sie von den Serben kastriert wurden?"

„Keine Spur", antwortete er verbindlich und begann alles zu erzählen, was er wußte. Aber er wußte nicht alles. Selbst wenn ihm weiter nichts abgeschnitten worden war als die Verbindung mit der Außenwelt, so war es doch gerade die Außenwelt gewesen, die seine uninteressante Persönlichkeit zum Zentrum des Interesses und den harmlosen Namen „Prochaska" zum Schlachtruf von Europa gemacht hatte.

Im Winter 1912 war der Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei in vollem Gange, denn Griechenland, Rumänien und Serbien hatten sich noch nicht wegen der zukünftigen Beute (Konstantinopel und Mazedonien) entzweit.

Die österreichisch-ungarische Monarchie war strikt neutral, das heißt, sie trat offen gegen Serbien auf. Hingegen wurde Serbien ebenso offen von Rußland in der Feindschaft unterstützt, die es seit der Annexion von Bosnien und Herzegowina gegen Österreich hegte.

Anfang November drang die dritte serbische Armee über Orischtina und das Amselfeld gegen die Stadt Prizrend vor und eroberte sie trotz ihres Widerstandes.

„Keine Spur", antwortete also unser Nachbar auf meine Frage, ob er kastriert worden sei, und fuhr fort: „Aber es

wäre wirklich kein Wunder gewesen, wenn mir in Prizrend etwas passiert wäre. Die Besatzungstruppen konnten an sich einem österreichischen Konsul nicht sympathisch gegenüberstehen. Außerdem wurden wohl auch über meine persönliche Haltung Gerüchte ausgesprengt."

Ganz recht, Herr Nachbar. Und damit begann's.

Die Serben warfen Ihnen vor, daß Sie die Türken und die Albaner zur Verteidigung der Stadt Prizrend aufgereizt und eigenhändig auf die einziehenden Truppen geschossen hätten; und daß Sie dem serbischen Armeekommandanten Jankovic keinen Besuch abgestattet hätten, während der russische Konsul das sofort tat. Einige Zeitungen forderten Ihre standrechtliche Aburteilung als Spion.

„Jedenfalls hatte ich keine Ahnung, welcher Art die Ausstreuungen gegen mich waren, und konnte ihnen daher nicht entgegentreten."

Ganz recht, Herr Nachbar, aber das österreichische Außenministerium nahm Sie in Schutz. Es protestierte gegen die Angriffe, die nicht nur in der Presse Serbiens erschienen, sondern auch in Kroatien und Slawonien, also österreichischen Provinzen, lanciert wurden. Das Wiener Kommuniqué bezeichnete diese Verleumdungen und Drohungen gegen Ihre Person als völkerrechtswidrige Hetze.

„Aus der Haltung der serbischen Behörden mußte ich schließen", erzählte unser Nachbar weiter, „daß die Aussprengungen auf fruchtbaren Boden gefallen waren."

Ganz recht, Herr Nachbar, und zwar wurden diese Anwürfe zur Grundlage eines diplomatischen Protestes von seiten Serbiens. Statt von den Presseangriffen abzurücken, erklärte nämlich der Gesandte Serbiens in Wien, seine Regierung betrachte Sie, Herr Nachbar, als Persona non grata und verlange Ihre Abberufung.

„In dem Haus, in dem ich meine Diensträume und meine Wohnung hatte, wurden Soldaten untergebracht. Ich war praktisch ein Gefangener. Die türkischen Postbeamten waren aus Prizrend geflohen, und die Serben hatten nur eine Feldpost eingerichtet, in deren Dienst ich nicht einbezogen war. So konnte ich nicht nach Wien berichten, und das mußte dort auffallen."

Ganz recht, Herr Nachbar. Die Tatsache, daß keine

Nachricht von Ihnen einlangte, war der dritte Akt der Komödie um Ihre Person. Im Zusammenhang mit dem ersten Akt (den Pressedrohungen gegen Sie) und dem zweiten Akt (dem Verlangen nach Ihrer Abberufung) erregte Ihr Stillschweigen Aufsehen und Besorgnis. Sie waren vermißt, Sie waren spurlos verschwunden, Sie waren verschleppt oder gefangen oder gar tot, denn warum hätten Sie sonst kein Lebenszeichen gegeben? Repressalien gegen Serbien war die Forderung des Tages in Österreich.

In den Delegationen, einer Repräsentanz der Reichsräte von Österreich und Ungarn, kam es zu Szenen stürmischen Unwillens, als Graf Berchtold, der Außenminister, erklärte, daß eine Fühlungnahme mit Ihnen, Herr Nachbar, unmöglich sei, weil die serbischen Militärbehörden gegen die Entsendung eines österreichischen Kuriers nach Prizrend Widerspruch erhoben.

„Ich bekam nur die Bewilligung, meiner Mutter in Teschen eine Postkarte des Inhalts zu schicken, daß ich gesund sei. Sonst nichts. Man erlaubte mir nicht einmal, mit unserer Belgrader Gesandtschaft Fühlung zu nehmen. Dahinter mußte etwas stecken."

Ganz recht, Herr Nachbar. Was dahintersteckte, war der riesenbärtige serbische Ministerpräsident Nikola Pašić, der „Bismarck des Balkans". Er beantwortete die Telegramme, die Ihretwegen an ihn gerichtet wurden, keineswegs selbst, sondern ließ durch einen Beamten die nichtssagende Mitteilung ergehen: „Laut Informationen liegt kein Anlaß zu Besorgnissen über befragte Persönlichkeit vor."

Österreichs Sprachrohre führten keine Sprache mehr, sie spritzten Galle und Haß. Voll alttestamentarischen Zorns wütete die „Neue Freie Presse" gegen das Königreich Serbien. Moriz Benedikts Leitartikel fingen immer mit einer lapidaren Banalität an, die dann am Schluß als Pointe wiederkehrte. (So begann und endete die berühmte Benediktsche Verfluchung des Bolschewismus mit dem Satz: „Die Familie Broisky war eine der reichsten in Kiew.")

In Ihrem Fall, Herr Nachbar, war es die Postkarte an Ihre Frau Mutter, mit der Moriz Benedikt die Welt aus

den Angeln heben wollte. „Der Konsul Prochaska darf seiner Mutter schreiben. Eine harmlose Mitteilung an das Ministerium wird jedoch nicht erlaubt, und Österreich-Ungarn muß wegen dieser kleinlichen, nichtigen und geradezu widerwärtigen Gehässigkeit die ernstesten Vorstellungen machen ... Das Ehrgefühl der Monarchie ist nicht minder lebendig als das anderer Großmächte, und spielen lassen wir mit uns gewiß nicht ... Rußland schweigt, obgleich gerade dieses Volk die Selbstverleugnung der österreichisch-ungarischen Monarchie am genauesten verstehen sollte ... Die serbische Politik drängt ihre wirklich abstoßende zänkische Art selbst dann nicht zurück, wenn die Angelegenheit abseits von der Heerstraße der großen Fragen liegt. Das k. u. k. österreichische Außenministerium bekommt keine Nachricht aus Prizrend. Ist der Konsul etwa tot? Nein! Konsul Prochaska darf seiner Mutter schreiben."

„Wochenlang saß ich", erzählte unser Nachbar weiter, „in Prizrend, bis ich eines Tages vom serbischen Kriegshauptquartier – wie es heißt, auf persönliches Betreiben Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Alexander – die Bewilligung erhielt, aus Prizrend abzureisen und nach dem inzwischen von den Serben eroberten Üsküb zu gehen. Das heißt: die Stadt hieß nicht mehr Üsküb, dieser türkische Name war eben abgeschafft worden. Sie hieß nunmehr ‚Skoplje'. Dort traf ich einen unserer Vertrauensmänner und trug ihm auf, an eine Privatfirma in Wien zu telegrafieren, daß X – ich gab ihm einen Namen an – in Üsküb sei. Die Firma war eine der Anlaufadressen des Ministeriums, der Name des in Üsküb Eingetroffenen war mein Deckname. Ich glaubte, mit diesem Telegramm die Besorgnisse zerstreut zu haben, die mein Stillschweigen erregt haben mußte. Aber stellen Sie sich vor, meine Herren, plötzlich bekam ich Telegramme, die ich nicht verstand: Sie machten mir nur klar, daß irgendwelche peinlichen Gerüchte über mich herumliefen."

Ganz recht, Herr Nachbar. Es waren peinliche Gerüchte, die über Sie herumliefen, sie erhitzten den friedvollsten Bürger und brachten sein Blut zum Sieden. Was Ihnen angetan worden war, Herr Nachbar, wagte die dezente

Presse nur anzudeuten: „Schändliches Attentat gegen unseren Konsularvertreter", „Bestialische Grausamkeit...", „Verstümmelung", „Vergewaltigung". Die etwas weniger dezente Presse war etwas weniger zurückhaltend und sprach das Wort „Kastrierung" aus. Aber die ausgesprochen indezente Presse malte mit krassen Farben, wie Sie, Herr Nachbar, von hohnlachenden balkanischen Hammeldieben festgehalten wurden, während Ihnen die Zange in die Lenden fuhr – ein Akt, mit dem die Täter symbolisieren wollten, daß Österreich aus einem maskulinen Widder zu einem neutralen Hammel gemacht sei.

In einem Punkt aber waren sich Dezente, weniger Dezente und ausgesprochen Indezente einig, nämlich darin, daß diese der Großmacht angetane Schmach vergolten werden müsse, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hoden um Hoden. Auch die Pazifisten streckten ihre Waffenlosigkeit. Ihr Führer trat mit allen seinen Titeln („Herrenhausmitglied, Hofrat, ord. Professor der Wiener Universität und Mitglied des Internationalen Schiedsgerichtshofes im Haag") hervor und forderte Sühne für die Gewalttat, die kaum ihresgleichen in der neueren Geschichte aufweise.

Nun hieß es nicht mehr Intervention und Repressalien. Nun hieß es Krieg. Der vierte Akt der Komödie um Ihre Person, Herr Nachbar, war erfüllt von Massenszenen und Schlachtenlärm. Vor dem Reiterstandbild des Prinzen Eugen im Wiener Burghof sammelten sich Zehntausende von erregten Männern, meist dem gehobenen Mittelstand angehörend. Sie sangen das Lied vom Prinzen Eugenius, dem edlen Ritter, welcher bekanntlich „wollt dem Kaiser wied'rum kriegen Stadt und Festung Belgerad". Seinem hehren Beispiel folgend, ruckten die Demonstranten zwar nicht gegen Belgerad, immerhin aber vor das Gebäude der serbischen Gesandtschaft und in das Geschäftslokal eines serbischen Friseurs, das sie kurz und klein schlugen. Der Schlachtruf hieß schlicht: „Kastriert die Kastrierer!" Wiederholt wurde auch der Ruf „Hoch, Prochaska" ausgestoßen, womit sowohl Sie, Herr Nachbar, als auch der alte Kaiser Franz Joseph gemeint sein konnten.

Der Sprecher der Sozialdemokratie erklärte in den Delegationen, seinen Informationen zufolge sei Ihnen, Herr

Nachbar, nur einer der Testikel exstirpiert worden, was zwar die Roheit der Täter nicht wesentlich vermindere, aber ebensowenig Ihre Manneskraft. Die kriegshetzerische Journaille übertreibe also wie üblich um fünfzig Prozent.

Ganz zu zweifeln vermochte niemand an Ihrer Kastrierung, Herr Nachbar. Die Nachricht stammte aus dem Außenministerium, und dieses bestätigte sie mit dem berühmten Kommuniqué: „Das k. u. k. Ministerium des Äußern ist leider um so weniger in der Lage, der Meldung von der Verletzung des Herrn Konsul Oskar Prochaska ein Dementi entgegenzusetzen, als die Entsendung eines Spezialkuriers zu ihm auf eine Ablehnung stößt, die nur dadurch erklärt werden kann, daß die Meldung auf Richtigkeit beruht."

„Als mir schließlich gestattet wurde", erzählte unser Nachbar weiter, „mit meiner vorgesetzten Behörde in Verbindung zu treten, schickte ich ihr einen telegrafischen Bericht. Der war einerseits so ausführlich und kam andererseits so verstümmelt an, daß die von vier Beamten vorgenommene Dechiffrierung drei Tage und drei Nächte in Anspruch nahm, wie ich später erfuhr. Graf Berchtold schien der Richtigkeit des Telegrammes nicht zu trauen, denn ich bekam weiter mysteriöse Anfragen über die Art meiner Verwundung."

Ganz recht, Herr Nachbar, das Außenministerium dementierte auch jetzt nicht und hatte gute Gründe dafür. Die Volksempörung, die durch die Ausgabe und Bestätigung der Nachricht entfesselt war, hätte sich gegen ihre Urheber gewendet. Überdies wäre durch ein Dementi die Aktion gescheitert, die das österreichische Ministerium bei der serbischen Regierung führte: die Entsendung eines österreichischen Ministers nach Üsküb, der sich durch Lokalaugenschein von der Intaktheit Ihrer Organe überzeugen sollte. Serbien weigerte sich, diese beleidigende Reise zuzulassen. Mitten in diesem diplomatischen Scharmützel konnte Österreich, obwohl es nun Ihren unzweideutigen Bericht in Händen hatte, ohne Prestigeverlust seinen Antrag nicht zurückziehen. Gab es doch bereits Truppenaufmärsche an der Grenze, Zusammenstöße von Patrouillen und Gewehrgeplänkel.

Im letzten Augenblick kam es durch Intervention Großbritanniens am russischen Hof zu einem Akkord, auf Grund dessen das Königreich Serbien dem Abgesandten Österreichs – nicht einem Minister, sondern zwei Konsularbeamten – die Reise zu Ihnen, Herr Nachbar, freigab. Der Vorhang ging auf über dem fünften und letzten Akt.

Siegesglocken und Friedensjubel klangen durch Österreich, aber darein mengten sich neue Kriegsfanfaren. Was in Wirklichkeit der Intervention Großbritanniens zu danken war, wurde als das Ergebnis der Kriegsbereitschaft dargestellt, die das sonst so friedfertige Volk Österreichs und seine energische Regierung gegen das freche Serbien kundgetan. Und noch liege der Befund nicht vor, den die beiden Vertreter des Außenministeriums vom Besuch bei Ihnen, Herr Nachbar, zurückbringen werden.

„Ich saß eines Morgens in Üsküb", erzählte unser Nachbar, „und hatte von meinem gewöhnlichen Frühstück, einem Schinkenbrot und zwei Eiern, das Schinkenbrot bereits aufgegessen. Eben wollte ich mich an den Rest der Mahlzeit machen, als zwei meiner Wiener Kollegen eintraten, Konsul Edl und Konsul Rakic. Eine sechstägige Reise über die militärisch besetzte Grenze und dann durch das serbisch-türkische Kriegsgebiet hatten die Herren gemacht, um mich aufzusuchen! Sie waren sehr erstaunt, mich unversehrt, bei gutem Appetit und meinen zwei Eiern dasitzen zu sehen und zu hören, daß ich ihnen in normaler Stimmlage guten Morgen wünschte. Schon am nächsten Tage fuhren die Herren nach Wien zurück, und dort wurde die Ehre meines Geschlechts von Amts wegen wiederhergestellt."

Ganz recht, Herr Nachbar. Und zwar war die Verlautbarung, mit der die weltbewegende Affäre aus der Welt geschafft wurde, recht lendenlahm: „Konsul Edl, der gestern in Wien eingetroffen ist, scheint von seiner Mission vollkommen befriedigt zu sein. Er hob das Entgegenkommen serbischer Behörden hervor und fügte hinzu, er habe Herrn Konsul Prochaska bei bester Gesundheit in Üsküb zurückgelassen."

„Ich mußte noch ein Jahr in Üsküb bleiben", sagte unser Nachbar, „ein ganzes Jahr."

Ganz recht, Herr Nachbar, Sie mußten noch lange bleiben, ein ganzes Jahr, obwohl Sie dort unbeliebt waren – nein, weil Sie dort unbeliebt waren. Konnte denn Österreich einen Vertreter abberufen, dessen Abberufung die Serben verlangten?

„Schließlich wurde ich doch abberufen und fuhr nach Wien."

Wir hatten die Erzählung unseres Nachbars nicht unterbrochen, unsere Ergänzungen nur in Gedanken geäußert. Jetzt aber mußte ich ihm eine Frage stellen: „Wieso gab das Ministerium die Nachricht von Ihrer Kastrierung aus? So etwas kann ja nicht einfach erfunden werden?"

Unser Nachbar lächelte ein diplomatisch sein sollendes Lächeln und schwieg vielsagend.

„Nun ja, Sie können freilich nicht wissen, was sich in Wien abgespielt hat", sagte ich.

„Doch", erwiderte er, in seiner Eigenliebe getroffen, „ich weiß es."

Unser Nachbar schaute sich im Kreise der durchnäßten Kaffeehausgäste um, ob nicht etwa jemand zuhöre, und erzählte leise: „In Wien habe ich erst erfahren, wie es kam. Das Telegramm, das ich durch unseren Vertrauensmann aufgeben ließ, hatte gelautet: ‚stryc dragotin u skoplje', auf deutsch: ‚Onkel Karl in Skoplje'. Mit dem Onkel Karl war ich gemeint – natürlich stand ein anderer Name im Telegramm, aber den kann ich Ihnen nicht verraten. Nun mußten einem Telegrafenbeamten die beiden Worte ‚u skoplje' unverständlich erscheinen. War es doch erst wenige Tage her, seit der türkische Name der Stadt Üsküb in ‚Skoplje' geändert worden war. Dagegen war das Wort ‚uskopljen' jedem Telegrafenbeamten vertraut in einem Lande, das von Hammelzucht lebt und jährlich genau viereinhalb Millionen Widder zu Exportzwecken in Schöpse verwandelt. So setzte der Beamte den Buchstaben ‚n' hinzu, und Wien bekam das Telegramm mit dem Wort ‚uskopljen'. Die Wiener Firma war nur für *meine* Meldungen die Anlaufadresse, niemand anderer kannte sie, und selbst ich durfte mich ihrer nur im Notfall bedienen. Daß ich der – wie sagte ich doch? – ‚Onkel Karl' war, wußte außer mir nur mein direkter Vorgesetzter. Also war zwei-

fellos ich selbst der Absender der Nachricht aus Üsküb, und da der Text nicht verstümmelt schien, mußte es der Absender sein."

Draußen goß es immer noch in Strömen, jedoch ich behauptete, der Regen habe schon nachgelassen, und verabschiedete mich.

So schnell wie möglich wollte ich die Sensation niederschreiben. Als ich aber begann, ward mir bewußt, wie wenig sensationell diese Sensation im journalistischen Sinne war. Wohl gewährte sie einen seltenen Einblick in den Mikrokosmos der Diplomatie, in die Frivolität, mit der patriotischer Haß entfesselt wird, und in die eitle Hartnäckigkeit von Staatsmännern, die einen Irrtum nicht eingestehen wollen und lieber so nahe an den Krieg heranoperieren, daß ein kleiner Buchstabe ihn auslösen könnte. Aber das hat „stets und immer sich begeben", ist also ohne Neuigkeitswert. Für die Zeitung ist ein Konsul, der weder kastriert wurde noch potent genug war, einen Krieg zu zeugen, so uninteressant, wie er mir zuerst erschienen war.

Die Aktualität der Prochaska-Affäre war vorbei.

Schon ein paar Monate nach ihrer Aufhellung verdunkelt sich das europäische Firmament von neuem. Größere Ereignisse als die angebliche Verletzung des Völkerrechts durch die angebliche Verletzung eines Konsuls sind fällig, ein Mordanschlag auf den österreichischen Thronfolger zum Beispiel.

## EIN REPORTER WIRD SOLDAT

Der Journalismus, so sagt man, führt zu allem, wenn man ihn verläßt. Ich verließ den Journalismus 1914, um Soldat zu werden, und wohin führte er mich?

Zu Beginn des Weltkriegs, gleich mit den ersten Truppen, ging ich als Korporal der österreichisch-ungarischen Armee in die Schwarmlinie. Das wurde mir schwerer gemacht als jenen, die sich nicht dazu drängten, weil die mir vorgesetzten Kommandostellen in Heimat und Etappe mich als Historiographen (wie der Euphemismus für Reklamechef lautet) bei sich behalten wollten.

Mich jedoch verlangte es nach dem großen Abenteuer, und so lag und schoß und rannte ich vor dem Feind. Der Feind war zunächst das Königreich Serbien.

Ich hatte also einen neuen Beruf, wenn auch nur den zeitweiligen eines Soldaten. Zum erstenmal sah ich Begebenheiten von innen, die wichtiger waren als alle, die in der Presse erschienen. Daß nicht die wichtigen, sondern die belanglosen Begebenheiten in der Presse erschienen, war für mich selbst inmitten des unfaßbaren Grauens ein Stoff zum Nachdenken.

Meine Kompanie hatte Sturmangriff auf die Dammstraße von Kolubara gemacht. Die hundertfünfzig Schritte hatten mehr als die Hälfte unserer Leute gekostet, Burschen, mit denen ich Tag und Nacht beisammen gewesen war, von denen ich jeden Gedanken und jede Regung kannte. Mit manch einem hatte ich Freundschaft bis zum Tod geschlossen. Heute war der Termin abgelaufen.

Eine Landwehrkompanie hat uns abgelöst. Wir liegen wieder, reduziert, in unserer alten Stellung, die jetzt nicht mehr vorderste Linie, sondern Regimentsreserve ist. Noch immer bombardiert die feindliche Artillerie das hundertfünfzig Schritte breite Maisfeld, dessen Erwerbung uns so teuer zu stehen kam.

Mit dem Essen kommt auch Post zu uns, für mich eine

Zeitung. Da ich sie aufschlage, wird Fähnrich Frank auf einer Bahre vorbeigetragen, Bauchschuß. Ich trete auf ihn zu. „Grüß mir Prag." – „Ich komm nicht mehr bis Prag", stöhnt er.

Ich schaue in die Zeitung. „Heeresbericht nördlicher Kriegsschauplatz" . . . „südlicher Kriegsschauplatz" . . . Leitartikel: „Gegen die Flucht in die Sachwerte".

Ich führe eine Patrouille zur linken Nachbarkompanie und frage dort einen Gefreiten, der abseits seine Notdurft verrichtet, nach dem Kompaniekommando. Er weist mit der Hand die Richtung.

Fast gleichzeitig bäumt sich die Erde auf, Schollen sausen mir in den Mund, in die Augen. Da ich wieder sehen kann, sehe ich den Rumpf des Gefreiten auf dem Boden, aus dem Hals spritzt Blut hoch. Die Granate fuhr durch seinen Kopf hindurch ins Erdreich, ein Blindgänger.

Ich bin wieder in meinem Unterstand, mir zittern noch die Glieder, ich bemerke, daß meine Hose mit Blut bespritzt ist. Schnell die Zeitung, nur vergessen, auf andere Gedanken kommen.

„Im Nachlaß des Barons Wladimir Schlichtner fand sich eine von Fragonard mit einem gewagten Bild geschmückte Tabatiere, die begreiflicherweise bei der gestrigen Auktion . . ." – „Dem sonntäglichen Wettspiel zwischen ‚Sportbrüder' und ‚Deutscher Fußballklub', die einander bei ihrem letzten Zusammentreffen nach erbittertem Kampf ein unentschiedenes Spiel lieferten, wird mit um so größerer Spannung entgegengesehen, als . . ."

Sanitäter tragen in einem Zeltblatt einen Verwundeten, vor unserem Unterstand legen sie ihn hin, um auszuruhen. Ich schaue in sein Gesicht: es ist fahl. Ich berühre seine Hand: sie ist kalt. Die Legitimationskapsel wird ihm abgenommen, seine Taschen geleert, und er wird hinter den Pflaumenbaum getragen, wo die Toten liegen.

Im Feuilleton: „Um die Firste der Dächer wob das Mondlicht einen silbern-bläulichen, zittrigen Schimmer und verwandelte die Landschaft in eine Fata Morgana, wie sie in den heißen Träumen des Wachens dem Sehnsüchtigen vor der Seele gaukelt."

Ein Meldegänger der 12. Kompanie fordert von uns

Blessiertenträger und Soldaten zum Fortschaffen von fünfzehn Toten und fünfundachtzig Verwundeten; die Schwarmlinie sei zu sehr geschwächt, als daß ihr Mannschaft entzogen werden könnte.

„Sechster Ziehungstag der 2. Österreichischen Klassenlotterie. Je 200 Kronen gewannen folgende Lose ..."

Ein Soldat, aus dem Mund blutend, bittet um Wasser. Zum Glück ist noch ein wenig kalter Kaffee in der Feldflasche. Er trinkt, wankt weiter, wir wischen sein Blut vom Flaschenhals.

„Javazucker fest, 23,6 bezahlt; Silber: 24,62; Rotterdam (Öle und Fette) Umsatz 6500." – Aus dem Gerichtssaal: „Das Muster einer braven Tochter scheint die vierundzwanzig Jahre alte Martha Planer aus Komotau ..."

Der Leichengeruch wird unerträglich. Gott weiß, wann die Pioniere kommen werden, um sie zu begraben.

„Eine Nachricht, die die Verehrerschar von Pauline Ulrich, der auch bei uns rühmlich bekannten Heroine des Dresdner Schauspielhauses, sicherlich hoch erfreuen wird, ist die Verleihung ..." – „Morgen wird zum 75. Male, fürwahr ein seltenes Jubiläum, die Operette ‚Das Musikantenmädel' aufgeführt ..." – „In Fräulein Helene Winterfeld, bisher Breslau, scheinen wir nun endlich die Altistin gefunden zu haben, die die schmerzliche Lücke ausfüllen ..."

Ssss-wum – eine Granate schlägt beim Hilfsplatz ein, ssss-wum – eine zweite schon näher bei uns, ssss-wum – die dritte beseitigt unsere Latrine. Wir warten auf die vierte.

„Kreuzherrenplatz. Die blonde Dame im grauen Tailormade wird von sie verfolgendem, nicht unbemerkt gebliebenem Herrn dringendst ..."

Dort links kriecht jemand aus den Strünken des Kukuruzfelds, ich nehme das Gewehr in Anschlag. Ich erkenne, daß es der Hornist vom 3. Bataillon ist. Seine Uniform ist naß von Blut. Am frühen Morgen bekam er einen Schuß in den Rücken, blieb bewußtlos liegen, erwachte gegen Mittag, kroch stundenlang vorwärts, teils weil er nicht die Kraft hatte aufzustehen, teils weil ihm Kugeln um die Ohren pfiffen. Seine Wunde hat er sich mit einer

Wickelgamasche verbunden. Er beginnt zu schluchzen. „So allein war ich, so allein ..." Die Blessiertenträger erneuern seinen Verband, legen ihn auf ihre Trage. „So allein."

Wir frieren, und einer sagt: „Schade, daß ich keinen Mantel erwischt hab." Wir alle fühlen uns ertappt bei dem gleichen Gedanken: gäbe es doch mehr Tote, damit wir uns mit ihren Mänteln zudecken könnten.

„Eine Liebestragödie in der Weinberger Handelsschule" füllt die Lokalrubrik, hundert Zeilen, an Ort und Stelle recherchiert, sehr sentimental. Es handelt sich um den Selbstmordversuch zweier Schülerinnen aus Liebe zu einem Lehrer. „Eine Liebestragödie!" Wenn das Tragödie heißt, wie heißt denn das, was wir hier ununterbrochen erleben?

Das, was wir hier ununterbrochen erleben, heißt Krieg. Auch über den Krieg erscheinen Berichte in den Zeitungen, wahrlich genug. Aber alles ist falsch und entstellt. Mich beschäftigt die Frage: Hätte ich als Kriegsberichterstatter auch solche Geschichten geliefert?

Zwischen mich und meinen alten Beruf hat sich eine Distanz geschoben. Ich sehe jetzt anders. Mein journalistisches mit meinem soldatischen Auge vereint, ergeben ein plastisches Bild der Dinge.

Etwas Ähnliches wie die „Zeitung", die ich als Kind für mich allein verfaßt und gedruckt hatte, ist jetzt mein Tagebuch. Jeden Tag stenographiere ich meine Lebensweise und meine Gedanken, die Lebensweise und Gedanken von Hunderttausenden. Stundenlang schreibe ich in mein Notizbuch. Die Kameraden spotten: „Schreib das auf, Kisch!" Der Satz wird zur ständigen Redensart. Auch wenn ich nicht dabei bin, unterstreichen die Soldaten ihre Witze, Flüche, Drohungen, Klagen mit einem „Schreib das auf, Kisch!". Kisch schreibt auf, wenn der letzte Hosenknopf abreißt, wenn das einzige Stück Seife in den Brunnen fällt, wenn Blut in den Eßnapf spritzt. Manches schreibe ich auf, was ich als Journalist nicht gewußt hätte. Manches hätte ich als Journalist auch dann nicht geschrieben, wenn ich es gewußt hätte, denn es wäre mir zu belanglos erschienen. Manches schreibe ich auf, was ich als Journalist nicht hätte schreiben dürfen, die Zeitung nicht gedruckt hätte. Mein Tagebuch weiß und darf. Welch ein Unter-

schied zwischen einem Spezialkorrespondenten und einem Soldaten, zwischen Zeitung und Notizbuch, zwischen einem Tag, den die Zeitung spiegelt, und einem Tag, im Schützengraben überlebt.

Der Heeresbericht meldet kurz und befriedigt: „Unsere Südarmee hat ihre Uferstellungen an der Drinamündung verstärkt." Für uns sah das so aus: Am Morgen waren wir über die Drina in Serbien eingedrungen, und nachts wurden wir wieder zurückgezwungen in die „Uferstellungen". Es war zwei Uhr nachts, als der Rückzug begann. Vom linken Flügel aus ging in Intervallen eine Kompanie nach der andern zurück. Das Zentrum und der rechte Flügel verstärkten inzwischen ihr Gewehrfeuer, damit die Serben das Manöver nicht merken, nicht unmittelbar die Verfolgung aufnehmen sollten.

Um drei Uhr bildete unsere Kompanie den linken Flügel. Wir zogen uns gegen die Drina zurück. Immerfort durch Gestrüpp, immerfort mußten wir uns zu Boden werfen, Artilleriegeschosse streiften unsere Kappen. Wir verloren die Richtung oder glaubten es wenigstens. „Hierher!" rief einer. „Nach rechts!" rief ein anderer. Bald war alles zerflattert, Gruppen rannten hierhin, Gruppen dorthin.

Wir kamen an einen Fluß, der durch Spiegelung des Mondlichts etwas Helle gab. Ist das die Save? Wenn es die Save ist, sind wir oberhalb oder unterhalb der Drinamündung? Einer will eine Streichholzschachtel ins Wasser werfen, um die Stromrichtung festzustellen. „Die Schachtel ist zu schade", wehren die Freunde. – „Sie ist ja leer." – Aber auch eine leere Streichholzschachtel ist ein Wertobjekt. So werfen wir eine Feldpostkarte in den Fluß. Sie schwimmt nach rechts, wir gehen nach links. Soldaten kriechen aus dem Uferschilf und schließen sich uns an, andere überholen uns, wieder andere kommen uns entgegen und beteuern, daß wir in falscher Richtung gehen. Allerdings, wenn der Fluß, in den wir die Postkarte warfen, nicht die Save, sondern die Drina war, entfernen wir uns von der Überschiffungsstelle. Aber bald hören wir, hören entsetzt, daß wir richtig gehen.

Ein ungeheuerliches Gedränge saugt uns auf. Soldaten

werfen Gewehre und Tornister von sich, ziehen ihre Stiefel aus. Hunderte stehen im Wasser, um sich in dem herüberkommenden Ponton einen Platz zu sichern, bevor er anlegt. Durch Gebrüll und durch Schwenken der Arme wollen sie den Ponton veranlassen, bei ihnen anzulegen.

Andere haben die Absicht, den Strom bis ans österreichische Ufer zu durchwaten. Mit den Armen das Gleichgewicht herstellend, stapfen sie vorwärts, eine geschlossene Gruppe. Ihr schließe ich mich an. Weil das Gewehr an meiner Schulter mich am Balancieren hindert, stecke ich den Kopf in den Gewehrriemen. Wir stolpern über Tornister, Brotsäcke und Gewehre, die im Flußbett liegen. Kaum ein Viertel der Strombreite haben wir zurückgelegt, als ein verstörter Haufe uns entgegenkommt: es geht nicht weiter, der Fluß ist zu tief, die Strömung wirft einen um.

Mit einemmal erhält das Schreien einen gemeinsamen Text: „Die Serben sind schon am Ufer!" Tatsächlich verdichtet sich das Pfeifen der Projektile, ein horizontaler Regen prasselt los, nicht über unsere Köpfe sausen jetzt die Schüsse, sondern ins Wasser. Ins Wasser, in dem wir sind.

Wir hasten nach rechts und zurück, denn nur links, so scheint es, sind die Serben. Wer kann, beginnt zu schwimmen. Fünf Schritte schräg vor mir schwimmt Oberleutnant Batek. Ich rufe seinen Namen, aber er hört mich nicht. Ich will ihn einholen, da taucht sein Kopf unter und kommt nicht mehr zum Vorschein.

Rings um mich Ertrinkende, gegen den Ertrinkungstod sich Wehrende, Jappende, Röchelnde. Der oder jener versucht, sich den Krallen des Wassers zu entreißen, springt hoch, um sich an dem Nichts emporzuziehen. Im gleichen Augenblick sinkt er zurück. Manchmal verliert einer den Boden, während sein Nachbar noch aufrecht steht; der reicht ihm die Hand und rettet ihn. Wenn sich Nichtschwimmer an Schwimmer klammern, werden sie verzweifelt abzuschütteln versucht. Gemeinsam schlagen sie um sich, gemeinsam sinken sie in die Tiefe.

Plötzlich geht eine Bewegung nach links durch die Massen, obwohl man links die serbischen Schützen vermutet.

Aber von dort scheint auch Rettung zu winken. Links fahren drei unserer Pontons dem serbischen Ufer zu, um Soldaten aufzunehmen. Mitgerissen eile auch ich hin (soweit man eilen kann, wenn das Wasser fast bis zum Hals reicht). Einer der Pontons wird von den im Fluß Stehenden aufgehalten, bevor er ans Ufer kann. Der Ponton liegt quer. Während alle auf der ihnen zugekehrten Seite in den Kahn springen, stapfe ich zu der entfernteren, zu der dem österreichischen Ufer zugekehrten, und fasse den Bordrand. Noch ein zweiter ist so schlau gewesen und hängt schon dort.

Ich bitte einen im Kahn, mich hineinzuziehen. Er packt mich, vermag mich aber nicht über den Rand zu heben, so hoch ich mich auch emporziehe. Ein anderer Bootsinsasse bemüht sich, meinen Nachbar ins Innere zu zerren, gleichfalls vergeblich. „Hilf zuerst dem da und dann mir", sage ich zu dem, der mit mir beschäftigt ist.

Er tut es, und mein Nachbar ist drinnen.

Der Ponton hat sich gefüllt, die Insassen verlangen: „Abstoßen, keinen mehr hereinlassen!" Ich rufe meinem Helfer zu, jetzt wieder mir zu helfen, aber der denkt nicht mehr daran, ebensowenig mein früherer Nachbar, der mir seinen Platz im Boot verdankt.

Unterdessen ist das ganze Fahrzeug einschließlich meiner privilegiert geglaubten Pontonseite von etwa sechzig verzweifelten Händen umsäumt. „So können wir nicht rudern", schreien die Pioniere, und das ist das Signal zu einem Angriff gegen die Hängenden. Mit Gewehrkolben schlägt man auf sie ein, bis sie loslassen. Sie fallen ins Wasser, tauchen auf und sinken wieder unter.

Der Aufgabe, mich vom Bootsrand abzuschütteln, unterzieht sich ein Bursch, dessen Gesicht ich niemals vergessen werde. Auf seiner Bluse trägt er die papageigrünen Aufschläge der Einundneunziger, eine golden glänzende Locke schwingt sich zum Auge hin; zu diesem Blond passen die Augen, hellblaue große Kugeln, gutmütige Augen, möchte man sagen. Diese Augen würdigen die meinen keines Blickes, sind nur auf meine Finger gerichtet, die sich verzweifelt an die Brüstung klammern.

Im Boot kniend, beginnt er meine Hände vom Boots-

rand zu lösen, so gleichmütig, als schäle er Nüsse. Es gelingt ihm, meine rechte Hand zu öffnen, und er macht sich an meine linke. Im gleichen Moment aber habe ich mich von neuem mit der rechten Hand festgekrallt.

So geht es also nicht. Einen Augenblick denkt er nach, wobei er seine Mütze in den Nacken schiebt, dann faßt er mit einer Hand meinen linken kleinen Finger, mit der anderen den rechten und versucht, sie zu brechen.

Während dieser Prozeduren bin ich keineswegs stumm. Zuerst flehe ich ihn an, verspreche ihm, ewig dankbar zu sein, appelliere an seine Kameradschaft, erkläre ihm, daß durch mich das Boot ja nicht umkippen werde.

Das alles berührt ihn kaum. Schon hat er meinen linken kleinen Finger in seiner Macht. „Du feiger Hund", brülle ich, „ich kenne dich genau. Wenn ich hinüberkomme, zeige ich dich als Mörder an."

Verfehlt ebenfalls jede Wirkung. Ich habe ihm den Finger wieder entwunden, er hebt seinen Fuß, um auf meine Hand zu treten, aber der Bootsrand ist zu hoch. Nur ein Fußstoß in die Fingerspitzen trifft mich.

Die im Boot sind wütend, daß ich mich geradezu dagegen auflehne, ertränkt zu werden. „Helft mir diesen da ins Wasser schmeißen", ruft der Goldblonde.

Nun will ich nicht weiter lästig fallen, lasse mich los und plumpse hinab. Stehen kann ich nicht mehr, das Wasser ist zu tief. Ebensowenig vermag ich zu schwimmen. Bei jedem Tempo schiebt sich mein Gewehr hoch und gibt mir einen Nackenstoß. Den Gewehrriemen über den Kopf zu zerren, um mich des Gewehres zu entledigen, gelingt nicht. Ich muß Wasser treten, aber die schweren Kommißstiefel zerren mich grundwärts.

Inzwischen hat sich der Ponton gedreht und Fahrt gewonnen. Er ist an einer so tiefen Stelle, daß er keinen weiteren Angriff von Fußgängern zu gewärtigen hat. Fast fährt er über mich hinweg. Mit letzter Kraft schnelle ich mich hoch und packe ihn am Heck. Mein Gesicht presse ich an die Bordwand, ich möchte nicht gesehen werden, am allerwenigsten von den blauen Kulleraugen.

In die Pfiffe der Projektile, in das Aufwimmern der Getroffenen, in die Schreie, Schreie, Schreie vom Ufer her

mischen sich jetzt neue Töne, das tiefe Surren von Schrapnells. Ihre Füllkugeln dringen ins Wasser und ins Blut.

Ein Sprengstück – oder sind es mehrere? – saust in den Ponton. „Der Boden ist durch!" – „Zeltblätter, Mäntel hineinstopfen! Schnell, schnell! Rascher!!" Ich höre diese Rufe, ohne etwas zu sehen. Nebenan gleitet ein anderer Ponton, ein Artilleriegeschoß schlägt direkt hinein; der Ponton kippt um, ich schaue weg.

Der unsrige bewegt sich rasch, die Strömung treibt ihn ab, einige hundert Schritte nördlich von der Überschiffungsstelle kommt er nahe ans österreichische Ufer. Er landet nicht am Ufer, sondern einige Meter davon entfernt. Die Insassen springen heraus, helfen einander mit Stoßen und Ziehen über den lehmigen Flußgrund und die glatte Böschung. Bevor ich mich von der Hinterwand nach vorn gegriffen habe, ist der Ponton leer.

Ich versuche, an Land zu gehn, das Wasser reicht mir bis ans Kinn, die Strömung tut, was sie kann, mich umzuwerfen, ich rufe um Hilfe. Einer oder der andere wendet den Kopf, aber jeder ist froh, die Böschung erklommen zu haben; keiner kehrt zurück. Ich glaube einen Kompaniekameraden zu erkennen. „Neumaier!" schreie ich, „Neumaier!", aus Leibeskräften. Neumaier fragt zurück: „Wer ruft mich?" – „Ich, der Kisch." Er kommt herunter, streckt mir sein Gewehr entgegen, ich fasse es, er zieht mich an Land. Der Uferrand ist abschüssig und glitschig, an meinen Sohlen klebt der Lehm des Flußgrunds. Ich bin am Ende meiner Energie, meine Finger schmerzen vom Fußstoß des Kulleräugigen und meine Arme vom Festhalten am Boot. Ich verliere das Gleichgewicht, falle rücküber ins Wasser. Neumaier springt mir nach, richtet mich auf. Er stellt sich hinter mich, packt mich bei den Hüften, stößt mich vorwärts und aufwärts über den Damm.

Boden, Boden unter den Füßen!

Eine jämmerliche Kolonne trabt längs der Böschung, noch jämmerlicher, noch zerlumpter als Falstaffs Lumpenpack; nackte Soldaten, Soldaten mit einem Zeltblatt über nacktem Körper; Soldaten im Hemd; Soldaten in Unterhosen und Soldaten in Uniformresten trotten apathisch und

ziellos einher, naß und triefend, zähneklappernd vor überstandener Angst und vor nicht überstandener Kälte.

Am Straßenrand leere ich meinen Brotbeutel. Als flüssiger Brei liegt der Zwieback darin, dazwischen der Tabak meiner Zigaretten. Klaffend ist die Blechkapsel in meiner Hosentasche geöffnet, mein Name auf dem Legitimationsblättchen ist ein unleserlicher Fleck geworden. Egal, mag man mich als X oder Y begraben.

Mein Tagebuch war mit Tintenstift geschrieben, nun sind die Eintragungen verwischt, davongeschwemmt. Der Tintenstift selbst – er steckt zwischen den Seiten – ist unbrauchbar geworden, seine Mine hat sich in ein Liquid liquidiert.

Ich starre auf die violette Sauce, die gleichmäßig die Seiten des Tagebuchs bedeckt. Kein Wort zu lesen. „Schreib das auf, Kisch", hatte mein gesellschaftlicher Auftrag gelautet. Ich hatte das aufgeschrieben, was kein Kriegsberichterstatter aufschrieb. Nun aber ist der Zensor gekommen, unbarmherzig hat er alles verlöscht, sogar den Tintenstift unschädlich gemacht für künftige Zensurwidrigkeiten.

Beim Gendarmeriehaus treffe ich Neumaier, der sich in Ertrinkungsgefahr begeben und alles aufgeboten hat, um mich zu retten. Rauchend sitzt er da. „Neumaier", sage ich, „laß mich einen Zug aus der Zigarette machen." Unwillig lehnt er ab.

Von unserer Division sind kaum tausend Mann übriggeblieben. Dreitausend sind vermißt – erschossen oder ertrunken binnen weniger Stunden auf einer winzigen Fläche. Das Erdbeben von Messina oder der Tribüneneinsturz bei der Krönung des Zaren waren harmlose Lokalfälle im Vergleich mit dem, was sich heute nacht ereignete. Es ist vielleicht die größte Katastrophe des Jahrhunderts.

Ich denke nach, wie ich das Zeitungstelegramm formulieren würde, wenn ich eins absenden dürfte. Auf die Idee komme ich nicht, auf die zur gleichen Stunde der Verfasser des Heeresberichts kommt: „Unsere Südarmee hat ihre Uferstellungen an der Drinamündung verstärkt."

Ein halbes Jahr später wurde ich an der russischen Front verwundet, lag im Hospital und kam eines Tages wieder ins Bärenhaus. Hier sang mir der kahlköpfige Gatte von Hannchen, genannt „Hanka Falschheit", der blinde Methodius, die Elegie vom Übergang über die Drina. Sitzend, meinen Rücken auf Kissen gestützt, hörte ich die zwanzig Strophen des Liedes, zwanzig Strophen, die das Echo von Todesschreien ertrinkender Soldaten waren.

„Pure Erfindung", bemerkte mein Bruder. „Kein Wort von so etwas stand in den Zeitungen."

## KRIMINALFALL WIE KEINER

Auch wenn in dem Kriminalfall, von dem ich nun zu berichten habe, der Täter verhaftet worden wäre, hätte man ihn nicht gerichtlich bestrafen können. Denn in keinem Strafgesetz findet sich ein Paragraph, nach welchem er zu verurteilen wäre, obschon er geraubt und wissentlich den Tod eines Menschen herbeigeführt hat. Gewiß, es scheint unglaubwürdig. Indes, gerade die Nichtstrafbarkeit stempelt diesen Kriminalfall zu einem so merkwürdigen.

Vielleicht ist es auch kein Kriminalfall im engeren Sinne des Wortes, weil er ja, wie gesagt, niemanden ins Kriminal geführt hat und auch nicht führen konnte. Höchstens deshalb kann man von einem Kriminalfall sprechen, weil der Held ein Krimineller war und seine Tat der Denkweise des Verbrechers entsprang.

Unser Regimentskommando wußte, daß der junge Infanterist Alois Davidek wegen Diebstahls mit Zuchthaus vorbestraft war, und das war auch der Grund, weshalb er weder einen Chargengrad noch eine Auszeichnung bekam. Beides hätte er reichlich verdient, und zwar von dem Tage an, an dem wir eine neue Waffe zu handhaben hatten.

Diese neue Waffe war die Handgranate. Von ihrer Existenz wußten wir nichts, bis sie in ein paar hundert Exemplaren in unserem Schützengraben anlangte mitsamt einem Instruktor, der seine Instruktionen im Eilzugstempo abhaspelte, um so schnell wie möglich aus dieser unbehaglichen Gegend zu verschwinden.

Wir hielten die neue Waffe für modernistischen Unsinn. Zwischen uns und dem Feind, den Serben, lagen fünfundsechzig Meter flaches Feld. Abgebrochene Kukuruzstauden. Granattrichter neben Granattrichter, und dazwischen Hügel, aufgeworfen vom Einschuß. Soldatenleichen, die nicht geborgen werden konnten. Spanische Reiter, die man hü-

ben und drüben vor die Gräben geschoben hatte, um dem Feind ein Herankommen zu erschweren. Auf diesem Terrain hätte bei Tag jede Figur augenblicklich gesehen werden müssen. Und bei Nacht knatterte das Angstschießen; es bestrich den Raum so dicht, daß einer, der sich im Dunkeln über den Wall des Schützengrabens hinausgewagt hätte, zum Sieb durchlöchert worden wäre, auch ohne ein sichtbares Ziel zu sein. Auf eine Entfernung von fünfundsechzig Metern konnte niemand die Granate schleudern, und sich näher heranzuschleichen schien unmöglich.

Wir begnügten uns damit, sie in die Richtung des Feindes zu werfen, ins Niemandsland. Unseren Vorgesetzten war das recht, denn so konnten sie Meldungen über die eifrige Verwendung der neuen Waffe erstatten.

Nur dem Alois Davidek mißfiel die Vergeudung von Material. Ich sah ihn einmal vor den Handgranatenverschlägen stehen und sie mit wunschvollen Blicken messen, als handle es sich um fremdes Hab und Gut.

Im Abenddämmer machte er sich an die Handgranaten heran. Zuerst trug er zwei der mit Stroh ausgestopften Uniformpuppen, die wir oft zum Spaß aus dem Graben steckten, an den linken Flügel der Kompanie. Dann warf er vor seine Stellung, die am rechten Flügel lag, ein Bündel Kukuruzstauden, anscheinend, um nicht gesehen zu werden, wenn er aus dem Graben steigen würde. In der Tat sprang er ins Vorterrain, und zwar genau im Augenblick, da an unserem linken Flügel die Puppen hochgehoben wurden. Sein Sprung blieb unbemerkt, denn der Feind konzentrierte das Feuer selbstverständlich auf die beiden Ziele.

Erregt beobachteten wir Alois Davidek, der flach auf dem Boden lag. Was, wenn er sich aufrichtet? Aber es fiel ihm gar nicht ein, sich aufzurichten, dem Feind seine Figur darzubieten. Liegend, den Körper ans Erdreich gepreßt, bewegte er sich vorwärts. Das Wort „kriechen" wird im Sprachgebrauch oft für „Langsamkeit" verwendet. Hier kroch etwas mit der Schnelligkeit eines Salamanders, aber es war kein Salamander, sondern Alois Davidek. Er jagte dem Feinde im Zickzack zu, die winzigste Deckung ausnutzend, bald eine Soldatenleiche, bald ein Hügelchen,

bald ein Büschel vertrockneter Stauden. Selbst uns, die wir ihn nicht aus den Augen ließen, verschwand er zeitweilig aus den Augen.

Wie ein Fassadenkletterer die Senkrechte aufwärts läuft und jede Mauerzacke, jedes griffgeeignete Ornament und jedes Gesimse ausnützt, so nun kletterte Alois Davidek auf einer horizontalen Fassade.

Nachdem er einige Sekunden auf diese Weise liegend galoppiert war, buchstäblich „ventre à terre", verschwand er in einem flachen Granatkessel, etwa zwanzig Meter am Feind, und aus diesem seinem Kessel sausten nun in raschem Intervall vier Eier in den feindlichen Graben. Um die Wahrheit zu sagen, ich sah nur eines fliegen, denn im gleichen Augenblick bäumte sich drüben der Boden auf, der Schutzwall brach krachend zusammen, seine Bestandteile wirbelten durch die Luft.

Bevor sich der Rauch verzog, war Alois Davidek wieder bei uns, triefend vor Schweiß. Auch den Rückweg hatte er bauchwärts zurückgelegt, weil er, wie er sagte, unsere Schüsse mehr fürchtete als die des Feindes, der in diesem Augenblick mit sich selbst beschäftigt war.

Der Regimentskommandeur ließ Alois Davidek rufen, schüttelte ihm die Hand, kredenzte ihm ein Glas Wein und ein Stück Torte und teilte ihn dem Regimentsstab zu. Nur unmittelbar vor Sturmangriffen wurde Alois Davidek in die Schwarmlinie beordert. Jedesmal bereitete er seine Aktion auf andere Weise vor, einmal zum Beispiel ließ er zwei kleine Schweine aus unserer Stellung nach vorne jagen, und während die Serben ihnen ihr Augenmerk zuwandten, explodierte ihr Schützengraben.

Eines Tages wurde auch ich zum Regimentsstab berufen, um den Meldungen über unsere Sturmangriffe einen ähnlichen Schwung zu verleihen, wie Alois Davidek ihn seinen Handgranaten verlieh. Vielleicht war es Alois Davidek, vielleicht mir zuzuschreiben, daß unser Regimentskommandeur avancierte. Er übernahm ein Brigadekommando.

An seine Stelle kam ein langer Oberstleutnant, geschnürt und parfümiert, in übertrieben eleganter Uniform, Monokel über dem rechten Tränensack und Dünkel in den

herabgezogenen Mundwinkeln. Unseren Soldaten aus dem nördlichen Böhmerwald war es gleichgültig, wer von den vielen tausend Stabsoffizieren der österreichisch-ungarischen Armee zum Kommando des Regiments bestimmt wurde, denn sie kannten ja die hohen Herren nicht. Nur gerade diesen Oberstleutnant kannten viele von ihnen. Er war nämlich Kontrolloffizier der Waffenfabrik Skoda gewesen, deren Abteilung für Holzbearbeitung sowie die Versuchsstellen für Geschütze innerhalb unseres Ergänzungsbezirks lagen. Unsere Soldaten hatten, bevor sie noch Soldaten waren, durch ihn den ärgsten militärischen Drill am eigenen Leib erfahren. Wenn ein Zehntel davon wahr war, was sie von der Brutalität des Oberstleutnants gegen die männlichen Arbeiter und von seiner Zärtlichkeit gegenüber den weiblichen erzählten, so wäre das Unbehagen bereits hinreichend erklärt, mit dem sie ihn bei uns auftauchen sahen.

Für Zärtlichkeiten gegenüber dem weiblichen Geschlecht fehlte es bei uns an Gelegenheit. Um so ungehemmter entfaltete er seine diktatorischen Neigungen. Vor allem führte er eine neue Ordnung ein. Punkt fünf Uhr morgens hatte der Koch mit einem Glas Zitronensaft ans Bett des Oberstleutnants gestellt zu sein. Fünf Uhr dreißig begann der Oberstleutnant die Inspektion, die zugleich sein Verdauungsspaziergang war und ihn bis zu den vier Bataillonskommandos, aber auch nicht weiter hinaufführte. Er tauchte, wo es nicht gefährlich war, in den Unterständen der Telefonisten und Gefechtsordonnanzen auf, bemängelte die Lage der Tornister und Brotsäcke und befahl, Uniformen und Stiefel zweimal täglich zu putzen.

Außerdem heischte er eine unausgesetzte Straßensäuberung. Der Laufgraben, der von der Gefechtslinie zum Sanitätshilfsplatz führte, auf dem sich Köche mit tropfenden Fahrküchen bewegten, auf dem blutende Verwundete sich schleppten oder getragen wurden – dieser Einschnitt in Erdreich und Kot sollte gereinigt und gepflegt werden wie der Kiesweg eines Schloßparks. Fand der Oberstleutnant irgend etwas zu beanstanden, so ließ er den Schuldigen schnurstracks an den nächsten Baumstamm

binden. Persönlich achtete er darauf, daß das keine Formalität blieb, sondern die Stricke tief ins Fleisch schnitten.

Glock sieben morgens schritt er zu einer sakralen Handlung. Für deren Vollzug hatte er sich gleich am ersten Tag eine nur für ihn bestimmte Latrine zimmern lassen, die an Komfort weit über das hinausging, was die „k. u. k. Anweisungen zum Bau feldtechnischer Anlagen" vorschrieben. Wohl bestand auch die für den Oberstleutnant hergestellte Konstruktion nur aus einer Bank, aber diese war so groß und so stabil, daß das ganze Offizierskorps gleichzeitig auf ihr hätte Platz nehmen können. Überdies war sie poliert und mit einer bequemen Rükkenlehne versehen.

Uns verdroß die Mißachtung, mit welcher die Latrine direkt vor unserem Unterstand aufgerichtet wurde. Wir mußten mit der Mehrheit unserer fünf Sinne wahrnehmen, wie der Oberstleutnant jeden Morgen um sieben dort seinen Platz bezog und den Akt zelebrierte mitsamt einer eindringlichen Nachmusterung, zwecks welcher er sich prüfend über die Rückenlehne beugte.

Unser Unterstand lag am Rande des Laufgrabens, und dort sah der Oberstleutnant eines Tages ein paar Papierschnitzel auf dem Boden liegen. Wütend herrschte er den Alois Davidek an, der sich damit verteidigte, daß eben in diesem Moment jemand die Papiere hingeworfen haben müsse. „Klaub das Zeug auf", befahl der Oberstleutnant seiner ihn begleitenden Ordonnanz, „und trag es zum Nachrichtenoffizier!"

Vom Nachrichtenoffizier erfuhr der Oberstleutnant, daß die Papierschnitzel einen an den Infanteristen Alois Davidek adressierten Briefumschlag gebildet hatten. Alois Davidek wurde gerufen, um zu hören: „Du verlogenes Schwein! Eine Stunde anbinden! Du sollst an mich denken!"

Alois Davidek stand auf den Zehenspitzen, den Körper mit Stricken an den Baumstamm gepreßt. Seine langen Finger waren wie aus Gips. Weiß war auch sein Gesicht. Nur in seinen Augen war Farbe, sie flackerten, wie ich sie noch nie flackern gesehen.

Sie flackerten noch immer in dem noch immer weißen Gesicht, als er in unseren Unterstand zurückkehrte. Die

Augen flackerten, aber sahen nicht. Alois Davidek hörte auch nicht. Wenigstens gab er mir keine Antwort auf die Frage, ob er einen Schluck Kaffee haben wolle. Er sprach zu sich selbst. Er zischte sich etwas zu. Ich verstand die Worte „so ein Hund", „muß krepieren, *muß* krepieren".

Die Nacht brach herein, eine der Sternennächte Serbiens, die heller sind als der Tag.

„Willst du dich nicht schlafen legen?" fragte ich ihn endlich.

„So ein Hund", sagte er zu mir oder zu sich, „morgen muß er weg. Schon morgen. Morgen werde ich's ihm besorgen, ich schwöre das beim Leben meiner Mutter."

Erschreckt setzte ich mich auf. „Du willst ihn erschlagen?"

Die flackernden Augen richteten sich erstaunt auf mich. „Was redest du da? Erschlagen? Hältst du mich für einen Mörder? Ich bin ein Dieb, verstehst du: ein Dieb."

Als ich mich wieder hingelegt hatte und er mich wohl schlafend glaubte, schnallte er den Feldspaten von seinem Tornister los und verschwand aus dem Unterstand. Ich sprang auf und sah, wie er sich auf die Erde warf und vorwärts jagte im Horizontallauf, den ich von seinen Exkursionen mit den Handgranaten kannte.

Erleichtert merkte ich, daß er nicht die Richtung zum Regimentskommando nahm, wo der Oberstleutnant schlief. Alois Davidek bewegte sich zur neuen Latrine. Dort, unter oder unmittelbar hinter dem Sitzbrett, sah ich ihn, sein eigener Schatten, auf dem Boden herumkriechen, den Feldspaten hantierend, aber ich verstand nicht, was das bedeutete.

Zunächst dachte ich, daß er das Erdreich lockere, damit die Bank umfalle, wenn sich jemand darauf setzt. Oder wollte er gar die Stützpfeiler der Bank durchsägen? Ich war entschlossen, es zu verhindern, denn das mußte ja ans Tageslicht kommen.

Noch stiller und friedlicher als sonst Nächte in der Natur sind die Nächte im Krieg. Der Gefechtslärm, das ununterbrochene Knattern der Gewehrpatronen und das Rollen des Geschützfeuers werden von dieser Stille aufgesogen, lösen sich in ihr ohne Rückstand und dienen nur

dazu, sie zu verstärken. Draußen rückt Artillerie vor, ächzen die Achsen, schnauben die Pferde, knallen die Peitschen und fluchen die Feuerwerker, und die Soldaten liegen im sanftesten Schlummer. Aber wenn im Zelt nebenan jemand zu schnarchen beginnt, fahren die Schläfer wütend auf, denn er stört die tiefe lärmende Ruhe.

Inmitten dieser Stille hätte ich genau gehört, wenn sich Alois Davidek an dem Bretterwerk der Latrine zu schaffen gemacht hätte. Absolut lautlos kroch Alois Davidek hinter dem Sitzbrett herum. Dabei bewegte er die rechte Hand, in der er den Spaten hielt. Dann sah ich ihn einige Maisstaudenbündel, die überall herumlagen, näher an die Latrine heranschieben.

Der Morgen kam. Punkt sieben schritt der Oberstleutnant wie immer zu seiner morgendlichen Tätigkeit. Ich schaute nach Alois Davidek aus, sah ihn aber nicht. So ließ ich, dem nichts Gutes schwante, den sitzenden Oberstleutnant nicht aus dem Auge, bis er zu Ende war.

In dieser Sekunde sah ich einen rasend schnellen Salamander in Menschengröße, fest an den Boden geschmiegt und sich durch Maisstauden deckend, von hinten an den Oberstleutnant heranhuschen, fast unter ihn hin. Ein Feldspaten nahm etwas auf, und der Menschensalamander verschwand.

Der Oberstleutnant war inzwischen aufgestanden, drehte sich um und neigte sich, die Hände auf die Rückenlehne gestützt, hinab.

Er sah nichts.

Er beugte sich tiefer vor und sah nichts.

Er klemmte sein Monokel ins Auge und sah nichts.

Er nahm das Monokel aus dem Auge, hauchte es an, putzte es, klemmte es wieder ins Auge, beugte sich ganz tief hinab und sah nichts.

Neben mir stand der zurückgekehrte Alois Davidek und beobachtete den Oberstleutnant, der sich wieder auf die Latrine setzte.

Als der Oberstleutnant schließlich aufstand, resultatlos selbstverständlich, wankte er in seinen Unterstand und rief nach dem Regimentsarzt. Der rannte herbei, untersuchte den Oberstleutnant, verabreichte ein Laxativ und blieb bei

ihm – mochten die verwundeten und ruhrkranken Soldaten unten am Hilfsplatz sehen, wie sie selbst mit ihrem Leid fertig würden, ein verstopfter Oberstleutnant hat vor laufender Kundschaft natürlich den Vorrang.

Alois Davidek lag wieder auf dem Anstand. Kaum eine halbe Stunde brauchte er zu lauern, bis der Oberstleutnant blaß seiner Latrine zueilte. Mit einer Geste, als ob es sich um einen Revolver handle, nahm Alois Davidek den Feldspaten und zog los. Wieder sah ich ihn, mit seinem Schatten vereinigt, dahinjagen, wieder sah ich ihn die Beute schöpfen, mit ihr verschwinden. Als er zurückkam, rieb er die Schaufel mit Erdreich ab und ließ Wasser darüber laufen, sie hatte das Ihrige getan und wusch ihre Hände in Unschuld.

Drüben stand der Oberstleutnant und straffte sich. Seine Bewegung atmete Befreiung, Befriedigung, Glück. Langsam, den Genuß verzögernd, wandte er sich um.

Und damit waren seine schönen Gefühle zu Ende. Verständnislos blickte er hinab, fassungslos beugte er sich tiefer und starrte regungslos auf das Nichts. Er untersuchte seine Kleider und Schuhe, ging um das Sitzbrett herum, musterte es genau. Nur das Nichts war überall, nichts als das Nichts.

Einem Kadaver glich er, als er sich zum Regimentsarzt schleppte, von ihm ein neues Abführmittel in Empfang nahm und sich aufs Feldbett legte. Wie uns eine Ordonnanz berichtete, wand er sich in Schmerzen, ein begreiflicher Zustand, da er zwei Dosen Laxativ im Leibe hatte und sonst nichts anderes, wenn auch er und der Regimentsarzt das Gegenteil glaubten.

Ein Krankenwagen fuhr vor, um den Oberstleutnant ins Divisionsspital zu schaffen.

Mit welchen Symptomen auch immer man im Divisionsspital eintraf, man wurde auf Dysenterie untersucht, und wer in der Dysenteriebaracke untersucht wurde, steckte sich unfehlbar von den Kranken an. Beim Oberstleutnant schien die Diagnose Dysenterie von allem Anfang an klar. Hatte doch das zweite Laxativ durch die Fahrt im ratternden Krankenwagen seine Wirkung getan und mangels anderer Masse nur Blut und Wasser zutage gefördert.

Einige Tage später kam die Nachricht vom Heldentod des Oberstleutnants sowie die postmortale Verleihung des Eisernen Kronen-Ordens an ihn. In der Zeitung lasen wir den Bericht über die Enthüllung einer Ehrentafel in den Skodawerken; auch eine Straße sollte nach ihm benannt werden.

Und damit ist meine Geschichte zu Ende, die Geschichte eines Verbrechens mit tödlichem Ausgang, das nicht bestraft werden kann.

## AUSGANGSSTATION

Ich hatte mir Bücher kommen lassen über die Frage, die mich und Millionen anderer Soldaten seit Kriegsbeginn beschäftigte: Wie ist unsere Welt umzugestalten in eine Welt ohne Kriege, ohne Greuel und ohne Unrecht? Es waren zwei Arten von Büchern: die eine Gruppe vertraute auf die evolutionäre Entwicklung der Menschheit durch harmonische Allmählichkeit der Reformen, die andere Gruppe setzte ihre Hoffnung auf einen radikalen Umsturz, ähnlich dem, den die Französische Revolution von 1789 herbeigeführt. Gerne hätte ich diese Werke in Ruhe durchstudiert.

Aber mein Dienst in Ungarn erforderte täglich einen mehrstündigen Aufenthalt im Eisenbahnzug und ließ mir wenig Zeit. Wohl hätte ich während der Fahrt lesen können, wenn ich nicht immerfort, immerfort das gleiche Gespräch hätte führen müssen. Es bezog sich keineswegs auf Reformierung oder Revolutionierung der Gesellschaft.

Wäre auch ein Gespräch über diese Fragen mit den meisten Passagieren des Offiziersabteils kaum sehr ergiebig gewesen, so hätte es mich wenigstens nicht so weit von meinem Thema entfernt. Am liebsten hätte ich freilich überhaupt nicht gesprochen, sondern die Bücher gelesen. Das erwies sich jedoch als unmöglich.

Nach Vorschrift mußte sich jeder Offizier oder Offiziersanwärter beim Betreten eines Raumes, also auch eines Eisenbahncoupés, allen Ranghöheren in deutscher Sprache vorstellen. Nur die Ungarn hatten das Recht, sich ungarischen Vorgesetzten in ungarischer Sprache vorzustellen.

In Püspökladany stieg ich in den Zug. Ein Husarenmajor in blauer Uniform saß darin, auf Brustkorb und Taille mit Posamenten verschnürt, eine Art Violinschlüssel auf den prall anliegenden Hosen und goldene Bärentatzen auf den Ärmeln. Wer nicht daran erkannt hätte, daß der Major ein Ungar war, hätte es an seinem Schnurrbart er-

kennen müssen, der parallel zu den Posamenten der Uniform verlief und über die Ohren hinausreichte. In strammer Haltung meldete ich: „Herr Major, Kadett-Offiziersstellvertreter Kisch stellt sich gehorsamst vor."

„Mért nem mondod magyarul?" antwortete der blaue Husarenmajor in einem Tonfall, der gutmütig war und darauf schließen ließ, daß er mir eine Frage stelle.

Daraufhin fragte ich meinerseits: „Herr Major befehlen?"

Langsam strich er den Schnurrbart entlang, den ganzen Schnurrbart. „Azt kérdezem, hogy mért nem mondod magyarul!" Das war kein Fragezeichen mehr, das war ohne Zweifel ein Ausrufungszeichen.

Ich erlaubte mir gehorsamst zu äußern, daß ich nicht verstehe. Ich sah sein Erstaunen. Er sagte in ungarischem Deutsch: „Habe ich nicht verstanden Ihre Namen. *Wie* heißen Sie, Herr Kadett?"

„Melde gehorsamst: Kisch."

„Warum also stellen Sie sich nicht vor auf ungarisch?"

Blieb mir gehorsamst zu wiederholen, daß ich nicht Ungarisch verstehe. Worauf sein Erstaunen wuchs. „Was? Wieso nicht verstehen Sie Ungarisch. Sind Sie doch Ungar!"

Eine Dosis von Bedauern, ja Zerknirschung meinem gehorsamsten Tonfall beimischend, gestand ich, daß ich kein Ungar sei, sondern nur ein Prager.

„Aber Herr Vater hat gewesen Ungar?"

Nachdem auch diese Frage meiner kleinlauten Verneinung begegnet war, schüttelte der blaue Husarenmajor den Kopf: Da werde man im Kasino Augen machen, wenn er das zum besten gebe! „Herren werden mir einfach nicht glauben. Haben keine Visitkarte zufälligerweise, Herr Kadett?"

Und dann begann er, mir, der ich auf Eduard Bernsteins „Voraussetzungen des Sozialismus", auf die Theorie des Reformismus neugierig war und gar nicht neugierig auf ein Gespräch mit dem blauen Husarenmajor, ausführlich auseinanderzuexplizieren: Kisch sei nämlich ein ungarischer Name. Kisch bedeute „klein". Nagy dagegen bedeute „groß". Und das seien die beiden häufigsten Namen in Ungarn.

Seit ich in Ungarn war, wußte ich das ganz genau, hundertmal, tausendmal hatte ich das in allen Varianten gehört, mußte aber so tun, als ob ich mit gespannter Aufmerksamkeit den Enthüllungen lausche.

„Haben wir zum Bleistift – haha, wollte sagen: zum Beispiel ..."

„Haha, haha", mußte ich gehorsamst mitlachen.

„Haben wir also, bei uns in Satoraljauhély, wo bin ich Garnisonskommandant, einen Dichter, was auch heißt Kisch. Kisch Josef, und der hat zusammengestellt Theaterstück für unseren Kinematographentheater. ‚Simon Judith' ist Theaterstück übergetitelt. Das heißt, meine Tochter, was ist in Szegedin auf Lyzeum, hat gelernt, daß Dichter Kisch Josef ist schon tot zehn Jahre. Aber versteh ich das nicht, weil vor zehn Jahren hat noch nicht gewesen Kinematographentheater in Satoraljauhély. Verstehen Sie, Herr Kadett, wie kann haben geschrieben Theaterstück, wann ist schon tot?"

Das verstand ich auch nicht, bitte gehorsamst.

Und der blaue Major fuhr fort, sehr viel Kischs gebe es in Ungarn. Auf der ersten Seite jeder Budapester Zeitung stehen täglich zwei Inserate von Lotteriegeschäften, gleich oben neben dem Titel der Zeitung. Der eine Inhaber heiße Kisch und inseriere: „Kisch szerencséje nagy", was ein Wortspiel sei, weil es bedeute: „Das Glück des Kleinen ist groß."

Hahaha, hatte ich da wieder zu lachen, denn der blaue Husarenmajor lachte so über den Witz und klatschte sich so auf die Schenkel, daß ich glaubte, er werde sich die Violinschlüssel ins Fleisch schlagen.

Aber es komme noch besser, keuchte er. Die Konkurrenzfirma bleibe dem Kisch die Antwort nicht schuldig. Diese andere Firma heiße Török und inseriere: „Török szerencséje Török." Das bedeute: „Töröks Glück ist ewig" und reime sich noch dazu. Darüber lachte der blaue Husarenmajor Tränen, die auf Bärentatzen, Prallhosen und Violinschlüssel kullerten.

Er wollte mir etwas noch Komischeres erzählen, aber ich entschuldigte mich, daß ich leider jetzt aussteigen müsse. Tatsächlich stieg ich nur aus, um im gleichen Zug ein

anderes Abteil aufzusuchen. Wohlweislich wählte ich ein leeres. Kaum war ich in der Fensterecke installiert, als ein blutjunger Rittmeister und zwei uralte Leutnants vom Train hereintorkelten.

Ich stellte mich gehorsamst vor und bekam, wenn auch nicht zu verstehen, so doch zu hören: „Ujra valaki, aki szégyenli, hogy magyar."

Der ungarische Feudaladel unterdrückte zwar die in seinem Staatsgebiet lebenden Kroaten, Ruthenen, Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, dennoch besaßen die Ungarn ein gerüttelt Maß von nationalem Verfolgungswahn. So glaubten zum Beispiel die drei angeheiterten Train-Offiziere, ich sei ein Ungar, der seine Nation verleugne.

Als ich das aufzuklären versuchte, hörten sie unwillig zu und klärten ihrerseits mich auf: Kisch sei ein kernungarisches Wort und bedeute „klein" und der Name Kisch sei der verbreitetste Name, zehn Prozent aller Magyaren heißen Kisch und zehn Prozent heißen Nagy, was wiederum „groß" bedeute. Aber es gäbe keinen Nagy in der Welt, der nicht ein Ungar sei, und ebensowenig hätte man je etwas von einem nichtungarischen Kisch gehört.

Der letzte Satz war besonders scharf, was vielleicht darauf zurückzuführen war, daß ich die Enthüllung über meinen Namen nicht mit so gut gespieltem Staunen entgegennahm wie vor dem blauen Husarenmajor.

„Ihre Familie hat sich austrifiziert, wahrscheinlich nach 1849, als Ungarn niedergeschlagen wurde von den Österreichern und den Kosaken", sagte der blutjunge Train-Rittmeister verächtlich, und seine beiden Leutnants nickten dazu mit ihren grauen Köpfen. Dennoch wollte er sich seine Diagnose auch von mir bestätigen lassen: „Nicht wahr, Herr Kadett, Ihr Großvater war noch Ungar?"

Nein, sagte ich, meine Familie lebe schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert in Prag.

Er wurde noch schärfer. „Widersprechen Sie nicht, Herr Kadett! Ich befehle, daß Ihr Großvater Ungar war."

Vorschriftsmäßig nahm ich diesen meinen Großvater betreffenden Befehl zur Kenntnis. Damit war noch nicht alles vorbei. Die drei unterhielten sich laut über mich, um mich

– wenn ich protestieren sollte – dabei zu ertappen, daß ich Ungarisch verstehe. Kein Protest erfolgte von meiner Seite, und ich wollte eben meinen Eduard Bernstein weiterlesen, als mich einer der Leutnants fragte: „Sind Sie vielleicht mit dem Bela Kisch in Czinkota verwandt, Herr Kadett?"

Alle drei bogen sich vor Lachen. Der Massenmörder Bela Kisch hatte in Czinkota nach und nach ein Dutzend Heiratskandidatinnen umgebracht und die Leichen in Zinnfässern verlötet. Der Fall hatte vor einiger Zeit alle Zeitungen gefüllt.

„Nein, Herr Leutnant", antwortete ich, „ich bin ja kein Ungar, und" – nun betonte ich jedes Wort – „der Bela Kisch war ein Ungar."

„Ich habe doch befohlen, daß Sie ein Ungar sind, Herr Kadett", schrie der Train-Rittmeister, wütend über meine Antwort.

Weiß Gott, was noch geschehen wäre, wäre nicht der Zug soeben in eine Station eingefahren und ein eleganter, ordensbesäter Oberstabsarzt eingestiegen. Bald war eine Unterhaltung in ungarischer Sprache zwischen den alten und dem neuen Insassen des Abteils im Gange. Über mich ging sie hinweg. Erst nach der Station, wo die drei Train-Offiziere hinaustorkelten, sprach der Oberstabsarzt mich an und erfuhr so, daß ich nicht Ungarisch verstehe.

„Oh, entschuldigen Sie", sagte er, „da liegt ein Mißverständnis vor. Ich hatte bei der Vorstellung verstanden, daß Ihr Name Kisch ist."

Um allem die Spitze abzubrechen, sagte ich, in der Tat führe ich merkwürdigerweise diesen kernmagyarischen und in Ungarn so häufigen Namen, obwohl meine Familie schon seit vielen hundert Jahren in Prag ansässig sei.

Er erwiderte, das sei wirklich sehr merkwürdig und ich hätte ganz recht, wenn ich sage, das sei ein in Ungarn so häufiger Name. Aber ich könne mir gar nicht vorstellen, *wie* verbreitet der Name sei, zehn Prozent aller Ungarn heißen Kisch, und zehn Prozent heißen Nagy. „Meine Frau", sagte er, „ist auch eine geborene Kisch, aber eine adlige Kisch, eine Baronin Kisch de Ittebe. Der Onkel meiner Frau, Géza Kisch de Ittebe, ist mit Katharina

Schratt verheiratet. Sie wissen doch, wer Katharina Schratt ist?" Ich bejahte mit dem für Mitglieder des Kaiserhauses angebrachten allerhöchsten Respekt, denn Katharina Schratt war die Freundin des Kaisers Franz Joseph.

Aber bürgerliche Kischs gäbe es zum Schweinefüttern, sagte der Neffe der Frau Schratt. In seinem Spital habe er einmal die Krankenzimmer inspiziert. „Da sehe ich einen Mann wachsgelb und ohne Bewegung im Bett liegen. Ich fasse seine Hand, sie ist kalt. Natürlich schlage ich sofort Krach, das geht denn doch nicht, daß einer stirbt, ohne daß man davon weiß, und daß eine Leiche so mir nichts, dir nichts herumliegt. ‚Kisch', rufe ich nach meinem Regimentsarzt. Und gleich kommt der Kisch gelaufen, alle Kischs auf einmal: der Regimentsarzt, der Sanitätsfeldwebel und zwei Krankenpfleger, die auch Kisch geheißen haben. Alle stehen Habt acht vor mir. Und wissen Sie, wer noch Habt acht vor mir gestanden hat? Der Tote! Er war nämlich gar nicht tot und hat auch Kisch geheißen."

Der Oberstabsarzt lachte schallend in Erinnerung an die Szene, und dann kam noch ein Epilog: „Der Regimentsarzt Kisch war der längste Mann, den Sie sich denken können: ein Meter zweiundneunzig, und wir hatten einen ganz kleinen Assistenzarzt, ein Meter fünfundfünfzig, und der hat Nagy geheißen. Das ist doch großartig, nicht wahr? Ach so" – er schlug sich auf die Stirn –, „Sie verstehen ja gar nicht, warum das großartig ist! Kisch bedeutet nämlich auf ungarisch ‚klein' und Nagy bedeutet ‚groß'. Jeden Tag inseriert ein Lotteriegeschäft in allen Budapester Zeitungen ..."

In der nächsten Station mußte ich umsteigen. Gerade vor meinem Waggon lief ich dem blauen Husarenmajor, dem ich entflohen war, in die Arme. Ich wollte mich verdrücken, aber er stellte mich. „Kadett Kisch!" – „Befehlen, Herr Major?" – „Wieso Sie kommen in diesen Zug? Zuerst Sie lügen, daß verstehen nicht ungarische Sprache, trotzdem Sie heißen Kisch, und dann Sie steigen in anderes Coupé. Paßt Ihnen nicht Unterhaltung mit Ungarn! Habe ich das gleich bemerkt. Ist unerhört!"

Sein Gesicht war jetzt so blau wie seine Uniform. „Wie heißen mit Taufnamen und was ist Nummer von Ihr Regi-

ment? Werde ich Anzeige machen wegen respektwidriges Verhalten."

Zur Hölle mit meinem Namen! Ich werde ihn reformieren im Sinne Eduard Bernsteins, dann wird Schluß sein mit dem Ärger. Ich muß meinen Namen leicht verändern, damit ich im Falle einer Entdeckung behaupten kann, ich sei falsch verstanden worden.

„Herr Oberintendant", sagte ich im neuen Abteil, „Kadett-Offiziersstellvertreter Klisch stellt sich gehorsamst vor."

„*Wie* heißen Sie?" fragte er, als ob er nicht recht gehört hätte.

Ich erschrak. Kannte er mich vielleicht? Wenn auch: es war zu spät. Ich wiederholte: „Klisch, melde gehorsamst."

„Komisch", sagte der Oberintendant, „wenn Ihnen ein Buchstabe fehlen würde, wären Sie ein Ungar."

Ich nickte höflich und setzte mich, um die Theorie des Reformismus weiterzulesen.

„Sie fragen ja gar nicht, welcher Buchstabe Ihnen fehlen müßte, damit Sie ein Ungar wären, Herr Kadett."

Worauf ich mir, innerlich die Zähne knirschend, gehorsamst die Frage erlaubte, welcher Buchstabe mich daran verhindere, ein Ungar zu sein.

„Der Buchstabe l, lieber Freund."

Ich dankte gehorsamst für die Aufklärung und griff zu meinem Buch.

„Interessiert es Sie denn nicht, zu erfahren, was der Buchstabe l mit Ihrem Ungarntum zu tun hat?"

„Selbstverständlich interessiert es mich, Herr Oberintendant."

„Also, werde ich es Ihnen sagen, wenn es Sie so sehr interessiert. Sie heißen Klisch, nicht wahr? Ohne das l aber würden Sie Kisch heißen, und Kisch ist ein ungarischer Name; und zwar ein sehr häufiger Name. Zehn Prozent . . ."

Auf der nächsten Station stieg ich wieder um. Sie hieß Bekescaba, und ich werde sie mir für mein Leben merken, denn sie bedeutet eine Ausgangsstation für mich. Es war mir klargeworden, daß reformistische Lösungen keine Lösungen sind.

Im neuen Abteil lag ein fuchsteufelswild aussehender Honvedoberst ausgestreckt auf der einzigen Bank und funkelte den Kadetten an, der einstieg, um ihn seiner Einsamkeit und Schlafmöglichkeit zu berauben.

„Herr Oberst", meldete ich, „Kadett-Offiziersstellvertreter Weitemeyer stellt sich gehorsamst vor."

Er stand auf. „Oberst von Kisch", sagte er und reichte mir die Hand, „freut mich sehr." Dann setzte er sich still in die Fensterecke.

So. Jetzt konnte ich lesen, aber es war nicht mehr die Theorie des Reformismus, die ich las.

## GESUNGENE LOKALCHRONIK

In allen Lebenslagen, seinen und meinen, singt der blinde Methodius. Im Haus hat sich viel geändert. Die Firma-Inhaber von „S. Kisch & Bruder" sind 1901 gestorben, das Tuchgeschäft besteht nicht mehr, und auch der Messerschmied Kokoschka ist nicht mehr da. Man erzählt in unserem Haus, er sei nach Wien übersiedelt, um dort sein Söhnchen Oskar als Kunstmaler ausbilden zu lassen. Nun ist Herr Rousek Besitzer des Ladens, auf wie lange, weiß man nicht. Er hat sich neue Firmenschilder machen lassen, „Messerschmied und Schwertfeger" sowie „Coutelerie", damit die vorbeigehenden Franzosen wissen, von welcher Art das Geschäft sei, vorausgesetzt, daß sie das fehlende zweite l nicht daran verhindert. Herr Rousek ist der Lebemann der Straße, immerfort kommen betrogene Geliebte, um Lärm zu vollführen und dadurch das ganze Haus als Zuhörerschaft auf die Arkaden zu locken. Wenn eines von Rouseks Opfern von dannen gezogen ist, hören die Arkaden zu, wie nunmehr Frau Rousek ihren Mann beschimpft.

Mit dem Laden des Herrn Kokoschka wurde auch der blinde Methodius übernommen, und so geschieht es im Dienste des Herrn Rousek, daß er sein steinernes Rad surren läßt. Er tappt nicht mehr an klingelnder Bambusstange allabendlich ins Blindeninstitut, sondern wohnt im dritten Stock bei der Mutter der Hanka, genannt „Hanka Falschheit". Sein Wuschelhaar ist zu einem Scheitel geordnet, so daß es nicht mehr so stark an die Egalisierung der Sechser-Dragoner erinnert, und unter seiner Nase sprießt ein gepflegter Schnurrbart.

Nach wie vor singt er von dem, was sich in Vaters Tagen und in denen unserer kindlichen Unbewußtheit hat begeben einschließlich des Spottliedes gegen Masaryk, das später einmal der Zensur zum Opfer fallen wird. Gleichermaßen ist seine Chronik der Gegenwart lückenlos, wie ich

tagtäglich feststellen kann, denn ich wohne noch immer im Haus der Goldenen Bären.

Wo holt er sich die Komplettierung? „Mal von hier, mal von da", lacht er. Er unterhält noch Beziehungen zur Blindengemeinde, von der er zur Zeit seines Debüts mit Material beliefert wurde, manches singt ihm Hankas Mutter vor, die in fremden Häusern arbeitet und in den Waschküchen vieles hört, manchmal kauft Hanka, genannt „Hanka Falschheit", ein Eindruckblatt auf dem Markt und liest ihm den Text.

Allerdings hält er mit den Ereignissen nicht gleichen Schritt, er humpelt ein beträchtliches Stück hinter ihnen her. In mir, der ich die Substrate dieser Lieder im Stadium des Entstehens erlebt habe, weckt ihr Vortrag nur Reminiszenzen. Nicht gerne höre ich zu, wenn er Moritaten vorträgt, an deren Tatort ich so schnell gewesen bin, daß dort das Opfer noch im Blute lag. Es schwindet nicht aus meinen Gedanken. So sehe ich die Magda Novotna vor mir. Vorgestern hat sie ihre Stellung beim Selcher Chmel aufgegeben, gestern hat sie geheiratet und die Wohnung in der Böhmerwaldgasse bezogen, und heute, am Vormittag nach der Brautnacht, ist sie von jemandem durch sechs Beilhiebe getötet und ihr Kopf in den Kücheneimer geworfen worden. Obwohl ganz Prag der Polizei half, Spuren und Täter zu finden, fanden sich tausend Spuren und kein Täter.

Aus diesem mysteriösen Dunkel schöpfte die Nänie, die der blinde Methodius anstimmte. Wer ist der Mörder? fragte das Lied. Wohl irgendeiner von den Kunden des Selcherladens Chmel, antwortet das Lied. Irgendeiner, dem der Gedanke unerträglich ist, daß Magda nicht mehr ihm Knackwurst und Krenfleisch reichen wird, sondern ihrem Gatten und diesen dabei mit ihren großen Augen ansehen wird. Diese großen Augen. Als der blinde Methodius mir von Magdas großen Augen sang, ahnte er nicht, daß ich dabei sah, wie man Magdas Kopf aus dem Eimer zog, das Blut herabtropfte und langsam die großen offenen Augen sichtbar wurden.

Auch an die letzte Tat Botscheks denke ich nicht gern zurück. Zum Glück ist viel Zeit vergangen, bevor sie zum Sang in unserem Hof wurde, sogar der Botschek-Prozeß

war schon verhandelt worden. Botschek war ein wilder Gesell, der in der Schweiz und in Italien Einbrüche verübt hatte und schließlich in der Heimat sein Unwesen begann. Man sucht ihn lange, bevor vier Geheimpolizisten

> Binder, Lukesch, Hladik, Pietilety
> Forschten endlich seine Wohnung aus,
> Denn sie kannten seine Freundin Netty,
> Dachten sich: Bei der steckt er im Haus.

Diese vier Zeilen scheinen einen für die Detektive erfolgreichen Verlauf der Detektivgeschichte zu versprechen. Insbesondere im Interesse des Letztgenannten der vier hätte ich das gewünscht. Franz Pietilety, wohl der jüngste im Detektivkorps, war durch Conan Doyles Romane zu seinem Beruf gekommen, der, wie er dachte, ein Spiel des Scharfsinns sei. Aber nun sah er sich dazu verwendet, Vorladungen zuzustellen, Denunziationen nachzugehen, Taschendiebe nach Komplizen auszufragen, und war enttäuscht. Oftmals kam er zu mir, sich ernstere kriminalistische Bücher auszuborgen und sie dann mit mir zu diskutieren. Wenn wir bummeln gingen, lud er Verbrecher an unseren Tisch, und sie tranken freundschaftlich mit ihm, sie hatten den Franzl auch dann gerne, wenn er sie verhaftete. Die Kriminellen halten Persönliches und Geschäftliches auseinander.

Gründonnerstag nachts saßen Franz und ich im Café Montmartre (die Gebildeten sprachen es „Montmartrée" aus) beisammen, feierten den letzten Faschingstag. Als wir auseinandergingen, sagte er mir leise, ich möge morgen um acht Uhr früh im Sicherheitsdepartement sein, möglicherweise werde ein interessanter Telefonanruf kommen. Wirklich kam der Anruf, und ich eilte den davonstürzenden Kommissaren nach in Nettys Wohnung. Dort lag Franzl Pietiletys weißes Gesicht in seinem roten Blut, der Detektiv Lukesch röchelte neben ihm, den beiden anderen wurden eben von Ärzten Verbände angelegt, und es war Aschermittwoch.

Botschek selbst, ein älterer, korpulenter und friedlich aussehender Mann, saß am Tisch, nur sein zerschossener Arm und seine zerschossene Hand hatten seinen Gegnern

ermöglicht, ihm Handschellen anzulegen. Sein Revolver lag verfeuert auf der Erde neben den Opfern.

Beim Prozeß verteidigte er sich, wie es kein alter Meister der Rhetorik hätte besser tun können, aber er ward verurteilt, selbstverständlich, und der blinde Methodius sang:

> Was nützt es ihm, wenn er behauptet,
> Daß die Polizei ihn überfiel,
> Wer gegen Polizei mit Waffen sich verteidigt,
> Verdient nur selten unser Mitgefühl.

„Nur selten", heißt es in dem Lied, keineswegs „niemals", und diese Einschränkung ist vielleicht nur um des Rhythmus willen da, vielleicht, um die polizeifeindlichen Gefühle vieler Hörer zu schonen, vielleicht, um dem Helden des Liedes die Möglichkeit einer Sympathie zuzubilligen.

Jene Aktualitäten des blinden Methodius, die mich nicht an gesehene Leichname erinnern, rufen journalistische Reminiszenzen in mir wach. Da tönt eine Verszeile – ich kenne sie ab ovo. Als sie noch Prosa war, hat sie Gefängnispfarrer Hummelhans dem frommen Herrn Adalbert Betzek geliefert, der sie seinerseits unserer Börse weitergab. Da tönt eine Strophe – ihr Substrat hat Kollege Wenzel Vilde im Gerichtsärztlichen Institut erbeutet. Und jetzt eine schmalzige Sentimentalität – Oberleutnant Bacula war also mit Recht stolz auf sie.

Auch von mir rührt etwas Material her, zum Beispiel die Ideen zur Strophe vom überschwemmten Großbauern von Libesch und vom abgebrannten Müller in Kriptschka entstammen meiner geistigen Werkstatt. Läßt sich in der Strophe vom verröchelnden Gefängnisaufseher Kautsky meine Löwenklaue erkennen?

Ohne Zweifel, das Bänkel lebt länger als die Zeitung. Die ganze Weltgeschichte des Jahrhunderts, soweit ihre Flügel unsere Stadt streiften, hat mich (und wie ich hoffe, auch meine Leser) der blinde Methodius durch die alten Bänkel gelehrt. Auch die Sagen, Gott weiß, wann der Räuberhauptmann Babinsky und der Kanonier Jaburek gelebt haben, Gott weiß, ob sie überhaupt gelebt haben, aber das Volk weiß, daß sie noch heute leben. Unsterblich sind sie durch das Lied.

Auch meine Lokalberichte sind unsterbliche, ewige Werke – einen Tag lang. Am nächsten Tag vollzieht der Leser an ihnen das Urteil des Vierteilens und Hängens im Klosett. Nichts bleibt von ihnen als das, was dem Bänkelsänger in den Reim paßt.

Eines von den Liedern des blinden Methodius ist mir zuwider. Es ist ein politisch Lied, pfui, ein garstig Lied. Es spielt im Winter 1908, einer Periode von nationalen Kämpfen, Straßendemonstrationen, zerschlagenen Fensterscheiben, Zusammenstößen zwischen Tschechen und deutschen Studenten. Eine Episode – ein Angriff der Menge gegen einen Wagen, in dem zufälligerweise die französische Tragödin Sarah Bernhardt saß – gab der Pariser Presse Anlaß, gegen die sonst befreundete tschechische Nation heftig Stellung zu nehmen. Die Tschechen repostierten, indem sie die deutsche Journalistik Prags für die Sensationsnachricht verantwortlich machten. Mit besonderer Aggressivität richtete sich die Kampagne gegen den alten Herrn Hermann Katz, den politischen Berichterstatter der „Neuen Freien Presse". Diese täglichen Angriffe gegen den „jüdischen Urgermanen aus dem tschechischen Dorf Nehvizd" zeitigten eine verhängnisvolle Wirkung: Hermann Katz, ein unbekümmerter Bohemien, war einer Reihe von Geschäftsleuten und Handwerkern seit Jahren Geld schuldig und pflegte, wenn die Löcher allzu groß wurden, sie mit einem Hundertkronenschein zu stopfen, den der Gläubiger gar nicht buchte. Von den Zeitungsnachrichten verhetzt, begannen nun einige der Gewerbsleute die Schulden einzuklagen und veröffentlichten diesen „nationalen Schritt" in einer demagogischen Mittagszeitung. Am 9. November 1908 brachte dieses Blatt eine Liste anderer Gläubiger von Hermann Katz mit der Aufforderung, rücksichtslos gegen ihn vorzugehen.

Am gleichen Tag fand eine Sitzung des Stadtverordnetenkollegiums statt, zu der ich wie immer als Berichterstatter erschien. Diese Körperschaft war mir zuwider, und nicht nur mir, Tschechen und Deutsche mißachteten sie gleichermaßen. Kein einziger Kopf, kein einziger Mann von nationaler Bedeutung gehörte ihr an, nur wichtigtuerische Vettern mit goldenen Uhrketten über dicken

Bäuchen. Jedermann wußte die Rathauspartei bestechlich, und in kurzen Intervallen platzten große Korruptionsaffären. Die letzte war die der Wasserröhren. Zwei Firmen bewarben sich um die Lieferung, eine französische und eine deutsche. Der Präsident des Wasserwerk-Ausschusses, Reichstagsabgeordneter, Stadtverordneter und was noch, trat öffentlich für die Franzosen ein. Privat erschien er aber bei der deutschen Firma und erklärte sich bereit, ihr gegen eine Millionenprovision den Auftrag zuzuschanzen. Wie man diese Stadtväter einschätzte, geht daraus hervor, daß nach Schaffung des neuen Staats außer dem oppositionellen Doktor Baxa keiner von ihnen wiedergewählt wurde. (Wohl aber ich.)

Damals, als ich Reporter der „Bohemia" war, interessierten mich nur meine polizeilichen Lokalfälle, und im Stadtverordnetenkollegium begnügte ich mich, den Verlauf der Sitzung in Kürze und Objektivität zu beschreiben. Dennoch war ich an jenem Novembernachmittag der Anlaß einer üblen Szene, indem der tschechische Ableger der radau-antisemitischen Pogrompartei, ein Herr Breznovsky, mit zweien seiner Freunde mich hinauszuwerfen versuchte, weil ich der deutschen Journalistik angehöre. Ich widersetzte mich mit Worten und, als mich der Stadtverordnete Vanha anpackte, auch tätlich. Das nützte mir nichts, denn ich wurde die Treppe hinuntergeworfen. Ich kam unten heil an, wogegen in der Sitzung, der ich nicht beiwohnte, unter lärmender Erregung mitgeteilt wurde, die ärztliche Untersuchung des Stadtverordneten Vanha habe ergeben, daß ich ihm wahrscheinlich zwei oder drei Rippen gebrochen habe. Das Kollegium beschloß, gegen mich eine Gerichtsklage wegen Hausfriedensbruch und öffentlicher Gewalttätigkeit zu erheben.

In der Redaktion traf ich Herrn Hermann Katz noch bedrückter, als er in den letzten Tagen gewesen. Aber da ich ihm mein Erlebnis erzähle, gewinnt er sofort seine Energie wieder. „Denen will ich's zeigen", ruft er, nimmt seinen Kalabreser und rennt in die Nacht hinaus. Kaum eine Stunde vergeht, bevor er wieder da ist und zu schreiben beginnt: „Das Prager Stadtverordnetenkollegium ist eine so unwichtige Organisation, daß es sich kaum ver-

lohnt, über ihre Tagungen auch nur ein paar Zeilen zu schreiben. Weil aber einige ihrer kläglichen Herren gestern mit Brachialgewalt versuchten, uns von der Berichterstattung auszuschließen, so wollen wir ihnen hiermit zeigen, wie genau wir über ihre Verhandlungen informiert sind – einschließlich der Geheimbeschlüsse, die in dem geschlossenen Teil der Sitzung verfaßt worden sind."

Am nächsten Morgen wurde ich mit der Nachricht geweckt, Herr Hermann Katz sei in den Moldaufluß gesprungen. Die Stelle auf der Karlsbrücke, von der aus er den Selbstmord verübte, hatte er mir oft gezeigt; von dort war sein Vorgänger Josef Walter vor vierzig Jahren gesprungen, als er sich einer gegen ihn geführten Kampagne nicht mehr zu erwehren wußte. Herr Hermann Katz hatte es ihm nun nachgemacht, aber vergessen, daß die Moldau gefroren war, er zerschlug sich Wirbelsäule und Gliedmaßen, und man fand ihn sterbend auf blutgerötetem Eis.

Das Lied, das der blinde Methodius davon singt, ist läppisch und chauvinistisch, und es ärgert mich um so mehr, weil ich im alten Hermann Katz einen väterlichen Freund gehabt hatte. Ich versuche es, den Hof zu vermeiden, und sicherlich käme ich an einem Sehenden ungesehen vorüber, aber der blinde Methodius sieht mich schon in dem Augenblick, da ich den Treppenflur betrete.

„Ich habe etwas Neues", ruft er mir zu. „Vom Windischgrätz."

„Von wem?"

„Vom Windischgrätz. Nicht vom alten, dem Kalb. Vom jungen."

Schon stehe ich wieder an seinem Schleifstein.

Zu diesem Lied haben weder meine Kollegen noch ich ein Detail beigesteuert. Obwohl sich die Handlung in der Villa des Groebeparks, also abseits von der Straße abgespielt hat, wußte die Straße es schon am nächsten Tag, die Spatzen pfiffen es von den Dächern und ihnen nach die Bänkelsänger. Nur die Zeitungen durften davon keine Notiz nehmen, „Beleidigung eines Mitglieds des kaiserlichen Hauses", hieß der Paragraph, der die Mitglieder des kaiserlichen Hauses davor schützte, daß über ihr

majestätsbeleidigendes Verhalten eine noch so leise Andeutung gemacht werde.

In dem Singspiel, das mir der blinde Methodius vorspielt, treten bloß drei Personen auf. Aber was für drei Personen!

1. Ihre Kaiserliche Hoheit Erzherzogin Elisabeth, einziges legitimes Kind des Kronprinzen Rudolf, Enkelin des Kaisers von Österreich väterlicherseits und des Königs von Belgien mütterlicherseits. Unter allen katholischen Königen Europas hätte sich eine solche Enkelin ihren Gatten wählen können, aber sie wählte:

2. Otto von Windischgrätz, einen hellblond-glattgescheitelten Offizier von den Windischgrätz-Dragonern, der als Brautgeschenk den Rang eines Rittmeisters und den Fürstentitel bekam.

3. Mariechen Ziegler, tausendmal populärer als Ihre Kaiserliche Hoheit mitsamt höchstdero Prinzgemahl, da sie seit mehr als zwei Jahrzehnten die großen Soubrettenrollen der Operette spielt. So ist sie schon über die reifere Jugend beträchtlich hinausgewachsen, aber auf der Bühne entwickelt sie so viel Weiblichkeit, daß alle Männlichkeit des Parterres baß in Wünschen erstarrt.

Zerrüttet ist die Liebesehe der Erzherzogin und des Fürsten, und bald wird sie geschieden werden. Immerhin ist es etwas viel, daß sich der Fürst nicht scheut, Mariechen Ziegler nächtlicherweile in die Villa mitzunehmen, die er mit seiner kaiserlichen Gemahlin bewohnt. Dieweil Fürst und Diva im schönsten Nachthemd beisammen sind, kommt, wie das Lied vermeldet, die betrogene Gattin herein, und:

Ihre Kaiserliche Hoheit
Schreit: „Das ist ja eine Roheit!"

Es kracht aus ihrem Revolver, Mariechen wird in die Hüfte getroffen,

Und sie schreit jetzt: „Windischgrätz,
Hau ihr eine auf den Dez,
Hau ihr auf den Kopf!"

Und diese schöne Geschichte durften wir nicht bringen, er aber, der blinde Methodius, sieht sein Repertoire von der Zensur unbeschränkt.

Auch andere Vorteile hat er. Er braucht keine Hast zu entwickeln, kann Stoffe besingen, ohne daß Revolverschüsse oder Beilhiebe sie ausgelöst hätten. Hoch klingt das Lied vom Christuslatscher Janatsch, der blondhaarig und nackt durch die Straßen wandelt, oder das vom mißglückten Bau des Repräsentationshauses oder das vom Bazillus in den Prager Straßenkanälen. Sein Repertoire ist eine mächtige Chronik. Meines ist gevierteilt und gehenkt.

Von meinem Repertoire bleibt nur das, was der blinde Methodius dem seinen einverleibt, der Nachwelt erhalten. Und was verleibt er ein? Nicht mehr als einzelne Zeilen, ich darf mich nicht einmal rühmen, daß ich zu einem seiner Lieder das ganze Substrat geliefert habe.

## „AUSWÄRTIGE" BERICHTERSTATTUNG

So nannte man die Berichte, zu denen Eisenbahnfahrten erforderlich waren: „Auswärtige Berichterstattung". Seither habe ich fünf Weltteile covered, und so darf ich über diese Reisen lächeln, die so kurz waren, daß es gar nicht nötig war, von ihrem Ziel aus einen Bericht abzusenden. Meist konnte man nämlich gleich zurückfahren und das „Telegramm unseres Spezialberichterstatters" am Redaktionstisch niederschreiben. Das ersparte die Anwendung von Telegrammkürzungen, alles Warten am Schalter, Verstümmlungen und hauptsächlich Telegrammspesen.

Viele Spalten habe ich auf diese billige Art über „Ereignisse" „telegrafiert", die der Entsendung eines Spezialberichterstatters wert befunden waren, also wichtige Ereignisse sein mußten. Ich reiste sehr gerne, denn außer dem Vorfall, wegen dessen ich entsandt war, gab es in der Provinz, in der nicht täglich eine Journalistenmeute die Begebenheiten sozusagen als Embryos dem Mutterleibe entriß, immer einen Findling zu finden. War er auch schon einige Tage alt – was machte es aus, die Hauptstadt wußte wenig oder nichts von seiner Geburt. Deshalb habe ich auch die Weekends mit oder ohne Weekend-Freundin außerhalb der Stadt verbracht und brachte immer etwas heim. In der Wirtsstube von Hassenstein bei Komotau setzte sich ein lokalpatriotischer Finanzbeamter zu mir und langweilte mich mit der Idée fixe, daß Hassenstein der Schauplatz von Goethes „Novelle" sei; ein paar Wochen später erwähnte ich diese Theorie in einem Artikel, ein Dozent der Germanistik stürzte sich darauf und bewies in einem großen Buche, daß sie richtig sei. Bei einem Ausflug in Dux hörte ich, daß der Fabrikant Marx vor vierzehn Tagen die Grabplatte Casanovas aufgefunden hatte. An einem Sonntag, den ich zu ganz anderem Zwecke im Städtchen Kladno zu verbringen dachte, sahen wir aus dem Hotelzimmer einem Zusammenstoß zwischen streikenden Koh-

lenarbeitern und Gendarmerie zu, bei dem es vier Tote und viele Verwundete setzte.

Meine Kollegen hänselten mich mit einem Witz: Kisch verlangt am Eisenbahnschalter eine Fahrkarte für fünf Kronen. „Wohin?" fragt der Beamte. „Das ist egal", antwortet Kisch, „ich habe überall zu tun."

Bei jedem Vorfall in der Provinz meldete ich mich mit dem Vorschlag, hinzufahren. Aber gewöhnlich war es der Verlagsdirektor, der es verhinderte. Er haßte die Reisespesen, weil er geizig war, und wir haßten ihn, gleichfalls weil er geizig war. Wo waren die Zeiten hingeraten, in denen jeder Redakteur darum gekämpft hatte, als Spezialberichterstatter ausgeschickt zu werden, weil damals der Wahlspruch anerkannt war: „Wagen gewinnt." Wer heutzutage einen „Wagen" in der Spesenrechnung anrechnete, gewann nicht mehr, denn der Verlagsdirektor strich ihn weg.

Der Zeitungskönig Gordon-Bennett soll von Zeit zu Zeit seinen Korrespondenten den Auftrag gegeben haben, irgendwohin (er wußte selbst nicht, wohin) zu fahren und von dort (über) irgend etwas (er wußte selbst nicht, worüber) dreihundert Worte zu depeschieren. Auch ich hätte gern einmal den Auftrag bekommen: „There's somewhere something in the air, travel to the place and wire threehundred words. Gordonbennet."

Jedoch, ach, unser Verlagsdirektor war von solcher Verschwendungssucht frei, vornehmlich Reisespesen und Telegrammkosten waren ihm ein Greuel, und wenn mein Ideal der großzügige Gordon-Bennett war, so war sein Ideal der Wiener Journalist Mendel Singer, weil dieser den Rekord an Telegrammkürzungen besaß. Als Erzherzogin Annunziata in Ischl einen männlichen Erben gebar, gab Mendel Singer seiner Depesche diese, die wohl kürzeste Form: „Annunziata prinzte". (Wäre das Kind ein Mädchen gewesen, hätte er „prinzeßte" telegrafiert.)

Einmal fand in Trautenau die Stichwahl zwischen den Reichstagskandidaten Doktor Eppinger und Karl Hermann Wolf statt – wenn man will, kann man sie als ein Vorspiel zu der großen Auseinandersetzung zwischen Demokratie und Nazifaschismus werten. Doktor Eppinger war

Führer der Fortschrittspartei, ein würdiger Mann mit gemäßigt liberalen Grundsätzen. Karl Hermann Wolf, der ihm gegenüberstand, war hingegen ein Jüngling mit Stentorstimme, Tschechenfresser, Judenfresser, Kapitalistenfresser, was ihn nicht hinderte, jüdischen und tschechischen Journalisten insgeheim Notizen zuzustecken und vom Kartell der Zuckerfabriken Subventionen für seine Zeitung anzunehmen. Er war der Schüler des großdeutschen Radau-Antisemiten Georg von Schönerer und der Lehrer Adolf Hitlers, der am Tag nach der Okkupation Österreichs dem inzwischen gealterten Wolf eine Ehrenpension aussetzte.

Zu dieser Stichwahl sollte ich nach Trautenau fahren, und der Verlagsdirektor bewilligte mir nur sechzig Kronen Reisespesen. Hundert Kronen hatte ich verlangt. Ärgerlich trat ich die Reise an, entschlossen, mich zu rächen. So sandte ich der harrenden Redaktion folgendes Telegramm:

„Um halb elf Uhr nachts erschien Bürgermeister Rauch auf dem Rathausbalkon, um das Ergebnis der Stichwahl zwischen Eppinger und Wolf zu verkünden. In der auf dem Platz versammelten nach Tausenden zählenden Menge, die bisher nationale Lieder gesungen hatte und mit Zusammenstößen und Ausrufen beschäftigt gewesen war, trat atemlose Stille ein. Bürgermeister Rauch verkündete, daß Skrutinium habe mit der knappen Mehrheit von hundertvierundachtzig Stimmen das überraschende Ergebnis gezeitigt, daß – hier endet Vorschuß. Kisch."

Die Erinnerung an ein anderes Telegramm verknüpft sich mit einer Grubenkatastrophe im Brüxer Kohlengebiet. Knapp vor sechs Uhr abends kam ich mit einem mehrere Seiten langen Bericht, den ich telegrafisch aufgeben wollte, an den Schalter des Postamtes in Bruch.

„Das soll ein Telegramm sein?" schrie der Postverwalter, „das ist ja ein ganzes Buch! Es ist ein Viertel vor sechs, und ich bin nur verpflichtet, bis sechs Uhr zu amtieren. Ich nehme höchstens ein Telegramm von dreißig Worten."

Ohne mit der Wimper zu zucken, schrieb ich auf ein

neues Telegrammformular: „An Seine Exzellenz Handelsminister Wien stop Postverwalter von Bruch verweigert aus Bequemlichkeit Weiterleitung sozialpolitischen wichtigen Berichtes über Grubenkatastrophe stop erbitte sofortige energische Intervention Unterschrift Kisch Berichterstatter der Bohemia."

Ich legte es dem Beamten hin. „Es sind nur achtundzwanzig Worte."

Er las das Telegramm stirnrunzelnd durch. Eine Weile lang dachte er nach, reichte es mir dann zurück und sagte: „Wissen Sie was, geben Sie mir lieber das andere."

## KAISERLICH-KÖNIGLICH ALLZUMENSCHLICHES

Ich sehe mich auf dem winzigen Bahnhof der winzigen Stadt Brandeis stehen. Der Oktober, der „April des Herbstes", kann sich nicht entscheiden, ob er den Schnee als Schnee oder als Regen fallen lassen soll.

Auf dem offenen Perron frösteln die Offiziere von Lothringer-Dragoner Nr. 6, ihren gefütterten Attilas zum Trotz, deren schwefelgelbe Aufschläge mich gleichermaßen an den Schopf des blinden Methodius wie an die vielbunte Kugel unseres Geschäfts erinnern. In lange Edelpelze gehüllt, mit blitzenden Ohrgehängen, bilden die höchsten Regimentsdamen eine Gruppe. Außer ihnen warten einige schlechtbefrackte Munizipalgrößen und sind mehr als ich darum bemüht, ihre Namen auf meinem Notizblock verzeichnet zu sehen.

Die Begrüßungszeremonie gilt einer neuen Dame der Garnison. Der Rittmeister Erzherzog Karl Franz Joseph kehrt mit ihr von der Hochzeitsreise heim. Ihn kenne ich seit fünf Jahren. Auch damals, vor fünf Jahren, als er in Prag eintraf, geschah es in trübem und frostigem Wetter. Um den Ärmel seiner Uniform schlang sich ein Trauerflor, sein Vater war vor zwei Wochen gestorben, und man hatte sich recht beeilt, den eben zum zweiten Thronfolger Verwaisten aus dem Bereich des kaiserlichen Hofes zu entfernen, bevor er dort Einfluß gewinnen könne. Nach Brandeis war er kommandiert worden, einem kläglichen Garnisonsort bei Prag. Zweimal wöchentlich sollte sich der Prinz auf dem Prager Schloß von Professoren Vortrag über Staatswissenschaft erstatten lassen. Sein Erzieher oder Kammervorsteher – er hieß zufälligerweise ähnlich wie der Garnisonsort: Graf Brandis – war ein liberaler Herr, und als ich ihn aufsuchte, um etwas über den Lehrplan des künftigen Thronfolgers zu erfahren, stellte er mich sofort seinem Zögling vor. Diesen traf ich dann oft

wieder, und zwar an Orten, wo Graf Brandis nicht zugegen war, denn fast allabendlich fuhr der Prinz nach Prag, um in die Operette zu gehen und sich nachher anderweitig zu unterhalten. Wahrscheinlich bemerkte man das in Wien und fürchtete, er gerate seinem Vater nach, dem Erzherzog Otto, der es wie Shakespeares Prinz Heinrich getrieben hatte. So beeilte man sich, den Sohn jung zu verheiraten.

Unter denen, die die Neuvermählten auf dem Perron erwarten, fehlt der Herr des nahen Schlosses Konopischt, Erzherzog Franz Ferdinand. Zwar hat er, der Thronfolger Nummer eins, sich in den fünf Jahren niemals um den Thronfolger Nummer zwei bekümmert, aber man hatte gedacht, er werde mit seiner Frau doch erscheinen, um die neue Nichte zu begrüßen. Schon um des Dekorums willen, schon um alle Mutmaßungen zu stören.

Dachte Franz Ferdinand, trotz des Verzichtes, den er bei der Eheschließung mit der unebenbürtigen Gräfin Chotek beschworen hatte, dachte er dennoch daran, seinem Sohn Max Hohenberg die Nachfolge auf den Kaiserthron zu verschaffen, auf die der Neffe das Anrecht hatte?

Diese Frage wurde zur Antwort, als die Verlobung Karl Franz Josephs verlautbart war. Jedermann hatte kalkuliert, die Königstochter eines Großstaates werde ihm zur Braut erkoren werden, womöglich eine, die es an Schönheit mit Elisabeth, Österreichs letzter Kaiserin, aufnehmen könne.

Und wer war es nun wirklich? Das zwölfte Kind eines in Wien lebenden Emigranten, des Herzogs Heinrich von Bourbon-Parma. Keineswegs machte der Hinweis, nur eine katholische Prinzessin sei in Betracht gekommen, diese Brautwahl erklärlich. Erklärlich machte sie der Gesichtspunkt, daß Erzherzog Franz Ferdinand nur einen Herzog Ohneland als Schwiegervater seines künftigen Opfers sehen wollte.

Mit seiner Abwesenheit bei der Empfangszeremonie bestätigt Franz Ferdinand nur, was jedermann weiß.

Der Zug fährt ein. Karl Franz Joseph springt heraus, lachend und unbekümmert wie immer, er schaut sich um, zwinkert auch mir zu. Auf dem Trittbrett steht Zita, die

neue Erzherzogin, die junge Frau, und sieht beileibe nicht aus, als ob sie es wäre. Ein verlegenes, schmächtiges, äußerst blasses, mehr als bescheiden gekleidetes Mädchen, wie aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. In ihrem Arm liegt ein übergroßer Blumenstrauß aus fahlen und spröden Herbstblumen. Sie müßte es erst lernen, wie man lächelt, wenn einem gar nicht nach Lächeln zumute ist. Wenn man von nun an statt in Wien in Brandeis leben muß, ist einem nicht nach Lächeln zumute. Keine reichere Industriellentochter, die einen Kavallerie-Offizier heiratet, folgt ihrem Gatten nach Brandeis: Schwiegerpapa verschafft dem Schwiegersohn schon vorher die Versetzung in eine anständige Garnison.

Zum Glück weiß Zita nicht, daß Schloß Brandeis ein Strafgefängnis für Mitglieder von Herrscherhäusern ist. Vor ein paar Jahrzehnten war eine Dame aus der gleichen Familie wie Zita, gleichfalls durch Ehe zur Thronfolgersgattin geworden, in Brandeis zu strengem Strafaufenthalt: die Herzogin von Berry, Mutter des letzten Bourbonen von Frankreich, des „Mirakelknaben". Nachher wurde der homosexuelle Bruder Kaiser Franz Josephs hierher verbannt.

Auf dem Bahnhof ist die zukünftige ständige Gesellschaft, der ausschließliche Verkehr der Erzherzogin, versammelt. Es mustern die Offiziere von Lothringer-Dragoner, die sich auf Frauen verstehen und den Geschmack ihres erzherzöglichen Regimentskameraden kennen, Gestalt und Gesicht seiner Frau. Es mustern die in Pelze gehüllten Regimentsdamen die Kleidung ihres neuen Mitglieds. Die Musterung dauert nicht lange, ein Blick genügt.

Die Frau des Erzherzogs steht vor den Rednern wie ein Schulmädchen vor dem Lehrer. Karl Franz Joseph schaut neugierig um sich. Mich streift sein Blick sozusagen mit einem Achselzucken der Augen.

Die Ansprachen, die da gehalten werden, habe ich längst in der Tasche. Ich denke nach, was ich als Einleitung schreiben werde. Wenn ich könnte, wie ich möchte, würde ich schreiben, wie heute und hier auf diesem Vizinalbahnhof klar wird, daß sich dieser unbekümmerte Erzherzog

mitsamt seinem belanglosen Frauchen widerstandslos um sein Herrschaftsanrecht prellen lassen, niemals einen Erbfolgekrieg beginnen, weder selbst den Thron besteigen noch seinen Kindern die Anwartschaft aufs Reich vermachen wird. Eine Ehe aus Staatsräson, von der er keinen staatspolitischen und auch keinen persönlichen Vorteil ziehen wird. Das geblinzelte Achselzucken sagt mir, ich werde ihn in den Prager Nächten wiedersehen, und er wird exzedieren wie der tolle Erzherzog Otto, sein Vater, und diese zarte Frau wird ihn nicht daran hindern können.

Selbstverständlich durfte ich nichts dergleichen schreiben, und es war gut so, denn ich hätte mich als schlechter Prophet erwiesen. Die Ehe wurde besser als alle Habsburgerehen, zwei Jahre später machte die Ermordung in Sarajewo den Karl und die Zita zum Thronfolgerpaar, wieder zwei Jahre später wurden sie durch den Tod des Großonkels zum Kaiserpaar, wieder zwei Jahre später verloren sie Krone und Reich, und wieder zwei Jahre später war Exkaiser Karl tot.

Mit König Eduard VII. habe ich mir keine reporterischen Lorbeeren geholt, obwohl – oder weil meine Berichte den Weisungen der österreichischen Behörden nicht zuwiderliefen. Es gingen selbige Weisungen dahin, „den rein privaten, ausschließlich der Kur gewidmeten Marienbader Aufenthalt Seiner Majestät des Königs von England nicht durch politische Exkurse zu stören". Der erste, der sich über diese Weisungen der österreichischen Behörden ganz ohne Angst hinwegsetzte, war Seine Majestät der König von England in höchsteigener Person. Vor allem benutzte er den „rein privaten, ausschließlich der Kur gewidmeten Aufenthalt in Österreich" dazu, mit den beiden prominentesten Verfechtern eines Krieges gegen Deutschland (und das hieße, auch gegen Österreich) zu konferieren. Allerdings: kein Wort von dem, was der König in der glasgedeckten Veranda des Hotels Weimar mit dem französischen Ministerpräsidenten Clemenceau und dem russischen Außenminister Iswolski stundenlang besprach, wurde der profanen Welt bekannt. Worüber aber konnten die drei Führer der Entente cordiale denn verhandeln als

um die Entente cordiale und die letzten Details der Einkreisung Deutschlands?

Übrigens bestätigte Clemenceau den Journalisten mit den Worten: „Es handelt sich um die Sicherung des Friedens" ausdrücklich, daß es sich um die Sicherung des Friedens handelte.

Es gab 1908 keine Zeitung der Welt, die das Marienbader Pour-parler nicht zum Gegenstand der Leitartikel gemacht hätte, und die äußerlichen Daten zu dieser flagranten Hinwegsetzung über die Presseanweisungen der Wiener Behörden wurden größtenteils Vertretern der Wiener Behörden geliefert, die die Vertreter der Wiener Presse soweit informierten, als sie selbst etwas wußten. Außerdem waren die großen Kanonen von Fleetstreet hier aufgefahren und wurden von britischen Diplomaten geladen, die im Hotel „Grünes Kreuz" logierten.

Gegen die Wiener und Londoner Presse den Konkurrenzkampf aufzunehmen war für die „Bohemia" unmöglich, obwohl Marienbad, in Deutschböhmen gelegen, zu den Kerngebieten unserer Abonnentenschaft gehörte. Als ich daher im nächsten Jahr ausersehen wurde, eine auswärtige Berichterstattung (zweieinhalb Stunden Fahrt!) über den königlichen Badeaufenthalt zu liefern, schärfte man mir ein, etwas ganz Originelles zu liefern. Etwas, was die Wiener Zeitungen nicht herauskriegen würden.

Mir schien es vor allem originell, den König absichtlich nicht zu Gesicht zu bekommen. Nur autochthone Marienbader suchte ich auf, um von ihnen Informationen zu bekommen, aber alle fielen, wie ich gleich im voraus sagen will, der Selbstzensur unserer Redaktion zum Opfer.

Was mir das wichtigste schien, war die Frage: Wieviel von seinem Körpergewicht nimmt unser hoher Besucher jährlich bei uns ab? – nach Marienbad kommen ja die Dicken hauptsächlich, um ihre Fülle zu verringern.

Eduard VII. war seit 1899 zum zehntenmal da. Alljährlich am 12. August, sobald er das wichtige Regierungsgeschäft erledigt hatte, beim Ascott-Rennen anwesend zu sein, übersiedelte er von der Themse zur Kreuzbrunnenquelle. Am Tag seiner Ankunft daselbst wog er ohne Kleider 97 Kilogramm, 2 Dekagramm, bei seiner

Abreise am 9. September habeat corpus act (das heißt nackt) von nur 93 Kilo, 2 Deka. Er verlor also per Woche genau ein Kilogramm.

Arithmetische Aufgabe: Was kostet einen König ein Kilo Fleisch, dessen er sich entledigen will?

Er kommt im Extrazug von Calais nach Eger, von dort per Auto nach Marienbad. In seinem Gefolge befinden sich siebzehn Personen, deren Zimmerflucht sonst von dreißig Gästen bewohnt wird. Für diese Appartements und eine Küche werden pro Tag viertausend Goldkronen Miete gezahlt.

Stattlich, fürwahr, ist der Leibkoch dotiert, fünfhundert Kronen sind sein Tagesbudget – wie stattlich das ist, kann man daraus ermessen, daß an der Table d'hôte des teuersten Hotels eine Mahlzeit zwanzig Kronen kostet, während der Königskoch für die fünfhundert Kronen nur Zutaten, Mehl, Gemüse, Gewürze und Früchte einzukaufen hat. Das Fleisch naht von England. Allmorgendlich mit der neunten Stunde trifft ein Spezialkurier aus dem Buckingham-Palace ein mit Schriftstücken des Empires, die der persönlich-königlichen Erledigung bedürfen. Ob wirklich immer etwas historisch Wichtiges im versiegelten Kuriersack steckt, kann kein Profaner erfahren, aber daß täglich sechs frische Fasanen darinnen sind, erfahre ich von berufener Seite.

An Trinkgeldern zahlt der königliche Purser dem Hotelpersonal am Schluß des Kuraufenthalts viertausend Kronen aus, außerdem werden Orden, Hoflieferantendiplome und goldene Krawattennadeln mit „G. VII" verteilt, letztere an die österreichischen Polizeibeamten, die den Bewachungsdienst versehen. Herr Doktor Ott, der sich für den königlichen Patienten eine Waage mit englischen Gewichtsmaßen kommen ließ, erhält alljährlich ein hohes Honorar und einen noch höheren Orden, ohne damit seinen Konkurrenten Professor Heinrich E. Kisch einholen zu können, der den Weltrekord an Orden hält: neunzig Stück.

Meiner Berechnung nach entsprachen die Kosten eines verlorenen Kilo Fleisches dem Preise von über sechzigtausend Kilo Fleisch zum Markthallenkurs, und die vier

abgenommenen Kilo entsprachen demnach fast einer Viertelmillion Kilo, welche andere Menschen zunehmen könnten. Da aber der König alljährlich nach der Kur einen großen Teil des verlorenen Gewichts schnell wiedergewinnt, so stellt sich die Rechnung noch höher.

Ritzratz wurde mir das schöne Problem von der Redaktion weggestrichen. So etwas sei erstens pure Demagogie, und zweitens seien unter denen, die vom britischen Ordensregen profitierten, auch unsere Abonnenten.

Ritzratz!

Punkt zwei, den ich behandelte, war der Verkehr des Königs. An seiner Hoftafel nahmen nicht mehr so ausgesprochen politische Profile teil wie im Vorjahr. Zwar war Clemenceau wieder da, jedoch nicht mehr als französischer Ministerpräsident. Wenn es der König mit seiner vielgerühmten Schlauheit für vereinbarlich hielt, sich mit Clemenceau stündlich zu unterhalten, so war das seine Sache – jeder aber, der die Berliner Zeitungen verfolgte, mußte wissen, daß Clemenceau, der „überalterte Schreier und Stürzer, dieses Mal endgültig abgetakelt" wurde und „nimmermehr eine politische Rolle spielen werde". (Das war sechs Jahre vor dem Weltkrieg.)

Weit wichtiger war sicherlich der übrige Verkehr des Königs. Drei von seinen Freundinnen wohnten wie er im Hotel Weimar, was keinesfalls ohne seinen Wunsch, geschweige denn ohne sein Einverständnis der Fall sein konnte. Man hätte also, so wie ich es tat, ruhig von drei Ladys der Londoner Society berichten dürfen, die gleichfalls in Marienbad die Kur machten: von der weniger schönen als klugen Schauspielerin Mrs. Peter, der hübschen, aber mehr als ungenierten Bierbrauersgattin Mrs. „Ale-Porter" (so nannte man sie, ihr richtiger Name klang ähnlich: Hall-Walker) und der Französin Mlle. Letellier. Eine vierte Dame, Mrs. Chattwin, nannte ich, verschwieg aber feinfühlig, wie ich bin, daß sie vom König ein Kind hatte. Jeden Morgen um sieben Uhr schritt sie wie zufällig mit hochgehobenem Rock knapp vor ihrem einstigen Freund dem Kreuzbrunnen zu, damit der Anblick ihrer Waden, die er wahrscheinlich besonders geliebt, in ihm den Wunsch zur Wiederkehr erwecken möge.

Im Goethe-Haus wohnte eine fünfte Anwärterin auf die Liebe des Königs. Sie, Mrs. Graham-Stuart, kam alljährlich vier Wochen vor ihm an, um ihre Schönheit zu pflegen, die Rolläden ihres Zimmers waren tagsüber lichtdicht heruntergelassen, damit kein Sonnenstäubchen die Schneeweiße ihres Teints trübe.

All dieses Raffinement von England und Frankreich verhinderte jedoch mitnichten, daß Böhmen den Sieg über das Herz Eduards davontrug. Sie hieß Fräulein Pistl und verkaufte Hüte im Laden ihres Vaters in der Kolonnade. Drinnen erspähte sie der königliche Blick, schnurstracks trat der König ein und kaufte etwas. Irgend etwas. Zufällig war es ein Lodenhut. Der König probierte ihn sicherlich länger, als er seine Krone probiert hatte, und ließ sich von der Verkäuferin versprechen, sie werde ihn persönlich im Hotel Weimar abliefern. Nachher kaufte er wieder und wieder, bis auch der letzte der Lodenhüte-Ladenhüter verschwunden war. Das geschah sehr zum Leidwesen der Familie Pistl, die noch Tausende hätte verkaufen können. Das kam daher, weil der König von England die Hüte, die er gekauft hatte, nicht unbenützt ließ. Und bereits einen Monat später trug jeder Gentleman einen Lodenhut, auch in den Kolonien, die von der Existenz Fräulein Pistls ebensowenig wußten wie Fräulein Pistl von der Existenz dieser Kolonien. Nur in den afrikanischen Negerkraals konnte sich der Zylinder noch behaupten.

Wieso es aber kam, daß die „Ofenröhre" so plötzlich zum alten Eisen geworfen wurde und der Lodenhut Anlaß zum freudigen Jodeln bekommen hatte, erfuhr niemand, denn die Redaktion druckte auch diesen Teil meines Berichtes nicht. Sie meinte, er sei indiskret. Dem König aber wäre es sicher ganz egal gewesen, denn er führte ja einen Wahlspruch, der ihm wie keinem seiner Vorfahren paßte und mit dem er allem Verdacht begegnen konnte: Honni soit qui mal y pense.

Am meisten leid tat es mir um den dritten Teil meines Artikels, denn dieser sollte mit einer Totschweigetaktik brechen, die ungerechterweise verhängt ist über die für diesen Weltkurort sehr wichtige und sehr charakteristische

Institution der überall, selbst im Walde verstreuten Kabinen. Nie ward über sie und ihre Hüter gesprochen, und selbst die Goethe-Philologie, so wahr sie noch keinen Dreck im Leben ihres Opfers vernachlässigt hat, erwähnt nirgends das Bretterhäuschen am Waldweg zum Podhorn, wohin er täglich seine Schritte lenkte und wo er so friedlich saß. Die einzige Goethestätte ohne Gedenktafel.

Sobald ein leibhaftiger König im Bade weilt, wird Fürsorge getroffen für den Fall, daß er mal dorthin gehen müßte, wohin auch Könige zu Fuß gehen. Eine behördliche Vorschrift schrieb vor, in der Kolonnade habe in der Morgenstunde eine Kabine für den König reserviert zu bleiben. Niemals benützte er sie, und so kann es der Frau Willfling nicht übelgenommen werden, daß sie sich angesichts der vielen Kundschaften über die Verordnung hinwegsetzte, sie schließlich ganz vergaß.

Und da geschah's. Und kein Platz war frei. Wie Tollwütige stürzten sich die Verantwortlichen nicht nur auf die nobelste der Nobelzellen und zwangen eine dort weilende Dame, eilends abzuziehen, sondern auch auf die Nachbarkabinette, zwei rechts, zwei links, und leerten sie, auf daß der König nicht durch Nebengeräusche gestört werde. „Zehn Kronen Strafe", zischte der Kommissar der Frau Willfling zu. So schnell die Räumung auch geschah, die Zeit genügte, um dem König die Lust zu nehmen. „It is gone", sagte er in King's English und wandte den vespasianischen Hütten den Rücken zu, nur den Rücken.

Frau Willfling schluchzte, daß es einen Stein erweicht hätte, wie denn nicht das Herz des Kommissars. „Gut", sagte der Kommissar, „ich erlasse Ihnen die Strafe, aber das nächste ..."

„Ach Gott", protestierte Frau Willfling unter Tränen, „ich weine nicht wegen der Strafe, ich weine ja, weil Seine Majestät mich nicht beehrt hat. Ich wäre so gern Kammerlieferantin geworden."

An eines dieser Häuschen knüpft sich ein Königswort, ein authentisches, denn mir hat es niemand Geringerer weitergegeben als Herr Konhäuser, ein Marienbader Hotelangestellter, der in England gearbeitet hatte und deshalb als landeskundiger Butler dem König auf dessen

Spaziergängen zubeordert war. Den Fall, den mir Herr Konhäuser anvertraute, hatte er erlebt, als der König eines der Kabinette verließ, die in Marienbad nicht die Aufforderung enthalten, die Toilette im Innern der Anstalt in Ordnung zu bringen. Beunruhigt merkte Herr Konhäuser, fünf Schritte hinter dem König gehend, daß sich in die Neugierde und den Respekt der dem König entgegenkommenden Passanten etwas anderes mische: Staunen oder Belustigung. Initiativ verringerte Herr Konhäuser die streng vorgeschriebene Respektsdistanz zwischen sich und dem König, ja er überholte ihn sogar. Merkte. Flüsterte dem König etwas ins Ohr.

Dieser schloß mit gespieltem Entsetzen seine Knöpfe. „Schnell, schnell", sagte er dabei, „sonst würde allen Gentlemen der Welt morgen der Hemdzipfel herausschauen."

Fürwahr, sarkastischer konnte der Diktator der Herrenmode über seine Untertanen in diesem Reich nicht urteilen. Aber auch dieses schöne Königswort wurde mir gestrichen. Der König sollte durch Indiskretionen nicht verletzt werden, auf daß er unserem Marienbad und der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht untreu werde.

Er aber traute dem Frieden nicht, kam im nächsten Jahr nicht mehr nach Österreich, sondern ging nach Vichy, dort schlug ihm die Kur nicht an und er starb.

Alle Diskretion war also vergeblich gewesen. Den Krieg aber führte der „längst erledigte" Clemenceau.

In dieses Kapitel gehört logischerweise das Interview mit Anders Zorn, obwohl es in Prag stattfand, also nicht einmal in unserem bescheidenen Sinne eine auswärtige Berichterstattung genannt werden kann, und obwohl Anders Zorn kein gekröntes Haupt, sondern nur ein schwedischer Maler war. Dennoch gehört das Interview logischerweise hierher, und zwar nicht nur, weil es ebenso mißglückt war wie meine Berichterstattung aus Marienbad. Es gehört hierher – nun, man wird das ja gleich sehen.

Anders Zorn war im Hotel „Blauer Stern" abgestiegen, und der Hotelportier hatte uns das telefoniert, wahrscheinlich weil er sich dachte, ein Künstler, der das sogenannte

Fürstenappartement miete, müsse eine besondere Berühmtheit sein. Der Portier hatte recht, wie mir unser Kunstkritiker bestätigte, und so zog ich denn aus, den Maler Anders Zorn zu interviewen.

Der Meister empfing mich, wie mir schien, mit einem ironischen Lächeln, aber das machte gleich bei meinem Eintritt einem aufmerksamen Blick Platz, da ich äußerte, er wohne in einem historischen Zimmer, hier sei der Prager Frieden geschlossen worden.

„Der Frieden mit Schweden?" fragte Anders Zorn.

„Nein, der Frieden mit Preußen, 1866. Als die Schweden in Prag waren, 1648, wurde der Frieden nicht hier geschlossen, sondern in Osnabrück."

Ob viele Andenken an die Schweden in Prag seien, mischte sich einer der zwei langgewachsenen Herren, die gleichfalls im Zimmer waren, ins Gespräch.

„Die Schweden", erwiderte ich, „besitzen viel mehr Andenken von den Pragern als die Prager von den Schweden. Ihre Landsleute haben hier ganz schön geplündert, Herr Zorn. Aber Sie können auch hier noch allerhand finden."

Ich sprach vom Brückenturm, vom Monument im Clementinum, vom Diorama auf dem Laurenziberg, von der Schwedenschanze und vom Wallensteinpalast – die drei Herren hörten interessiert zu. Als ich aber erwähnte, in Prag lebe auch eine jüdische Familie, die direkt mit dem schwedischen Königshaus, den Bernadottes, verwandt sei, schienen sie sehr betreten, und einer von ihnen fragte unvermittelt, wo sich die Spielplätze der „First Lawn-Tennis-Society" befänden. Kurz gab ich Auskunft und wandte mich, die beiden anderen Besucher sozusagen beiseite schiebend, mit meinen Fragen direkt an Meister Anders Zorn.

Das Interview erschien am nächsten Morgen, es war denkbar belanglos. Längst hätte ich vergessen, daß ich es je geschrieben, wenn ich nicht eine Woche später eine Stockholmer Meldung gelesen hätte, König Gustav von Schweden sei von einer in strengstem Inkognito unternommenen Reise durch Europa zurückgekehrt, auf der ihn nur der Maler Anders Zorn und der königliche Kammervorsteher begleitet hatten.

Teufel! Der eine der beiden Herren, die ich für Besucher von Anders Zorn gehalten hatte, war Seine Majestät gewesen! König Gustav wurde damals viel diskutiert, erst vor kurzem war er König geworden, der erste König dieser Region, der sich nicht mit einem Reichsapfel auf zwei Throne setzte, nicht auf den von Schweden und den von Norwegen zugleich, sondern nur auf dem von Schweden saß. Die Leitartikel hatten den Antritt seiner Regierung mit Befürchtungen begrüßt, Gustav habe niemals für etwas anderes Interesse bewiesen als für Sport.

Nunmehr verstand ich, warum er sich nach der Lawn-Tennis-Society erkundigt hatte. Nunmehr verstand ich, warum die Herren so betreten waren, als ich erwähnte, der König besitze in Prag jüdische Verwandtschaft. Nunmehr verstand ich, warum der Maler die Fürstenzimmer gemietet hatte. Und nunmehr verstand ich auch das ironische Lächeln, mit dem Anders Zorn mich empfangen hatte – er wollte seinem König einen Spaß vorführen, sich vor ihm durch einen Reporter interviewen lassen, der die Anwesenheit einer weit prominenteren Prominenz nicht ahnte.

Der Spaß war den Herren gelungen, wie ich mir ärgerlich eingestehen mußte.

## VOM PAPST PERSÖNLICH

Von wie vielerlei der blinde Methodius auch singt, just die wichtigsten Themen läßt er unbesungen, nämlich jene, die in ihrer Bedeutung über den lokalen Bezirk hinausdringen.

Wenn zum Beispiel der Papst etwas urbi und orbi verkündet, so mag es in Urbe Prag noch soviel Straßenstaub aufwirbeln – der blinde Methodius schweigt es tot, bewußt oder unbewußt, weil es sich auch auf den Orbis bezieht.

Ich denke, wenn ich dieses feststelle, an die Enzyklika Unam Sanctam von 1908 und an ihre Folge: die Wahrmund-Affäre. Der Wiener Liberalismus sah in dieser antimodernistischen Bulle Pius' X. eine Gefahr für die Wissenschaft. So bekamen alle Universitätsprofessoren Österreichs von der „Neuen Freien Presse" Telegramme mit der Suggestivfrage, wie sie zu diesem Eingriff des Römischen Stuhls in die Freiheit der Forschung stünden; Rückantwort bezahlt. Wer sich nicht empört genug äußerte, sah seine Antwort ungedruckt und war nun empört genug über diese Unterdrückung der freien Meinungsäußerung. Diejenigen, die überhaupt nicht reagierten, drängte Moriz Benedikt, der Herausgeber der „Neuen Freien Presse", indem er seine Prager Korrespondenten zu ihnen entsandte. Herr Hermann Katz, der Prager Korrespondent, gab den Befehl an mich weiter, und ich bekam nun von den Urgierten zu hören, daß eine Enzyklika keinen Einfluß auf den Forschungsbetrieb haben könne und deshalb jeder Protest sinnlos sei. Auch das satirische Witzblatt „Simplizissimus" vertrat diese Ansicht, und mir haften die Schlußzeilen seines Gedichts noch in der Erinnerung: „Man nimmt den ganzen Kodex / Und reißt sich daraus Blatt für Blatt / Und wischt damit den Podex."

Ein solcher Indifferentismus mochte für die exakten Wissenschaften berechtigt sein, und die „Neue Freie

Presse" handelte unrecht, wenn sie Mediziner, Techniker, Naturforscher oder Mathematiker zur Entrüstung bereden wollte. Anders aber war es mit Geisteswissenschaften, deren Lehren in Konflikt mit der Enzyklika geraten und deshalb von den einflußreichen Klerikalen unterdrückt werden konnten.

Und das ereignete sich sehr schnell. Der Lehrer des Kirchenrechts an der Innsbrucker juristischen Fakultät Ludwig Wahrmund hatte sich gegen die Enzyklika ausgesprochen, und im Nu wurden auf Betreiben des Tiroler Erzbischofs Wahrmunds Vorlesungen von der Behörde suspendiert. Daraufhin setzte eine Bewegung für Lehr- und Lernfreiheit, geführt von Professoren und Studenten, in ganz Österreich ein, es gab heftige Debatten und Drohungen im Parlament, eine Ministerkrise und Straßendemonstrationen, bis man Professor Wahrmund schließlich das Lehramt zurückgeben mußte. Aber aus Innsbruck blieb er versetzt und wurde an die Prager Universität ernannt. Hier begann nun die Reprise. Die Prager Theologen versuchten mit Hilfe einiger klerikal gesinnter Professoren der anderen Fakultäten dem neuangekommenen Kollegen die Lehrtätigkeit zu unterbinden. Hierbei stießen sie nun auf den Widerstand der zum erstenmal in einer Frage einigen Studentenschaft beider Nationen. Die Deutschvölkischen waren antiklerikal im Sinne der Schönererischen Los-von-Rom-Bewegung, die tschechischen Nationalen im Sinne der hussitischen Tradition, die liberalen und sozialistischen Teile der Studentenschaft standen selbstverständlich für Wahrmund, und die politisch indifferenten verteidigten die Lehrfreiheit an sich.

Mit ambivalenten Gefühlen nahm die „Bohemia" für den Hörerstreik Partei, druckte Für und Wider, wand sich und drehte sich. Desgleichen taten übrigens auch die Wahrmundgegner: Ohne sich selbst zu exponieren, wollten sie das Blatt beeinflussen, teils gegen Professor Masaryk, der die Kampagne führte, teils gegen Professor Wahrmund, der die Fahne der Bewegung war. Ich selbst stand uneingeschränkt auf der Wahrmundseite, was eine unwichtige Angabe scheinen mag. Fiel doch die Affäre in das Gebiet des Leitartiklers und der politischen Redak-

tion, es gab da nichts zu recherchieren, und soweit ich überhaupt von Redaktions wegen damit zu tun hatte, gab ich eine Art Laufburschen ab, der Artikel und Beschlüsse abholte. Von jeder wichtigen Einsendung an die Redaktion machte ich Masaryk und Wahrmund Mitteilung, damit diese nicht auf das Erscheinen der Notiz warten, sondern sofort reagieren konnten. Einmal faßte das Professorenkollegium einen gegen Wahrmund gerichteten Beschluß, den ich aus der Sitzung abholte. Kaum eine Stunde später kam der Rektor persönlich und von Hast gerötet in die Redaktion gelaufen, um den Abdruck zu sistieren, den Beschlußfassern erschienen plötzlich die Angriffe, die sie mutig erhoben hatten, nicht aufrechterhaltbar. Ohne diesen Rückzieher zu ahnen, hatte ich bereits eine Abschrift hergestellt, um sie, bevor sie noch im Blatt stehe, zu Masaryk und Wahrmund weiterzuleiten. Jetzt schickte ich sie ihnen mit der Bemerkung, die Angreifer hätten Angst vor der eigenen Courage bekommen, der Rektor selbst habe sich, um den Akt zurückzuerhalten, in die Redaktion bemüht. Dies war eine gute Waffe, leider aber berief sich Wahrmund in einer Broschüre ausdrücklich auf meine Zeugenaussage, und so durfte ich mich von da ab nicht einmal mehr als Bote in der Universitätskanzlei zeigen.

Häufig kamen auswärtige Journalisten nach Prag, um Reisefeuilletons zu schreiben, erschienen in der Redaktion, und auch ich zeigte manchem die Stadt. Anfangs 1909 erschien auch ein Italiener, Redakteur des „Osservatore Romano", und zwar kam er direkt zu mir, da man ihm in Wien so geraten habe. Er war etwas älter als ich, ein Mann mit hoher, halbkugelförmig gewölbter Stirn, großen Augen hinter starken Brillengläsern und einer dunklen, fast olivengrün getönten Gesichtsfarbe. Typischer Italiener, sprach er dennoch gut deutsch, und wir verstanden uns schnell.

Mein Rat, seinen Artikel über Prag mit einer Vision auf dem Weißen Berg zu beginnen, wo der Katholizismus über das nachhussitische und protestantische Böhmen den entscheidenden Sieg davongetragen hatte, mußte ihm, dem Vertreter der vatikanischen Zeitung, wohlgefallen. Ich

erbot mich, ihn auf das Schlachtfeld zu begleiten und nachher zu dem Holzrelief in der St.-Veits-Kathedrale, auf dem sich die Ecclesia triumphans über die Flucht des Ketzerkönigs und der Seinen erfreut. Die Besichtigung der Holzschnitzerei wolle er sich für einen anderen Tag aufheben, antwortete er, er wohne dem Dom gegenüber bei Bekannten.

Dem Dom gegenüber lagen nur die Paläste der Kirchenfürsten. Bei Gott, dachte ich mir, das ist kein schlechter Posten, so für das Organ der Katholität in der Welt herumzufahren und bei Bekannten in Schlössern zu wohnen.

Mein Respekt erhöhte sich, als ich mit dem römischen Kollegen die Straßenbahn besteigen wollte und er mich abhielt: er nahm einen Zweispänner. Oben auf dem Weißen Berg tobte ein Nordwind und fauchte uns dichte Wolken von Kalkstaub ins Gesicht, als sei es ein patriotischer Wind und liebe es nicht, daß der Begebenheit, die diese Hügelhöhe historisch gemacht, Publizität gewidmet werde. Hier war in der Novemberwoche 1620, in der der Evangeliumsabschnitt „Ihr sollt dem Kaiser geben, was des Kaisers ist" fällig war, das Heer des Kaisers dem der böhmischen Rebellen gegenübergestanden.

Heute sah man auf dem Schlachtfeld keine Menschenseele außer dem römischen und dem böhmischen Zeitungsschreiber. Gegen wen richtete sich die Wut des Windes, gilt es mir oder gilt es dir?

Damals, vor drei Jahrhunderten, wurde das Wetter vom Karmelitermönch Dominik a Jesu Maria gemacht. Ein beschädigtes Marienbild schwingend, rief er den Söldnern zu, so hätten die von drüben die Heilige Jungfrau geschändet in der Kirche von Strakonitz und nun sei die Stunde der Rache gekommen. Diese Stunde der Rache dauerte wirklich nur eine Stunde. Nach ihrem Ablauf war es zu Ende mit der böhmischen Selbständigkeit und mit dem böhmischen Evangelismus.

Wie toll schlägt der Sturm auf uns ein, mein Kollege aus dem warmen Süden tut mir leid, er preßt sich mit beiden Händen den Hut in die Stirn, damit er ihm nicht wegfliege.

Gehen wir, setzen wir uns zu einem Glas Bier, dort drüben in der Servitenkapelle.

Wo?

Dort drüben in der Servitenkapelle. Sie ist keine mehr. Der dankbare Kaiser begann ihren Bau nach dem Kriege, aber seine mit konfiszierten Millionengütern belehnten Adelsherren waren alles eher als dankbar und gaben kein Scherflein her. So blieb die Kapelle unvollendet, nur das Gemäuer steht und dient als Einkehrhaus.

Dort sitzen wir also, nachdem uns der nordische Wirbelwind von draußen vertrieben, und trinken Bier, und der Kollege zieht mich in ein Gespräch von Vergangenheit und Gegenwart, und er lädt mich ein, ihn doch in seiner Heimat zu besuchen, er werde mir die vatikanische Stadt zeigen, wie sie noch kein Journalist gesehen.

Wir kommen auch, weiß der Himmel wie, auf die Wahrmund-Affäre zu sprechen. Er polemisiert mit mir, oh, nicht etwa, um mich zu einem Proselyten zu machen, nichts liege ihm ferner, aber in dieser Sache kämpfe der Freisinn auf der falschen Seite. Wahrmund sei ein Abenteurer, der vor Jahresfrist mit der Frau eines Kollegen in Cagliari gewohnt und durch seine Lebensweise im ganzen Ort Anstoß erregt habe, und manches andere sehr Üble lasse sich von ihm sagen. Nein, dieser Wahrmund sei durchaus kein ehrlicher Gegner des Papstes, sondern habe sich im Advent 1906 um den Orden „Pro ecclesia et pontifice" beworben, und erst nachdem er ihn nicht bekam, habe er seine Angriffe losgelassen.

Als wir uns verabschiedeten, schärfte mir der römische Kollege noch ein, gerade als Freigeist müsse man das Für und Wider jeder Sache vorbringen, ich möge das Wider, das er mir erzählt, veröffentlichen und ihm schicken, er werde es im „Osservatore Romano" abdrucken, das sei eine gute Ouvertüre für meinen Besuch in der Citta Vaticana. Er hoffe, mich bald in Rom zu begrüßen.

Schade, Signor, dachte ich mir, als wir uns getrennt hatten, schade, daß Sie mich nicht in Rom begrüßen und auch nicht im Vatikan herumführen werden. Schade auch um den heutigen Nachmittag, den wir als Zielscheibe des rauhen Winds verbrachten. Denn Sie werden nicht von der

alten Schlacht schreiben und ich nichts von den angeblichen Ungehörigkeiten des Professors Wahrmund. Darauf aber kam es Ihnen an, Signor, und diese Schlacht auf dem Weißen Berg haben Sie nicht gewonnen.

In Wien, das merkte ich tags darauf, war es ihm gelungen, einiges von dem, was er mir gegen Wahrmund erzählt hatte, in die Zeitungen zu lancieren. In Prag erschien nichts davon.

Fast zwanzig Jahre später sah ich in einer Berliner illustrierten Wochenschrift das Bild des neuernannten Nuntius Pacelli. Ich schaute es lange an, dieses Gesicht kannte ich, aber woher? Wie komme ich zu einem päpstlichen Legaten? Da erschien es mir plötzlich, als wirble um diese Augen, um diese Hornbrille und um diese tiefdunklen Wangen ein weißer Wirbelsturm, als werde in diese halbkugelförmige Stirn tief und fest ein Hut gedrückt, damit die ungebärdige Windsbraut ihn nicht wegreißen und verräterisch eine Tonsur enthüllen könne.

Weitumspannend, fürwahr, diese diplomatische Karriere, die sich von dem Beeinflussungsversuch bis zum Botschafter des Päpstlichen Stuhls spannte. Und sie ging weiter, ging so weit, daß selbst die göttliche Vorsehung uns beide nicht mehr so zusammenführen könnte, wie uns damals das journalistische Interesse zusammenführte. Oder ist jemand so gläubig, daß er sich vorstellen könnte, der Heilige Vater, den Fischerring auf dem gesalbten Finger und die dreifach gestülpte Krone auf dem gesalbten Haupt, könnte eines Tages den Stuhl Petri mit einem Stuhl einer Wirtsstube auf dem Weißen Berg bei Prag vertauschen, damit er beim Bier einen Journalisten zur Änderung seiner Stellungnahme bewege?

## VERRAT DER ORDRE DE BATAILLE

Viel Feind, viel Ehr, Österreich-Ungarn hatte viel Feind, einer davon war Rumänien, so wandte ich mich denn nach Schützengraben, Verwundung und Spital gegen Rumänien.

An der Donau beim Eisernen Tor, in der Stadt Orsova, gab's nicht viel zu kämpfen, weshalb ich von dort Artikel schrieb. Darüber zum Beispiel, wie gerade in einem Gestrüpp vor meinem jetzigen Quartier die ungarischen Revolutionäre 1849 die Stefanskrone vergraben hatten, bevor sie über die Donau gingen. Auch Buchkritiken verfaßte ich ab und zu und allgemeine Feuilletons.

Eines Tages kam ein Offizier mit Dienstabzeichen zu mir und ersuchte mich, ich möge ihm ins Generalstabsbüro folgen. Unterwegs bemerkte ich, daß uns zwei Männer nachgingen. Mir war nicht gut zumute. Was mochte ich wohl angestellt haben?

Bei meinem Eintritt stand ich vor dem flaschengrünen Rücken eines Generalstabsoffiziers. Stramm meldete ich mich mit Namen und Rang. Der Rücken antwortete nicht, forderte mich nicht einmal auf, aus der Habt-acht-Stellung in die Ruht-Stellung überzugehen. Mit seiner Vorderseite gab der Generalstäbler vor, die an der Wand hängende Karte zu studieren; er betrachtete eben den Kreis, der Belgrad bedeutete.

„Sie befassen sich mit Getreidelieferungen, Herr Kadett?"

„Wie bitte, Herr Major? Ich verstehe nicht, Herr Major."

„Mit Brotgetreide also."

Er drehte mir noch immer die flaschengrüne Kehrseite zu, vorne fuhr er fort, die Karte zu studieren. Wenn es eine strategische Unternehmung war, die er plante, so war es eine von enormer Frontlänge, denn die Vorderseite des Hinterkopfes haftete jetzt auf dem Kreis Bukarest.

„Niemals, Herr Major."

„Oder vielleicht mit der Lieferung von Brot?"

Sein Auge war jetzt rechts unten auf der Karte, im Kreis Konstantinopel.

„Niemals, Herr Major."

Nun wandte er sich um, wobei ich sah, daß er nur Hauptmann sei, und nahm ein Papier vom Tisch. „Aber mit Brotartikeln befassen Sie sich, Herr Kadett."

„Niemals, Herr Hauptmann."

Er trat ganz an mich heran, ich spürte seinen Atem in meinen Nasenlöchern. „Was sind überhaupt Brotartikel?"

„Das weiß ich nicht, Herr Hauptmann."

„So! Höchst interessant! Wissen Sie nicht? Und was bedeutet das da?" Mit einer triumphierenden, überführenden Miene reichte er mir „das da". „Das da" war ein an mich gerichtetes Telegramm. Ich verbiß das Lächeln und verschluckte mein Aufatmen. Wortlaut der Depesche: „Über Tycho schrieb Stein. Soll ich Brodartikel an Bryk schicken? Paul."

„Können Sie mir vielleicht jetzt sagen, was Brotartikel sind?"

„Jawohl, Herr Hauptmann. Mit dem Wort Brodartikel ist hier ein Zeitungsartikel über den Schriftsteller Max Brod gemeint."

„So." Pause. „Was ist dieser Paul, der Ihnen da telegrafiert?"

„Journalist in Prag."

„Auch Schriftsteller, wie?"

„Jawohl, Herr Hauptmann, Schriftsteller und Journalist."

„Interessant. Sie sind auch Schriftsteller und Journalist, nicht wahr?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

„Und warum telegrafiert Ihnen dieser Herr Schriftsteller und Journalist Paul?"

„Er teilt mir mit, daß über den Schriftsteller Brod ein Artikel von einem Herrn Stein vorliegt ..."

„Von einem Herrn Stein. Das ist wohl auch ein Journalist und Schriftsteller?"

Ich bejahte.

„Natürlich! Dachte ich mir. Und ... "

„... und fragt mich an, ob er den Artikel an Herrn Bryk schicken kann."

„Herr Bryk – ebenfalls Journalist und Schriftsteller?"
Ich bejahte.
„Na klar! Und worauf bezieht sich der Artikel?"
„Auf Tycho de Brahe."
„Ein Journalist und Schriftsteller?"
„Ein astronomischer Schriftsteller aus dem sechzehnten Jahrhundert."
„So. Über den schreibt man jetzt Artikel. Na klar! Im zwanzigsten Jahrhundert. Mitten im Krieg. Früher war wohl keine Zeit?"
„Der Schriftsteller Max Brod hat über Tycho de Brahe gerade jetzt einen Roman veröffentlicht."
„Warum gerade jetzt? Nach vier Jahrhunderten? Hat er früher keine Zeit gehabt?"
„Das weiß ich nicht, Herr Hauptmann."
„Und warum telegrafiert man gerade jetzt?"
„Der Redakteur Paul hat zwei Artikel über das gleiche Thema bekommen und fragt an, ob er einen davon an eine andere Zeitung schicken soll."
„Und warum fragt er gerade Sie?"
„Weil der Artikel von mir ist, den er weiterschicken will."
„Warum will er gerade den Ihren weiterschicken und nicht den anderen?"
„Herr Stein, der den anderen Artikel geschrieben hat, ist gleichfalls Redakteur der Zeitung. Deshalb hat er die Vorhand vor mir."
Beträchtliche Pause.
„Wissen Sie nicht, Herr Kadett, daß es Militärpersonen, sowohl Offizieren als auch Angehörigen des Mannschaftsstandes, *unter keinen Umständen,* ich wiederhole: unter keinen Umständen, gestattet ist, Artikel für die Zeitungen zusammenzustellen?"
„Zusammenzustellen" war in der Militärsprache Synonym für Schriftstellerei; weil die „Aufgaben des Wachehabenden" und ähnliche Dienstbücher aus den Reglements „zusammengestellt" waren, hielt man das „Zusammenstellen" für die einzige Art von Literatur.)
„Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, daß ich das nicht wußte."

„Was? Das wußten Sie nicht? Unerhört! Wieso wußten Sie das nicht?"

„Herr Hauptmann, ich lese jeden Tag Hunderte von Soldatenbriefen in den Zeitungen, Interviews mit Generälen, Artikel von Offizieren, von dekorierten Mannschaftspersonen."

„Das ist doch ganz etwas anderes. Wie können Sie das mit Ihrem Geschreibsel vergleichen?"

Keineswegs erklärte er mir, warum das doch ganz etwas anderes sei, warum sich das mit meinem Geschreibsel nicht vergleichen könne. Deshalb konnte ich darauf auch keine Antwort geben.

„Glauben Sie, die österreichisch-ungarische Armee wird es dem Herrn Kadetten Kisch überlassen, in die Öffentlichkeit zu bringen, was ihm gerade recht ist?"

„Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, daß alle meine Briefe durch die Briefzensur gehen und alles, was gedruckt wird, durch die Pressezensur."

„Das ist mir ganz egal. Sie werden das Weitere hören. Abtreten."

So trat ich ab und hörte alsbald das Weitere. Es bezog sich allerdings nicht auf Brodartikel, sondern auf eine türkische Insel, die still und schön wie ein orientalisches Märchen inmitten der Donau lag, „ein friedliches Eiland des Islams im Strome der sich bekriegenden Christenheit". „Ada Kaleh" hieß diese Insel, ich hatte sie in lyrischer Prosa besungen und den Sang an die offiziöse ungarische Zeitung „Pester Lloyd" gerichtet. Auch Orsova gehörte zu Ungarn und ebenso die Insel Ada Kaleh. Aber mein Feuilleton war nicht bis in die ungarische Hauptstadt gelangt, unterwegs hatte sich seiner die Briefzensur bemächtigt, und nun sollte es dazu dienen, mir den Hals zu brechen oder wenigstens den militärischen Halskragen.

In meinem Feuilleton stand nämlich, daß bei Kriegsbeginn siebenundfünfzig Landstürmer des Königlich Ungarischen Honved-Bataillons Nr. 8 hier gemütlich die Wacht an der Donau gehalten haben. Dieser Satz wurde als nichts Geringeres denn als *„Verrat der Ordre de Bataille der k. u. k. Armee"* qualifiziert und bildete Anklagepunkt Nummer eins gegen mich. Ich hätte „solche Mitteilungen er-

stattet, welche Angaben über Zahl und Standort der Truppen beinhalten ..." Wem? Hatte ich etwa diese beinhaltende Mitteilung einer fremden Macht erstattet? Nein, der Redaktion des Regierungsorganes. Aber konnte der Feind nicht daraus richtige Vorstellungen über die Art des Dienstbetriebs schöpfen? Nein, auch das nicht, denn es hieß in der Anklageschrift weiter: „... geeignet, falsche Vorstellungen über die Art des Dienstbetriebs zu erwecken."

Also wurde mir erstens zur Last gelegt, etwas verraten zu haben, zweitens, daß dieses Etwas falsch sei. Nicht minder schlimm war Punkt zwei. Ich hätte einen Zeitungsartikel zusammengestellt, „beinhaltend eine Kritik, die geeignet ist, Offiziere sowie Mannschaft des Heeres lächerlich zu machen".

Der Prozeß wurde vor dem Garnisonsgericht Temesvar anhängig gemacht. So mußte ich nach Temesvar kommen und in Temesvar bleiben, um mich zur Verfügung des Gerichts zu halten. Obwohl ich auf freiem Fuß war, wurde ich auf Schritt und Tritt bewacht und meine Post kontrolliert – vielleicht wollte man auf diese Weise herausbekommen, ob ich nicht mit anderen Spionen verkehre, die den greisen Redakteuren des Regierungsorgans Geheimnachrichten zur Veröffentlichung mit vollem Namen des Verfassers zusteckten! Über der Untersuchung schwebte der Haß von Generalstäblern, die mir übelnahmen, daß ich einst einen der Ihren, den Obersten Redl, vor der Öffentlichkeit diffamiert hatte – wer weiß, in wessen Diensten. Die Auditoren, die mit der Sache befaßt waren, verachteten mich als Federfuchser, und der Korpskommandant höchstpersönlich soll geäußert haben, man müsse an dem Kerl ein Exempel statuieren, damit ihm und seinesgleichen ein für allemal die Zeitungsschmiererei vergehe.

Jedenfalls wurde ich inquisitorisch verhört, man befragte mich nach meinem Verkehr, nach meinen Vermögensverhältnissen und lud Frauen aus Orsova zur Einvernahme vor. Alles wies darauf hin, daß man an mir einen zweiten Dreyfus-Prozeß auslassen wollte.

Um diese Zeit vollführte ein reichsdeutsches Armeekorps das, was die Österreicher nicht zuwege gebracht hatten,

nämlich die Eroberung Serbiens, und Temesvar war der Sitz des deutschen Oberkommandos. Im Stabe des Generals Mackensen befanden sich deutsche und ausländische Kriegsberichterstatter, alte Kollegen, ich traf sie täglich, aß und trank mit ihnen und mit den Offizieren des Stabs, denen ich, wie das üblich ist, als etwas Besonderes im Journalistenstande vorgestellt wurde.

So wohl mir solche Komplimente vornehmlich an Tagen taten, an denen ich von den militärischen Untersuchungsrichtern als Schurke und Schmierer behandelt wurde, so wenig wohl tat mein Verkehr den militärischen Untersuchungsrichtern, um so weniger, als sie selbst, wie alle Österreicher und Ungarn, von den „Preußen" über die Achsel angesehen wurden.

Mit größtmöglicher Beschleunigung wurde das Datum des Prozesses angesetzt, der mir Degradierung, Entehrung und Kerker bringen sollte. Aber knapp bevor der Termin eintraf, traf ein Adjutant des deutschen Armeekommandos beim k. u. k. Korpskommando ein, der dieses anwies, mich anzuweisen, ich möge bei General Mackensen um die Gewährung eines Interviews ansuchen.

Tableau! Wie konnte man mich wegen Mitarbeit an der Presse bestrafen, wenn der Gottsöberste selbst mich zu einer solchen einlud. Wie konnte man mich als Schädling verurteilen, wenn mich Seine Exzellenz als Nützling empfand?

So kam es, daß ich plötzlich und knapp vor dem gegen mich angesetzten Gerichtstermin ein Urteil zugestellt erhielt, gefällt vom k. u. k. Militärkommando Temesvar und unterfertigt vom Feldmarschalleutnant Hess m. p. Ein Urteil des Inhalts, daß das Gerichtsverfahren eingestellt sei und Seine Exzellenz der Militärkommandant mich im Disziplinarwege bestrafe.

Im Disziplinarweg kann auch ein Kompaniekommando einen Kadetten bestrafen, jedoch, es ist wahr, zu einem hohen Strafausmaß hat eine solch niedrige Kommandostelle kein Recht. Auch das Bataillonskommando züchtigt nicht viel empfindlicher, und erst vom Regimentskommando kann man verknackt werden, daß einem Hören und Sehen vergeht. Bei der Brigade aber, da stehst du schon

vor einem Auditor, einem militärischen Berufsrichter, und bei der Division gar vor einem Gericht, das schier unbeschränkte Strafgewalt hat. Es fällt und vollstreckt – insbesondere in Kriegszeiten – Todesurteile nach Überlegung und Gutdünken, etwa so, wie man am Morgen seine Krawatte nach Überlegung und Gutdünken auswählt.

Ich aber wurde vom Militärkommando, also von einer noch höheren Instanz verurteilt, und zwar – zu nicht mehr als zu zehn Tagen Stationsarrest. Und um dieses niedrige Strafausmaß von hoher Stelle noch grotesker zu machen, war die Anklage wegen der schweren Delikte nicht fallengelassen worden, sondern wurde aufrechterhalten. Als Milderungsgrund wurde nur angeführt, daß meine verräterischen und die Wehrmacht herabsetzenden Mitteilungen nicht an ihr Ziel gelangten – als ob ich dafür etwas gekonnt hätte! So wurde ich denn bestraft, „weil er solche Mitteilungen machte, welche Angaben über Zahl und Standort der Truppen enthalten und geeignet sind, falsche Vorstellungen über die Art des Dienstbetriebs zu erwecken, ferner durch Kritik Offiziere sowie Mannschaft des Heeres lächerlich zu machen, mit Rücksicht darauf, daß der Brief inhibiert wurde, mit Stationsarrest zehn Tage. Genannter ist sofort abzulösen und hat zu seinem Erskörper" (Ersatzkörper) „nach Gyula einzurücken. Strafantritt nach Eintreffen in Gyula."

Es hieß „Strafantritt nach Eintreffen in Gyula", denn vorläufig mußte ich ja bleiben, um das Interview mit dem Höchstkommandierenden zu machen.

# ENTDECKUNGEN IN MEXIKO

# GESCHICHTEN MIT DEM MAIS

Der mexikanischen Erde verdankt die Welt den Mais, ihren großen Ernährer. (Nur der Reis ist ein noch größerer.)

Der Mais ist eines der Kroninsignien von Mexiko; Krone ist die Agave, Zepter ist der Orgelkaktus, und der golden erstrahlende Reichsapfel ist der Maiskolben.

Nirgends tritt eine Ackerfrucht in Städten so sichtbarlich in Erscheinung wie der Mais in Mexiko. Das erste, was auffällt, sind die Tortillerías, Bäckereien und Bäckerläden zugleich und doch auch keines von beiden. Schaufenster und Türen fehlen, so zwar, daß das Lokal zu einer offenen Nische der Straße wird. Ein Teil der Arbeit vollzieht sich sogar auf dem Bürgersteig: das Scheuern der steinernen Reibe „Metate", die Reinigung des eisernen Herds und am Abend das Kneten der ausgebrannten Holzkohle zu einer Art Briketts.

Das Innere aber, wenn man bei einem so weit geöffneten Raum von einem Innern sprechen kann, ist keine Bäckerwerkstatt mit Backofenglut und schwitzenden Gesellen und schürenden Lehrlingen, mit langen Feuerzangen, sargähnlichen Trögen und vielstöckigen Brotregalen.

In den Tortillerías sind nur Frauen am Werk. Vorerst kneten sie den aus Kalk und gemahlenem Mais bestehenden Teig, die Masa. Es ist der Kalk, der die Schmackhaftigkeit und die beliebte Helle der Tortilla ausmacht und den Esser vor Rachitis schützt; auf Schritt und Tritt sieht man, daß die Tortilla den Zähnen guttut – selbst die ältesten Mexikaner fletschen ein lückenloses weißes Gebiß mitsamt rosarotem Zahnfleisch, wie es bei Brotfressern nur dann erstrahlt, wenn es vom Dentisten stammt.

Ist der Teig durchgeknetet und geschmeidig, dann nimmt die Tortillera ... Ehe wir weiterschreiben, müssen wir den Leser warnen, das Wort Tortillera etwa in Spanien so ohne weiteres anzuwenden. In Spanien macht und ißt

man keine Tortillas, aber es gibt Tortilleras. So heißen nämlich dort die lesbischen Frauen. (Als ein Schiff mit spanischen Flüchtlingen in Veracruz landete und mexikanische Zeitungen an Bord kamen, starrten die Passagiere verblüfft auf die Überschrift „Streik der Tortilleras". Welch seltsames Land, sagten die Neuankömmlinge, wo solche Frauen streiken. Verlangen sie kürzere Arbeitszeit, höhere Löhne, Kollektivvertrag?)

Aber wir sind bei den normalen mexikanischen Tortilleras, während sie von der Teigmasse einen kleinen Klumpen zwischen die Handflächen nehmen. Nun beginnt ein weithin hörbarer Arbeitsgang. Der Klumpen wird zu einer runden und dünnen Platte gepatscht, die, um noch kreisrunder und noch dünner zu werden, unzählige Male und in hohem Bogen blitzschnell aus der einen Handfläche in die andere fliegt. Die Tschinellenschläger der seligen Wiener Burgmusik werden von den Tortilleras geradezu an die Wand geklatscht – was Wunder, jonglieren doch die Mexikanerinnen schon seit Urzeiten ihr tägliches Brot auf diese Art und Weise, wie sollten sie's da nicht besser können als ein Soldat mit beschränkter Dienstzeit!

Kundinnen füllen den Laden, begleiten das Klatschen mit ihrem Klatsch, dieweil die Disken die Luft durchfliegen. Von Zeit zu Zeit taucht die Tortillera ihre Hände in warmes Wasser, um haftengebliebene Teigstückchen abzuspülen. Schließlich hat der Fladen eine fast arithmetische Kreisrundheit erreicht. Auf den Comal, die heiße Herdplatte, kommt nun ein wenig Fett, damit die Tortilla nicht klebenbleibe, wenn sie darauf gelegt wird, und sie wird darauf gelegt. Leicht angebacken, mit einem schwarzen Fleck auf gelbem Fond, frisch und warm, ist sie ein Eierkuchen ohne Ei, ohne Salz und ohne Zucker. Die Tortilla ist das Brot von Millionen und dient auch als Gabel, Löffel und Teller für jene, die zu diesem Brot noch etwas anderes zu essen haben.

Der tägliche Marktbesuch wird mit dem Einkauf der Tortillas beschlossen, und aus der Tortilleria läuft die Käuferin geradenwegs nach Hause, um die Tortillas noch warm auf den Tisch zu bringen. Dort, wo das Backen im Haus geschieht, geschieht es während der Tischzeit, und

ununterbrochen werden aus der Küche neue Tortillas herangetragen, auf daß sie so heiß gegessen werden, wie sie gekocht sind.

In den Dörfern regiert nicht die Tortillería das Straßenbild, sondern der Molino de Nixtamal, die Maismühle. Kein Dorf, das nicht mindestens einen Laden mit dieser Aufschrift und einer kleinen Mühle mit Gasolinmotor hat. „Nixtamal" ist ein indianisches Wort, das sich in die heutige Zeit Mexikos hinübergerettet hat. (Auch das Wort „Tlapalería" stammt von einem aztekischen Substantiv, aber da es in der Aztekenzeit kaum Farbwarengeschäfte gab, muß es erst später in Geschäftsgebrauch gekommen sein. Nixtamal wurde jedoch schon in der prähispanischen Zeit zermahlen.)

Die Frauen der Provinz bringen ihren eigenen Mais in den Molino de Nixtamal. Etwas Mais hat auf dem Lande jedermann, zumindest ein paar Stauden, die rings um die Hütte aufschießen. In den Höfen steht – Wahrzeichen des mexikanischen Dorfes – ein viereckiges, schlankes Türmchen, aus Maisstroh geflochten: der Cincolote, Speicher für Maiskolben. Ein Dach schützt ihn gegen Regen, und er steht hoch auf hölzernen Füßen, damit die Ratten nicht hinaufkriechen können.

Dem Cincolote entstammen die Körner, welche die Hausfrau im Molino de Nixtamal mit Kalk zur Masa vermahlen läßt. Zu Hause – jeder Küchenherd eine Tortillería – bäckt sie die Tortillas für ihre Familie. Oder auch für den Verkauf. Die Tortillas auf den Markt zu tragen ist Altenteil der Urahne. Barfüßig, auf den Zehenspitzen, mit gebeugten Knien und schnellen kurzen Schritten, den Korb auf dem Kopf balancierend, trabt sie seit tausend Jahren ihren Marktweg, oft meilenweit. Ein mitleidiges Auto will sie mitnehmen. Antwortlos, verständnislos trabt sie weiter, dem Markte zu. Dort hockt sie seit dem ersten jener tausend Jahre unbeweglich mitten im stoßenden Gewühl vor dem gleichen Korb mit den gleichen Tortillas an der gleichen Stelle. Wenn das letzte Stück seinen Käufer gefunden hat, trabt sie nach Hause, wie sie gekommen.

Die Molinos de Nixtamal in den großen Städten sind Fabriken, elektrisch betrieben, Aktien- oder Kommandit-

gesellschaften gehörig. Gegen sie und gegen ihre Maislieferanten richten sich die Vorwürfe der Bevölkerung, wenn der Preis der Tortilla steigt. Denn der Preis der Tortilla bestimmt das Leben der Massen.

Bei der Demonstration am Ersten Mai in Mexiko-Stadt fällt einem, der die vorige Maifeier in New York erlebt hat, zweierlei auf: die agrarische Grundhaltung der mexikanischen Industriearbeiter und die geringe Betonung des Interesses am Geldwert. Auf dem Weg zum Union Square hatten die New Yorker Kolonnen gegen die Erhöhung des Untergrundbahntarifs protestiert. „Five cents is fair enough", sie zeigten Tabellen mit unzulänglichen Löhnen, und den gemalten Lohntüten standen gemalte Säcke mit den Millionenprofiten der Verwaltungsräte gegenüber. Der mexikanische Arbeiter, weit schlechter bezahlt, erwähnt an seinem Feiertag dergleichen nicht. Er lebt in einem Lande, wo die Revolution noch nichts Verjährtes, nichts mythisch Verfälschtes ist, sondern eine Gegenwart, der alles Ersprießliche oder halbwegs Ersprießliche entstammt. In Mexiko rühmen sich selbst Reaktionäre in rasselnden Reden mit rollendem R der riesigen Rolle, die sie in der ruhmreichen Revolution gespielt haben wollen.

An der Seite der Landarbeiter haben die Stadtarbeiter für Landaufteilung und gegen Leibeigenschaft gekämpft, und sie tragen noch immer diese agrarischen Ideale vor sich her. Das Porträt des Bauernführers Emiliano Zapata reitet über den Beamten der Pfandleihanstalt, „Land und Freiheit", verlangen die Metallarbeiter. Und alle, ob sie Belegschaften der Petroleumzentrale oder des Elektrizitätswerks, ob sie Autobusschaffner, Lehrer, Eisenbahner, Buchdrucker, Rohrleger, Textilarbeiter, Angestellte der Stierkampfarena oder Kinooperateure sind, alle vereinigen sich in Banner und Ruf zum Protest gegen den gemeinsamen Feind: „Contra los acaparadores del maiz", gegen die Maisspekulanten.

Übrigens bewegt sich die Maidemonstration mitten in einem ambulanten Markt von Nahrungsmitteln, und auch auf dem dominiert der Mais. In allen Formen bieten ihn die Straßenhändler an.

„Elote" heißt in Mexiko der pure Maiskolben. Gesotten

oder geröstet wird er von des Straßenkochs glimmenden Holzkohlen weggekauft und auf dem Marsch geknabbert. Auch die vier Nationalspeisen, Tamales, Enchiladas, Tacos oder Quesadillas, kauft und ißt man unterwegs. Die Unterschiede zwischen diesen vier Gerichten muß man lernen, wenn man Mexiko durchwandert und unter dem wählen will, was Garküche und Markt feilhalten.

1. Tamales: außen Mais, innen Mais. Eingeschlagen in ein Maisblatt liegt die mitsamt der Schale geschrotete Maismasse; sie ist in Dampf gekocht, oft mit etwas Fleisch, und wenn man will – und man will immer –, mit Chilepfeffer darin.

2. Enchiladas: eine gerollte Tortilla, gefüllt mit etwas Truthahn- oder sonstigem Fleisch, Gemüse oder weißem Käse, gedünstet in Tomatensoße, gespickt mit Zwiebeln. Und wenn man will – und man will immer –, mit Chilepfeffer.

3. Tacos: sie sind die mexikanischen Sandwiches, knusprige Tortillas mit Frijoles (Bohnen) darin, Gemüse oder Fleisch, und wenn man will – und man will immer –, mit Chilepfeffer.

4. Quesadillas: eine Tortilla, mit Fleisch, Wurst, Käse oder Flor de Calabaza (Kürbisblüte) gefüllt, in heißem Fett gesotten. Und, ob man will oder nicht, immer mit Chilepfeffer.

Jedoch nicht nur gegessen wird der Mais, sondern auch getrunken. Der Atole ist ein Getränk, wiewohl er mehr an verdünnten Brei oder Grießsuppe erinnert; erzeugt wird er aus gequirltem Maismehl und manchmal mit Fruchtsaft vermischt. Oder Pozole, eine Suppe aus getrocknetem Mais, über einem Schweinskopf gekocht, mit rohen Zwiebeln und jenen Garbanzos reich versehen, gegen die Heines Atta Troll so heftig loszieht.

Auch zur Alkoholisierung des Volkes trägt der Mais das Seine bei, in Mexiko durch den Pulque de maiz, der dem gewöhnlichen Pulque in nichts nachsteht, und in Bolivien durch die Chicha, deren absonderliche Technologie ihrer Beliebtheit keinen Abbruch tut. Den ganzen Tag lang, während aller ihrer Beschäftigungen, kauen die bolivianischen Frauen frische Maiskörner und spucken sie von Zeit

zu Zeit in einen Bottich. Kraft des Speichels löst sich der Zuckergehalt und geht in Gärung über, und am Abend können sich die Ehemänner das hinter die Binde gießen, was die Ehefrauen im Laufe des Tages fürsorglich zubereitet haben. Soviel und noch mehr läßt sich aus dem Mais machen, so mannigfaltig läßt er sich genießen.

Der toltekischen Religion zufolge war Mais der Stoff, aus dem der Mensch besteht. Aus der Höhle Cincalli, dem Haus des Maises, wurden die ungeborenen Kinder auf die Mutterleiber verteilt und konnten bloß durch Genuß von Mais leben und wachsen. Aber nur Zufall oder eine Gnade der Götter war es, wenn die Indios in ihrer Nomadenzeit einer Staude von wildem Mais begegneten. Meist mußten sie hungern, und auf ihre bange Frage: Wo liegt die Höhle Cincalli? gab es nur die Antwort: Das wissen die Götter.

Jedoch nicht einmal die Götter wußten das, und gerade die hätten es besonders gern gewußt. Denn auf Erden wurde der Mais „Gras der Götter" genannt, und wenn die Menschen erfahren würden, daß die Allwissenden nicht wissen, wo ihr eigenes Gras wachse, so wäre es mit religiösem Respekt und Opferwilligkeit vorbei.

Deshalb betrauten die Götter einen der Ihren mit der Investigation. Dieser brachte verhältnismäßig rasch heraus, daß die scharlachrote Ameise im Haus des Maises verkehre, und zwar nur in der sogenannten Zwinkernden Nacht. Die Adresse dieses Hauses konnte der Götterdetektiv lange nicht eruieren. Erst nach zweiundfünfzig Jahren der Beobachtung gelang es ihm, in der Zwinkernden Nacht die scharlachrote Ameise zu ertappen, als sie aus einem Bergspalt kam mit einem ganzen Maiskorn auf der Schulter. Genauso wie es die irdischen Detektive in solchen Fällen tun, verkleidete sich der göttliche, er verkleidete sich als scharlachrote Ameise und schlüpfte durch die Spalte in die Höhle Cincalli, die von unten bis oben gefüllt war mit goldenen Körnern. So brachten die Götter den Mais zu den Menschen und bewiesen, daß sie wußten, wo er zu holen sei.

Der Mensch wurde nun ein ganzer Mensch. Er brauchte nicht mehr umherzuirren, um sein Essen zu finden, er vergrub die Körner in die Erde und wartete, bis sie auf-

erstanden und ihm eine Mahlzeit auftischten. Solcherart seßhaft geworden, baute er sein Dach, und aus Hütte und Hütte wurde die Gemeinschaft.

Allerdings, allzu üppig ließen die Götter den Menschen nicht werden, er sollte abhängig bleiben von den Göttern. Deshalb verknappten sie den Mais, es gab Mißernten und Hunger. Die Menschen, nicht gewillt, Hungersnöte gottergeben hinzunehmen, wehrten sich. Sie legten in den fetten Jahren Kornkammern an für allfällige magere Jahre.

Nachdem die Spanier ins Land gedrungen waren, drangen sie auch in diese Speicher ein und bekamen Erektionen von Habgier angesichts des bis zum Dachboden aufgeschichteten Goldes. Um so heftiger war die Enttäuschung, als sie erkannten, daß es nur Körner einer Ackerfrucht waren. Wohl sandten sie einige Proben davon nach Spanien, aber der Hof kannte das Korn bereits, denn Columbus hatte es mitgebracht, ohne Interesse dafür zu wecken. Einige spanische Granden, die es als ein kurioses Kraut in ihren Garten pflanzten, ernteten nur das Naserümpfen ihrer Damen.

Zwanzig Jahre nach der Cortezschen Sendung schenkten die Gründer der Stadt Valladolid in Yucatán ihrer Patenstadt in Spanien einen Sack mit Mais. Die Stadtväter des spanischen Valladolid wußten die Gabe besser einzuschätzen. Sie bauten den Mais an, verbreiteten ihn über ganz Europa und gründeten eine Produktenbörse, die jahrhundertelang dem Maishandel der Welt die Kurse diktierte.

In manchen Ländern nannte man den Mais „Kukuruz", in manchen „Corn". Zumeist aber hieß er „türkischer Weizen", und zwar aus dem gleichen Grunde, aus dem man in England den Truthahn „Turkey" nennt. Jene Turkey, der wir beides verdanken, liegt in Mexiko. Europa vermochte damals nicht über den Kontinent hinauszudenken und identifizierte sich selbst mit dem Weltall. Ferne, exotische Landschaften konnten nicht anderswo gelegen sein als in dem Grenzwinkel Europas: der Türkei.

Auch nach der Vertreibung der Maisgötter und der Einsetzung von Kalenderheiligen kam es in Mexiko zu Maisverknappung und Teuerung, ja es kam zu Aufständen

gegen die „Acaparadores del maiz". Von einer Maisrevolte im Juni 1692 erfährt man, wenn man sich für einen Reporter jener Zeit interessiert, für Carlos de Sigüenza y Góngora, der sich und seine Zeitschrift „Mercurio Volante" nannte.

Günstlinge des Vizekönigs hatten zu Spekulationszwekken Mais gehamstert. Vergeblich stand die Bevölkerung Schlange vor den Molinos de Nixtamal und vor den Tortillerías. Es setzte Zusammenstöße mit der Stadtwache, und dabei wurde eine Frau von Hellebarden durchbohrt. Erbittert wälzte sich die Menge zum Schloß, steckte es in Brand, und Kollege Carlos de Sigüenza y Góngora, der rasende Merkur, läßt durchblicken, daß viele Tote und sonstiges Unheil zu beklagen waren.

Spekulierende Günstlinge des Vizekönigs gibt es nicht mehr, seit es das Amt des Vizekönigs nicht mehr gibt, aber der Mais hat nicht aufgehört, Objekt der Spekulation zu sein. Keine Regierung, die nicht versucht hätte, diesem Kardinalproblem der Innenpolitik beizukommen. Maximalpreise für Mais und Tortillas wurden festgesetzt, Anbaugesetze erlassen, Zoll- und Transporttarife reguliert, Vorschüsse auf Ernten gewährt und ein Notstandsspeicher für den Distrito Federal, das hauptstädtische Gebiet, eingerichtet, worin mindestens 12 000 und höchstens 25 000 Tonnen lagern für eine dreißigtägige Versorgung.

Außerdem wird nach Mexiko, das früher Mais exportierte, Mais eingeführt. Wegen der frachtgünstigen Nähe der nordamerikanischen Maishäfen am Golf von Mexiko (Corpus Christi, Houston-Galveston und New Orleans) verschwand schon vor Kriegsausbruch der gelbe, an Vitamin B reiche Plata-Mais Argentiniens fast ganz vom mexikanischen Markt. Statt seiner wird Whitecorn 2, ein weißer, flachkörniger Mais aus den Vereinigten Staaten, gehandelt, und das Wort „Whitecorn number two" kehrt in Erlässen und Protokollen immer wieder, ohne daß die Tortillera oder gar der Tortilla-Esser eine Ahnung hat, was das bedeutet.

Um so besser weiß man in der Calle Mesones, was Whitecorn number two bedeutet. Calle Mesones ist die Straße der Pfeffersäcke, bildlich und konkret. Säcke mit

Chilepfeffer kommen hierher, liegen hier und gehen von hier ab und Säcke mit anderen Gewürzen, mit Nahrungs- und Futtermitteln, vor allem mit Mais. Hinter Schaltern und an Telefonen spekulieren die Pfeffersäcke in Menschengestalt.

Unbefahrbar ist tagsüber die Fahrbahn der Straße, weil Frachtautos und Personenautos sie verstopfen; über kein Auto, ja nicht einmal über Schuhwerk verfügen die vom Lande herangewanderten Lastträger, die hier löschen und laden.

Was in dieser Straße nicht direkt dem Großhandel mit Nahrungsmitteln dient, dient ihm indirekt. Geschäfte mit Säcken und Seilen aus Henequén, der Faser von Yucatán, Reparaturwerkstätten mit riesigen Reifen für riesige Lastautos, Tischlereien für Kisten und – eine Spezialität, die der sonst ähnliche Straßenzug an den Pariser Markthallen nicht kennt – Waffenhandlungen mit Revolvern für Einkäufer von Mais.

Die Calle Mesones ist eine Börse, aber ihre Mitglieder sind immerhin der Ware nah. Anders als auf dem Chikagoer Board of Trade. Dort hört man zwar die Pfeife der Börsianer, sieht jedoch keinen Maiskolben. Noch weniger sieht man, wie die Maiskolben nach dieser Pfeife tanzen. (Filmoperateur, überblenden Sie von den Bewegungen der Chikagoer Kurstafel auf die von Hand zu Hand springenden Tortillas in der Tortillería!)

Zu viele Regisseure und Choreographen sind am Arrangement dieses Balletts beteiligt, und der, für den der Mais kein Divertissement, sondern Nahrung bedeutet, kommt um den Genuß. Aber die Börsenspekulation trägt nicht die Alleinschuld daran, daß der Vater unser das Gebet um das tägliche Maisbrot nicht erhören kann. Zu den vielen Schwierigkeiten ist eine neue getreten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika kaufen die mexikanischen Arbeitskräfte auf. Sie bieten Tageslöhne bis zu acht Dollars und Verträge bis zu neun Monaten, also Verdienstmöglichkeiten, wie sie keinem Landarbeiter in Mexiko lächeln. Eine Massenübersiedlung über die Grenze hat eingesetzt, eine wahre Völkerwanderung. Ganze Distrikte Mexikos stehen entvölkert da, weil ihre Bewohner

auf den Tomaten-, Spinat-, Broccoli- und Obstplantagen und bei Reparaturen von Eisenbahngleisen in Kalifornien und Texas beschäftigt sind.

Dem Bauern bleiben keine Arbeitskräfte. So geht er entweder als „Bracero" nach USA, oder er baut statt Mais, der ihm nur 325 Pesos per Tonne brächte, zum Beispiel Sesam an mit einem Ertragspreis von 1100 Pesos. Alle Nutzpflanzen stehen weit höher im Kurs als der Mais, ohne den das Volk verhungern müßte.

## EIN VULKAN BRICHT AUS

Ich sitze auf dem Trittbrett eines Autos, um zu skizzieren, was sich vor mir begibt. Mit grellem Hohn beleuchtet das Modell mein Papier. Für dieses Modell gibt es keinen Begriff. Es ist kein Lebewesen und lebt dennoch in unausgesetzter Bewegung. Es ist ein geologisches oder ein mineralogisches Ding, jedenfalls anorganisch, und dennoch tobt es und faucht es und grölt es und wirft Steine und Spott auf mein Papier.

Heute nachmittag kam ich zu diesem Wesen, das sich vor zwei Wochen aus dem Bauch von Mutter Erde zu gebären begonnen hat und sich mit dem losgelösten Teil des Körpers hochreckte und immer höher, hundert Meter, zweihundert Meter. Das Neugeborene schrie zum Himmel, sein Nabel war entzündet, es spritzte Blut und Galle, es fauchte die Atmosphäre voll und schüttete eine Riesenmenge Unrat aus sich.

Dieser Unrat liegt um den entstehenden Berg wie ein Mühlstein oder wie die Krempe eines Sombreros. Das Material ist Schlacke. Ihre großen, scharfzackigen Stücke drükken sich aneinander, als wären sie gewebt und geplättet zu einem überdimensionalen Sombrero, als wären sie gemeißelt zum Mühlstein für Gottes Mühlen. Dick ist der Stoff der Krempe, dick der Mühlstein, zwölf Meter dick.

Ich trat an diese zwölf Meter hohe Lavawand, aber ich konnte sie nicht berühren, sie ergriff mich mit ihrer Glut. So ging ich denn die Glut ab, Kilometer im Kreise. Es klirrte im Gemäuer, rasselte wie Eisenketten, einer oder der andere der Mauersteine löste sich und fiel herab. Nur als Ganzes und nur allmählich erweitert sich der Kreis der Lava, wie ein Wellenring, zehn Meter per Tag rückt der Rand vor, immer senkrecht bleibend. Was im Wege steht, wird mitgenommen, hohe Bäume verschwinden ohne Spur.

Ich hatte mir Lava als etwas Dickflüssiges, Glasiges vor-

gestellt, einen Strom. Das hier jedoch war plumpes, zakkiges, dunkelgraues Geröll. Nicht einmal entfernt verwandt ist es dem Obsidian, der wie ein düsterer Halbedelstein dem Durchwanderer mexikanischer Zonen oft entgegenfunkelt; aus der zu Obsidian erkalteten Lava erzeugten die Indios Waffen und Werkzeuge, Idolos und Schmuck – aus den Bestandteilen dieser Mauer ließe sich gar nichts machen. Sie sind Steine, aus dem ewigen Dunkel des Erdenschoßes dem ewigen Hell der Sonne zugeworfen. Steil fielen sie nieder, hart neben dem Krater, aus dem sie kamen. Aber schon nach einigen Sekunden, mit dem nächsten Ausbruch, langten neue Emigranten an, wollten der Heimat möglichst nahe bleiben und drängten die Erstankömmlinge zur Seite. Die rückten ab in konzentrischem Kreis, Schritt für Schritt, zehn Meter in vierundzwanzig Stunden.

Das Vorfeld des Vulkans und seines Lavakreises ist flaches Land, Maisfeld und Kuhweide, hier und da ein mit Nadelwald bestandener Hügel, dessen Fuß jetzt auf der dem Vulkan zugekehrten Seite zwölf Meter hoch mit Lavablöcken bedeckt ist.

Auf der anderen Seite eines solchen Hügels versuchte ich emporzuklettern. Die Steigung war nicht groß, aber staubige Asche bedeckte den Hang, so daß ich bis zu den Knien einsank. Leicht buddelte ich mich wieder heraus und kroch bäuchlings weiter, wobei mir Äste halbverschütteter Bäume hilfsbereit die Hand reichten.

Von der Höhe konnte ich das Lavafeld übersehen. Block neben Block, grau und rauchend, bewegte sich mit unheimlicher Langsamkeit, ein Ozean aus geschmolzenem Basalt, eine Sahara aus halberstarrten Schlacken. Nichts, nichts, nichts Menschliches, keine Verbindung zu irgendeinem Lebewesen. Jene anderen Wüsten, jene anderen Meere, die bislang diesem Geröll Heimat waren, niemals wurden sie von einer Karawane durchquert oder von einem Schiff befahren, von jener Welt unter der Erdkruste berichten nur Theorien und Hypothesen.

Hier auf meines Hügels Zinnen stand ich in der Höhe des Kraters, dem Krater gegenüber. Er erglänzte in überirdischer (oder soll ich sagen: unterirdischer?) Beleuch-

tung. Viel ging darin vor, jedoch es war, als blickte ich statt in den mich blendenden Schein in eine schwarze Nacht, so wenig konnte ich erkennen. Selbst wenn ich nur aussage, daß der Krater als Mulde oben auf dem Berg eingebettet liegt, ist diese Aussage falsch. Die Öffnung der Erde ist tiefer unten, auf dem verschütteten Maisfeld eines Mannes aus der nahen Ortschaft Paricutín.

Dieser Mann, der Indio Dionisio Pulido, kam vor vierzehn Tagen, am Nachmittag des 20. Februar 1943, hierher und sah plötzlich, wie seine Ackerfläche auseinanderklaffte, sich hochhob, zu qualmen und zu donnern begann, und er nahm die Beine in die Hände.

Von Dionisios Maisfeld blieb nichts übrig, nie wieder in aller Ewigkeit wird es ein Maisfeld sein. Denn der Krater hat es vollgespien und speit weiter, so daß ein Berg entstand, der ununterbrochen wächst und auf dessen Plateau nun der Krater eingebettet scheint gleich einer Mulde.

Aus dieser Mulde schießt alle vier oder sechs Sekunden die Rauch- und Feuersäule ins Firmament. Neunmal nacheinander sind die Explosionen verhältnismäßig schwach, dann kommen vier von mittlerem Grad, dann zwei starke und schließlich die stärkste, eine unheimliche, fulminante Eruption. Diese Reihenfolge wird eingehalten, wenn auch nicht die Intervalle. Manchmal platzt eine starke Detonation rücksichtslos in eine schwache hinein.

Schon heute morgen und aus einer Ferne von Meilen hatte ich, als ich durch den Staat Michoacán hierherfuhr, die Rauch- und Feuersäule gesehen. Da war sie freilich nur eine Rauchsäule schlechthin gewesen. Auch am Nachmittag, als ich bei ihr ankam, schien sie aus Qualm und Dampf zu bestehen, ein enormer Blumenkohl aus Rauch, in dessen Mitte ein rötlicher Strunk schimmerte. Mit Anbruch der Dunkelheit wurde es anders.

Mit Anbruch der Dunkelheit wurde alles hell. Vor allem die Rauchsäule. Die ist jetzt zur Feuersäule geworden. Rot springt sie auf, rot ragt sie hoch, rot verschwindet sie. Die Flamme, die nachmittags kaum eine Unterströmung des wallenden Rauches war, dominiert absolut, und der graue Dampf darf nur mehr wie ein Schatten in ihrem Innern umherhuschen.

In heißen Farben vollzieht sich ihr Aufsprung, aufregend und in wechselvollen Formen. Einmal ist es ein Roß, das aus dem Berg heraussprengt, sich aufbäumt, schnaubt und zusammenbricht. Einmal erscheint eine allegorische Statue mit einer Fackel in der erhobenen Hand – Symbol, das im kosmischen Nu zu einem spurlosen Nichts vergeht. Einmal wächst aus dem Zauberberg eine Palme auf mit breitem goldenem Stamm, goldenem Astwerk und goldenen Früchten; ach, der Stamm zersplittert, die Zweige zerbrechen, und die Kokosnüsse fallen zu Boden, bevor ich mich dessen versehe. Einmal scheint die Feuersäule eine wirkliche Säule zu sein, eine barocke Säule mit üppigen Ausbuchtungen und Windungen, die wie Brüste, Hüften und Becken sind, lockend reckt sie sich bis zum Himmel, um zu bersten, wenn sie ihr Ziel erreicht. Einmal ist sie ein Feuerwerk mit steil aufzischenden Raketen und platzenden Sprühregenkörperchen, ein Feuerwerk, wie es der erste Schloßherr von Versailles nicht erträumte.

Ununterbrochen keucht es aus dem Krater stoßartig wie eine Lokomotive, ununterbrochen schießt eine Batterie, auch während die Eruption hochgeht, absackt und erlischt. Wenn eine Seeschlacht tobt, wenn Chemikalien explodieren, wenn eine bombardierte Stadt zum Flammenmeer wird, wenn Hochöfen lodern – ich weiß den Grund. Aber hier? Weshalb faucht es und donnert es, warum werden Fels und Brand und Asche zuerst himmelan und dann erdwärts geschleudert, wer und was schafft da in diesem Schlund, wie lange wird das dauern, noch einen Tag oder ein Jahrtausend?

Wäre es für die gärende Unterwelt nicht bequemer gewesen, durch die unergründlich tiefen Schluchten der Gegend, die „Barrancas", oder durch die Kanäle und Trichter der schon vorhandenen Vulkane aufzustoßen als durch dieses Tal? Warum ward gerade das stille Paricutín auserkoren und darin der Acker des Indios Dionisio Pulido?

Am Nachmittag sah ich Steine aus dem Krater fliegen, die sich unterwegs aus der Rauchsäule lösten und in alle Himmelsrichtungen absprangen. Vom Abenddämmer an aber sind es Feuerblöcke. Sie fahren dem Sternbild des Orion zu, und einen Augenblick lang scheinen sie ihm

anzugehören. Ist dieser Augenblick vergangen, dann blitzen sie sternschnuppenartig auf den Berg hernieder, den vor ihnen andere Feuerblöcke geschaffen haben. Viele der Sternsteine fallen in den Krater zurück, andere auf den Gipfel des Bergkegels und kullern und purzeln von dort herab. Als wäre die Basis des Bergkegels in 360 Grad eingeteilt, rollt zu jedem Grad von der Spitze eine goldene Strähne, dreihundertsechzig Lawinen aus flüssigem Gold. Der Berg wird durchsichtig.

Ich höre die Kanonade nicht mehr, ich spüre den Brandgeruch nicht mehr, ich fühle die Hitze nicht mehr. Ich schaue nur und bin in Visionen verstrickt.

Tagsüber war der Lavarand eine Mauer aus dunkelgrauen, blaugrauen Basaltschlacken. Nachtsüber aber stehen die Blöcke in Brand. Ich könnte beeiden, daß ich die Grande Corniche vor mir habe: Hellbeleuchtet schiebt sich das Casino de la Jetée ins Meer, es brennen in waagrechter, regelmäßiger Kette die Straßenlampen der Promenade des Anglais, dann schwingt sich die Lichterkette hügelan und hügelab und mündet in der illuminierten Kuppel der Spielerkathedrale von Monte Carlo. Dazwischen, von Lichtreklamen überwölbt, Bars, Pavillons und Geschäfte mit Juwelen und allen erdenklichen Arten von Glanz. Der Glanz beleuchtet das Papier, auf dem ich schreibe.

Vor vierzehn Tagen gab es auf dem Podium dieser Gaukelspiele noch wirkliches Leben. Das ist weg für immerdar, weg ist das Gras mit Käfer und Wurm, weg das Maisfeld mit Feldmaus und Maulwurf, weg der Baum mit Vogel und Schmetterling, weg die Weide mit Kuh und Esel. Im Umkreis aber, hart am Rand des Ausbruchs, setzt sich das Leben fort.

Vögel schwirren umher, für die es doch eine Kleinigkeit wäre, sich in eine kühle, von Gedröhn und Geblitz nicht gestörte Sphäre zu erheben. Ganz tief fliegen diese farbenreichen Vögel, nahe dem aschenbedeckten Erdboden, an meinen Knien vorbei, wahrscheinlich suchen sie ihr Nest und ihre Familie und finden sich nicht zurecht in der total veränderten Gegend.

Schütter steht der Wald da. Den Bäumen ist in Mannshöhe ein Stück Rinde ausgeschnitten, das nackte Holz

schaut heraus, und wenn vom Vulkan her Reflexe auf dieses gelbe Gesicht fallen, schneidet es Grimassen. Unheimlich ist es, den zuckenden Fratzen ausgesetzt zu sein, obwohl man weiß, daß sie nur Schnitte im Baumstamm sind, aus denen das Harz in ein darunter angebrachtes Gefäß fließt.

Ich kenne die Psychologie von Vulkanen nicht. Ist der eben erstandene enttäuscht, weil er ein Objekt der Neugierde, des Geldverdienens und der Sensation geworden ist? Seit Vulkangedenken ist es noch keinem ergangen wie ihm. Man hängt ihm ein Mikrophon vor die Nase, und er muß hineinkeuchen, hineinhusten oder hineindonnern für die Rundfunkhörer der Kontinente. Man stellt ihm einen photographischen Apparat vor die Nase, und jeden Anblick, den er profil oder en face bietet, bietet er den Abonnenten der illustrierten Weltpresse dar. Man streckt ihm eine Filmkamera vor die Nase, und wie er sich räuspert und wie er spuckt, wie er sich bewegt, er räuspert und spuckt und bewegt sich für das gesamte Kinopublikum oberhalb der von ihm mutwillig durchbrochenen Erdrinde.

Außerdem sitzt ihm die Wissenschaft auf der Pelle, beäugt ihn, behorcht ihn, fühlt ihm den Puls und mißt ihm die Temperatur. Wie oft er vomiert, wie oft er Stuhlgang hat, kaum getan, ist es schon in Skalen und Tabellen eingetragen – wie ungestört hatte sich das alles im Schoß der Erde vollzogen!

Auf dem Hügel, den ich, bis zu den Knien einsinkend, erklomm, haben die Gelehrten ihre Zelte aufgeschlagen. Zwei der Studenten kenne ich, „vom Harz bis Hellas nichts als Vettern", wie Vetter Mephistopheles konstatiert.

Sie erzählen mir von dem vulkanischen Baby. Sogar die Tiefe, der es entstammt, sei festgestellt, festgestellt ohne Lot: zweiunddreißig Kilometer. Das wisse man, weil alles emporkommende Material dem Pliozän angehört, der jüngsten in jener Tiefe gelegenen Tertiärschicht. Das Klima dort unten sei mit 1100 Grad Hitze errechnet, denn bei dieser Temperatur schmelze der Basalt zu jenen Schlacken, die vor uns liegen. Die Lavatrümmer am Bergesfuß bedecken zwei Quadratkilometer Boden und bewegen sich pro Tag

zehn Meter zur Seite und neunzig Zentimeter in die Höhe. In den Blöcken seien vier bis fünf Prozent Eisen enthalten.

Was den Bergkegelstumpf anbelangt, so entwickle er sich seit seiner Geburtsstunde geradezu prächtig. Seit gestern wuchs er um viereinhalb Meter, jetzt messe er schon zweihundertzwanzig Meter. Seine Basis sei ein fast geometrisch genauer Kreis von fünfhundert Metern Durchmesser, und der Durchmesser des Gipfelplateaus betrage einhundertfünfzig Meter. Die Hänge neigen sich im Winkel von fünfunddreißig Grad.

„Und die Fahne, Kameraden?"

„Die Fumarole? Sie ist nicht immer gleich hoch, aber durchschnittlich tausend Meter. Bis höchstens sechshundert Meter reißt sie Eruptionsgestein mit sich und Asche. Der größte der Blöcke hatte vier Kubikmeter."

Dann erzählen sie mir noch, daß es sich um einen wirklichen Vulkan handelt, woran ich eigentlich nie gezweifelt hatte. Ich möge nicht etwa glauben, es sei eine bloße Extorsion, eine Aufbäumung des Bodens, wie sie oft von tektonischen Beben verursacht wird und in vulkanischen Gegenden auch Feuer und Rauch und Stein hochschlagen kann. Das sei der erste Vulkan, der seit dem Jorullo in Mexiko geboren wurde...

Der Jorullo liegt kaum zwei Autostunden von seinem neuen Brüderchen entfernt. Am 28. September 1759 wurde der Jorullo geboren, und einer der Gründe von Humboldts Mexikoreise war die Sehnsucht gewesen, diesen jüngsten aller Berge von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Er sah ihn, als der Vulkan vierundvierzig Jahre alt war. In der Zwischenzeit war der Jorullo nicht müßig gewesen, die Lava war noch so heiß, daß Humboldt seine Zigarre an einem der vulkanischen Erdkegelchen, den Hornitos, anzünden konnte. In der Gegend lebten noch Augenzeugen, die ihm Material für seine Beschreibung der Vulkangeburt lieferten. Gern wäre er selbst dabeigewesen, wie Plinius beim Ausbruch des Vesuvs, beim Untergang von Pompeji.

Heute hier zu stehen böte Humboldt die Genugtuung, seine Theorie vom Vorhandensein einer Vulkanreihe bestätigt zu finden. Dieser Theorie zufolge klafft „sehr tief

im Innern der Erde, zwischen 18 Grad 59′ und 19 Grad 12′ nördlicher Breite, ein Riß, der sich neunhundert Kilometer lang vom Osten nach Westen hinzieht und durch welchen sich das vulkanische Feuer zu verschiedenen Zeiten von der Küste des mexikanischen Golfs bis an die Südsee Luft gemacht hat". Ganz nahe von Humboldts Grenzlinie, nämlich 19 Grad 21′ nördlicher Breite (und 102 Grad 19′ westlicher Länge), ersteht zur Stunde der Vulkan von Paricutín.

Als solcher, als der „Vulkan von Paricutín" wird die Neuschöpfung in die Geographie und in die Vulkanologie eingehen, denn Paricutín heißt das Dorf, das er sich als Geburtsstätte und ständigen Aufenthalt ausgesucht hat. Einhundertfünfundachtzig Bewohner zählt es, durchwegs Indios aus dem Stamm der Tarascos. Einer von ihnen ist jener Dionisio Pulido, der sein altes, geduldiges Feld so unvermutet sich aufbäumen sah und dennoch überzeugt ist, daß es gefallen ist, gefallen auf den Nullpunkt des Werts.

„Zwei Fanegas Mais sind verloren", klagt er und erzählt mir, wie sich der Anfang vom Ende vor seinen Augen vollzog. Er selbst vermochte sich zu retten, und seine beiden Maulesel rannten hinter ihm her, aber was er mit Mühe angebaut hatte und eben ernten wollte, die beiden Fanegas, also hundertelf Liter Mais, liegen unwiderruflich im Bergesinnern.

„Seit jener Stunde habe ich keinen Bissen gegessen", schwört er, und, so unwahrscheinlich das klingt, ich muß es ihm glauben. Schwört er doch beim Wundertätigen Bild von Parangaricútiro, und er weiß dieses Bild so nahe, daß es ihn hören und gleich dasein könnte, um ihn für die Lüge zu strafen. Aber wenn Dionisio Pulido auch zehnmal schwören würde, daß er seit jener vulkanischen Stunde nichts getrunken habe, so würde ich ihm nicht glauben; sein Atem riecht deutlich nach dem ortsüblichen Zuckerrohrschnaps.

„Zwei Fanegas Mais verloren, und mein Feld für immer vernichtet."

„Dafür sind Sie Besitzer eines Vulkans."

„Ach, Señor, wem nützt schon ein Vulkan?"

Ich könnte Dionisio antworten, daß ein Vulkan nicht ganz ohne Wert sei. Vor Jahrzehnten hat die mexikanische

Republik einem General den Popocatépetl zum Geschenk gemacht, einen Vulkan als Orden! Nach dem Tode des Generals wurde der Popocatépetl mit dem Ausrufpreis von fünfundzwanzig Millionen Pesos zum öffentlichen Verkauf angeboten. Rockefeller beabsichtigte, ihn zur Ausbeutung der Schwefelwände zu kaufen, bekam ihn aber nicht.

Dionisio Pulido könnte seinen Vulkan an Rockefellers Erben losschlagen, falls die ihn haben wollten. Aber daß er auch dann kein Geld davon hätte, sondern höchstens ein paar Flaschen Zuckerrohrschnaps, ist anzunehmen. Er hat doch auch nichts davon, daß sein Feld ein Objekt der Fremdenindustrie zu werden anfängt.

In Uruapán, der nächsten großen Stadt, herrscht Konjunktur in Mietsautos. Jeder, der einen Lieferwagen hat, läßt alle Lieferungen liegen und vermietet sich an Touristen zur Fahrt an den Vulkan; der Fahrpreis steigt schneller als der Vulkan. Etwa sechsundzwanzig Kilometer ist die Entfernung von Uruapán nach Paricutin, der Weg führt durch den weglosen Terpentinwald, man fährt sechseinhalb Stunden und kommt zerrüttet an.

Auf dem Vorfeld des Vulkans erstanden Marktbuden aus Latten und Reisig, wo Coca-Cola ausgeschenkt wird, Tacos verkauft werden und das Fruchtbrot Ate, eine Spezialität des Staates Michoacán. Verkäufer sind die Bewohner des Fleckens San Juan de Parangaricútiro. Nicht unvorbereitet kommen sie in den Handelsbetrieb. Parangaricútiro ist ein Wallfahrtsziel, alljährlich, am 19. September, pilgern Hunderte von Gläubigen zum Fest des Cristo Milagro. Demgemäß sind alle Ortsbewohner gläubige Katholiken; in politischer Beziehung gehören sie den Sinarquistas an, den Faschisten, die vor allem in den rückständigen Gegenden eine kostspielige Agitation entfalten. Übrigens hindert das die Bevölkerung nicht, auch begeisterte Anhänger eines Demokraten zu sein, des vorigen Präsidenten Lázaro Cárdenas. Cárdenas hat ihnen Land gegeben, und die Faschisten versprechen ihnen noch mehr.

„Wir sind arm", sagen sie, „wir leben von dem, was wir selbst anbauen. Bares Geld verdienen wir nur im September bei der Wallfahrt." Sie sind fromm und halten den Vulkanausbruch für eine Strafe Gottes. Eine liederliche

Frau habe mit verheirateten Männern des Ortes Sünden begangen. Als die Eruption begann, entflohen die Bewohner, und nur ein Schock Freiwilliger blieb zurück, um den Cristo Milagro zu bewachen. Nach drei Tagen kehrten die Flüchtlinge heim in ihre Häuser und errichteten hier oben ihre Stände. Die Frauen besorgen den Verkauf, die Männer begleiten die Touristen auf die Hügel rings um den Vulkan und bekommen dafür Führerlohn. Mit Stangen heben sie Lavasteine aus dem Wall, urinieren darauf, um die Glut auszulöschen, und verkaufen dann die solcherart abgekühlten Steine den Besuchern. Das Geschäft geht weit besser als das am Wallfahrtstag.

„Nicht schlecht, so eine Strafe Gottes", sage ich.

Sie lachen verlegen, was offenkundig eine Zustimmung bedeutet, aber als solche nicht beweisbar ist.

## KOLLEG: KULTURGESCHICHTE DES KAKTUS

| Goethe | Cortez | Spitzweg |
|---|---|---|
| Stifter | Napoleon | Humboldt |
| Karl May | Hebbel | Henri Rousseau |

### *I. Heraldik*

Nicht deshalb, meine Herren, nicht deshalb, weil der Kaktus in Mexiko zu Hause ist, hat ihn Mexiko auf sein Wappenschild gehoben. Das Emblem war schon da, bevor die Azteken ihr Land gesehen. Vom Norden her, sozusagen aus den hyperboreischen Wäldern Amerikas, kamen sie gezogen, um die Heimat zu suchen, die Heimat, die ein Orakel ihnen verheißen hatte. Lange wanderten sie kämpfend kreuz und quer, bis sie im Jahre 1325 das ihnen gelobte Land fanden. Kein Zweifel konnte sich regen, das Ziel war genau so markiert, wie in der Prophezeiung angegeben, eine dreigliedrige Opuntie, von zwei entfalteten Blüten gekrönt, entsproß dem von Wasser umspülten Felsen, und darauf horstete ein Königsadler mit einer Schlange in den Fängen.

Hier am See, auf Lagunen, Landzungen, Ufern und Inseln, ließen sich die Wandermüden nieder und nannten den Standplatz, wie sie ihn schon in den Träumen ihrer Wanderung genannt hatten: „Tenochtitlán", Kaktus auf einem Stein. Heute heißt die Stadt „Mexiko". Adler und Schlange sind aus der Bannmeile geschwunden, aber der Kaktus beherrscht nach wie vor das Landschaftsbild.

Mexiko trug den Kaktus auf Fahnen, auf Siegeln und auf Münzen, und manche indianische Familie ließ, um vor dem Vizekönig den Adelsanspruch zu begründen, ihren Stammbaum malen, aber nicht als Baum, sondern als Opuntie. Wenn Sie das Nationalmuseum besuchen, werden Sie im Saal der Kodizes sehen, daß die Glieder der Opuntie,

von Natur aus wie Veduten oder Schilder geformt, sich weit logischer zur Aufnahme von Namen und Jahreszahlen eignen als die auf europäischen Stammbäumen wachsenden Linden- oder Eichenblätter.

## *II. Bildende Kunst*

Angesichts dieser Tatsachen berührt es fast komisch, daß die Maler der Neuen Sachlichkeit, einer Kunstrichtung von 1920, das Neue ihrer Sachlichkeit durch einen Kaktus ausdrückten, der in jedem ihrer Interieurs und Exterieurs vorkommt. Fast hundert Jahre vor der Neuen Sachlichkeit hielt Spitzweg, der altmodisch Verschrullte, den Kakteenliebhaber für das altmodisch Verschrullteste seiner Sujets. Deshalb wohl wagte der Kunsthistoriker Wilhelm Uhde die Hypothese, Spitzweg habe, eben von seiner Pariser Reise zurück, in seinen beiden Kaktusbildern Deutschland konterfeien wollen: draußen leuchtet die Sonne, grünt das Blattwerk und zwitschern die Vögel, während sich der alte Magistratsaktuarius dem staubigen Kaktus entgegenneigt, der sich seinerseits symmetrisch vor ihm verbeugt.

„Tu te rapelles, Rousseau, du paysage aztèque . . .?" ruft ein Gedicht von Guillaume Apollinaire seinem Malerfreunde zu. Dieser Satz Apollinaires wurde als Beweis dafür verwendet, daß des Zöllners Rousseau phantastische und erfundene Landschaften weder phantastisch noch erfunden seien, sondern Modellmalerei aus dem Paysage aztèque. Wahr ist, daß Henri Rousseau als junger Militärmusiker mit der Interventionsarmee des Marschalls Bazaine nach Mexiko gekommen war, und dort mag er die Aztekenlandschaft mit ihren achthundertfünfzig Kakteensorten so gesehen haben, wie ein zukünftiger Maler sie sieht. Was der närrische Douanier jedoch später malte, hat damit nicht mehr zu tun als etwa sein Fußballbild mit einem Fußballspiel. Die Pariser Botaniker, von den ratlosen Kunsthistorikern zu Hilfe gerufen, konnten nur feststellen, daß außer den Agaven keine der Rousseauschen Pflanzen in Mexiko wachsen.

Für Adalbert Stifter ist „der Kaktus nicht das letzte gewesen, dem ich meine Aufmerksamkeit geschenkt habe". Er findet zwar die Blüten „verwunderlich wie Märchen", aber nicht bizarr, formensprengend oder gar ungestaltig. Im Gegenteil: Sein Gärtner Simon im Kaktushaus schließt das Loblied auf den Kaktus und seine Blüten mit dem polemischen Akkord:

„Es könne nur Unverstand oder Oberflächlichkeit oder Kurzsichtigkeit diese Pflanzengattung ungestaltig nennen, da doch nichts regelmäßiger und mannigfaltiger und dabei reizender sei als eben sie."

In Mexiko bedürfen die Kakteen keines Stifterschen Gärtners, keines Spitzwegschen Aktuarius, keiner Gewächshäuser und keiner zierlichen Blumentöpfe. Allerorten im Land wächst der Kaktus und treibt Blüten, die oftmals verwelken, ohne ein menschliches Auge entzückt zu haben. Daß und in welchen Gestalten er das mittlere und südliche Amerika bewächst, hat schon Goethe verzeichnet. Seine Kenntnis stammt aus Humboldts „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse", dessen Formulierungen Goethe nur stilistisch verändert:

„Dem neuen Kontinent ist eigentümlich die Kaktusform, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen vieleckigen Säulen wie Orgelpfeifen aufrecht stehend. Diese Gruppen bilden den höchsten" (bei Humboldt: „den auffallendsten") „Kontrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananenbäume." (Bei Humboldt nur: „Bananen".)

Nicht nur Goethe, sondern auch Karl May und sogar sein Pferd haben Humboldts „Ansichten der Natur" gelesen und darin die komplizierte Methode, mit der durstige Huftiere in den Wüstengegenden Amerikas sich „bedächtig und verschlagen" das wasserreiche Mark des Melokaktus zunutze machen:

„Mit dem Vorderfuß schlägt das Maultier die Stacheln der Melokakteen seitwärts und wagt es dann erst, den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Tiere, welche von Kaktusstacheln am Hufe gelähmt sind."

Wen kann es wundernehmen, daß Karl Mays ungebärdiger Hengst den Trick besser beherrscht als alle bedächtigen und verschlagenen Maultiere und ihn gleich am Anfang des Romans „Old Surehand" dem Leser vorführt? „Hierauf sattelte ich ab und ließ den Hengst frei. Gras gab es hier freilich nicht; dafür aber standen zwischen den Riesenkakteen Melokakteen genug, die Futter und Saft in Fülle lieferten. Mein Rappe verstand es, diese Pflanzen zu entstacheln, ohne sich zu verletzen ..."

## *IV. Geschichte*

Die Pflanze, die Sie hier sehen, meine Herren, eine Opuntia cochinellifera, habe ich an der Schlangenpyramide am Nordwestrand von Mexiko-Stadt ausgegraben. Ein Indioknabe, der dort Idolos anbot, griff diesem Kaktus in die Achselhöhle und streckte mir etwas Winziges, Rötliches, wie mit Mehl Bestäubtes entgegen und sagte: „Cochenilla." Als er es über der Pflanze zerquetschte, floß Blut, so viel, daß dieses eine Opuntienglied aussieht wie rohes Fleisch. Von dem Tierchen, dem das Rot entstammt, blieb nichts übrig.

Um der Cochenille willen hat man einst das Gewächs gepflegt, das ihre Wohnung war. In der Aztekenzeit mußte alles Blut dieser Läuse gesammelt und an die kaiserliche Hausverwaltung abgeliefert werden; Stammesfürsten und Kriegshelden wurden mit Töpfen dieses Karmins belohnt. Jedoch die edelste Sorte, jene, die von jungfräulichen oder wenigstens ungeschwängerten Lausweibchen stammte, durfte keines anderen Mantel färben als den des Herrschers selbst und die kurze Jacke des höchsten Hohenpriesters. Wie im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation trugen im damals noch unentdeckten Mexiko der Kaiser und der Henker ein Gewand vom gleichen Rot. In der Tat, in Mexiko war der höchste Priester zugleich der höchste Henker und thronte auf dem Schafott, wie in Heines „Vitzliputzli" zu lesen:

> Auf des Altars Marmorstufen
> Hockt ein hundertjährig Männlein

Ohne Haar an Kinn und Schädel,
Trägt ein scharlach Kamisölchen.
Dieser ist der Hohepriester
Und er wetzet seine Messer . . .

Vergeblich war das Messerwetzen, vergeblich die Menschenopfer. Der weiße Feind marschierte heran, um dem Kaiser den Purpurmantel vom Leib zu reißen und dem Henkerpriester das scharlach Kamisölchen. Und die Götter verhinderten es nicht.

Aber ein schlichter Kaktus, ein Nopal aus der Gegend von Cholula, hätte es beinahe verhindert. In Cholula hatte Cortez die Bewohnerschaft massakrieren lassen, sechstausend Tote binnen drei Stunden – ein Gemetzel, wie es bis dahin die Neue Welt niemals erlitten. Nach vollbrachter Tat wandten sich die Spanier der Hauptstadt zu, voran das Reiterfähnlein. Es war ein sengender Tag, gierig schlürften die Kavalleristen die rötlichen Früchte des Nopals von Cholula.

Unterwegs wird Halt befohlen: „Absitzen! Austreten!" Aber, Herr des Himmels, was ist das? Es ist Blut, das die Reiter urinieren! Tiefrotes Blut! Kein Zweifel, ihre Venen sind gerissen – Gottes Strafgericht für die am Indiovolk begangenen Greuel und Scheuel. Alle sind blaß und zittern vor Todesangst. Sie rotten sich zusammen, knien gemeinsam nieder, beten zu San Jago de Compostella, leisten ein Gelübde, weigern sich, weiter Dienst zu tun.

Da kommt zu Fuß der indianische Hilfstrupp heran und läßt gleichfalls, jedoch ohne sich darüber zu beunruhigen, rotes Wasser. Nun erfahren die reuigen Sünder, solches sei die Wirkung der Tuna von Cholula, der Frucht, die sie gegessen. Keine Strafe Gottes also! Kein Grund zur Reue! Erlöst von Skrupeln, setzen die Gottesstreiter ihre grausen Kriegstaten fort.

## V. *Manufakturwesen*

Und nehmen das Land mit allem, was da kreucht und fleucht. Unter dem, was da kreucht, kreucht die Cochenille bald zu hoher Bedeutung hinan. Cortez hatte sie übers

Meer nach der heimatlichen Halbinsel geschickt, „nur um der Wissenschaft willen", wie er zur Entschuldigung betonte. Aber während man in Spanien die Körner von Mais und Kakao, die Tomate und die Vanille und die Stücke edelster Jade als wertlos abgetan hatte, erfaßte man sogleich den potentiellen Wert dieses Farbstoffs für die Wollweberei von Barcelona und die Seidenweberei von Valencia.

Eilends pflanzte man die vermeintlichen Samen in den Boden und wunderte sich, daß ihnen kein Gewächs entsproß. Nun heischte man aus Neu-Spanien Sprößlinge. Fruchtknollen oder Wurzeln, und solche der Opuntia cochinellifera trafen ein. Aus denen wuchsen in den heißeren Territorien der spanischen Krone, in Algier und auf den Kanarischen Inseln, die Kakteen, und auf den Blättern fanden sich die winzigen Tuben, prall gefüllt mit dem ersehnten Farbstoff.

Große Plantagen wurden angelegt, sie brachten reichen Nutzen, aber immer noch begriff man nicht, daß die Pflanzensamen keineswegs Pflanzensamen seien. Als 1703 Mijnheer Ruysch unter dem gerade erfundenen Mikroskop Leeuwenhoeks die Cochenille leben und sich bewegen sah, geschah allgemeines Schütteln des Kopfes. Eine Laus? Wie kann eine Laus so edlen Farbstoff liefern?

Als ich zu Hause meine heutige Vorlesung vorbereitete, ließ mir ein in Schweinsleder gebundener Riesenfoliant kaum ein Eckchen meines Tisches zum Schreiben frei. Auf irdische Maße reduziert, lautet der Titel des Buchs „Museum Museorum oder Schaubühne aller Materialien und Specereyen ... Unter Augen geleget von Doctor Michael B. Valentini, Franckfurt am Mayn, im Jahre Christi MDCCXIV." (Dieses deutsche Werk, das neben vielem anderen eine komplette Technologie der Manufakturzeit darstellt, habe ich in Europa jahrelang gesucht und fand es – o Witze, die die Emigration mit uns macht – in Mexiko.) Noch 1714 ließ sich der Verfasser des gelehrten Wälzers nicht ganz durch das Mikroskop überzeugen:

„Ob nun die Kutzenellen vor einen Saamen oder sonsten etwas zu halten seyen? davon sind biss auff den heutigen Tag noch verschiedene Meynungen. Einige halten es vor einen Saamen, daher es auch die meisten Apothecker unter

die anderen Saamen stecken und in ihren Catalogis als ein Sem. Coccinillae setzen; – teils weilen Coccionella von Cocco herkäme und bey den Spaniern ein kleines Korn heiße, teils weilen Wilhelmus Piso in seiner ‚Historie der Brasilianischen Gewächsen' eine Art indianischer Feigen weitläuffig beschreibet, an welchen die Coccionellen wachsen sollen ..."

Valentini zählt die vielen Verwendungsmöglichkeiten dieser fragwürdigen Miniaturkörper auf, besonders die Tatsache, daß Italien den neuspanischen Kutzenellen die Rotfärbung des Glases verdankt.

## *VI. Revolutionsgeschichte*

Zweieinhalb Jahrhunderte wahrte Spanien sein Cochenille-Monopol und überwachte jedes Schiff, das von den mexikanischen Küsten auslief. Auf den bloßen Versuch, die rötenden Läuse auszuführen, stand Todesstrafe. Ein Franzose, Thierry de Menonville, wollte es dennoch wagen, um seinem eben zur Republik gewordenen Vaterland das kostbare Färbemittel zu verschaffen. Im Staate Oaxaca (er schreibt „Juaxaca") grub er nächtlicherweile etliche der besten Zuchtpflanzen aus und verschaffte sich einige Paare der Läuse. Diese Beute brachte er glücklich nach Santo Domingo, wo sie gedieh und sich vermehrte, so daß er bald ein Faß Cochenille nach Paris senden konnte.

Und nun erlebte er den Höhepunkt seines Lebens. Die Gabe wurde dazu verwendet, der Fahne der französischen Republik, der Trikolore, die dem Nationalkonvent 1793 überreicht wurde, das Rot der Freiheit zu geben. Seine Tierchen waren es, die das neue Banner salbten!

Aber ach, auch der Vernichter der Republik schmückte sich mit dem Blut der Cochenille: Es mußte dazu dienen, den roten Frack des Ersten Konsuls zu färben. Später verknüpfte sich, wenngleich nur anekdotisch, ein mexikanischer Kaktus noch einmal mit dem Namen Napoleons.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts verpflanzte ein britischer Kapitän, Sidney Longwood, die großen Kandelaberkakteen aus Mexiko auf die damals geschichtslose

Insel Sankt Helena. Ihn hinderte kein spanisches Gesetz an diesem Export, denn Zierpflanzen waren für Industrie und Handel wertlos. Auf Sankt Helena schossen sie hoch, verzweigten sich von den lotrechten Säulen des Stammes in vielarmige Leuchter, ganz so, wie sie sich daheim in Mexiko verzweigt hätten, nur mit dem Unterschied, daß sie auf Sankt Helena nicht blühten. Erst an dem Maienabend, an dem Napoleon starb, entzündeten sich Hunderte von Trauerleuchtern, und ihre Flammen waren gelbgrüne Blüten mit roten Spitzen. Es war, als hätten Beleuchter, hinter den Felsen versteckt, auf diese Stunde gewartet. Angesichts der unvermutet brennenden Ampeln flüsterten die vorbeifahrenden Schiffe: „Er ist tot."

## *VII. Industrie*

Die Manufakturzeit endete, die industrielle Revolution brach aus, das Maschinenzeitalter und die Massenproduktion setzten ein, und mit ihnen stieg der Preis der mexikanischen Cochenille. Und gleichzeitig stiegen Ausbeutung, Spekulation und Konkurrenzkampf. Alexander von Humboldt berichtet darüber:

„Auf der Halbinsel Yucatán wurden allein in einer Nacht alle Nopale, auf denen die Cochenillen leben, abgeschnitten. Die Indianer behaupten, daß die Regierung diese gewaltsame Maßregel darum ergriffen habe, um den Preis einer Ware hinaufzutreiben, deren Eigentum man den Bewohnern der Mixteca ausschließlich zuwenden wollte; die Weißen hingegen versichern, daß die Eingeborenen aus Unzufriedenheit mit dem Preis, den die Kaufleute für die Cochenille festsetzten, einmütig das Insekt und die Opuntien zerstört haben."

Mit solchen Mitteln der Produktionsbeschränkung begann das neunzehnte Jahrhundert. Ehe es zu Ende ging, waren diese Mittel, wenigstens soweit sie die Cochenille betrafen, nicht mehr nötig. Denn das Alizarin – aber das ist eine eigene Geschichte, und diese eigene Geschichte erzählte mir eine Dame, die einen urspanischen Taufnamen sowie einen urspanischen Familiennamen trägt und dahin-

ter einen urdeutschen Vatersnamen. Dadurch geriet das Gespräch auf ihren Großvater.

Der kam als junger Mann mit Maximilian von Habsburg nach Mexiko und schickte seinem daheim gebliebenen Freund, dem Berliner Fabrikchemiker Karl Liebermann, eine kleine Schachtel mit Cochenille-Läusen, damit er sie analysiere. Er konnte sie per Post als Muster ohne Wert senden, zehn Centavos Porto, die Zeiten, da Thierry de Menonville beim Schmuggel Kopf und Hals riskiert hatte, waren längst vorüber. Drüben verfaßte Liebermann eine Abhandlung über die Cochenille und schickte sie dem Freund in Mexiko mit einer Widmung, dem Dank für das Paketchen, das den Anlaß zu der Arbeit gegeben. Bald darauf vernahm man, ein Karl Liebermann in Berlin habe die künstliche Cochenille erfunden, die synthetische Herstellung des Alizarins.

Bei diesem Punkt äußerte ich zu der Erzählerin, ihr Großvater müsse wohl sehr stolz darauf gewesen sein, eine solche Erfindung angeregt zu haben.

Stolz? Sein Leben lang wurde er die Angst nicht los, jemand könnte erfahren, daß durch seine Schuld Mexiko eine Wirtschaftskatastrophe von unvorstellbarem Ausmaß erlitt.

Der bedeutendste Ausfuhrartikel war plötzlich außer Kurs gesetzt. Während Deutschland mit dem Alizarin Millionen und aber Millionen erntete und die unbeschränkte Herrschaft auf dem Farbenweltmarkt errang, verfielen in Mexiko die Nopalerias; die Cochenille-Flotte, die den Transport nach Europa besorgt hatte, wurde abgewrackt; angesehene Exporthäuser bankrottierten. Wie hätte ein Mexikaner – und das war der Großvater der Erzählerin inzwischen geworden –, wie hätte ein Mexikaner nicht entsetzt sein sollen, dieses nationale Unglück herbeigeführt oder zumindest beschleunigt zu haben! Noch seine Enkelin bat mich, seinen Namen nicht zu nennen.

Einen von den Erben jenes Krachs, einen Nachkommen des größten Exporthauses für Cochenille, habe ich in der Stadt Oaxaca als Beamten des Fremdenverkehrsbüros getroffen. Im Verlauf unserer Bekanntschaft erzählte mir Señor Corres von seinem Vater, der in England studierte,

dort seine eigenen Pferde ritt und als Sohn des Cochenille-Königs von Mexiko Ansehen genoß. Bis er eines Tages nach Hause fahren mußte – im Zwischendeck.

Señor Corres, durch Herkunft und Amt dazu berufen, informiert zu sein, konnte meine Frage, ob sich irgendwo der Rest einer Cochenille-Plantage finden ließe, nicht beantworten. Dadurch nicht abgeschreckt, suchte ich das Dorf Cuilapan de Díaz auf, das einst ein Zentrum der Cochenille-Zucht war und heute ein Weberort ist, dessen Sarapes man nachsagt, sie seien noch immer mit Cochenille gefärbt. Aber ich fand in den Werkstätten nur die Originaltiegel einer nordamerikanischen Farbenfabrik.

## *VIII. Pharmakologie*

Für immer ist die Cochenille aus dem Exportgeschäft ausgeschieden, selbst als Heilmittel gegen Fleckfieber und Beulenpest kam sie aus der Mode.

Auf dem internationalen Medikamentenmarkt wird nur noch der Peyote-Kaktus gehandelt, die „Mezcal Buttons", der Zauberkaktus, über den ich Ihnen ein eigenes Kolleg lesen will. Eine überirdische Funktion wird auch manchen anderen Kakteen zugeschrieben, auf welche Sie bei unserer Exkursion in den Botanischen Garten von Chapultepec der Floricultur Sánchez de la Vega aufmerksam machte.

Die „Cardon", das heißt Distel, genannte Opuntie hängt man in den Dörfern über Tür und Fenster auf, um zu verhindern, daß die Dämonen eindringen und den Kindern das Blut aussaugen. In den Handtaschen städtischer Jungfrauen finden Sie oft die leichtgewölbte Spitze des Kaktus Lemaire cereus – ein unfehlbares Amulett gegen das Kinderkriegen. Das Totem des Jagdgottes Mixcoatl war ein topfförmiger, riesiger Igelkaktus, auf den, wie die Kodizes zeigen, die Menschenopfer gelegt wurden, damit sich ihr verströmendes Blut in die Gottheit ergieße; heute legt man in den Küstengegenden diesen Kaktus auf Wunden, die, so klaffend sie auch sein mögen, im Nu vernarben.

Auch in Europa glaubte man an die Heilwirkung der Kakteen. Zum Beweis sei eine Stelle aus Friedrich Hebbel

hier angeführt, obwohl ich sie vielleicht hätte dort erwähnen sollen, wo ich von den literaturgeschichtlichen Beziehungen des Kaktus sprach. In seinen Tagebüchern erzählt Hebbel:

„In Hamburg auf dem Stadtdeich kommt eines Morgens zu meinen Wirtsleuten, den alten Zieses, ein Bauernweib mit Gemüse. Sie erblickt auf dem Fenstersims eine Pflanze, eine Art Kaktus, setzt ihren Korb beiseite und kniet nieder. Dann sagt sie: ‚Das tu ich jedesmal, sobald ich diesen Baum sehe, denn ihm verdank ich's, daß ich wieder gehen und stehen kann; ich war gichtbrüchig wie Lazarus, da riet man mir, den Saft seiner Blätter auszupressen und zu trinken, und davon wurde ich wieder gesund.' "

## *IX. Ethnographie*

Längst leben die Kakteen in der Diaspora, fast alle auf allen Kontinenten, jedoch keineswegs allüberall zu der Menschen Freude. In Australien zum Beispiel, wo man die Wälder verbrennt, um den Schafen Weideland zu schaffen, hat sich ein Kaktus eingenistet, der auf deutsch „Feigendistel" und auf englisch „prickly pear" heißt, obzwar er weder mit einer Feige noch mit einer Birne nennenswerte Ähnlichkeit hat. Kaum einen Schafzüchter habe ich dort gesprochen, der diese Pflanze nicht mit australischen Flüchen bedacht hätte, weil sie dem Boden das Gras entzieht und mit ihren Dornen die Herden verletzt. „Aber, nur Geduld! Schon haben wir einem englischen Entomologen den Auftrag gegeben, einen Wurm zu züchten, der den bloody Kaktus auffressen wird mit bloody Stumpf und Stiel, mit bloody Haut und Haar."

In Mexiko hat der Kaktus keine solchen meuchelmörderischen Feinde, wenngleich er auch hier nur ein Unkraut ist, insofern ihn niemand anbaut, und er auch hier den Tieren Harm tut, die ihm zu Leibe rücken. Neben Orchidee und Bougainvillea und Rose steht er als Zierpflanze in Ehren und ist als Nutzpflanze unentbehrlich.

Wie sehr sich des Kaktus und des Menschen Leben wechselseitig bedingen, können Sie auf dem Land be-

obachten. Sie stehen vor einer Hütte, einer wie Hunderttausende, armselig mit armseligem Hof. Der Zaun aber ist prächtiger und sichernder als das Gitterwerk einer Villa. Grün gerippte, meterhohe Orgelkakteen sind aneinandergeschlossen zu einer Phalanx, durch die kein feindlicher Mensch und kein feindliches Tier zu dringen vermag, selbst eine Schlange nicht. Wollte jemand hinüberklimmen, flugs bekäme er Stacheldrähte zu spüren, die aus der Pflanze wachsenden Widerhaken.

Die Hütte hinter dem Zaun ist ebenfalls dem Kaktus entboren, wenn auch nicht dem gleichen, der den Hof umschließt. Als Ziegelsteine und als Schindeln sind die flachen ovalen Glieder der Opuntia robusta verwendet, die auch alles „hölzerne" Material für den Haushalt beisteuert, denn sie wird so hart und unverweslich wie Mahagoni.

Bei isolierten Indiostämmen tut der Kaktus alle Arten von Diensten. Im östlichen Chiapas stricken die Frauen mit Hilfe langer weißer Kaktusstacheln, und auf den Berghängen bei Guaymas dient ein Kaktusglied als Kamm und Bürste zugleich. Weil wir gerade von Haarpflege sprechen, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß auf allen Märkten Opuntien als Haarwaschmittel verkauft werden. Sie schützen gegen das Ergrauen, und mag das Gesicht der Indiogreisin noch so fahl sein, ihr glattes und in Zöpfe geflochtenes Haar glänzt schwarz wie in ihrem ersten Lebensjahr.

Lieblingsspiel mexikanischer Kinder ist der Stierkampf. Über Bürgersteig, Fahrbahn oder Spielplatz tobt ein hölzernes Gestell auf Rädern, der Stier. Zwei echte Hörner sind seine Waffe, aber zwischen ihnen und an den Flanken des Steckenstiers sind Kaktusglieder befestigt, in die der kleine Picador die hölzernen Lanzen stößt und schließlich der kleine Torero sein hölzernes Schwert.

## X. *Gastronomie*

Alle Gänge eines Mittagessens können aus Kaktus bereitet werden. Sogar das Fleisch wird von einer saftigen Scheibe der Opuntie täuschend vertreten, einer gleichen,

wie man sie als Salat anrichtet. Dieses Menü aus Kaktus wird auf einem Herd gekocht, der mit Kaktus geheizt ist.

Kaktusfrüchte wie Pitaya und Tuna sind das billigste Obst, man kann es auf allen Wegen pflücken. An Ständen auf der Straße und in Konfitürengeschäften kauft man es kandiert, als Gefrorenes, als Kompott, als Fruchtsaft, als Dulce de Bisnaga.

In diesem Zusammenhang muß ich wohl oder übel einer Sache Erwähnung tun, die nicht eben ins Gebiet der Gastronomie gehört, jedoch die Unverwüstlichkeit der Kakteen deutlicher dartut als alles andere. Auf der Tiburón-Insel im Kalifornischen Meerbusen (zum Staat Sonora gehörig) nähren sich die wilden, starken Seri-Indianer fast ausschließlich vom Feigenkaktus, Opuntia ficus indica, dessen Früchte sie in der Reifezeit heißhungrig in Unmengen verschlingen. Mit dieser Hemmungslosigkeit kontrastiert die fürsorgliche Maßnahme, die Resultate ihrer Verdauung gut aufzuheben. Das rettet sie, wenn die Saison des Mangels heranbricht, vor dem Hungertod. Denn dann suchen sie aus den inzwischen hart gewordenen Faeces die unverdauten Teile heraus, essen, verdauen und bewahren sie von neuem, um sie in der nächsten Hungerzeit wieder herauszuholen, zu essen und so ad infinitum.

## *XI. Hydrologie*

Sie wissen, meine Herren, daß ich gegenwärtig ein Lehrbuch über Mexiko schreibe, und ich habe es mit einer Abhandlung über den Mais begonnen. Denn so wie die Kultur Europas mit dem Anbau von Korn und wie die Kultur Asiens mit dem Anbau von Reis zur Welt kam, fängt diejenige Amerikas mit dem Zeitpunkt an, da der indianische Mensch Mais züchtet und zu diesem Behufe seßhaft wird.

Vorher muß jedoch dieser Mensch dagewesen sein, wenn auch nur als Nomade.

Wie war er ins Land eingedrungen, ohne zu verdursten, wer wies ihm die Richtung durch die Wüstenei zum wilden Mais, zum künftigen Bauplatz für Hütte und Dorf? Niemand anderer als der Kaktus. Er war's, der den Men-

schen hereinführte und eine brache Unendlichkeit zum blühenden Lande machte, und ich frage mich, ob ich ihn nicht doch dem Mais voranstellen sollte.

Noch heute, meine Herren, können Sie längs der Steppenwege Kaktusalleen bemerken, sofern Sie ihnen überhaupt einen Blick schenken. Meist verzichten diese Kakteen auf Blätterwerk und Zierat, sie halten sich gerade, senkrecht fast, um den Pfeilen der Sonne so wenig Fläche als möglich darzubieten. Manche verhüllen sich sogar mit einem Haarbüschel, einem verfilzten Schopf zum Schutz gegen Sonnenstich und Sonnenbrand. Abgehärtet, geradezu gegerbt ist ihre Haut, um keinen durstenden Sonnenstrahl hereinzulassen und kein Tröpfchen Wassers zu verschwitzen. Ihre Rippen haben eine raffinierte Form des Widerstands, die des Wellblechs, so daß der anstürmende Samum ihren Körper wohl biegen, aber nicht brechen kann. Von ihren Waffen gegen animalische Feinde haben wir bereits gesprochen.

Sie sehen, meine Herren, daß die Kaktusalleen im Steppengebiet die ältesten Denkmäler des Landes sind, älter als Gräberfunde oder Knochen vorsintflutlicher Ungeheuer. Niemand hat diese Alleen gepflanzt, sie haben die heutigen Wege umsäumt, bevor es die Wege gab. Entlang der Kakteenzeile liefen die Tiere, entlang dieser Zeile konnten sie nicht verdursten, entlang dieser Zeile folgte ihnen der Jäger.

Der Wanderer aß die erstaunlich saftigen Früchte der Wüstenpflanze und rastete, ich verwende hier Goethes Worte, an jenen „Oasen, die die pflanzenleeren Wüsten so beleben wie die Orchideen den trockenen Stamm der Bananenbäume und die ödesten Felsenritzen".

Wenn Sie, meine Herren, das Steinplateau von Coahuila durchwandern, kann Ihnen jeder Peón die ewige Methode zeigen, aus dem vegetabilischen Quell einen Trunk zu tun. Er gräbt einen Kaktus aus, spannt ihn zwischen zwei Steine und bohrt in die Mitte eine Öffnung. Dann zündet er die Pflanze an beiden Enden an, das Feuer treibt alle Flüssigkeit dem Loch zu, und diese tropft nun in den darunter gehaltenen Flaschenkürbis oder in die hohle Hand. Des dergestalt geschöpften Wassers ist nicht viel, und es schmeckt auch bitter – aber für einen Verdurstenden!

## *XII. Dialektik*

Vielleicht geht einer oder der andere von Ihnen, meine Herren, eines Nachmittags vor irgendeinem Provinzstädtchen spazieren, wohl um der Liebe willen. Sie achten nicht des staubigen und recht gewöhnlichen Gewächses auf den Hügelwellen, das weder Ihnen noch sonst jemandem in der Nähe einer Stadt wichtig ist. Sie lassen das Unkraut links liegen.

Aber ein paar Stunden später, in der Abenddämmerung, kehren Sie den gleichen Weg zurück und werden aufgeschreckt aus Ihren Gedanken oder Ihrer Müdigkeit durch Wogen leuchtender Strahlen. Plötzlich ist das staubige Unkraut zur Blüte aufgeschossen.

Sie schämen sich Ihrer Überraschung beim Anblick dieser Pracht, hätten Sie doch, Schüler der dialektischen Lehre, die Entwicklung des Gegensätzlichen erwarten sollen. Sie hätten wissen müssen, daß sich im revolutionären Punkt der evolutionären Entwicklung aus dem Elendesten der Erde die Blume des Schönen entfalten wird.

# DER NIBELUNGENHORT VON MEXIKO

> Diese Dinge sind alle köstlich, und ich hab all mein Lebtag nichts gesehen, was mein Herz also erfreuet hat. Denn ich hab darin gesehen eine wunderliche Kunst und hab mich verwundert ob der subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen. *Albrecht Dürer*

## *I. Wie man den Schatz fand*

Es war der 10. November 1519. Drei Tage vorher war Cortez mit seiner Truppe in der Hauptstadt Tenochtitlán eingezogen, und der Aztekenkaiser Moctezuma II., ebenso erschreckt wie gastfreundlich, hatte ihnen das Residenzgebäude seines verstorbenen Vaters zugewiesen, das an der Stelle des heutigen Monte de Piedad auf dem Zócalo stand. Die Spanier wollten innerhalb des Gebäudes eine Kapelle errichten, und Moctezuma stellte ihnen unverzüglich Arbeitsleute zur Verfügung – er besaß gute Gründe, Indios statt dieser Fremden in seinem Haus handwerken zu sehen.

Jedoch die Gäste schnüffeln bereits in den Räumen herum, und zur Begründung führen sie an: „Weil wir nun einmal von solchem Charakter sind, daß wir alles entdekken und alles wissen wollen, durchforschten wir, während wir nach einem würdigen Platz für den allerheiligsten Altar Ausschau hielten, alle Wände und Winkel sehr genau."

Dabei finden die so forschungsfreudigen und so gottesfürchtigen Blicke das, was sie in Wirklichkeit suchen. In einer Wand scheint eine Türe gewesen zu sein, die erst vor kurzem zugemauert und mit Lehm und mit brauner Farbe unkenntlich gemacht wurde. Skrupellos legen die Soldaten eine Bresche ins Mauerwerk und erstarren vor

einem Leuchten, das stärker ist als das der Mittagssonne. Hier ist der aztekische Nibelungenhort aufgespeichert, die Privatschatulle Moctezumas, die seines Vaters und der verpfändete Staatsschatz der Nachbarrepublik Texcoco.

Der brave Soldat Bernal Diaz del Castillo, der später die Augenzeugengeschichte der Konquista schreiben wird, ruft aus: „Die ganze übrige Welt zusammengenommen kann nicht so viele Kostbarkeiten besitzen!"

Cortez wird geholt. Er schließt die Augen, um nicht geblendet zu werden, er preßt die Zähne zusammen, um nicht zu schreien. Vor ihm liegt die Erfüllung. Vor ihm liegt der Lohn für das tolle Wagnis, für die unerträgliche Beschwer. Vor ihm liegt der Ablaß für alle Todsünden, begangen unterwegs. Vor ihm liegen der Heiligenschein für sein Haupt und der Harnisch gegen Neider und Feinde am spanischen Hof. Denn vor ihm liegt: die Gunst der hispanischen Majestät.

Aber Cortez stürzt sich nicht auf den Fund. Im Gegenteil, er läßt die Bresche zumauern, befiehlt allen strengstes Stillschweigen.

Beileibe keine moralische Regung leitet ihn bei diesem Befehl, die Beweggründe sind ganz anderer Art. Erstens könnte er keine Geschenke von Moctezuma verlangen, wenn dieser ihn im Besitz des Schatzes wüßte. Zweitens fürchtet Cortez die unheimlich bevölkerte Riesenstadt, in die er sich eingenistet hat – ein Raub des Kronschatzes würde das Fanal sein für den allgemeinen Angriff gegen die Räuber.

Erst nachdem Cortez den Kaiser Moctezuma aus dessen Palast in den „seinigen" geschleppt hat, erst unter dem Schutz einer solchen Geisel fühlt sich der Spanier sicher. Nun wird der Tresor wieder geöffnet.

Trotz der Bewachung stehlen zwei spanische Soldaten je einen Goldpokal, angeblich, weil sie kein Trinkgefäß besitzen. Die beiden kleinen Diebe sollen exemplarisch bestraft werden, Moctezuma interveniert jedoch für sie, um zu zeigen, daß niemand anderer als er der Bestohlene sei. „Deinen Landsleuten", sagt er zu Cortez, „steht meine ganze Schatzkammer zur Verfügung, mit Ausnahme der Gegenstände, die den Göttern gehören."

Als aber ein Wachposten den gefangenen Moctezuma beleidigt, lehnt er es ab, sich für die Milderung der von Cortez verhängten Prügelstrafe einzusetzen. „Ich würde ebenso verfügen, wenn sich in meinem Haus jemand gegen Cortez verginge. Freundschaft, Gastlichkeit und Treue sind die heiligsten Pflichten." Damit spricht er nicht nur einen Vorwurf gegen die Untreue des Cortez aus, sondern auch ein ethisches Prinzip.

Der gefangene Aztekenkaiser wird gezwungen, auf alle seine Staatseinnahmen zugunsten des Königs von Spanien zu verzichten und ihm den Vasalleneid zu leisten. Freiwillig fügt Moctezuma als Geschenk an die Madrider Majestät den Kronschatz hinzu. (Den hätte er allerdings von Cortez nie zurückbekommen.) Bei dieser Schenkung schärft er Cortez ein: „Sorge dafür, daß in euren Annalen geziemend verzeichnet wird, Moctezuma habe dieses Geschenk eurem Herrn geschickt."

Die Kleinodien werden in die Thronhalle geschafft. Noch heller als jenseits der Bresche funkeln und blitzen im offenen Saal die Schätze einzeln und der Schatz als Ganzes. Drei Hügel werden aufgeschichtet, ein Hügel aus goldenen Körnern, ein Hügel aus goldenen Barren, ein Hügel aus Objets d'art.

Einige Beweisstücke für die kunstgewerbliche Meisterschaft der Indios hatte Cortez schon heimgesandt, bevor die Schatzkammer entdeckt war, und unter denen, die sie in Europa bestaunt, waren die beiden kunstverständigsten Männer des Zeitalters. Albrecht Dürer schreibt aus Brüssel seine Begeisterung über die „subtile Ingenia" der Indianer, und Benvenuto Cellini bewundert eine Fischskulptur aus Mexiko, die König Karl V. dem Papst geschenkt. Der Meistergoldschmied kann sich nicht erklären, mit welcher Methode der silberne Fischkörper und sein goldenes Schuppenwerk gleichzeitig gegossen werden konnten.

Ihren Kunstreferaten macht nun der Bericht Konkurrenz, den Cortez über die aztekischen Kaiserschätze schreibt. Noch höher als der Materialwert sei ihr Kunstwert. „So wunderbar und unschätzbar sind sie in ihrer Originalität und Sonderbarkeit, daß keiner der uns bisher bekannten Fürsten der Welt Objekte von solcher Qualität besitzen

kann." Übertreiben darf Cortez in diesem Rapport nicht, denn er ist an Karl V. gerichtet, der die Schätze bald erhalten soll. Wehe Cortez, wenn er im Adressaten zu hohe Erwartungen erweckte oder gar dessen Enttäuschung!

Obwohl Moctezuma mit betonter Ausdrücklichkeit die Reichtümer seinem neuen Souverän geschenkt hat, liegt den Soldaten des spanischen Königs nichts ferner, als auf sie zu verzichten. „Laßt uns gleich teilen", rufen die Landsknechte in so entschiedenem Ton, daß sich kein Widerspruch erhebt.

Die Spanier verlangen Gewichte; aber siehe da, die Indios, Meister in der Herstellung astronomischer Meßinstrumente, kennen dieses Krämermittel nicht. So müssen sich die weißhäutigen Kreuzritter dazu bequemen, ihre Waagen und Gewichte selbst zu fabrizieren. Inzwischen lassen sie von den Goldschmieden der Stadt Atzcapotzalco das Gold einschmelzen, mit Ausnahme der Geschmeide, deren Kunstwert in die Augen springt. Eiserne Stempel werden hergestellt, um die Barren mit dem kastilischen Wappen zu punzieren; ein Exemplar dieser Prägestöcke hat sich, o Ironie, bis heute in Mexiko erhalten.

Nicht weniger als 162 000 Goldpesos beträgt der Wert des Schatzes, was der Historiker William Prescott vor hundert Jahren einem Betrag von etwa sechseinhalb Millionen Dollar oder fast anderthalb Millionen Pfund Sterling gleichgesetzt hat. Von diesem Reichtum wird zuvörderst ein Fünftel für den König von Spanien beiseite gelegt. 32 400 Goldpesos. Viel Geld! Soviel nennt damals kein Potentat in Europa sein eigen – was Karls V. beide Großväter, Ferdinand von Aragonien und der deutsche Kaiser Maximilian, hinterließen, reichte nicht aus, um ihre Begräbnisse zu bezahlen.

Bislang hatten die europäischen Monarchen nur in der Alchimie die Hoffnung gesehen, ihre Zivilliste aufzubessern oder den Staatsbankrott zu vermeiden. Nach dem Bericht des Cortez beginnen sie an eine andere Wunderheilung des Finanzwesens zu glauben: an exotische Kronschätze.

Wie sehr der Schatz des Moctezuma die Fürsten der Alten Welt zweieinhalb Jahrhunderte lang beschäftigte, geht aus einer Randbemerkung Friedrichs II. von Preußen

hervor. Er schrieb sie am 12. Mai 1773 auf eine Eingabe, die eine staatliche Subvention für die Errichtung einer Sammetfabrik in Potsdam verlangte:

„Ich habe kein geldt und wer kann alle Tage Solche fonds zu fabriquen geben? Das kann der Moctezuma nicht ein mahl."

Die Landsknechte des Cortez sind keine Fürsten mit Sorgen ums Budget. Wegwerfend lächeln sie, als von ihrer Beute ein Fünftel für ihren König bestimmt wird. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, der Rest gehört ja uns, gehört uns zu gleichen Teilen, genug, um unser Leben lang als Caballeros zu leben.

Ja, Pustekuchen! Cortez beansprucht gleichfalls ein Fünftel, und in der Tat hat er im Feldzug mehr geleistet als der König. Ein drittes Fünftel wird als Spesenvergütung abgesondert, teils für Cortez selbst, der sein Vermögen in die Kampagne gesteckt hat, teils für seinen Todfeind Diego Velásquez, den Gouverneur von Kuba. Der hätte nämlich das Recht zu einer Klage, die dem Beklagten Kopf und Kragen kosten kann. Cortez hat ihm die Flotte entführt, um den Piratenzug nach Mexiko selbst zu unternehmen, und diese Flotte hinter sich verbrannt, als er gelandet war. Auf solche Delikte steht Tod von Henkershand. Nur wenn Cortez aus freien Stücken den Schaden ersetzt, kann er vielleicht dem Schafott entrinnen.

Murrend sehen die Soldaten drei Fünftel der Beute davonschwimmen. Als über das vierte Fünftel verfügt wird, geht ihr Ärger in Wut über. Es soll zum Teil nach Veracruz gehen, wo ein Detachement zurückgeblieben ist, teils soll den Offizieren ein Prämium ausgezahlt werden sowie den Artilleristen und Arkebusieren.

Nur das letzte Fünftel bleibt zur Aufteilung an die Mannschaft. Das sind hundert Goldpesos pro Mann, in der Tat, ein beleidigend niedriges Honorar für die Eroberung eines Dorados, für die verfluchte Bekehrung von Heiden.

Manche lehnen den Schandlohn einfach ab, alle toben. Sie toben über Ungerechtigkeit, sprechen von Betrug und Unterschlagungen, die von Offizieren vor der Punzierung verübt worden seien. Diese Beschuldigung macht sich der

königliche Schatzmeister zu eigen, es kommt zu einem Duell und wäre zu weiteren gekommen, wäre Cortez nicht dazwischengefahren. Dazwischen fährt er auch in die Rebellion der Truppe, kämpft sie nieder mit der Macht seines Wortes.

Wenngleich widerwillig, kehren die Soldaten zum Dienst zurück. Suff und Kartenspiel sind heut wilder als je. Im Mondlicht verspielen die meisten das Gold, das ihnen im Sonnenlicht zugesprochen ward, die Juwelen werden getauscht, verschachert oder als Liebeslohn hergegeben. Vier Fünftel des Schatzes aber schlafen noch im Palast.

## *II. Das Gold flüchtet*

Wie rettet man den Schatz, wenn man flüchten muß?

Denn flüchten muß man. Die Stadt steht in bewaffnetem Aufruhr, das Quartier der weißen Eindringlinge ist belagert, der Kaiser Moctezuma wurde, als er sein Volk beschwichtigen wollte, von seinem Volk zu Tode gesteinigt.

Flüchten muß man. Cortez befaßt sich mit den Schätzen. Wie rettet man sie?

Die Kleinodien, aus denen das Fünftel des hispanischen Königs besteht, läßt Cortez einschmelzen und übergibt die Barren unter genauen Kautelen den spanischen Kronbeamten, als ahnte er, daß ihm dereinst wegen des Schatzes der Prozeß gemacht werden wird. Ein Protokoll wird aufgenommen über die Maßnahmen, den Anteil Seiner Majestät auf der bevorstehenden Flucht besonders zu schützen. Unter den Soldaten, Tragtieren und Munitionskarren hat Cortez eine Auswahl für den Transport des Schatzes getroffen, die Eskorte in die Mitte des Zuges und sich selbst zu ihr eingeteilt.

Die Soldaten, soweit ihnen von der Beute etwas blieb, lassen diese durch die Goldschmiede von Atzcapotzalco in Halsketten verwandeln. Unermeßliche Teile des Schatzes bleiben auf den Fliesen des Palastes. „Nehmt davon, was ihr wollt", sagt Cortez zu seinen Leuten, „eines bedenkt jedoch: Wer am leichtesten reist, reist am sichersten." Die erfahrenen Schnapphähne wissen, wie berechtigt diese Worte

heute sind. Gefahrvoller als alles bisher wird die Flucht sein. Nur verhältnismäßig wenig stopfen sie in ihre Taschen. Mit welchem Blick, mit welchen Gedanken mögen sie aus der Türe gehn! Noch ein Griff, und sie wären reich.

Diese Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli 1520 läßt sich an wie Schauernächte in den Räuberromanen. Regenmassen stürzen nieder, die Berge, die das Tal umschließen, spielen Fangball mit den Blitzen und den Donnerschlägen. Aber wenn's weiter nichts wäre ...

Der Heerbann, der unbemerkt aus der Stadt verschwinden wollte, fühlt sich von unheimlichen Gewalten umzingelt. Augen halten Spalier, Zehntausende, vielleicht hunderttausend Augen in unsichtbaren Gesichtern. In dieser durchlöcherten Finsternis bewegt sich der Abmarsch auf dem Dammweg Tlacopan, der heutigen Calle Tacuba.

Eine tragbare Brücke ist mitgenommen worden, die über die Durchstiche gelegt werden soll. Beim ersten, dort, wo heute das Hauptpostamt ist, tut sie ihre Pflicht. Als man sie jedoch wieder hochheben will, bewegt sie sich nicht. Zu tief hat das Gewicht der beladenen Dreierreihen, der Geschütze und eines mit Gold gefüllten Munitionswagens die Brücke ins Erdreich gedrückt.

Und während die Marschkolonne stockt, geht spontan die Attacke der Indios los, aus den Kanoes unten, von den Dächern oben saust das schwarze Lavaglas der Pfeile und Lanzen; Steine, wahre Felsstücke, prasseln nieder, gezackte Schwerter hacken in Schädel, braune Hände würgen weiße Hälse.

Flüchte, wer kann. Aber wohin? Ein Rückwärts gibt es nicht, ein Seitwärts gibt es nicht, und das Vorwärts ist gespalten in tiefe, steile Abgründe, voll vom Wasser des Sees. Um ans andere Ufer zu schwimmen, muß man sich des Wamses entledigen, das gegen Pfeile, und des Panzers, der gegen Lanzen schützt, nachher der Waffen und schließlich – es geht nicht anders – der güldenen Beute. Klirrend fallen die Halsketten und Juwelen auf den Dammweg, rollen die Böschung hinab, versinken im Wasser.

Dem Mammon nach stürzen Mensch und Roß, schon tot oder ertrinkend; es fallen achthundertsechzig Mann der kastilischen Infanterie, mit ihnen die Kugelbüchsen; sechs-

undvierzig Kavalleristen, mit ihnen die Pferde; zwanzig Artilleristen, mit ihnen die Kanonen; viertausend Indios, Hilfstruppen aus der Provinz Tlaxcala. Die andern kommen durch, unter ihnen Cortez, der auf seinem Roß über das Seeufer hinaussprengt. Als er aber Meldung bekommt, wie schwer das Zentrum bedroht ist und damit der Schatz, da prescht er durch das Chaos zurück, sein Reitersäbel schlägt nach rechts und links, die Angreifer werden von Panik ergriffen.

So verläuft die triste Nacht, die Flucht der Spanier aus dem Bezirk des Sees, von den Lagunen und den Inseln, nach Nordwesten. Mit den Worten des heutigen Stadtplans zu sprechen: durch die Calle Tacuba, hinter dem Palacio de Bellas Artes und der Alameda, durch die Straßen Hidalgo und Puente de Alvarado nach der Vorstadt Tacuba.

Dreimal macht das abziehende Heer in der Bannmeile der Hauptstadt halt. Später, nach ein paar Jahren, werden die Spanier an diesen drei Rastplätzen Fundamente ausheben für Gedenkbauten und um nach dem unterwegs verlorenen Raub zu graben.

Erste Haltestelle der Flüchtenden ist die heutige Ecke der Avenida Hidalgo und Calle Zarco. Die dort erbaute Kirche ist dem heiligen Hippolit geweiht, an dessen Namenstag, ein Jahr nach der tristen Nacht, die Aztekenhauptstadt wiedererobert wurde. In der „Kapelle der Märtyrer" sind die Gebeine der in der Schauernacht gefallenen Weißen zusammengetragen worden, jeder im Rest seiner Uniform und mit dem Rest seiner Habe – daß nichts vom Schatz dabei war, läßt sich annehmen. Bei der Einsegnung wurden sie als Märtyrer gepriesen, weil sie während der Bemühung starben, die heidnischen Azteken für das ewige Seelenheil zu retten – daß von der Bemühung der Märtyrer, den Goldschatz der Heiden für sich zu retten, nichts erwähnt wurde, läßt sich gleichfalls annehmen.

Im Vorgarten der Kirche will eine steinerne Skulptur glauben machen, die Terrorherrschaft der Weißen sei die Strafe für die Sünden der indianischen Systemregierung gewesen: Ein Adler trägt in seinen Fängen einen Meldegänger durch die Lüfte, der das rote Staatsoberhaupt vor

der Weiterführung der bisherigen Politik warnen soll. Moctezuma habe jedoch die Warnung dorthin geschlagen, woher sie kam, nämlich in den Wind.

An der Stelle, wo sich der Leutnant Pedro de Alvarado auf seiner Lanze über den Kanal geschwungen haben soll, machte die Weltgeschichte einen noch größeren Sprung: vom Jahre 1520 bis zum Jahre 1870, von Mexiko nach Metz. Auf der Südseite der heutigen Calle del Puente de Alvarado steht ein Palast, Hochzeitsgeschenk Kaiser Maximilians an den vierundfünfzigjährigen Bräutigam einer sechzehnjährigen Braut; er heißt François Achille Bazaine und ist Marschall von Frankreich; sie, Carmen de Peña, ist das schönste Kreolenkind in Mexiko. Im Palast feiern sie die Brautnacht, die Flitterwochen und die Honigmonde, die sie auf der Heimreise über den Ozean und in Frankreich fortsetzen, bis der Marschall immer knieweicher und lendenlahmer wird und schließlich im Deutsch-Französischen Krieg nicht mehr die Kraft aufbringt, irgendeinen Befehl zum Widerstand gegen die Deutschen zu geben.

Hernán Cortez und seine Truppen hatten sich von ihren mexikanischen Beutemädchen nicht unterkriegen lassen, auch auf der Flucht verloren sie weder Knochenmark noch Gehirnsubstanz. Weiter zogen sie auf dem aztekischen Aquädukt, der durch die heutige Straße Ribera de San Cosme bis Chapultepec führte, und zerstörten ihn hinter sich, so gut es ging.

In Popotlan ralliierten sie ihre Reste. Popotlan ist heute eine Vorstadt der Vorstadt Tacuba und mit dem Autobus vom Zócalo in ungefähr ebensoviel Minuten zu erreichen, wie die fliehenden Cortezianer Stunden brauchten.

An der Endstation steht der einzige Überlebende jener unglückseligen Nacht. Aber Zeuge schweigt, als ob er aus Holz wäre, und das ist er auch. Sein Eigenname lautet: „Árbol de la noche triste" und sein Familienname: „Ufergreis", was eine Übersetzung des indianischen Wortes Ahuehuete ist.

Unser Ufergreis war schon ein Greis, als unter seinen Ästen der geschlagene Cortez saß und der Sage nach weinte. Vielleicht aber hat Cortez gar nicht geweint, sondern im Wurzelwerk dieser Sumpfzeder, deren Wieder-

findung nicht zu verfehlen war, die Schätze vergraben, die er bis hierher geschleppt.

Ein deutsches Mexikobuch verübelt es den Mexikanern, daß sie kein Mitgefühl für den höherrassigen Cortez empfinden, die Stätte seiner Trauer nicht genug verehren. Wörtlich: „Das heutige, entartete Geschlecht der Mexikaner, durch Negerblut verdummt, lacht über das allgemein Menschliche. Vor wenigen Jahren brannte man die Zeder an. Die Nordamerikaner, welchen das Land über kurz oder lang zufallen muß, spotten auch. Traurig hängen die Zweige des im Herzen getroffenen Baumes herab. Ein Gitter und die Polizei muß ihn schützen." (Dr. Joseph Lauterer: „Mexiko, das Land der blühenden Agave einst und jetzt".)

Die Legende von Tacuba erzählt, auf dem Grund des Weihers von Zancopinca glitzere der Schatz des Moctezuma und verlocke den Fischer oder Schiffer, sei er auch kühl bis ans Herz hinan, hinabzutauchen. Die Nixe aus dem Weiher von Zancopinca ist zum Unterschied von jener in Goethes Fischerballade nicht anonym: es ist Malinche, die Geliebte des Cortez. Weil sie ihr Volk verriet, darf sie nicht bei den Sternengöttern weilen, sondern muß spuken auf ewig im trüben Weiher der Hacienda San Cristóbal Azpetia. Dort lockt sie in den Tod mit dem Gold, das die wahre Triebkraft der Eroberungslust, des Bekehrungseifers und der Frömmigkeit ihrer weißen Freunde war.

### *III. Das große Suchen*

Die traurige Nacht währte eine volle Woche, und dann erwies sich, daß sie nicht die entscheidende und endgültige Niederlage der Spanier war. Am Tage nach dem Abzug mußten sie, um sich eine Nächtigungsstation zu sichern, das indianische Vorwerk auf dem Hügel von Naucalpan berennen; ein paar Jahre später wird es eine bärbeißige Zitadelle mit Bastionen sein, als Kirche getarnt und zu weiterem ideologischem Schutz mit einer Statue versehen, „Nuestra Señora de los Remedios de Méjico". Die zugehörige Legende schreibt die Auffindung der Madonna

einem getauften Kaziken zu, der sie unter einer Agave erspäht und unter seinem Mantel nach Hause getragen habe, „so glücklich, als trage er den Schatz des Moctezuma".

Uneinnehmbar ragt die fromme Zitadelle noch heute über einer unendlichen Landschaft, die auch ohne Krieger und ohne Schlachten heroisch ist. Kirche und Kloster beherrschen von karger Höhe aus die kargen Höhen, die sie umringen; kein Baum, kein Strauch hindert den Ausblick auf die viele Meilen entfernte Hauptstadt. Ganz nahe der Kirche überbrückt ein Renaissance-Aquädukt eine tiefe Schlucht. Auf beiden Seiten strebt in Spiralen je ein Wasserturm dem Himmel zu, jedoch auch diese gewundenen Rundtürme verstellen das Blick- und Schußfeld nicht, denn ihre Basis liegt tief unter der sakralen Bastion. Ringsum klaffen künstliche Erdhöhlen, Unterstände, vielleicht von den Spaniern ausgehoben, vielleicht aber von den Revolutionären, die dreihundert Jahre später die Spanier vertrieben.

Anno 1520 vermochten die Truppenreste des Cortez diese Höhe ein paar Tage und Nächte zu halten. Aber eine Woche nach der tristen Nacht ward ihnen im Tal von Otumba eine Schlacht aufgezwungen, eine aussichtslose, hoffnungslose Verteidigungsschlacht gegen das ganze Aufgebot der Azteken- und Otomí-Indianer, zweihunderttausend Mann.

Fern im Hintergrund, in einer offenen goldenen Sänfte stehend, befehligte Cihuaca, der Feldherr der Azteken, die Schlacht. Die Übermacht und der Mut seiner Armee hatten den Ausgang bereits entschieden; zwanzigtausend waren gefallen, zumeist Spanier und ihre tlaskalischen Partner, der Rest von Cortez' Truppen kämpfte nur weiter, um sich den sicheren Tod so teuer wie möglich bezahlen zu lassen und um nicht auf dem Opferaltar geschlachtet zu werden.

Čihuaca war im Begriff, das Banner zu entfalten mit dem Emblem „Der Sieg ist errungen", als sich ein Vorfall ereignete, den nur Homer singen könnte. Cortez erspähte den Indiomarschall und galoppierte im selben Augenblick auf ihn zu, mitten durch die ineinander verbissenen Phalangen, ohne sich auch nur durch einen Lanzenstoß oder

einen Schwertstreich aufzuhalten. Erst am Ziel führte er den Lanzenstoß, und ihm folgte der Schwertstreich, der das braune Haupt vom braunen Rumpf trennte. Cortez war's nun, der die Zielfahne schwenkte, die Azteken sahen das Siegessignal in der weißen Hand, und davon jagten sie, wie von Dämonen gepeitscht.

Am Rand der Ebene von Otumba liegen Ortschaften, welche heute für heiratslustige Ausländer von einiger Wichtigkeit sind, weil die Gemeindevorsteher dort für die Trauungszeremonie etwas bescheidenere Gebühren und weniger Dokumente verlangen als ihre Kollegen in anderen Bezirken. Dafür müssen freilich die Trauzeugen und das ungeduldige Brautpaar oft stundenlang warten.

Die Sehenswürdigkeiten der Gemeindestube sind rasch besichtigt, denn sie bestehen nur aus einem Glasschrank mit Pistolen und Projektilen aller Altersklassen, konfisziert den Verbrechern oder Gegnern der offiziellen Kandidaten bei Gouverneurs- und Parlamentswahlen; diese Waffen harren ihrer einzelnen oder gemeinsamen Auferstehung, eine Scheibe des Schranks ist bereits herausgebrochen.

Draußen der Marktplatz ist wahrhaftig kein Marktplatz der Sensationen – eine Pfarrkirche, ein Kloster, das jetzt als Schule dient, der unvermeidliche Musikpavillon, ein Laden der Konsumgenossenschaft, ein paar private Geschäfte und eine Pulquería. Vor dem Ort wächst der Pulque und nichts als der; Quadratmeilen von Agaven, eine unendliche Ebene, in der Ferne begrenzt von den berühmten Pyramiden Teotihuacans und von den Silberbergen Pachucas, die sich, wie alle Berge Mexikos, in schärferer Konturierung vom Himmel abheben als diejenigen Europas; hermelinweiß und königlich streng überblicken die Pulque-Haciendas das von ihnen beherrschte weite Schnapsreich.

Aus Langerweile identifiziert der Trauzeuge die Agavenplantagen mit dem Schlachtfeld. Nach scharfem Umherspähen bemerkt er links die Hügelwelle, wo damals der Feldherr der Azteken statt des Sieges den Todesstreich empfangen haben könnte. Neugierig geht unser Trauzeuge näher, bis er durch das Spalier der Agavenstauden etwas Weißliches schimmern sieht. Es stellt sich als ein un-

geschlacht aus Steinen gefügtes Kreuz heraus, auf dessen Sockel, einem vermörtelten Steinhaufen, einmal eine Inschrift gewesen sein muß. Lesen kann man sie nicht, wenn man nicht zufällig einen Blaustift bei sich hat und mit diesem die Vertiefungen entlangfährt. Zufällig hat unser Trauzeuge einen Blaustift bei sich, und so ergibt sich ihm blau auf grau das Folgende: „Acción librada entre Cuauhtémoc y Hernán Cortez. Julio 7 de 1590".

Mit der anderen Seite seines Blaustifts, die ein Rotstift ist, könnte unser Trauzeuge in dieser Inschrift zwei grobe Fehler anstreichen: erstens war an jener Aktion Cuauhtémoc, der Nachfolger Moctezumas, nicht beteiligt, und zweitens wurde die Aktion nicht am 7. Juli 1590, sondern am 7. Juli 1520 geliefert. Wahrscheinlich war der Steinmetz mit der neuen Zeitrechnung noch unvertraut, und sein Auftraggeber kannte den Namen des Feldherrn nicht, der die erste Feldschlacht der Hemisphäre zwischen Rothaut und Bleichgesicht, die letzte Feldschlacht zwischen Urzeit und Neuzeit verloren hat.

Unaufhaltsam konnten damals die spanischen Sieger, die bislang in die ferne schifflose Hafenstadt Veracruz zu flüchten gedacht hatten, wieder zur Kapitale ziehen. In konzentrischen Kreisen wurden drei Monate lang die Häuser demoliert, der Schutt zur Ausfüllung der Kanäle verwendet, der Trinkwasserzufluß abgeschnitten und verhindert, daß die Belagerten ihre Leichen begruben, auf daß die Pest vollende, was Durst und Hunger begonnen.

Oft schallte von den Dächern den Belagerern ein Zuruf ans Ohr. Er bestand aus zwei spanischen Worten: „oro" und „agua". Das sollte besagen, das Gold sei ins Wasser versenkt worden. In der stereotypen Wiederholung dieser Mitteilung lag nicht nur Hohn der Untergehenden. Die naiven Indios hofften, der Eindringling würde abziehen, wenn er erführe, die Moctezuma-Schätze seien ihm verloren. Daß es noch andere Motive für seine Eroberungslust gab, hatten die Indios nicht bemerkt.

Am 13. August 1521, dem Tag des heiligen Hippolit, fiel die Hauptstadt in den Besitz der Europäer. Die rannten zunächst in den Palast, den sie ein Jahr vorher bewohnt hatten, rannten hin, um sich wieder des Schatzes zu be-

mächtigen. Aber nichts mehr war da, keine Spur davon. Soviel man auch fragte und forschte, „oro – agua". Das Gold war zu Wasser geworden.

Die Soldateska schäumte vor Wut, denn die Gier, den Schatz wiederzusehen, hatte sie beseelt, hatte sie aller Unbill des Lebens und aller Gefahr des Todes spotten lassen, hatte sie zu jenen verzweifelten Leistungen aufgestachelt, welche man in den Chroniken Heldentaten zu nennen pflegt. Und nun haben sie ihren Lohn dahin.

Verdachte und Gerüchte schwirrten durch das Lager. Sicherlich habe Cortez den Tesoro für sich beiseite geschafft. „Ein Fünftel ist für den Marschall nicht zuwenig / Ein zweites Fünftel nehm ich als König / Ein drittes Fünftel braucht mein Weib ..." So sangen die Pasquille, so stand's am Morgen auf der Kasernenmauer.

Der Wille des spanischen Kriegsvolks heischte, daß man den gefangenen Aztekenkaiser Cuauhtémoc (Cuautemotzín) hochnotpeinlich nach dem Versteck des Schatzes inquiriere. Angeblich mochte Cortez zunächst nichts davon hören, hatte er doch eben Cuauhtémoc, dem heldenhaftesten seiner Gegner, zugeschworen, daß er sich als seinen ewigen Freund betrachte. Als aber auch der königliche Oberrechnungsführer Alderete, sozusagen als Sprecher des Madrider Hofs, gebieterisch ein Verhör nach den Methoden der heiligen Hermandad forderte, ließ Cortez seinen „ewigen Freund" und mit ihm den Kaziken von Tacuba in die Folterkammer schleppen.

Dort fachten die Büttel unter den Füßen der beiden Opfer Feuer an. Als der Kazike sein Fleisch brennen fühlte, begann er zu stöhnen. Cuauhtémoc verwies ihm solch unmännliches Zeichen der Schmerzen, der gleichen Schmerzen, die er selbst litt. „Glaubst du denn, daß ich mich wie in einem Dampfbad fühle?"

Der Kazike, dem Verbrennungstod nahe, gab schließlich an, das Gold sei in seinem Palast vergraben. Man band ihn los und brachte ihn nach Hause. Dort jedoch gestand er ein, gelogen zu haben in der Hoffnung, den Tod unterwegs, also unter weniger entsetzlichen Qualen zu finden.

Aus Cuauhtémoc kriegte man nichts heraus als die Mitteilung, er habe die Schätze des Moctezuma in den See

werfen lassen, wo sie niemand bergen könne. Die Folterknechte mußten ihn unverrichteter Dinge losbinden.

Bronzefarben wie er war, beherrscht Cuauhtémoc heute die Prunkstraße Mexikos, den Paseo de la Reforma. Auf einem Relief des Sockels sieht man seine Folterung, sein Besieger und „ewiger Freund" steht dabei, das einzige Denkmal für Cortez in dem von ihm eroberten Land. Nicht einmal ein Grabmal hat er. Während des Unabhängigkeitskrieges exhumierten die Spanier seine Gebeine aus der Kirche von Jesus Nazareno in Mexiko, und seither kennt man weder das Versteck des Cortez noch das Grab des Schatzes.

Cortez und nach ihm andere suchten auf dem Grund des Texcoco-Sees, suchten in den Brunnen des Kaiserpalastes, suchten in den schwimmenden Gärten von Xochimilco, suchten mit Wünschelruten und Spürhunden im urwaldlichen Park von Chapultepec und suchten auf dem schwarzen Lavafeld Pedregal. Aber bis zum heutigen Tag wurde nichts gefunden vom Schatz des Moctezuma.

# INTERVIEW MIT DEN PYRAMIDEN

Im allgemeinen ist es schwer, ja unmöglich, mit Pyramiden ins Gespräch zu kommen. Will man sich aber dem Beruf eines Pyramiden-Interviewers widmen, dann darf man sich durch Unmöglichkeiten nicht abschrecken lassen, muß man daran denken, daß eine Pyramide immer etwas zu sagen hat, einmal, weil in ihrem Innern eben ein Fund gemacht, ein andermal, weil sie, die Pyramide, überhaupt erst jetzt entdeckt wurde.

Solche Entdeckungen sind im Konkurrenzland, in Ägypten, nicht möglich. Übergangslos richtet sich dort die Pyramide aus der Wüste auf, sie kann ihren Kopf nicht in den Sand stecken, so nahe der Sand auch liegt. Und sie will gar nicht. Ist es doch ihre raison d'être, sich von der unendlichen Horizontale zu lösen, sich aus der Fläche in den Raum zu heben.

Anders in Anáhuac, dem Hochtal in Mexiko. Hier ward nicht auf Sand gebaut, und der Bauplatz war nicht so glatt zu haben. Häufig erhoben sich neben den künstlichen Hügeln und Bergen natürliche Pyramiden: Hügel oder Berge. Diese Nachbarschaft rettete vielen der künstlichen Pyramiden das Leben, als die Anti-Pyramiden-Menschen nach ihnen fahndeten, um sie zu demolieren.

Manchenorts taten schon vor Einlangen der europäischen Tempelstürmer die Vulkane das Tarnungswerk, die bargen die Pyramiden unter Lava.

## I

So erging es der Rundpyramide Cuicuilco, welche bis jetzt das älteste Bauwerk Amerikas ist. Deshalb ist sie die erste, die der Interviewer aufsucht auf ihrem weitläufigen, unheimlichen Grundstück von Basaltblöcken und Lavastücken am Südrand der Stadt Mexiko, dem Pedregal.

Zunächst fragt er die Pyramide nach ihrem Alter. Sie

schweigt. Der Kustos, der seine Hütte in ihrem Schatten gebaut hat, beharrt darauf, daß seine Pyramide achttausend Jahre alt sei. Geologen haben die Lavaschichten geprüft, in denen sie steckt, und ihre Aussage widerspricht nicht der lokalpatriotischen des Kustos. Achttausend Jahre!

„Wann hat der Ajusco Sie verschüttet?" fragt der Interviewer in die Höhe hinauf.

„Es war nicht der Ajusco", faucht es von oben herab.

Der Ajusco ist der Riesenberg an der Peripherie der Stadt Mexiko. Sonntagsziel der Alpinisten (die in Lateinamerika „Andenisten" heißen, weil hier die Anden immerhin näher liegen als die Alpen). Des Ajusco feuerspeiendes Vorleben scheint sich noch manchmal zu regen, wenigstens melden es Bergsteiger den Zeitungen. Bei dieser Gelegenheit wird die Vergangenheit des Ajusco hervorgeholt. Schon einmal habe er die Hauptstadt vernichtet, die damals südlich von der heutigen stand. Nichts blieb von der Stadt als das Geröll, das sie begrub: der Pedregal, und derjenige, der die Tat verübte: der Ajusco.

Und nun erfährt der Interviewer von authentischer Seite: „Nicht der Ajusco."

„Nicht der Ajusco? Wer sonst?"

„Der Xitli." Haßerfüllt klingt diese Anklage gegen Xitli, den harmlos auf der anderen Seite der Landstraße stehenden Hügel. Der also ist es, den sein Ebenbild von Menschenhand bezichtigt, er habe sie in siedender Lava zu ertränken versucht.

Viel Galle hat der Xitli in seiner Wut gegen den Promethidenbau von nebenan gespien – nicht weniger als zehn Meter dick ist das Lavafeld rings um die Pyramide. Aber sie stand auf einem Hügel, der sieben Meter hoch war, und so vermochte der Vulkan die Pyramide kaum bis zur Kniehöhe zu verschütten.

Vielleicht hätten die Einwohner ihren Tempel von dieser Fußfessel lösen können – wenn es noch Einwohner gegeben hätte. Es gab sie nicht mehr. Sie lagen unter der zehn Meter dicken Grabplatte. Wohl waren manche zur steinernen Mutter geflüchtet, hatten versucht, ihren Leib emporzuklimmen, aber tödlich drangen der Hauch des Schwefels und der Qualm des schmelzenden Gesteins hoch

über die Kegelspitze hinaus. Hätte jemand da oben das Ende des Feuerregens überlebt, so wäre er nachher verhungert und verdurstet, denn durch das schäumende Lavameer konnte kein Helfer nahen.

Ehe die Wellenringe der Lava erkalteten und zu den schwarzen konzentrischen Kreisen wurden, auf denen man sich heute bewegt, vergingen Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende. Wie viele? Die Pyramide weiß es, aber nachdem sie die Beschuldigung ausgestoßen, daß der Xitli ihr Mörder war, hüllt sie sich wieder in Schweigen.

## II

Des Pyramiden-Interviewers nächstes Ziel ist Teotihuacan, denn dieses rangiert der Anciennität nach unmittelbar hinter Cuicuilco, obwohl der Altersunterschied viele hundert Jahre beträgt. Teotihuacan hat vom Jahre 250 nach Christi bis 750 als religiöses Zentrum bestanden, wie durch Korrelation des Maya-Kalenders mit dem des Abendlandes festgestellt wurde. Heute ist Teotihuacan die Attraktion für den Fremdenverkehr, und wohl deshalb findet der Interviewer hier eine weltmännische, freundliche Aufnahme.

Die Sonnenpyramide, eine hochgewachsene Erscheinung, fragt nach seinem Begehr, wenngleich sie hinzufügt, allzu große Enthüllungen habe sie nicht zu machen, weil ihr die Archäologen schon alle Geheimnisse entlockt haben.

„... oder fast alle", verbessert sie sich. „Immer wieder finden sie neue Dinge, oftmals solche, die ich selbst schon längst vergessen hatte. Vor ein paar Wochen legte man hier Fresken bloß mit Hunderten realistisch gemalter Figuren aus der Welt Tlalocs. Sie müssen wissen, daß Tlaloc keineswegs nur Regenmacher, sondern auch der Herr allen Wassers war. Ihm unterstanden die Ozeane und die Wolken, die Wassersucht und die Ertrinkungsgefahr, der Durst und der Schweiß, die Flüsse und die Brunnen, die Kanäle und die Aquädukte, der Tau und das Gewitter, die Fische und die Muscheln, die Boote und die Schwimmer, die Wasserpflanzen und die Wasservögel.

Wer unter seinem Zeichen starb, starb unter gutem Zeichen, denn Tlaloc regierte ein eigenes Paradies, den lustigsten Garten Eden, den Sie sich vorstellen können. Keine pausbackigen Engel, keine geflügelten Seelen mit gefalteten Händen, kein Posaunengeblase und Harfengeklimper – nein, ein richtiges Lausbubenparadies. Da packen zum Beispiel vier Männer einen fünften bei den Gliedmaßen und werfen ihn in die Luft; haben Sie schon erlebt, daß Dahingeschiedene sich so unseriös benehmen? Hauptbeschäftigung der Entschlafenen ist es, einen Ballschläger in der Hand, sich lachend dem Spiel hinzugeben. Wenn einer zu Boden fällt, lacht er, wenn einer duscht oder ins Wasser hopst, lacht er erst recht, und die Lieder, die gesungen werden, müssen übermütig sein, nach dem Gaudium der Zuhörer zu schließen.

Nur einen werden Sie in diesem Totenreich nicht lachen sehen, und der ist der Komischste von allen. Mit einem Totenzweig in der Hand tritt er über die Schwelle, direkt von seiner Beerdigung kommend und noch schluchzend über seinen Tod. Schauen Sie sich die Fresken an, Sie werden sie Ihr Lebtag nicht vergessen, auch wenn Sie so alt werden sollten wie ich."

Bei diesen Worten macht sie Anstalten, sich zu verabschieden oder, besser gesagt, den Interviewer zu verabschieden, denn eine Pyramide, selbst eine sprechende, kann ihre Basis niemals verlassen. Der Interviewer aber möchte gerne etwas über sie selbst hören. Er nimmt den Schlußsatz von ihrem hohen Alter als Stichwort, um sie nach ihrem Leben zu fragen.

„Sie werden es paradox finden", antwortet sie, „wenn ich Ihnen sage, daß eine Pyramide oder eigentlich ein Pyramidenstumpf derjenige Körper ist, der am wenigsten von sich sieht. Seit meinen ersten Lebensjahren habe ich meine schiefe Figur verflucht und mir gewünscht, prismatisch zu sein, zum Beispiel ein Turm. Was ich über mich weiß, weiß ich zumeist nur vom Hörensagen. Auf meinem Kopf soll ein Standbild der Sonne gestrahlt haben, mit einem ungeheuren Herzen aus purem Gold. Ich kann das weder bestätigen noch dementieren. Große Porphyrmassen wurden zwar an mir emporgezogen, aber was mit ihnen auf der

Plattform geschah, davon sah ich nichts. Oberhalb meines Gipfels beginnt das Reich der Luft – ein fremdes Ressort.

Allerdings habe ich lange genug die Vorgänge auf meinem Gegenüber, der Mondpyramide, beobachten können. Auf mir wird es wohl im Gold des Sonnenlichts nicht viel anders zugegangen sein wie drüben im Blau des Mondscheins. Menschenopfer, geschmückt mit Blumen, stiegen hinan, entherzt und dennoch in edler Streckung stürzten sie herab. Heutzutage sind es nur Touristen, die rasch und neugierig unsere Treppen hinaufgehen. Auf dem Rückweg aber, wenn das Abwärts zum Vorwärts wird, packt die Besucher der Schwindel. Noch aufgeregt von den blutrünstigen Schilderungen des Fremdenführers, ist ihnen zumute, als würde ihnen selbst das Herz aus dem Leib gerissen und ihre irdische Hülle rolle in makabren Purzelbäumen die Stufen hinunter. Aber schreiben Sie diese Bemerkung nicht auf, sie könnte unserem Fremdenverkehr schaden. Es gibt so viel anderes über uns zu schreiben. Wir waren die heilige Stadt, in der die Toten zu Göttern wurden, wie der Name Teotihuacan besagt. (Das Wort ‚teo' bedeutet ‚Gott', seltsamerweise wie im Griechischen.) Hunderttausende wallfahrteten hierher, es gab Opferfeste, Tempel und Paläste von unvorstellbaren Ausmaßen und einer Schönheit, die Sie noch im Trümmerwerk erkennen können. Aber das ist ja allgemein bekannt, viel ist darüber geschrieben worden."

## III

Nicht allgemein bekannt, nicht viel geschrieben worden ist über die Pyramide von Tula im Staat Hidalgo. Die könnte der Interviewer, zumal wenn er ein Prager ist, die „Alt-Neu-Pyramide" nennen. Der Sage nach ward die Prager Synagoge fertig aus der Erde gescharrt. Nachweislich und erst vor vier Jahren geschah solches der Pyramide von Tula, und sie tritt dem Interviewer mit der ganzen Naivität einer Novizin entgegen.

„Ich", beginnt sie, „ich war das Heiligtum der Stadt Tula,

des Staates Tollan und der toltekischen Nation – ich glaube, nach eurer Zeitrechnung muß das von 648 bis zum elften Jahrhundert gewesen sein. Ich war sehr gut gebaut, man betete mich an, und auf meinem Leib wurden täglich Opfer dargebracht. Meine Tolteken waren gute und besonders tüchtige Leute, Architekten, Mechaniker und Astronomen, die den Priestern halfen, von meiner Höhe herab kommende Dinge zu verkünden. Nur leider gossen sich die Tolteken zuviel Pulque hinter die Binde.

Um das Jahr 1000 eurer Zeitrechnung verließen sie mich und zogen nach Yucatán. Dort hatte man die Spuren ihrer Kunstfertigkeit inmitten der Maya-Bauten schon gefunden, als man meine Existenz noch bestritt."

Die Pyramide beklagt sich über die Zeit ihrer Verlassenheit: „Ein anderes Volk kam hier an in unserer verödeten Stadt. Das muß so um 1170 herum gewesen sein. Sie nannten sich Chichimeken, ‚die aus dem Hundeland', und richtige Hundeländler waren sie auch, Barbaren. Für mich hatten sie überhaupt kein Auge. Was nicht seit dem Abzug des Toltekenvolkes von selbst verfallen war, das zerschlugen diese Hundsfötter und verwüsteten die Gegend so, daß von mir keine Spur übrigblieb."

Hier irrt die Pyramide. Es waren Spuren übriggeblieben in den Kodizes, in den Chroniken und in den Überlieferungen. Ihnen sind die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts nachgegangen. Neben anderen Historikern, welche die vorspanische Ära erforschten, schrieb der getaufte Indioprinz Alva Ixtli-Xochitl über Tula, das Hofleben, die Regierung, das Volk, die Straßen und die Gewerbe. Und das wurde sein wissenschaftliches Verhängnis.

Denn – so entschied die Gelehrtenrepublik im nächsten Jahrhundert – es gab kein Tula, hatte nie eines gegeben, konnte nie eines gegeben haben. War es doch nirgends gefunden worden, soviel man auch gesucht hatte und so viele Siedlungen ungesucht aus der mexikanischen Erde stiegen. Immer mehr festigte sich die Ansicht, Tula wäre nur ein Sagenort wie die Ultima Thule des Vergil oder wie der Sonnenstaat des Utopisten Campanella, weil das Wort Tula gleichfalls Sonnenstaat bedeutet. Manche Archäologen be-

haupteten, Tula sei identisch mit Teotihuacan, das trotz seiner majestätischen Pracht und Größe in keinem Kodex erwähnt war. Andere hielten Tula für ein Synonym von Cholula, wiedere andere glaubten, die Toltekenstadt sei das heutige Dorf Tule, nahe der berühmten Pyramide von Mitla.

Jener Historiker Alva Ixtli-Xochitl wurde aus dem Pantheon der Gelehrsamkeit ins Getto der Dichter verwiesen; man warf ihm vor, er nehme aus nationaler Verblendung die Sage von Tula so wörtlich wie europäische Historiker die Sage von Troja, welche doch nur der Phantasie Homers entsprungen sei. Dieser Vergleich verstummte erst mit der Ausgrabung Trojas durch Schliemann. Aber die Verneinung von Tula verstummte nicht einmal, als 1885 beim Städtchen Tula de Allende im Staat Hidalgo eine Pyramide ausgegraben oder, richtiger, angegraben wurde.

Der Mann, der diese Angrabung unternommen hatte, war allerdings in Mexiko unbeliebt und verdächtig. Er hieß Désiré Charnay und hatte sich vor der französischen Intervention mit dunklen Aufträgen Napoleons III. in Mexiko herumgetrieben; zwanzig Jahre später kehrte er nach Mexiko zurück, um auf Kosten des frankoamerikanischen Millionärs Lorillard Ausgrabungen zu machen. Seinem Geldgeber zu Ehren taufte er eine Ruinenstätte im Gebiet der Lacandonen-Indios „Lorillard" – obwohl dieser Ort längst bekannt und „Yachtli" benannt war. Bei den Grabungen in Tula de Allende, wo er wahrscheinlich die Auffindung von Goldschätzen im Auge hatte, ging Charnay laienhaft und rücksichtslos vor, mehr beschädigend als findend. Seine Unternehmung, die er in die Wege leitete, ohne die mexikanischen Gelehrten zu befragen, mag diese in ihrer Ablehnung der Existenz von Tula noch bestärkt haben.

Erst 1940 traten mexikanische Altertumsforscher neuerdings mit der Theorie auf, die Hauptstadt Tula habe es gegeben und sie sei mit dem Städtchen Tula de Allende im Staat Hidalgo identisch. In der Sociedad de Antropologia kam es zu heftigen Zusammenstößen, von denen die Öffentlichkeit erfuhr. Nun bewilligte die Regierung Geld für Ausgrabungen bei jenem Tula, in das der Interviewer

mit der Eisenbahn aus der Hauptstadt fährt, anderthalb Stunden, wenn man dem Fahrplan glauben will.

Er geht durch Straßen, über den Markt und in die Kirche. Obwohl er seine Augen in einen Röntgenapparat zu verwandeln versucht und obwohl er mehr weiß, als Bewohner und Besucher Tulas bis zum Jahre 1940 gewußt hatten, vermag er in diesem Städtchen von zweitausend Einwohnern nichts anderes zu sehen als ein Städtchen von zweitausend Einwohnern. Weder die Anlage des Ortes noch die behauenen Steine und die Figuren aus der Umgebung hätten genügen können, in diesem Tula jenes Tula zu vermuten. Die archäologische Zone liegt abseits von jedem Wege, fern von jedem bewohnten Haus.

Von Dorfbuben begleitet, steigt der Interviewer hinter dem Ausgang des Städtchens hoch, zunächst entlang kleiner Maguey-Felder, dann über brüchige Stollen mit Kakteen, und schließlich gibt es nicht einmal mehr das. Unvermutet steht er vor einem überraschend gegliederten hohen Pyramidenbau, der vor einer Sekunde nicht sichtbar war. Eine zweite Pyramide nebenan sieht der Interviewer auch jetzt noch nicht, oder vielmehr, er schenkt ihr, da er sie für einen gewöhnlichen bebuschten Hügel hält, keine Beachtung.

Die nicht ausgegrabene Pyramide war der Sonne geweiht, die andere, die sich frei erhebende, ist die der Mondgötter. Sie allein rechtfertigt die Grabungen, sie allein genügt, den Jahrhunderte währenden Gelehrtenstreit zu entscheiden. Mit ihr zugleich wurde aber auch eine Reihe anderer Schätze gehoben, welche die Welt in Staunen versetzt hätten, wenn die Welt nicht gerade in diesen vier Jahren damit beschäftigt gewesen wäre, ausgerottet zu werden oder sich gegen die Ausrottung zu wehren.

In weitem Bogen sind die steinernen Schätze vor der Pyramide aufgestellt. Dem Interviewer, der in europäischen und amerikanischen Gedankengängen befangen ist, huscht die Frage durch den Kopf, ob diese Skulpturen nicht gefälscht seien, zum Beispiel die figuralen Basreliefs. Sie sind so verdächtig lückenlos. Oder die Mäander. Wie auffallend klar und scharf sie sind! Die fast fünf Meter hohen

weiblichen Karyatiden, die sogenannten Atlanten. Ihre Gesichter, Körper und sogar ihre Gewänder sehen aus, als hätte sie ein Bildhauer von heute nach ägyptischen Modellen gemeißelt. Die Indianer auf den Monolithen tragen ihren Federschmuck ganz anders als auf anderen Reliefs.

Schnell verscheucht der Interviewer den Verdacht. Fälschungen? Wer sollte hier fälschen und warum? All diese Wunderwerke stehen unbewacht auf entlegenem Hügel. Ungestört könnte das Ganze auf Lastautos geladen und weggeführt werden. Wer sollte ein Stadion fälschen mit steinernen Sitzreihen, wer zwei enorme Pyramiden aufbauen und eingraben, um sie wieder auszugraben?

Die Pyramide macht den Interviewer zuerst auf ihren Fries aufmerksam. „Haben Sie die Jaguare genau angesehen, die Schmetterlinge, die Totenköpfe im Schlangenrachen? Zu meiner Zeit war das das Modernste vom Modernen. Heutzutage wird es nicht mehr getragen, man baut ja gar keine Pyramiden mehr. Haben Sie auch andere Pyramiden besucht? Sagen Sie aufrichtig, welche ist am besten gebaut? . . . Ach, Sie schmeicheln mir, heute bin ich nur eine Ruine. Mit dieser Wunde, dem Blinddarmschnitt eines Pfuschers. Er hat in mich hineingehackt, weil er in meinem Bauch eine goldene Glocke vermutete."

Während Pyramide und Interviewer miteinander sprechen, beugt sich von der Plattform ein scharfes Indiogesicht lauschend herab. Ist Alva Ixtli-Xochitl gleichzeitig mit der Pyramide aus der Erde gestiegen, um sich nach vierhundertjähriger Verbannung und Verdammung seine wissenschaftliche Ehre wiederzuholen?

## IV

Der Interviewer soll nunmehr nach Xochicalco. Er ist von der Hauptstadt aus achtzig Kilometer nordwärts gefahren, um nach Tula zu kommen, und jetzt soll er über die Hauptstadt hinaus weitere achtzig Kilometer nach Süden. Gibt es denn keine näheren Pyramiden?

Doch. Und zwei von ihnen, die von Cholula und die Schlangenpyramide, sind sogar die nächstwichtigen. Aber

ein Pyramiden-Interviewer muß nach der Chronologie reisen.

Für die präcortezianische Ära gibt es kaum Jahreszahlen, keine Begriffe wie Steinzeit, klassisches Altertum, Mittelalter, Renaissance oder dergleichen; Geschichte und Kulturgeschichte werden nur nach den Fundstellen eingeteilt und benannt. Das einzige, was mehr oder minder feststeht, ist die Reihenfolge der Kulturen innerhalb einer Zone, und so kann man in Mexiko eine Rundreise durch die Zeitalter machen, aus Urgestern nach Heute. Diese Strecke fährt der Pyramiden-Interviewer. Seinen Lesern soll es nicht so ergehen wie den Touristen in Rom, die sich wundern, daß das Kolosseum verfallener ist als die Peterskirche, welche sie doch vorher gesehen haben.

Nach Tula kommt Xochicalco, denn die beiden Pyramiden sind etwa gleichaltrig. Die von Xochicalco erklärt dem Interviewer, daß sie ursprünglich nur in stereometrischem, nicht aber in religiösem Sinn eine Pyramide war, aus rein strategischen Gründen über die Landschaft gesetzt, als Zitadelle, als Schanzwerk gegen den Feind.

Ungeachtet dieses Zweckes gibt es auf dem Mittelplateau Mexikos keine andere so reich skulptierte Pyramide. Die Ornamente und der Fries sind nicht stilisiert, so wild züngeln Schlangen und Flammen auf einer steinernen Staffelei wie das, was sie vorstellen: die brennende Lava, die einst von feuerspeienden Götterbergen auf den Erdenmenschen herniedersprang.

„Mich hat ein Deutscher berühmt gemacht", erzählt die Pyramide, „der Professor Eduard Seler aus Berlin, und ich habe ihn berühmt gemacht. Er war eigentlich Sprachforscher und nur nach Mexiko gekommen, um die Dialekte der Huasteca zu studieren. Mich lernte er zufällig kennen, weil er aus Höflichkeit die Einladung eines mexikanischen Archäologen annahm, der eine Exkursion hierher machte. Als Seler über mich schrieb, glaubte man ihm zuerst nicht einmal die Illustrationen. Nachher, am Ende des vorigen Jahrhunderts, setzte eine Völkerwanderung zu mir ein. Jetzt ist es ruhiger um mich geworden, obwohl sich die Stadt Cuernavaca da unten zur meistbesuchten Sommerfrische entwickelt hat."

## V

Die Schlangenpyramide von Tenayuca, am Nordwestrand der Hauptstadt, spricht im Pluralis majestatis, was den Interviewer wundert.

„Sie wollen wissen, was unsere Besonderheit ist?" sagt sie. „Obwohl der Zug der Konquistadoren an uns vorbeikam und uns genau sah, obwohl der Soldat Bernal Diaz uns in seinem Buch erwähnt, hat man uns nicht wiedergefunden. Vierhundert Jahre lang haben zuerst die Zeloten und dann die Forscher vergeblich nach uns gesucht, die wir doch fast in der Hauptstadt standen. Erst 1925 wurden wir entdeckt."

Der Interviewer fragt, wieso man sie nicht früher fand.

„Nichts ist erklärbar, was die Götter tun. Sie haben der Natur befohlen, unserer Wachmannschaft eine Deckung zu geben. Wir hatten früher achthundert Mann . . ."

Jetzt sind es, wie der Interviewer gezählt hat, hundertachtunddreißig, noch immer ein dichter Kordon um die Pyramide, hundertachtunddreißig stämmige Wachposten aus dem Gezücht granitner Klapperschlangen.

„Nach der Götterdämmerung schoben sie Wache genauso steinern stumm wie vorher. Keinerlei Aufmerksamkeit sollte auf uns gelenkt werden bis zu dem Tage, der uns unserem Lebenszweck wiedergeben würde."

Der Interviewer fragt, was denn dieser Lebenszweck der Pyramide gewesen sei.

„Wir sind nicht *eine* Pyramide, wenn wir auch von außen so aussehen. Wir sind unser acht. Je zweiundfünfzig Jahre lang diente jede von uns dem Zweck, dem alle Pyramiden dienen: Speere werfen und die Götter ehren. Von unserer Höhe herab wurden die Speere gegen den Feind geworfen. Dergestalt waren unsere Podeste angeordnet, daß man selbst einen nahen, einen emporklimmenden Feind treffen konnte, ohne die Freunde in unseren anderen Stockwerken zu verletzen. Und die Götter zu ehren war tägliche Funktion unseres Altars.

Trat aber eine von uns in ihr zweiundfünfzigstes Lebensjahr ein, dann wurde ihr Daseinszweck ein anderer, ein weit wichtigerer. Die Welt dauerte genau zweiundfünf-

zig Jahre – es sei denn, daß die Götter ihr eine Verlängerung gewährten. Niemand auf Erden wußte, ob diese Gnadenfrist bewilligt werden würde, erst in der letzten Stunde des letzten Jahres sollte vom Schlangenaltar auf unserem Gipfel das Zeichen erfolgen. Rings um uns lagerte Finsternis, denn überall in der Welt waren die Lichter ausgelöscht worden. Atemlose Spannung herrschte in der Menge, wenn die Priester Steine aneinanderschlugen. Waren die Götter gnädig, so entstand Feuer. Ein ungeheurer Jubel begrüßte es: die Welt wird weiterbestehen! Zum Dank wurde über und um die alte Pyramide des alten Zeitalters eine neue des neuen gebaut. Somit hat unsere Bauzeit insgesamt achtmal zweiundfünfzig Jahre gedauert, nach euren Begriffen vom zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert."

## VI

Mit einer Kerze in der Hand geht der Pyramiden-Interviewer mitten durch den Leib der Pyramide von Cholula. Fünf Kilometer Gänge haben die Archäologen freigelegt, enge Gänge, die sich kreuzen und unregelmäßig verzweigen, in die Irre führen wie das Labyrinth von weiland Minotaurus.

Auch Cholula bildet ein Konglomerat von Pyramiden. Aber was in Tenayuca respektvolle Hinzufügungen waren, sind in Cholula feindselige Akte gewesen. Jeder Volksstamm, der Cholula überwältigte, setzte der besiegten Pyramide eine neue auf den Kopf. Und als wäre das nicht genug, wurden auch die Innenräume mit Steinen ausgefüllt, die Altäre und Statuen zerstört, die Fresken unter einer Lehmschicht begraben und sogar das System der Korridore unkenntlich gemacht.

Der letzte und gründlichste Feind, der auf das Sammelsurium der Tempel seinen eigenen stülpte, war die Kirche. Stolz erhebt sich das Santuario de Nuestra Señora de los Remedios dort, wo einst die oberste Plattform der obersten Pyramide war. Niemand würde vermuten, daß dieser Domhügel Menschenwerk sei, so sehr hat die Natur die Pyramidenflächen mit hellem Grün überwuchert und verwischt.

Von außen gibt es die Pyramide von Cholula nicht mehr, die einst die mächtigste der Welt war, fast doppelt so breit wie die von Cheops. Von innen jedoch gibt es sie, denn eben ist der Pyramiden-Interviewer darinnen, schreitet durch die freigelegten Gänge und längs der Fresken.

Das Licht in seiner Hand huscht über Heuschrecke und Totenkopf, Totenkopf und Heuschrecke, und ängstlich merkt der Interviewer, wie die Kerze zusammenschrumpft, zum Rückweg kaum mehr ausreichen wird. Aber seine Neugierde siegt über die Angst, dereinst hier unten als Skelett aufgefunden zu werden. Er tritt in eine Kammer ein, in deren Mitte ein großer Würfel aus Lehm steht. Da er sein Licht kreisen läßt, sieht er einen hochgewachsenen Mann mit bleichem Antlitz und langem weißem Bart vor sich.

„Erschrecken Sie nicht", sagt der Fremde, „ich werde Sie zurückgeleiten. Dieser Würfel war früher ein Altar. Man opferte hier Blumen, Heuschrecken und Schmetterlinge. Menschenopfer galten als Frevel."

„Wohnen Sie hier?" stottert der Interviewer, nur um irgend etwas zu stottern.

„Ich lebe schon sehr lange hier", antwortet jener. „Eine Zeitlang war ich fort, bin aber wieder zurückgekehrt."

„Weshalb sind Sie weggezogen, wenn man fragen darf?"

„Man muß fragen, wenn man den Weg der Weisen finden will. Ich war ein Priester in Tula und lehrte meine Gläubigen den Anbau von Mais und Obst, die Künste der Töpferei, des Korbflechtens und des Webens. Meine Kollegen mochten das nicht leiden; die Alten eiferten wider mich, weil die von mir gelehrten Künste unkriegerisch und weibisch seien, die Neuen nannten alle Opferungen Blasphemie. „Statt Menschenfleisch bringt er uns Schmetterlinge", riefen die Priester der Götter, „Statt Geld bringt er uns Heuschrecken", die Priester der Kirche."

„Hat man Ihnen etwas zuleide getan?"

„Ich zog mich nach Cholula zurück und blieb hier. Zwanzig Jahre später wanderte ich zum Meer, von Schülern und Freunden begleitet. In Veracruz bestieg ich ein Schiff und fuhr davon. Leider mit dem Versprechen, wiederzukehren."

## VII

Der Pyramiden-Interviewer war einmal ein Kind und hatte damals ein Buch mit vielen Bildern, das Orbis Pictus hieß. Darin war, wie dem Pyramiden-Interviewer heute einfällt, ein Bild des Göttertempels von Mexiko, das er mit Buntstiften ausfärbte. Sehr viele Indianer liefen in dem Bild herum. Sonst war nichts in dem Bild verständlich. Zum Beispiel eine Treppe. Die war nicht in einem Haus, wie sonst Treppen sind, sondern führte direkt in die Sonne hinein. Und dann gab es Häuser in dem Bild, die man nicht mit dem Baukasten machen konnte. Eines sah aus wie die Gasanstalt in der Vorstadt, von wo ein direkter Schlauch in die Küche lief. Auch eine Schwimmschule war in dem Bild, aber es war nicht so sicher, ob es eine Schwimmschule war. „Meinetwegen ist es eine Schwimmschule", brummte der Vater des künftigen Pyramiden-Interviewers, als dieser immer wieder fragte.

Heute könnte der Interviewer jene Pyramide aus dem Orbis Pictus selbst fragen – wenn er sie finden würde. Er weiß aber, daß er sie nicht finden wird. Denn er hat seit dem Orbis Pictus andere Bücher gelesen, auch Mexikobücher, und in denen steht übereinstimmend, daß der Teocalli der Hauptstadt gründlicher niedergerissen wurde als alle anderen Tempel im Lande. Kein Steinchen und keine Spur sei mehr übriggeblieben, und genau auf der Stelle, wo er gestanden, sei die Kathedrale des neuen Glaubens aufgerichtet worden.

Daß die Spanier den Teocalli mit so besonderer Zerstörungswut behandelten, ist begreiflich. Haß und Rache traten zum Glaubenseifer, weil von dieser Pyramide des Königs, von diesem König der Pyramiden der Widerstand gegen die weißen Heilsbringer organisiert wurde und auf ihren Altären Christenmenschen den Heidengöttern geopfert worden waren.

Machtlos und von ferne mußte, wie Heine dichtet, der geschlagene Cortez seine gefesselten Mannen hinansteigen sehen

> auf den Tempel Vitzliputzlis,
> Götzenburg von rotem Backstein,

Seltsam mahnend an ägyptisch,
Babylonisch und assyrisch,
Kolossale Bauwerkmonstren,
Die wir schauen auf den Bildern
Unsers Briten Henry Martin.
Ja, das sind dieselben breiten
Rampentreppen, also breit,
Daß dort auf und nieder wallen
Viele tausend Mexikaner.
Diese Rampentreppen leiten
Wie ein Zickzack nach der Plattform,
Einem balustradenart'gen,
Ungeheuern Tempeldach.

Der Interviewer sucht in der Kathedrale nach einer Spur des „kolossalen Bauwerkmonstrums", er hofft, wenigstens einen Baustein mit indianischen Zeichen zu entdecken. Nichts. Enttäuscht wendet er sich zum Gehen.

Da tönt es, wie aus dem Innern der Erde: „Hier bin ich", und ergänzend: „Der, den du suchst."

Wo?

„Geh die Fassade der Kirche entlang gegen Sonnenaufgang und dann nach Norden bis zur nächsten Straßenecke."

Folgsam macht der Interviewer diese Route. Dort, Ecke der Straßen Argentina und Guatemala, an einer kümmerlichen Umzäunung, späht er zuerst um sich, dann in die Höhe.

„Du mußt nach unten schauen."

In der Tat: durch die Holzumzäunung sieht er eine Baustelle, nein, keine Baustelle, eine Abbaustelle, einige Meter unter dem Straßenniveau. Sie ist der freigelegte Teil der Pyramidenbasis. Reste der schrägen Wände, steinerne Winkel von 45 Grad, ragen wie zerbrochene Zähne eines Unterkiefers nach oben. Bruchstücke von Reliefs. Schutt aller Zeitalter. Köpfe von Federschlangen. Und ein Monolith, Quetzalcoatl darstellend.

Der Interviewer dankt der Pyramide, daß sie ihm den Weg zu sich gewiesen.

„Das tat ich, weil du ein Europäer bist. Bei euch drüben

vollzieht sich zur Stunde das Heil, das ihr uns gebracht, an euch selbst. Eure Bauwerke, eure Menschen erleben jetzt noch Gräßlicheres, als ich erlebte, obwohl euer Cortez nur ein lächerliches und klägliches Zerrbild des unseren ist. Es ist Zeit, daß wir einen Schreiber hinüberschicken, um eure Trümmer zu interviewen."

## „NICHT JEDEM VOLKE WARD SOLCHES GETAN ...“

Ziemlich schwer hatte es die Mutter Gottes von Guadalupe, sich durchzusetzen, denn nur ein alter Indio hatte sie erscheinen gesehen, als erster und einziger. Dieser Indio war im Alter von fünfzig Jahren auf den Namen Juan Diego getauft worden und hatte gleichzeitig den Beschluß gefaßt, seine Ehe von nun an in Keuschheit und Enthaltsamkeit zu führen, sich auf ein quasi geschwisterliches Zusammensein mit seiner Frau zu beschränken. Nach dem Tod der bedauernswerten Ehefrau wohnte Juan Diego mit seinem Onkel Bernardino, und an diesem sollte sich bald die erste christliche Wunderheilung vollziehen, in dem Lande, wo bisher nur heidnische gang und gäbe waren.

Am 9. Dezember 1531, auf dem Weg zur Morgenmesse in die kilometerferne Hauptstadt, hört Juan Diego plötzlich seinen Namen: „Hänschen, Hans-Jaköbchen!“ Es ist am Fuß des Felsens Tepeyac. Hier hatten seine Eltern und seine Voreltern und auch er selbst noch vor nicht langer Zeit aus dem heiligen Quell der Göttin Tonantzin getrunken und zu ihr um die tägliche Tortilla gebetet. Noch immer wallfahren Indios aus den drei ehemaligen Königsstädten Tenochtitlán, Tlaxcala und Texcoco, ihrer Taufe spottend, insgeheim zu Tonantzin, drehen sich, wenn auch nur nächtlicherweile und ohne Trommelwirbel, im althergebrachten Tanz und bringen ihr verstohlen eine Fülle von Opfergaben.

Da das angerufene Hänschen ängstlich seinen Blick zur heidnischen Höhe erhebt, steht dort in hellem Schein eine dunkle Señora. Sie ruft ihm zu, sie sei die Jungfrau Maria, Mutter des wahren Gottes, und wünsche, daß ihr an dieser Stelle ein Tempel errichtet werde.

Geradenwegs läuft Juan Diego in den bischöflichen Palast und wird – hier ist ein Wunder, glaubet nur – vom Bischof persönlich empfangen. Aber Bischof Zumárraga

verspricht nicht, den Wunsch der höchsten Frau unverzüglich zu erfüllen, den Bau der Kirche auf der Stelle in Angriff zu nehmen. Er sagt dem Boten nur, eine so wichtige Sache müsse erst überprüft werden.

Bedrückt kehrt Juan Diego zurück und berichtet der Señora, denn diese steht wieder oder noch immer auf dem Felsen Tepeyac, man habe ihm offenbar nicht geglaubt. Warum, fügt er vorwurfsvoll hinzu, warum habe sie denn ihn, einen so Klein-Kleinen, hingeschickt? Die Señora erwidert, sie habe wohlweislich ihn gewählt und er möge morgen noch einmal zum Bischof gehen.

Morgen ist ein Sonntagmorgen, und es ist daher noch verwunderlicher als das erstemal, daß der barfüßige Indio gleich vorgelassen wird. Zumárraga erklärt, er glaube dem Boten, gewiß, aber ohne authentisches Dokument könne er nichts unternehmen.

Gefolgt von Spähern des Bischofs (wie dieser später aussagt, damit ihm keine Unterlassung vorgeworfen werde), verläßt Juan Diego den Palast. In der Nähe des Felsens verlieren die Verfolger seine Spur. So ist er allein mit der Señora und wiederholt ihr die Worte des Bischofs und dessen Forderung. Daraufhin verspricht sie, ihm am nächsten Tag ein unwiderlegliches Beweisstück zu liefern.

Zur befohlenen Stunde kommt aber Juan Diego nicht an den befohlenen Ort; er bleibt den ganzen Montag über bei Onkel Bernardino, der in den letzten Zügen liegt. Erst am Dienstag, dem 12. Dezember, geht Juan Diego aus, um einen Priester mit den Sterbesakramenten zu holen. Weil er Vorwürfe der Señora fürchtet, die er gestern warten ließ, will er sich auf der anderen Seite des Felsens, am Osthang, vorbeischleichen. Dort, wo sich später ein vortrefflich geeigneter Bauplatz für die aufzurichtende Kirche ergeben wird, tritt die Señora hervor, hört die gestammelte Entschuldigung des Indios an und verkündet ihm, sie habe eben seinen Onkel geheilt.

Was sie dem Juan Diego dann aufträgt, steht wörtlich in den kanonischen Akten, wenngleich dort nicht erwähnt ist, in welcher Sprache die Worte zu dem Indio gesagt wurden: „Und nun besteige diesen Felsen, pflücke die Blumen,

die du am Gipfel finden wirst, lege sie in deinen Mantel und bringe sie mir."

Juan Diego erklimmt die Steinhöhe, auf der sonst nur Kakteen wuchern. Aber siehe da, heute blühen hier Rosen. Er zieht seine Tilma aus, sammelt die Rosen hinein und trägt sie zur Señora. Die drückt ihre Hände in den Blumenflor und befiehlt ihm, damit zum Bischof zu gehen.

Zumárraga feiert eben in großem Kreis den Jahrestag seiner Ernennung zum Bischof. Da tritt der Indio ein, setzt seine Barfüßigkeit auf das spiegelnde Parkett und schüttet aus dem Mantel die Rosen mit zugehöriger Legende. Und was sehen die versammelten kirchlichen Würdenträger außerdem? Außerdem sehen sie auf der Innenseite des Mantels ein farbenprächtiges Bild der Mutter Gottes.

Nichts in dieser Wundergeschichte ist zufällig und absichtslos. Der Indio versäumt eine ausdrücklich vereinbarte Zusammenkunft mit der Heiligsten der Heiligen, und infolge dieses Versäumnisses bringt er die Beglaubigung gerade am Jubiläumstag des Bischofs bei. Eines solchen himmlischen Geschenks bedarf Bischof Zumárraga dringend, denn auf Erden hat er viele Feinde. Die Gelehrten unter den Padres werfen ihm vor, daß er Tausende und aber Tausende unschätzbarer Bildwerke und Dokumente vernichten ließ, die Beweise, daß das unterworfene Aztekenreich keineswegs von Kannibalen bewohnt war, sondern von Menschen mit erstaunlicher Kultur.

Erbarmungslos geht Zumárraga gegen jene Indios vor, die ihre Tradition nicht so schnell vergessen können, noch immer glauben, überirdische Wesen seien imstande, Regen zu machen, Erdbeben zu verhindern, Überschwemmungen zu beenden und Kranke zu heilen. Zumárraga leitet persönlich die Verhöre vor dem Glaubensgerichtshof, auch gegen Indios, die später als „Menschen ohne Vernunft" der offiziellen Inquisition nicht unterstehen werden. Der Kazike von Texcoco, der am Scheiterhaufen verschmoren muß, ist nur einer von den Blutzeugen für Zumárragas unchristliche Eiferei.

Noch nach seinem Tode wird Zumárraga von priesterlicher Seite befehdet. In einer Predigt, bei welcher der

Vizekönig und die Mitglieder des königlichen Rates – sicherlich nicht zufällig – anwesend sind, greift Fray Bustamante, Provinzial des Franziskanerordens, das Bildnis von Tepeyac an, dem der Name „Guadalupe" gegeben wurde, um es dem wundertätigen spanischen Gnadenbild dieses Namens gleichzustellen. Die Jungfrau von Tepeyac habe ein indianischer Maler namens Marcos Aquino Cipac im Auftrag und gegen Bezahlung des Bischofs Zumárraga gemalt. Den Indios aber rede man ein, es sei ein Selbstporträt der Heiligen Jungfrau, eine vom Himmel stammende Gabe. „Wer da behauptet, daß die Mutter Gottes von Guadalupe Mirakel tue", ruft Fray Bustamante mit Donnerstimme, „sollte mit hundert Peitschenhieben bestraft werden, und wer bei dieser Behauptung verharrt, mit zweihundert." Auffallenderweise schreitet weder die kirchliche noch die weltliche Obrigkeit gegen den waghalsigen Prediger ein.

Auch andere bezweifeln die Authentizität der Erscheinung, nennen sie ein von Zumárraga ausgeheccktes Konkurrenzmanöver gegen die Wallfahrtskirche von Los Remedios, und die Verteidiger der Jungfrau von Guadalupe sehen sich genötigt, die profanen Wissenschaften zu bemühen. Die Sternwarte von Tacuba erklärt, ohne ein Wunder konnte am Morgen des 12. Dezember 1531 auf dem Tepeyac-Felsen eine Gestalt unmöglich sichtbar gewesen sein. Ähnlich formulieren die Botaniker: Nur ein Wunder konnte auf dem Granitboden des Tepeyac-Felsens Rosen wachsen lassen. Im siebzehnten Jahrhundert geben Chemiker und Maler das Gutachten ab, das Gemälde sei nicht mit irdischen Farben gemalt, denn es hänge seit hundert Jahren ungeschützt an der Wand und werde von den Ammoniakdünsten des nahen Sees umhaucht, ohne Schaden zu erleiden. (Jetzt ist der See längst trockengelegt, und das Bild hängt unter Glas.)

Mehr als zweihundertzwanzig Jahre verweigert der Päpstliche Stuhl die Anerkennung des Wunders. Erst 1754 wird sie bewilligt. Eine Delegation aus Neu-Spanien stellt eine Kopie des Marienbildes vor Benedikt XIV. hin. Er sinkt nicht in die Knie, er spricht nur die Worte: „Non fecit taliter omni natione – Nicht jedem Volke ward solches

getan." Dann ernennt er in einer Bulle die Jungfrau von Guadalupe zur Hauptpatronin der neuspanischen Nation.

Für die Indios war sie es schon vorher gewesen. Und blieb es auch weiterhin. Hidalgo, erster Führer der Revolution, wählte die Jungfrau von Guadalupe zur Patronin der Unabhängigkeit, der erste Kaiser von Mexiko, Iturbide, schuf den mexikanischen Adel als „Caballeros de Guadalupe", und der erste Präsident der Republik Mexiko wurde es unter dem selbstgewählten Namen Guadalupe.

Im Unabhängigkeitskrieg stehen die Jungfrau von Guadalupe, die „India", und die Jungfrau von Los Remedios, die „Gachupina", auf entgegengesetzten Seiten der Barrikade. Die Virgen de los Remedios führt das Heer des Vizekönigs, wogegen die Guadalupanerin einen formellen Befehl erhält, binnen vierundzwanzig Stunden das Land Mexiko zu verlassen. Wo die spanienfreundlichen Truppen ihres Bildes habhaft werden, stellen sie es vor ein Peloton und füsilieren es. Ist sie doch die Schutzpatronin der Klosterstürmer und Gottesleugner.

Aber nach der Schlacht findet sich fast auf jedem Leichnam, sei er von hüben, sei er von drüben, ein Medaillon mit dem Gnadenbild von Guadalupe. Denn an sie glauben alle, sie ist das nationale Symbol, sie ist nicht weißhäutig wie die Spanier und hat es, anders als die Herrscher Spaniens, nicht verschmäht, im Land der Indios zu erscheinen. Der Gedenktag dieses ihres Erscheinens ist das Fest von Mexiko.

Den von Iturbide gegründeten Guadalupe-Orden erneuert vierzig Jahre später der Österreicher Maximilian und verleiht ihn freigebig an Mexikaner und Europäer, welch letztere baß erstaunt sind, denn sie sind sich keines Verdienstes um Mexiko bewußt. Auch an den Dichter Friedrich Rückert schickt Maximilian das Heiligenbild am blau-hellvioletten Band, und so liegen im mexikanischen Staatsarchiv die Verse eines deutschen Dichters, das Dankschreiben Rückerts:

> . . . ob ich der Gnade würdig bin?
> Nun, wenigstens von Anbeginn
> War zugewandt mein wärmster Sinn
> Der Neuwelt neuem Reich,
> Dem zukunftsreichen.

Im Zeitraum zwischen der Stiftung und der Erneuerung des Guadalupe-Ordens, zwischen Iturbide und Maximilian, die beide wegen ihres Kaisertraumes erschossen wurden, erlebte Mexiko den unglücklichen Krieg gegen die Vereinigten Staaten. Mexiko hoffte, durch Friedensverhandlungen zu Füßen der Landespatronin werde der Frieden ein guter Frieden werden. Aber der Friedensvertrag von Guadalupe entriß Mexiko die reichsten Provinzen, darunter Kalifornien, das sich eben als das Goldland entpuppte. Dem Ansehen der Jungfrau tut das keinen Abbruch, und jedermann huldigt ihr an ihrem Fest.

Nirgends gibt es eine Kirmes von solcher Vielfalt, solcher Buntheit und solcher Traurigkeit. Die Nacht auf den 12. Dezember knien Zehntausende von Gläubigen vor dem Haupttor der Basilika von Guadalupe, warten auf Einlaß.

Die ganze Nacht lang und pausenlos drehen sich und schaukeln sich hinter der Kirche Tanzgruppen mit ernster Miene. Die Stoffe der altindianischen Kostüme sind zumeist Massenware, und die Instrumente sind keineswegs die selbstverfertigten ihrer Ahnen, sondern Mandolinen. Nur ein oder der andere Tänzer bewegt einen Ast, von welchem Muscheln klirren oder die Schuppen eines Gürteltiers; einst bildeten die Spieler dieses Instruments, die Concheros, den Kern der Wallfahrtsmusik. Getanzt wird eine balladeske oder epische Handlung, eine Verherrlichung des Cid, der die Mauren vertrieb, und des Cortez, der die Azteken besiegte.

Von dort, wo die heilige Señora auf Juan Diego wartete, führt ein Treppenweg zu der Höhe, wo Juan Diego Rosen vom kahlen Stein pflückte. Am Jahrestag dieser Begebenheit ist der Weg kaum gangbar. Hunderte rutschen auf den Knien felsenaufwärts, alte Leute werden von Söhnen oder Enkeln von Stufe zu Stufe gehoben. So knien sie sich zur Capilla del Cerrito empor und zum wundertätigen Felsenfriedhof.

Rechts und links dieses Weges kampieren auf dem Felsenhang, wo immer er Platz dazu läßt, die Pilger. Ganze Ortschaften. Kleine Holzkohlenöfen glimmen, in Sarapes gehüllt, schlafen Indiomann und Indiokind, während die Indiofrau bereits aufgestanden ist, um Tortillas zu backen.

Unten die Kirche ist von Ständen und Buden umzingelt. Händler und Händlerinnen verkaufen die autochthonen Besonderheiten ihrer Gegend, und die in der Hauptstadt wohnenden Landsleute treffen sich hier; im Glanz seiner Uniform steht ein Polizist da und weiß, daß man in seinem Dorf lange von ihr erzählen wird. Gebannt starren zwei Verkäuferinnen auf den städtischen Hut eines Mädchens aus ihrem Dorf. Jeder Stand ist Tagung einer Landsmannschaft, ein Heimatfest in der Ferne.

Ost ist Ost und West ist West, aber auf diesem Markt kommen die beiden zusammen. Leute vom Atlantik erhandeln Waren vom Pazifik, der Yaqui-Indio kauft eine Kürbisflasche der Otomi, Knaben aus den Ölgebieten naschen Fruchtbrot aus Puebla, alle kaufen Bänder, auf denen die Längenmaße von Gesicht und Gestalt des Madonnenbildes markiert sind, Farbendrucke mit Szenen aus dem Leben Juan Diegos und geweihte Medaillons.

Wie die Menge ins Innere der Kirche kommt, weiß sie selber nicht. Eine unbekannte Macht preßt sie fest in die Arme und trägt sie vorwärts, um sie im Kern eines Lichtkegels abzusetzen.

Heller, greller kann es auch im Himmel nicht sein zu Füßen der Himmelskönigin. Der von Sierra und Selva herbeigekommene Indio, der kaum jemals ein Haus von innen sah, unmöglich könnte er inmitten dieser Pracht etwas anderes empfinden als das, was er empfindet. Er fällt auf die Knie und läßt sich bis zum Altar tragen von jener Woge. Dazu braust die Orgel, die Glocken klingen, und ein vielhundertstimmiger Engelschor singt ein altes Morgenlied mit dem Refrain:

> Despierta, mi alma, despierta
> Si acaso dormida estás;
> Ya tienen la gloria abierta
> Asómate y la verás.

Wenn die Seele erwacht und das Auge entblendet ist, erkennen sie den Engelschor als eine Gruppe weißgekleideter Mädchen und schwarzgekleideter Frauen, die vor dem Altar knien und ohne Pause ihren Weckruf ertönen lassen:

Wach auf, meine Seele, erwache,
Falls dich der Schlaf umfängt;
Schon ist der Ruhm entfaltet,
Bisher war er verhängt.

Der Lichtschein läßt die Innenarchitektur im Dunkel, die von der Pariser Rue de la Sulpice fix und fertig geliefert zu sein scheint, dem Handelszentrum für Kircheneinrichtungen. Jedoch das Gold des Altars und der Meßgeräte, die Marmortafeln, Mosaiken und Gemälde an den Wänden und die Farbenfenster geben den Lichtern ein optisches Echo.

In der höchsten Höhe des Altars hängt das Bild. Die Madonna trägt ein hochgeschlossenes Kleid und darüber eine von Sternchen besäte Tunika, die vom Kopf bis zu den Füßen reicht. Sie schwebt auf einem ursprünglich wohl silberfarbenen, nun aber oxydierten Halbmond, den ein Cherub stützt. Die ganze Figur ist von einem Oval aus Licht umrahmt, einem Heiligenschein aus hundertdreißig Strahlen. Das Gesicht der Indioheiligen ist nicht bronzen, sondern ein dunkles Grau, Nase und Mund schmal – keinesfalls hat das Antlitz auch nur das geringste mit dem eines Indiomädchens gemeinsam. Deshalb erklärten die ersten Apologeten, die etwas Nationales in dem Bild entdecken mußten, es stelle die Mutter Gottes als Mischling, als Mestizen dar. Daß es damals, zehn Jahre nach dem Eintreffen der Spanier, außer Kindern keine Mestizen in Mexiko gab, sei ein Beweis für die prophetische Kraft des Bildes, für seinen überirdischen Ursprung.

Verzückt schaut die Menge nach oben, dieweil sie altarwärts geschoben wird und dann seitlich in einen saalartigen Korridor. Obwohl hier kein Neonlicht strahlt, ist es so hell wie im Kirchenschiff. Viele hundert Kerzen, bunte, geflochtene, modellierte, armdicke und gewöhnliche, brennen vor einer Kopie des wundertätigen Bildes. Die Kopie hängt zwar in einem Glasschrein, ist aber nicht so unnahbar hoch wie das Original, für das sie die Huldigungen entgegennimmt: Alle Vorbeigehenden küssen das Glas oder reiben es mit der Handfläche, um diese nachher zum Munde zu führen oder an eine der besonderen Benedeiung bedürftige Körperstelle.

Wer sollte nicht an Wunder glauben, wenn sie hier in einer Sprache attestiert sind, die auch der Analphabet versteht. Eine Wand ist ausgefüllt mit bunt gemalten Beglaubigungen oder Danksagungen, „Retablos“ genannt. Ihre Primitivität könnte auch der berühmteste Primitivist mit all seiner Technik nicht erzielen. Auf Blechplatten ist die Lokalchronik des Volkes verzeichnet, verzeichnet vom Volke selbst: Ein Pferd scheut, und die Insassen fallen kopfüber aus dem Wagen ... In der Arena stürzt ein Stierkämpfer, und schon berühren die Hörner des sichtbarlich schnaubenden Bullen seine Brust ... Leichengelb, die Augen geschlossen, ein Kind im Krankenbett ... Banditen schießen auf einen Omnibus, die Passagiere springen aus den Fenstern ... Eine Klapperschlange schlängelt sich an Mutter und Kind heran, die am Fluß Wäsche waschen ... Vor einer Pulquería liegen Gäste, in deren Brust Messer stecken ... Eine Gerichtsverhandlung ... Auf dem Körper eines Neugeborenen kriecht ein Skorpion ... Ein Eisenbahnzug entgleist in hohem Bogen, während die Opfer des sich eben ereignenden Unfalls bereits auf dem Bahndamm liegen ... Ein Boot in Xochimilco kippt um, eine Frau und vier Kinder versinken ...

Aber jedem dieser Ereignisse wohnt die Jungfrau von Guadalupe bei, immer in der rechten oberen Ecke und auf gelbem Fond. Sie hat den Spender des Bildes im letzten Augenblick gerettet, und deshalb spendete er das Bild. Die Größe der Gefahr betont eine Beschreibung, die darunter steht und ebenso orthographisch ist wie die Malerei. Ein Geretteter schließt seinen Dank mit der Mitteilung: „Bei diesem Banditenüberfall kam auch José García Jiménez ums Leben, der Vater meiner Frau, und wir erbten von ihm vierhundert Pesos.“ In Wort und Bild dankt ein Spender dafür, daß ihn der Gedanke an die Heilige von Guadalupe vor einem Meineid bewahrte.

Oft wird der Text dazu benützt, um dem Feind eins auszuwischen. Der Autor dieses Buches besitzt ein aus einer aufgehobenen Kirche stammendes Retablo. Ein Hahnenkampf. Der eine Hahn, der gelbe, liegt auf dem Rücken, der andere, der schwarze, aber wartet stoßbereit, ob sich der Gegner nicht ermannen und gegen ihn wenden werde.

Der Kampf ist also noch im Gange. Dessenungeachtet vollzieht sich inmitten der Arena, vor den Augen des Publikums, ein Menschenkampf. Augenrollend, zähnefletschend, mit einem überlebensgroßen, bluttriefenden Messer stürzt ein riesenhafter Mann auf einen anderen zu. Dieser andere liegt neben dem Hahn, und in seiner Brust klafft eine Wunde. Wir würden um ihn zittern, ahnten wir nicht in ihm den zukünftigen Spender des Bildes mitsamt dem folgenden Text: „Die Heilige Jungfrau hat mich gerettet vor einem Dolchstoß, den mir versetzt hat mein Pate Chente Rosales aus Chicoloapan am 9. August 1875. – Crescencio Arriaga".

Allgegenwärtig ist die Heilige Jungfrau. Aber prophylaktisch ist es, sie nicht erst zum Erscheinen zu bemühen. Darum hängt ihr Bild überall. Das Mädchen hat es über dem Bett und verhüllt es nur, wenn dort der Novio zu Besuch ist, Freund oder Bräutigam. Den Führersitz im Autobus segnet das Heiligenbild, oft umrahmen es Photos von Stierkämpfern, Kinostars oder schöngewachsenen Frauen, die es sich bequem gemacht haben. Bei einer Zirkusprobe sahen wir, wie ein Bild der Virgen de Guadalupe an das Gitter des Löwenkäfigs gehängt wurde. Und siehe da, kein Unglück geschah.

Das sind die kleinen Wunder. Die großen sind in den Chroniken und Legendenbüchern verzeichnet. Zum Beispiel die großen Wunder, daß nach Bittprozessionen mit Vorantragung des Gnadenbildes allsogleich die Überschwemmung oder die Dürre oder das Erdbeben oder die Pest verschwanden.

Zuerst hatten die Indios nur die Taufe angenommen und gelernt, das Kreuz zu schlagen, das Paternoster auf lateinisch auswendig herzusagen und das Salve Regina, das Ave Maria und das Credo nachzusprechen. Dann hörten sie von den Wundern und waren, um gleichfalls solcher teilhaftig zu werden, zum Glauben bereit. Jedoch von den Wunderplätzen ihrer Ahnen ließen sie sich nicht vertreiben, und so mußte Mohammed zum Berge kommen. Jeder Göttertempel wurde eine Kirche, jede Opferstätte ein Wallfahrtsort, und in der Hauptstadt, unweit der Stelle, wo die indianischen Hohenpriester in schauerlicher Schau Men-

schenopfer dargebracht, taten die Männer der Inquisition das gleiche. Auf dem einstigen Wohnsitz der Göttin Tonantzin wogt heute auf einem Kirchenfest fromm und scheu das Volk, „dem solches getan ward".

Alle haben die Litanei der „Mañanitas" angehört, die gläserne Schutzwand geküßt, die gemalten Wunder angesehen, sich bei den trüben Tänzen aufgehalten, kniend den Felsen erklommen, vom heiligen Quell getrunken und genießen jetzt das Kirmestreiben. Aber auch wenn die Frauen grelle Tücher erstanden und die Männer ein paar Gläser Pulque getrunken haben, fröhlich sind sie nicht. Denn sie erhoffen im Diesseits nur ein Wunder aus dem Jenseits.

## DAS VERTEILTE BAUMWOLLAND

Diese Chaussee führt uns dem Problem näher, von dem wir schon in Europa gelesen, 1936. „Raub von Regierungs wegen!" – „Wird Mexiko bolschewistisch?"

Für Mexiko bedeutete die Comarca Laguna im Norden Mexikos, die sich bald rechts und links von unserer Chaussee ausbreiten wird, nicht wie für Europa einen Tummelplatz drohender Ausrufungszeichen und besorgter Fragezeichen. Für Mexiko war die Laguna Angsttraum der Reichen und Hoffnungsstrahl der Armen. In der Tat folgte der Aufteilung der Laguna die Übergabe der Henequén-Latifundien von Yucatán an die Landarbeiter, die Kollektivierung des Territoriums der Yaki-Indianer, die Zuweisung von Grundbesitz an Peones und schließlich die Nationalisierung der Petroleumquellen.

Die Enteignung der Latifundien in der Laguna war keine Gewaltmaßnahme, sondern die Durchführung eines Gesetzes, eine Agrarreform, wenn auch die einschneidendste, die innerhalb des Wirtschaftssystems denkbar war. Ist sie geglückt? Nationalökonomen, Beamte und Politiker in der Hauptstadt sagen, das Experiment sei kläglich gescheitert, die früher festbesoldeten Taglöhner seien in die Zinsknechtschaft der Banken geraten und in Not. Kniefällig, so hört man in diesen Kreisen, bitten die neuen Besitzer ihren einstigen Herrn, er möge ihren Boden zurücknehmen und sie wieder als Taglöhner einstellen; aber der Latifundista verlange, daß die Regierung ihm das Land als Ganzes zurückgebe.

Die Chaussee heißt Carretera Interoceanica, denn sie soll vom Pazifik zum Atlantik führen, die Verbindung der Weltmeere herstellen, die zu erleben Goethes Alterswunsch war. Goethe dachte an eine Wasserverbindung, an einen Durchstich des Isthmus von Tehuantepec. Dieser Isthmus ist immer noch nicht durchstochen, Panama hat ihm sozusagen das Wasser abgegraben. Nur eine Bahn verbindet

im Süden die kurze Strecke zwischen Ozean und Ozean. Vom Landweg unserer Chaussee ist der industrielle Strekkenteil bereits fertig, der von der Baumwollstadt Torreón über die Montanstadt Monterrey zur Petroleumstadt Tampico.

Lastautos, beladen mit Maschinenbestandteilen, begegnen uns, Autobusse der Strecke San Pedro–Torreón und Sanitätswagen des „Servicio de Higiene Rural y Medicina Social de Laguna". Dieser ärztliche Dienst, eine unbestreitbare Errungenschaft, ist im Wahlkampf, der eben tobt, zu einem Angriffspunkt von seiten der Reaktion geworden. „Wollt ihr euch noch weiterhin euer sauer verdientes Geld aus der Tasche ziehen lassen für Ärzte und Sanitätsbeamte?" Jeder Familienvater zahlt achtundvierzig Pesos jährlich, ebensoviel pro Familie zahlt das Gesundheitsministerium, anderthalb Millionen Pesos betragen die Gesamtkosten für Hospital und Ambulanzen.

Gestern haben wir in Torreón das Laguna-Hospital gesehen, mit dem Direktor gesprochen, der von den Bauern vorgeschlagen und von der Regierung ernannt ist. Die Patienten ließen es sich nicht nehmen, uns von Raum zu Raum zu begleiten oder vom Bett aus zu erklären. Man muß öffentliche Spitäler hierzulande kennen, bettenlose Krankensäle und wäschelose Betten, um zu verstehen, wie sehr dieses Spital zu den Ausnahmen gehört. Nicht als Gnadenempfänger fühlen sich die Insassen hier, sondern als Eigentümer.

Als die Zehntausende von Landarbeitern noch einigen Plantagenbesitzern gehörten, hatten sie kein Recht auf ein Krankenbett, und ihre Frauen konnten es sich nicht leisten, unter ärztlicher Beihilfe zu entbinden. Jetzt ist das Baumwolland in achtzehn medizinische Einheiten eingeteilt; jede Unidad Medico Ejidal mit ihren Ärzten, Hebammen, Krankenschwestern und Ambulanzwagen betreut zehn bis fünfzehn Dörfer. Außerdem ist von Torreón aus die Campaña Sanitaria unterwegs, um die Wohnverhältnisse zu überprüfen, die Schulkinder zu untersuchen, aufklärende Vorträge und Kurse zu halten.

Die Chaussee leitet uns an einem Militärlager vorbei, dann an einem Riesensilo und an einer Entkernungsanstalt;

dieses deutsche Wort klingt weniger romantisch als das spanische „despepitadora" und weniger praktisch als das englische „gin". Links in der Ferne, von der Chaussee aus nicht sichtbar, läuft der Rio Nazas, von der Chaussee aus sichtbar ist nur eine platte Steppe.

Schließlich fahren wir ins Baumwolland ein. Zunächst geht es einen Kanal entlang. Nein, es sind zwei Kanäle. Sie verlaufen parallel, und ihre Ufer berühren einander fast. Sie stammen aus der Zeit der Latifundien. Die Wasserwege des Herrn sind wunderbar – statt sich mit dem Nachbar zu einigen (der allerdings auch der Konkurrent und deshalb der Todfeind war), baute er neben dessen Fluß einen neuen Fluß hin.

Neu sind die zementenen Brücken, die über die Kanäle führen. Früher waren sie nicht nötig. Luden doch die Peones auf der Chaussee in und aus den Wagen und wankten mit der Fracht über einen Steg oder durch das einen Meter tiefe Wasser des Kanals zum oder vom entlegenen Baumwollfeld. Jetzt werden die Lasten von Autos an die Bestimmungsstelle gebracht.

Rechts und links, bis zum Horizont, drängen sich grüne Stauden aneinander, so daß man die Pfade nicht sieht, die das Buschwerk in Reihen und Querreihen teilen. Aus dem kompakten Grün leuchten gelb-violett gestreifte Kugeln: die Blüten. Über dem Grün bewegen sich die braunen, von Sombreros beschatteten Gesichter der Arbeiter. Wir sprechen mit ihnen von der Feldarbeit.

„Viel Arbeit?"

„Viel Arbeit! Viel mehr Arbeit als im Vorjahr!" – Jedes Jahr hat der Bauer viel mehr Arbeit als im Vorjahr.

„Es ist heißer als voriges Jahr, und es gibt mehr Baumwollwürmer als voriges Jahr. Sieben Kilo Gift müssen wir pro Hektar gegen den roten Wurm streuen. Und außerdem noch die Pollen waschen. Viel Arbeit, Señor."

Den Ejido von tausendzweihundert Hektar bearbeiten zweihundert Mann, die Pflücker, die zur Ernte kommen werden, nicht eingerechnet. Von jeder Staude werden vierzig Kapseln abgepflückt, zwei Kilogramm Wolle per Staude; früher hat keine Pflanze mehr als ein Kilogramm eingebracht. „Aber wir haben weit mehr Arbeit, und wer

weiß, ob wir genug Pflücker auftreiben können. Alle gehen jetzt über die Grenze als Braceros. Amerika zahlt Dollars."

„Wie wird die Ernte?"

„Soso. In diesem Jahr haben wir fünf Prozent mehr Fläche angebaut als im Vorjahr."

„Und die Preise?"

„Der Baumwollpreis ist um einundzwanzig Prozent gestiegen. Aber wir müssen an den Banco Ejidal unsere Schulden abzahlen. Dabei würden wir neue Zuschüsse brauchen für Dünger und Maschinen. Hauptsache aber ist das Wasser. Ob ‚El Palmito' es uns bringen wird, das neu ausgebaute Wasserwerk . . .? Davon hängt alles ab."

„Würden Brunnen nicht genügen?"

„Mit den Brunnen ist es schwer. Aus Europa kommen keine Dieselmotoren mehr und aus Nordamerika keine elektrischen. Vor ein paar Jahren hat eine Noria, das ist ein Pumpwerk, 35 000 Pesos gekostet, jetzt kostet sie 80 000 Pesos, wenn sie überhaupt für uns zu haben ist. Die Grundherren stellen auf ihren Restgütern noch immer neue Brunnen auf."

„Und warum ihr nicht?"

„Sie haben mehr Kapital als wir. Für jeden alten Brunnen, der im Ejidalgebiet liegt, bekamen sie den vollen Kaufbetrag als Abfindung, 35 000 Pesos. Sie haben die besten Terrains behalten und tauschen ungünstige Parzellen gegen günstige ein, weil sie wissen, wo die neuen Kanäle verlaufen werden . . . In den sieben Jahren, seit wir das Land besitzen, konnten wir Ejidatarios nur dreihundert neue Brunnen in der ganzen Laguna anlegen. Obwohl die Latifundistas nur wenige sind und wir so viele. Viel zuviel für das Gebiet . . ."

Hier liegt eines von den Problemen. Einmal gehörte das Land nur einem, dann einigen wenigen und jetzt vielen. Aber nur wenn es allen gehören wird, wird die Klage wegfallen, die wir eben hören, und die Diskussionen darüber, ob Landaufteilung günstig ist.

Wir schauen über die grünen, mit Gelb und Purpurviolett besprenkelten Kulturen, ungehindert dringt der Blick bis zum Horizont. Bevor die Geschichte Mexikos begann, war das alles Niemandsland. Das Wild äste auf der La-

guna, im Rio Nazas schwammen Fische und ernährten indianische Nomaden. Manchmal dehnten, vom Norden kommend, die Apachen ihre Jagdgründe über diese Prärie aus; vielleicht stand da, wo wir jetzt stehen, ein Ahne Winnetous und lugte aus nach Feind und Wild. Bis eines Tages das Bleichgesicht auftauchte, der Konquistador.

Ganz Neu-Spanien ward zerlegt in Klostergüter und in „Encomiendos" für die spanischen Herren. Der Marqués Ordiñola de Aguayo bekam als Lehen die Laguna mitsamt den Menschen, die darauf wohnten oder deren er sonstwie habhaft werden konnte. Das Getier jagte er zum Sport, die Menschen jagte er in die Bergwerke, damit sie dort Gold förderten für seine Tasche.

Am Ufer des Rio Nazas wurde Mais angebaut, und markgräfliches Vieh weidete dort. Schon um 1800 gab es unter den Peones keinen puren Indio mehr, nur Mestizen – dafür hatten die weißen Gebietsgebieter gesorgt, indem sie, wie aus den Kirchenbüchern hervorgeht, den Indiomädchen Kinder machten.

Mit dem Sieg der nationalen Revolution war die dreihundertjährige Ära der Gachupinos, der Spanier, vorbei, vorbei die Herrschaft der Vizekönige und ihrer Vizevizekönige auf dem Land. Die Zeit für Mexikaner, Weltpriester und Bürger brach heran. Und wenn einer alle drei dieser Titel besaß und dazu ein Geschäftsmann war, wie der Pfarrer der Stadt Monclova, so konnte er fast die ganze Laguna an sich reißen.

Die nächste Etappe, die der Baumwolle, rief das Finanzkapital auf den Plan. Banken aus der Hauptstadt gewährten den Hacendados Vorschüsse auf die Baumwolle, die an die Kattun- und Kaliko- und Barchentfabriken in Elsaß-Lothringen oder via Liverpool nach Lancashire abging. Bald beherrschten die Banken durch Pächter und Verwalter das Gebiet, oder sie verkauften die Parzellen.

Je reicher die Hacendados wurden, desto mehr Baumwolle bauten sie an, je mehr sie anbauten, desto mehr Arbeitskräfte und Arbeitszeit brauchten sie, und je mehr Arbeitskräfte und Arbeitszeit sie brauchten, desto schlimmer ging es den Arbeitern. Das ist schon einmal so, vor allem bei Industriepflanzen. Mit dem Industriearbeiter hat

der Taglöhner auf dem Feld der Industriepflanzen nur das gemein, daß er kein Stück Kleinvieh besitzt, um seinen Haushalt aufzubessern. Die Baumwollpflanze kann er weder roh essen noch vermahlen oder verbacken. Auf anderen Pflanzen Mexikos, der Agave zum Beispiel, wohnen Würmer, die ein Genußmittel sind. Aber das auf der Baumwolle nistende Gewürm ist kein Genußmittel. Es wird verbrannt mit Stumpf und Stiel, damit es im nächsten Jahr nicht wiederkomme. Seine Brut kommt freilich wieder.

Überall in der Welt ist der Taglöhner auf den Baumwollplantagen schlecht daran, ob er nun ein Tuareg-Neger im Sudan ist oder ein Fellache in Ägypten, ob ein Hindu bei Haidarabad oder ein Neger mit amerikanischer Staatsbürgerschaft in Arkansas. Hier auf der Laguna lebten die Peones, illegitime Sprossen der adeligen Bezirksherrscher, kaum besser als der Baumwollwurm. Sie besaßen keine Organisation, sie lasen keine „Hetzschriften" und kannten keine „Demagogen". Und dennoch kam es wiederholt zu Aufständen, Rebellionen der Verzweiflung.

In der Laguna war's, wo die allmexikanische Revolution von 1910 begonnen hatte. Sie endete siegreich und brachte ein soziales Agrargesetz. Aber so absurd es klingt, mit diesem Sieg verschlimmerte sich, soweit etwas zu verschlimmern war, die Lage der Laguneros. Zum Beispiel bestimmte das Agrargesetz, daß jede Siedlung von soundso viel Mann das Recht auf soundso viel Hektar Gemeindeland habe, auf einen Ejido. Nun hausten an den Rändern der Laguna in Hütten und in Erdhöhlen Peones in einer Zahl, die sie zu Ejidos berechtigt hätte. Sie machten diesen Anspruch nicht geltend. Jedoch durch die Tatsache, daß diese Peones nun ein Anrecht besaßen, besaßen die Grundbesitzer Grund genug, sie auseinanderzusprengen. List und Gewalt, Entlassungen, Räumungsbefehle, provozierte Konflikte, Verhaftungen und Erschießungen halfen nichts. Erst die mit technischem Raffinement herbeigeführten Überschwemmungen trieben die Familien aus Höhlen und Hütten. Sechsundzwanzig Jahre lang führten die Hacendados auf diese Weise Krieg gegen einen Teil ihrer Arbeiter.

„Und zum Dank dafür beließ man den Hacendados nach

der Landaufteilung alle ihre Gutsgebäude", sagt einer aus der Gruppe, die sich um uns gebildet hat, „sie behielten die neuen Maschinen und die Kleinbahn. Wir können noch heute nicht mit ihnen konkurrieren."

„Wir sind selbst schuld, wir hätten das voraussehen müssen", sagt ein anderer.

„Du warst doch selbst im Streikkomitee!"

„Nun ja, wir hatten eben nur das Programm, etwas Land zu bekommen. Wie das durchzuführen war, davon verstanden wir einen Dreck. Keiner von uns wußte damals, was eine landwirtschaftliche Kooperative ist. Sonst hätten wir doch vor allem die Cascos verlangt, die Wirtschaftsgebäude."

Vor dem großen Streik von 1936 betrugen die Tageslöhne fünfzig bis achtzig Centavos. Sie flossen zum größten Teil in die „Tienda de Raya", den monopolen Kaufladen, an dem der Latifundista beteiligt war, obwohl das Gesetz das verbot. Während der Pflücke schaffte der Peón mit Frau und Kindern in Tag- und Nachtarbeit und brachte es im Akkordlohn bis auf dreißig Pesos die Woche. Diese Konjunktur genoß er jedoch nur zwei Monate lang. Die übrigen zehn Monate verdiente er ein Sechstel, und die Familie hungerte und fror in ihrer „Choza". Eine Choza ist im Baumwolland geringer als eine Hütte. Ebensowenig wie die Baumwolle dem Menschen irgend etwas zur Nahrung hergibt, sowenig gibt sie ihm irgend etwas zur Behausung her. Bedient er sich dennoch ihrer Stengel und Blätter, dann sieht das Resultat so aus wie eine Choza in der Laguna.

Durchaus nicht so hartherzig ging die Baumwolle mit den Großgrundherren der Laguna um. Sie waren – da die Petroleum- und die Silbermagnaten in Amerika lebten – die reichsten Leute im mexikanischen Reich. Auch sie wohnten nicht auf der Scholle, auch sie waren Ausländer, verloren aber niemals den Kontakt mit den Mächtigen Mexikos. Wann immer es zu Lohnkämpfen in der Laguna kam, legten die Latifundienbesitzer den Behörden Lohnlisten vor, aus denen ersichtlich war, daß ihre Leute sechsmal soviel verdienten wie die Mehrzahl der Landarbeiter Mexikos. Überflüssig zu sagen, daß es die Lohntüten der

beiden fetten Monate waren... Die Taglöhner erfuhren nichts von diesem Beweisstück und konnten nicht aufklären.

1935, mit dem Regierungsantritt des Präsidenten Lázaro Cárdenas, begannen die Laguneros sich gewerkschaftlich zu organisieren und formulierten ihre Forderungen: Kollektivvertrag, ein Peso fünfzig Tageslohn und Anwesenheit eines Gewerkschaftsvertreters beim Abwiegen der gepflückten Wolle.

Die Plantagenbesitzer lehnten alle Forderungen ab, auch diese letzte, womit sie den Diebstahl eingestanden, den sie an den armseligen Pflückern begingen.

Auf der Hacienda Manila kam es zum ersten organisierten Streik. Als er auf andere Güter übergriff, intervenierte die Regierung bei den Grundbesitzern. Die aber erklärten, daß sie die Löhne um keinen Centavo erhöhen, ja nicht einmal eine Gewichtskontrolle der Pflücke zulassen könnten. Sie würden bei der Bewirtschaftung der Plantagen nur Kapital zustecken und besäßen keine Geldreserven mehr. Jede zu ihren Ungunsten ausfallende Entscheidung müßten sie mit der Schließung ihrer Betriebe beantworten, was automatisch den Ruin der Baumwollproduktion und Baumwollindustrie zur Folge hätte. In diesem Sinn schrieb auch die Presse, sprachen die Radiostationen.

Gleichzeitig aber zogen diese mittellosen Unternehmer mit enormen Geldmitteln eine gelbe Gewerkschaft auf und lockten mit einem Lohnangebot von sechs bis sieben Pesos pro Tag Armeen von Streikbrechern in die Laguna. Viele wurden im Flugzeug herangebracht. So geschah es, daß während des Streiks um zehntausend Arbeiter mehr beschäftigt wurden als während einer normalen Ernte. (Es klingt wie ein bösartiger Witz, daß diesen Streikbrechern und Mitgliedern der faschistischen „Goldhemden"- und Sinarquisten-Organisationen später bei der Aufteilung Land in der Laguna zugewiesen wurde.)

Die Großgrundbesitzer richteten eine Sendestation für die Laguna ein, und fast jedem Peón, ob Streiker oder nicht, wurde unentgeltlich ein Radioapparat in die Hütte gestellt. Alle sollten, wenn auch in primitiver Form, das hören, was konservative Nationalökonomen seit langem

schlüssig beweisen wollen: daß in irgendeinem höheren Sinn jede Lohnerhöhung nur eine Lohnverminderung bedeute, in irgendeinem anderen höheren Sinn jede Verbesserung der Lebensbedingungen nur eine Verschlechterung der Lebensbedingungen sei. Forderungen an den Unternehmer seien ein schimpflicher Mangel an Patriotismus und die Folge eines „exotischen", dem Mexikaner wesens- und artfremden Materialismus.

Bevor aber die Radiobatterien dieses Aufklärungswerk vollenden konnten, trat den Großgrundbesitzern eine neue Macht entgegen, die Industriearbeiterschaft. Aus Klassensolidarität und erbittert durch die Machinationen der Grundherren, stellten sich die Fabrikarbeiter von Torreón auf die Seite der Landarbeiter. Sie verlangten, daß das Jahrzehnte vorher erlassene Agrargesetz nun endlich durchgeführt, die Laguna aufgeteilt werde. 38 000 Arbeiter begannen am 22. August 1936 in Torreón einen Sympathiestreik. An der Spitze des Streikkomitees stand ein junger Arbeiter von indianischem Typ. Kaum einen Lagunero gibt es, der morgen bei den Wahlen ins Abgeordnetenhaus nicht den Stimmzettel mit dem Namen Dionisio Encina in die Urne werfen wird. Denn Dionisio Encina war es, der den Kampf um die Laguna zum Siege geführt hat.

Streikkolonnen kamen auf die Haciendas und verlangten, daß der Latifundista oder sein Vertreter sich sofort entferne. Auf dem First wurde die schwarzrote Fahne gehißt, Standarte des Streiks, Warnung an Arbeitsuchende, diesen Betrieb zu betreten.

Motorisierte Militärabteilungen brachten die Grundbesitzer zurück, holten die Streikfahnen ein und ließen eine Wache auf der Hacienda. Gleich darauf kam Dionisio Encina mit seinem Streikkommando und einem Maschinengewehr wieder heran, entwaffnete und beurlaubte die Wache, wies den Latifundista abermals aus dem Haus und hißte die Fahne von neuem.

Zu Gefechten kam es nur zwischen Streikern und Streikbrechern, aber es waren große Gefechte mit Toten. Nach acht Tagen wurde das Streikkomitee zum Präsidenten der Republik in die Hauptstadt berufen. Lázaro Cárdenas bot den Laguneros an, im Oktober das Agrargesetz von 1917

durchzuführen, das heißt, die Comarca Laguna an diejenigen aufzuteilen, die sie bearbeiten, falls der Streik, der das Textilwesen, ja die gesamte Volkswirtschaft des Landes gefährde, sofort beendet werde. Die Arbeiter nahmen an, und am 3. September 1936 wurde der Streik abgebrochen.

Nun ging es nicht mehr um Löhne und Menschenleben, nun war der Besitz bedroht. Die Latifundistas trugen ihre Panik eilends in die Welt. Kanzel, Wissenschaft, Radio und Presse, einschließlich der nordamerikanischen, wurden gewonnen, um Lázaro Cárdenas zum Widerruf seines Wortes zu bewegen und Mexiko vom bolschewistischen Abgrund zurückzureißen. Die englischen Eigentümer der beiden Latifundien Tlahualilo und Purcell drohten mit der Intervention der britischen Regierung. Söhne von Großgrundbesitzern stellten sich an die Spitze der faschistischen Goldhemden, machten lokale Aufstände und versuchten, einen Putsch zu organisieren.

Andererseits waren die Bauernverbände und Industriegewerkschaften ausnahmslos für die Durchführung der Landaufteilung. Lázaro Cárdenas bewies, daß er entschlossen war, dem arbeitenden Mexikaner das zu geben, was des arbeitenden Mexikaners ist. Im Oktober kam er nach Torreón und verteilte ein Terrain von 180 000 Hektar an rund 30 000 Landarbeiter zu kollektiver Bearbeitung und zu kollektivem Nutzen.

Dreihundert Ejidos gibt es im Kollektivgebiet, im kleinsten wohnen dreißig, im größten vierhundert Familien. Das ist aber bei weitem nicht die ganze Laguna. Die alten Grundbesitzer behielten ein Areal von 50 000 Hektar, also fast ein Drittel von dem, was die 30 000 Peones für sich und ihre Familienmitglieder bekamen.

Ferner wurden sechshundert Landarbeiter, unter ihnen die herangeholten Streikbrecher, mit je einem Grundstück von sechs Hektar beteilt, das sie individuell bearbeiten. Schließlich gibt es noch 1500 Privateigentümer, jeder von ihnen hat etwa zwanzig Hektar Landes, ererbten oder gekauften Besitz.

Von der Feldarbeit gehen wir zu den Wirtschaftszentren. Wir sehen den großen Korral mit Vieh und Pferden. Den

Schuppen, darin Maschinen gereinigt und repariert werden. Ein Maisfeld des Kollektivs und Gemüsegärten, in denen die einzelnen für sich Bohnen und Pfeffer anbauen. Das Büro des „Crédito", dem die Administration obliegt. Die „Tienda", Konsumladen mit Wirtsstube und Billard, aber ohne Alkohol. Den Sportplatz, auf dem man „Béisbol" spielt, wie die spanische Orthographie diese Segnung aus Amerika schreibt.

Hühner laufen auf der Dorfstraße umher, hinter Hürden grunzen Schweine. Wir fragen nach dem Namen der rot blühenden Sträucher vor einem Haus. „Higuerilla", antwortet uns die Frau, die am Zaun steht. „Die bringen mir hundert Pesos im Jahr." Higuerilla ist Rizinus.

In einem offenen Schuppen liegen landwirtschaftliche Geräte, die im Lauf der letzten Jahre als überholt ausrangiert wurden, Gerümpel. Wir haben bei Marx gelernt, daß Reliquien von Arbeitsmitteln für die Beurteilung untergegangener Gesellschaftsformen ebenso wichtig sind wie Knochenfunde für die Kenntnis vergangener Tiergemeinschaften. Nicht, was gemacht wird, sondern wie es gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen. Die Arbeitsmittel dienen sowohl als Gradmesser für die Entwicklung menschlicher Arbeitskraft wie auch als Anzeiger der menschlichen Verhältnisse, unter denen gearbeitet wird.

Was hier auf dem Haufen liegt, war schon überholt, als es hier noch in Gebrauch stand. Wir haben vor sechzehn Jahren die Neger im Cotton Belt von USA weit modernere Apparaturen handhaben gesehen; dort gab es, weil sich der Lohnsklave bezahlt machen mußte, keine solchen Holzpflüge, keine handbetriebenen Exhaustoren und keine Eimer, aus denen der Dünger mit der Hand ausgestreut wurde, als ob er Saatgut wäre.

„Das haben uns die Herren hinterlassen", sagt einer unserer Begleiter, „damit sollten wir arbeiten. So hätten sie sich unsere Konkurrenz gefallen lassen können."

Ein anderer stößt mit dem Fuß ins Gerümpel. „Nicht einmal die Eisenbeschläge konnten wir gebrauchen."

Ein dritter: „Selbstverständlich hatten sie auch ganz moderne Maschinen. Aber weshalb sollten sie die alten ver-

schrotten? Immer gab's noch Winkel, wo sie einen Invaliden damit ackern ließen."

Das schlimmste Erbe waren die Irrigationsanlagen. Mitten in der Bewässerungszeit von 1936 war es nicht erlaubt, die Kanäle auszubessern. „Wir haben kein Interesse daran", begründeten die Hacendados ihr Verbot, „die nächste Ernte wird ja nicht mehr uns gehören. Vorläufig aber hat auf unserem Besitztum niemand etwas zu suchen."

Neben der Rumpelkammer steht die Reparaturwerkstätte – Pfähle mit einem Dach aus Brettern. Wir fragen die Schmiede, was sie verdienen.

„Mancher, zum Beispiel der Pedro da, macht zweitausend Pesos im Jahr. Aber auch wir verdienen mehr als die Baumwollarbeiter."

„Werdet ihr nicht beneidet?"

„Am Anfang gab's Neid und Konflikte. Dann hat sich herausgestellt, wer für die eine Arbeit geeignet ist und wer für eine andere. Übrigens haben wir mehr zu tun als die auf dem Feld. Schauen Sie her, was wir alles reparieren: Hufeisen, Machetes (das sind die Sicheln Mexikos), Pflugschare, Räder, Kessel, Drehscheiben für den Motorpflug, Traktoren. Wir sind sechs Schmiede für unseren Ejido."

In einem mit Pferden bespannten Leiterwagen kommen einige Leute vom Feld, ihnen folgt auf einem Lastauto eine größere Gruppe. Es ist die Stunde des Schichtwechsels. Sie möchten wissen, was der unbekannte Besucher – vielleicht ein Wahlagitator? vielleicht ein Investigator der Regierung? – hier will. Alle sammeln sich um uns.

„Nun, wie ist das Leben hier?"

„Wie soll's sein, schlecht ist es."

„Schlecht? Die Baumwolle steht doch gut auf dem Feld, der Preis steht gut auf dem Markt."

„Davon merken wir nicht viel. Wir kriegen anderthalb Pesos pro Tag, so oder so."

„Das ist doch nur ein Vorschuß. Ihr verdient ja am Verkauf der Wolle."

„Wenn's gut geht. Aber das steht nur auf dem Papier."

„Wieso nur auf dem Papier?"

„Wir haben Schulden vom ersten Jahr, von damals, als fast keine Ernte einkam. Wir zahlen dem Banco Ejidal ab, und der Banco Ejidal zahlt den Latifundistas ab.“

Sollte es also wahr sein, was uns die Licenciados und Políticos in der Hauptstadt gesagt hatten und was wir nicht glauben wollten: daß die Baumwollarbeiter durch die Aufteilung in Schuldknechtschaft geraten seien? Andererseits aber sehen die Leute, die uns da umstehen, nicht aus, wie sonst der Indio auf Feld und Landstraße aussieht. Nicht hohlwangig, nicht halbnackt. Die Leute, die uns da umstehen, gleichen eher dem Industriearbeiter in Europa.

„Ich war gestern in eurem Hospital in Torreón“, sagen wir.

„Das Hospital“, sagt ein junger Bursche, „das ist ja ganz schön. Aber wer kann sich denn gleich ins Hospital legen, wenn ihn etwas schmerzt!“

„Wird denn nicht jeder aufgenommen, wenn er krank ist?“

„Und wer soll dann hier die Arbeit machen, wenn alle im Hospital sind?“

„Ich war noch nie im Hospital“, sagt eine ältere Frau in bösem Ton, als wäre das eine Anklage. – „Ich auch nicht, ich auch nicht“, rufen andere.

Wir lassen uns nicht entmutigen. „Die neuen Häuser an der Landstraße?“

„An der Landstraße, das ist es eben. An der Landstraße! Fahren Sie mal ein paar Kilometer nach Süden, Señor, da werden Sie etwas anderes sehen als Häuser. Da leben die Leute in Chozas oder in Höhlen.“

„Werden denn nicht mehr Häuser gebaut? Überall habe ich Bauplätze gesehen.“

„Wieviel werden denn gebaut?“ höhnt der junge Anführer, „nicht einmal ein Viertel von uns hat eine Wohnung.“ – „Und wer eine Wohnung hat, hat keine Möbel“, ruft die Frau mit dem bösen Ton.

„Für alle gleichzeitig zu bauen würde wahrscheinlich viele Millionen Pesos kosten, allein in der Laguna.“

„Oh, der Banco Ejidal könnte das ganz leicht bezahlen. Der verdient Geld genug.“

„Verdient Geld genug, sagt ihr? Der Banco Ejidal ist doch eine staatliche Einrichtung, eine gemeinnützige."

Gelächter. „Aber die Beamten sind keine staatliche Einrichtung, keine gemeinnützige. Die stecken mit den Latifundistas unter einer Decke, machen Geschäfte mit den Vertretern der Maschinenfabriken und mit den Baumwolleinkäufern."

„Ich habe gehört, daß die Ejidalbank von solchen Beamten gesäubert wurde."

„Ja, viele sind hinausgeflogen, aber es sind immer noch welche da."

Unsere Argumente sind verausgabt. Oder haben wir nicht doch noch eines? Ein Argument, das zwar kein ökonomisches ist und nichts mit Baumwolle zu tun hat, aber mit der Zukunft und mit dem Fortschritt und vielleicht von dem jungen Wortführer nicht so ohne weiteres abgelehnt werden kann.

Wir wenden uns an ihn: „Und die Schulen, die neuen Schulen?"

Er zuckt die Achseln. „Unsere Kinder müssen bei der Arbeit helfen. Vor allem bei der Pflücke. Wie können sie da an regelmäßigem Schulunterricht teilnehmen? Und wir haben nicht genug Lehrer."

Resigniert geben wir auf, wir können nicht mehr in unserem Optimismus verharren, können nur sagen: „Also war's früher besser ..."

Da verstummt das Murren und Reden im Kreis zu einer Stille, die wie ein Aufschrei ist. Als erste findet die Frau mit dem bösen Ton ihre Sprache wieder. „Um der Liebe des Herrgotts willen", ruft sie, „wie kann der Señor so etwas glauben!" Und alle fallen ein: „So haben wir's doch nicht gemeint, wie kann uns der Señor so mißverstehen!" – „Früher waren wir schlimmer dran als der rote Wurm. Jetzt sind wir wenigstens Menschen, je besser die Ernte ist, desto mehr verdienen wir."

„Wieso?" fragen wir. „Ihr kriegt anderthalb Pesos, so oder so."

„Das ist ja nur der Vorschuß, Señor. Bei der Abrechnung kriegen wir viel mehr, das haben wir Ihnen doch gesagt, Señor."

„Ihr habt aber hinzugefügt, das stehe nur auf dem Papier."

„Ja natürlich, wir haben Schulden. Aber die stammen noch vom ersten Jahr, von damals, als fast keine Ernte einkam, das haben wir Ihnen doch ausdrücklich gesagt, Señor." – „Unser Hospital allein", sagt die Frau mit dem bösen Ton, „macht uns schon zu Menschen. Früher konnte man nicht zum Arzt gehen; wer hatte Zeit und Geld dazu? Meine Mutter hat mich in den Stauden geboren, und mein Mann ist in den Stauden an Blutsturz gestorben. Jetzt gehen wir einfach ins Hospital!"

„Aber wer macht denn die Arbeit, wenn alle im Hospital sind?"

„Es sind ja nicht alle gleichzeitig krank, Señor. Und mit Zahnschmerz zum Beispiel fährt man erst nach Feierabend auf die Poliklinik. Außerdem kommen regelmäßig Ärzte von der Campaña Sanitaria zu uns heraus." – „Und unsere Häuser?" ruft einer, „haben Sie denn nicht an der Landstraße die neuen Häuser gesehen, Señor?"

„An der Landstraße, ja", provozieren wir, „an der Landstraße sieht man schöne Häuser. Aber ein paar Kilometer südlich wohnen die Leute noch in Chozas oder in Höhlen."

„Werden denn nicht überall neue Häuser gebaut?" sagt einer vorwurfsvoll. „Schon ein Viertel von uns hat eigene Wohnungen."

Wir: „Ein Viertel. Ist denn das so viel?"

Sie: „Nicht viel? Früher hat kein Landarbeiter eine Wohnung gehabt, bedenken Sie das, Señor." – „Für alle Laguneros gleichzeitig Häuser zu bauen würde sechzig Millionen Pesos kosten. Der Staat kann doch nicht in jedem Bezirk sechzig Millionen nur für Häuser ausgeben."

„Und der Banco Ejidal?"

„Der Banco Ejidal hat kein Geld dafür. Er bevorschußt die Ernte und tätigt die Baumwollverkäufe. Für sich darf die Bank nichts verdienen."

„Aber die Beamten?"

„Gewiß, es gibt immer noch welche, die für sich Geschäfte machen. Aber das hat doch nichts mit dem Bau von Häusern zu tun." – „Haben Sie schon das Estadio gesehen,

Señor, unseren Béisbolplatz?" ruft die Frau mit dem bösen Ton, sie ruft es, als hätte sie ihr ganzes Leben lang nur Baseball gespielt und als ob ihr nirgendwo ein Home-run so gut gelänge wie auf ihrem Estadio. „Kommen Sie, Señor, ich zeige Ihnen unseren Béisbolplatz."

Der junge Mann wendet sich an uns und spricht langsam. Er hat ein Argument, das zwar kein ökonomisches ist und nichts mit Baumwolle zu tun hat, aber mit der Zukunft und dem Fortschritt und vielleicht von uns nicht ohne weiteres abgelehnt werden kann: „Wir haben doch jetzt Schulen."

„Nun ja", geben wir zurück, „aber eure Kinder müssen doch beim Pflücken helfen, wie können sie da die Schule besuchen? Auch habt ihr nicht genug Lehrer."

„Ja, es ist schlimm, daß die Kinder in der Zeit der Pflücke helfen müssen. Das ist vorläufig nicht zu ändern, weil immer weniger Saisonarbeiter zu uns kommen, alle gehen nach den Vereinigten Staaten als Braceros. Aber schließlich verlieren die Kinder nur zwei bis drei Monate. Früher gab's weit und breit überhaupt keine Schule. Und die Lehrer kommen nach und nach."

„Also ist es besser als früher?"

Wer da glaubt, daß sie freudig bejahen würden, kennt den Bauern nicht. „Ach Gott", antworten sie achselzuckend, „gut ist es nicht."

Wir fürchten, das Gespräch könnte von neuem beginnen, und verabschieden uns. Achtundzwanzig Stunden lang genießen wir die Heimfahrt nach Mexiko-Stadt in vollen Zügen, will heißen: in vollen Eisenbahnzügen. In Mexiko kommen wir wieder mit den Licenciados und Políticos zusammen und erzählen ihnen, was wir in der Comarca Laguna gesehen und gehört, von den neuen Maschinen, Häusern, Schulen, berichten davon, daß es besser ist als in anderen Bezirken, die wir kennen.

„Wie naiv Sie sind! Sie kennen Mexiko nicht. Man zeigt den Besuchern nur das, was eigens für sie hergestellt wurde", sagen die Licenciados und Políticos.

„Aber wir haben doch mit mehr als hundert Ejidatarios gesprochen, und jeder hat uns bestätigt, daß es ihnen heute unvergleichlich besser geht als früher!"

Die Licenciados und Políticos lächeln ironisch. „Die Leute sind gut gedrillt. Sie erzählen den Besuchern nur, was den Gewerkschaften in ihren Kram paßt. Wehe denen, die etwas anderes sagen! Und Sie, Señor, Sie sind darauf hereingefallen."

Das müssen wir doch schon einmal gehört haben?

## MAXIMILIAN VON HABSBURG UND KARL MARX

Zum erhöhten Ostrand der Stadt Querétaro kehrt die Muse der Geschichte immer wieder zurück, hartnäckig, aus den verschiedenartigsten Anlässen. Dieser ihr Stammplatz ist höchstens ein Quadratkilometer groß, eine Kirche mit Kloster und Kirchhof, eine kleine Parkanlage und ein Markt mit einem Monument haben gerade noch darauf Raum.

Das erstemal fand sich die geschriebene Geschichte am 24. Juli 1531 auf diesem Quadratkilometer ein, und zwar in Gestalt des bekehrten Indios Tapia, der in der Taufe den Vornamen Fernando und als Taufgeschenk ein spanisches Offizierspatent erhalten hatte. Er kam mit einem Heerbann gleichfalls christianisierter Indios herangezogen, um die Stadt für König Karl V. zu erobern. Sie hieß damals noch nicht Querétaro, sondern Taxco, was soviel wie „Ballspielplatz" besagt und darauf hindeutet, daß die Bewohner sportliebend waren. Das erwies sich alsbald.

Fernando de Tapia schickte dem Kaziken der Stadt die Aufforderung, sich zu ergeben. Der wußte, daß die Pfeile und Speere seiner Otomí-Indianer wirkungslos an den spanischen Panzern abprallen, daß die Lehmmauern den Kanonen nicht standhalten würden, und er wußte auch, daß bisher keine Ortschaft Mexikos ihrer Eroberung entgangen war. Deshalb machte er einen sportlichen Gegenvorschlag: die beiden Heere mögen zum Faustkampf antreten, waffenlos, Mann gegen Mann, und der siegreichen Mannschaft solle als Preis die Stadt zufallen.

Der Feind nahm die Herausforderung an, und als Ring wurde der flache Hügel Sangremal bestimmt, eben jener Quadratkilometer am Ostrand der Stadt, von dem wir oben sprachen. Am nächsten Tag begann bei Morgenanbruch das große Boxen, und erst als die Sonne unterging, wurde die letzte Runde geschlagen. Die Söldner Spaniens

stiegen siegreich aus den Seilen (sofern solche gespannt waren). Hätten die ausgeknockten Querétarenser gewußt, welches Schicksal ihnen bevorstand, so hätten sie an der Seite des Siegers kaum so heiter getanzt, gesungen und musiziert.

An der Stelle dieses Massenboxmatchs ward zuerst ein Kreuz aufgerichtet, dann ein Taufaltar und schließlich um diesen herum eine Kirche, der Templo de la Cruz, mitsamt einem Kloster.

Aber Klio ließ sich nicht irreführen und kam immer wieder auf diesen Ort zurück. Den Spaniern, die die Stadt im Faustkampf gewonnen hatten, ging gerade von hier aus nicht nur die Stadt wieder verloren, sondern auch das ganze riesige Reich Mexiko.

Inmitten des kleinen Klosterfriedhofs, der einen Teil unseres Quadratkilometers ausmacht, steht auf hohem Sokkel ein steingemeißelter Sarkophag. Darin liegt die femme venerée der mexikanischen Unabhängigkeitsbewegung, die Corregidora Josefa Ortiz de Domínguez.

Sie war die Gattin des Bürgermeisters von Querétaro, aber ihre Stellung als erste Dame der Stadt konnte ihren Freiheitssinn nicht bändigen, solange ihr Land in spanische Stiefel gespannt war. Sie konspirierte mit den Patrioten ihrer Heimatstadt Querétaro, mit denen der Garnisonstadt San Miguel el Grande (heute San Miguel de Allende) und mit dem Pfarrer des Dorfes Dolores (heute Dolores de Hidalgo). Die Vorbereitungen zum Aufstand waren noch nicht vollendet, erst in drei Wochen sollte losgeschlagen werden. Da, am 15. September 1810, erfuhren der Corregidor und seine Frau, daß die Verschwörung entdeckt und der Befehl gegeben sei, bei Morgengrauen die Beteiligten zu verhaften.

Zwar sympathisierte auch der Corregidor mit den Revolutionären, aber noch mehr liebte er seine Frau. Er fürchtete, sie werde versuchen, ihre Freunde zu warnen, und sich dadurch selbst an den Galgen bringen. Deshalb ließ er sie im ersten Stock des Stadthauses einsperren und nahm alle Schlüssel an sich. Wie schlecht kannte er seine Frau!

Die Gefangene dachte nicht daran, sich zu retten und ihre Genossen zugrunde gehen zu lassen. Sie klopfte so lange auf den Fußboden, bis der Gefängniswärter Ignacio Pérez aufmerksam wurde, heraufkam und durch das Schlüsselloch seine verhaftete Herrin fragte, was sie befehle. Sie befehle, antwortete sie durchs Schlüsselloch, daß er, Ignacio Pérez, sofort nach San Miguel el Grande reite und dem Kapitän Allende bestelle: „Alles verraten!" Wie vierzig Jahre vorher Paul Revere von Boston nach Lexington, wie zwanzig Jahre vorher der Postmeister Drouet von Ste. Menehould nach Varennes geritten waren, um die Revolution ihres Landes zu retten, so galoppierte nun Ignacio Pérez durch Nacht und Nebel. Er überbrachte die Botschaft, der Priester Hidalgo läutete die kleine Glocke der kleinen Kirche seines kleinen Dorfes, der Kapitän Allende und die anderen Offiziere von San Miguel ließen ihre Truppen antreten, und der Kampf um die Unabhängigkeit Mexikos begann ...

Die Corregidora ist eingeschreint im Herzen Mexikos, ihr Bildnis ist auf Münzen geprägt und auf Briefmarken gedruckt, und viele Denkmäler sind ihr errichtet. Aber das eigentümlichste ist in der Stadt Querétaro, ein Obelisk, der ein überlebensgroßes Schlüsselloch trägt, Denkmal des Schlüssellochs, durch das die revolutionäre Frau das Signal zum Aufflammen der Freiheit flüsterte.

Hier auf dem Quadratkilometer liegt die Corregidora im steinernen Sarkophag. Zuerst hatte die Hauptstadt ihre Gebeine besessen, jedoch Querétaro bestand darauf, seine berühmteste Mitbürgerin bei sich zu haben. Querétaro bekam sie und gleichzeitig die Gebeine ihres Gatten, der die entscheidende Botschaft zu verhindern versucht hatte.

Auf dem unregelmäßig-dreieckigen Winkel zwischen Friedhofsmauer und Landstraße wurde ein Park angelegt, sein Boden ist kein grüner Rasen, sondern roter Sand und Kiesel. Statt Blumen wachsen hier ausschließlich Kakteen, strauchförmige, baumförmige, kugelförmige, schlangenförmige, orgelpfeifenförmige, je eine Sorte auf je einem Beet. Zur Zeit der Blüte tragen die Schlangenkakteen silberne Krönlein wie die Schlangenkönigin im Märchen, die

Glieder des Nopals sehen wie Malerpaletten aus, und aus dem Orgelkaktus blühen goldene Notenköpfe auf, als hätten Orgeltöne Gestalt gewonnen.

Das Kloster ist geschlossen; wenn man es sich öffnen lassen will, muß man beträchtliche Zeit mit Suchen und Warten verbringen. Schließlich hallt der Schritt des Besuchers durch abbröckelnde Korridore und ein verfallenes Refektorium. Nachdem in Mexiko die Klöster aufgehoben wurden, beherbergte der Bau zunächst eine Schule und nachher Soldaten. Wir wollen hoffen, daß die Zeichnungen und Schriften an den Wänden nicht aus der Schulzeit, sondern aus der Kasernenzeit stammen; unzählbare Frauen mit Namen und Adressen sind hier als Huren verflucht, wahrscheinlich, weil sie sich dem Fluchenden gegenüber nicht als solche erwiesen.

Im Klosterhof lagert Gerümpel und Schutt, dicht umwuchert von stachligem Unkraut. Dazwischen eine zertrümmerte Statue. Sie fiel Anno 1867 von einer Kugel, die Maximilian galt, dem österreichischen Erzherzog, der nach Mexiko gekommen war, um hier mehr als ein Erzherzog zu sein, ein Kaiser. Als seine Haupt- und Residenzstadt von den republikanischen Truppen des Benito Juárez bedroht war, übersiedelte er nach Querétaro.

Wie uns der greise Antonio Ramírez heute früh in seiner Apotheke auf dem Marktplatz so genau schilderte, als hätte er das gestern abend und nicht vor mehr als siebzig Jahren erlebt, kam Maximilian allabendlich um acht Uhr ganz allein auf die heutige Plaza de la Independencia. „Wir Kinder schlichen hinter ihm her, war er doch der Emperador und trug einen langen goldenen Bart, wie es ihn bei uns zu Lande nicht gibt. Unruhig ging er die Plaza ab und im Kreis um das Beet. Seine Hände hielt er auf dem Rücken verschränkt, und die Finger bewegten sich ununterbrochen, was uns Kindern hinter ihm teils komisch, teils aufregend geheimnisvoll vorkam.

Eines Morgens bezog die republikanische Artillerie Stellung auf den Hügelkämmen vor der Stadt, aber zu unserer, der Kinder, großen Enttäuschung fiel den ganzen hellen Tag über kein Schuß. Erst am Abend um acht Uhr begann

das Feuer mit einer erschreckenden Salve wie aus hundert Kanonen. Es richtete sich auf die kleine Plaza, wo die Schützen den Emperador vermuteten. Aber die Salve traf ihn nicht, sie traf bloß die Statue in der Mitte des Beets, schlug ihr den Kopf ab und die Beine. Der steinerne Mann lag nun im Rasen, und tagelang umstanden wir ihn und glotzten seinen verstümmelten Körper an. Später wurde er weggeschafft, ich glaube, er liegt noch im Hof des Monasterio."

In der Tat, da liegt er, der Mann, der einen ihm nicht zugedachten Schuß empfing. Er hieß Marqués de la Villa del Villar del Aguila und hatte die Stadt Querétaro, die er bewohnte und liebte, vom Wassermangel befreit; vom Jahre 1726 bis zum Jahre 1735 dauerte der Bau des Aquädukts, zu dem der Marqués 88 000 Pesos aus eigener Tasche beisteuerte, ein weißer Rabe unter seinen spanischen Standesgenossen in der Kolonie.

Von unserem Quadratkilometer blicken wir aufs Tal hinab, durch das der Aquädukt unversehrt und auf hochgestreckten Beinen der durstenden Stadt entgegenschreitet.

Zu ebener Erde des Klosters ist eine leere Halle, noch verfallener als die übrigen Räume. Das war einmal ein Stall oder eine Remise. Ein vier Meter breiter Torbogen ließ die Wagen ins Freie hinaus. Aus Holzbohlen, die mit Eisenklammern verstärkt sind, ist die Türe.

Durch diese Stalltüre schlängelte sich, geführt vom Verrat, am 15. Mai 1867 die Weltgeschichte in den Klosterbau. Das Kloster de la Cruz war jetzt eine strategische Schlüsselstellung und eine Festung, darin die Truppen Maximilians unter dem Kommando des Obersten Miguel López lagerten.

Miguel López verriet. Nicht weil er etwa seinen ausländisch-kaiserlichen Kriegsherrn gehaßt hätte, verriet er. Nicht weil er dessen inländisch-republikanischen Gegner geliebt hätte, verriet er. Sondern er verriet, weil er ein Verräter schlechthin war. Als Verräter wird er auch von den Mexikanern betrachtet.

Durch die Stalltüre des Klosters ließ er die republikanischen Truppen ein, die Kaiserlichen wurden überrumpelt,

Querétaro eingenommen, und der Wiener Kaiser von Mexiko mußte sich ergeben.

Im ersten Stock ist die Klosterzelle zu sehen, die Maximilian als Gefängniszelle diente von dieser Nacht an. Schlafen hätte er nicht können, auch wenn es seine Gedanken zugelassen hätten. Arbeiter waren im Raum, um die Seitentür ganz zu vermauern und das Fenster bis zur halben Höhe.

Einem meiner Vorfahren, denkt Maximilian, während die Maurer Ziegel aufschichten, einem meiner Vorfahren, dessen Namen ich trage, ist einmal durch ein Wunder ein Ausweg aus der Ausweglosigkeit gewiesen worden. „Kaiser Maximilian auf der Martinswand" heißt die Lesebuchgeschichte. Mich, Maximilian den Nachfahr, wird niemand von meiner Martinswand erretten. Mir bringt der Anfangsbuchstabe meines Namens kein Glück. Meine Misere begann mit Miramare; dort nahm ich die Berufung nach Mexiko an. In Mexiko standen nur wenige Männer zu mir in meinem Mißgeschick. Die Generale Miramón und Mejia sitzen in der Nebenzelle, dem Tod geweiht wie ich.

Der Ehrgeiz meiner Mutter, ihre Söhne auf Thronen zu sehen! Bei meinem Bruder Franz Joseph war es ihr wohl geglückt, aber Heimat ist nicht Fremde, Österreich nicht Mexiko, mein geistesschwacher Onkel Ferdinand nicht Benito Juárez. Einen Benito Juárez kann eine „Erzherzogin-Kamarilla" nicht beiseite schieben.

Und die Madame Montijo, Majestät der Franzosen. Sie läßt mich hier im Stich, nachdem sie und ihr Mann mich in mein Malheur hineinmanövriert haben. Der Neffe Napoleons macht den Habsburger zum Kaiser! Welch eine Ironie! Kein Tropfen vom Blut der Bonapartes rollt in ihm, er ist der Sohn des bürgerlichen Herrn Verhuel mit Hortense Beauharnais, wie jedermann weiß.

Noch einen zweiten, ebenso legitimen Sohn hatte sie. Mit ihrem Stallmeister. Dieser Sohn ist das ärgste M, der Miserabelste der Miserablen, Monsieur Morny, Minister und Kammerpräsident von Frankreich, in Wirklichkeit aber Geschäftemacher, Spieler und Abenteurer. Er hat sich

mit mexikanischen Staatsanleihen bestechen lassen. Und um sie einzutreiben, hat er den Krieg entfesselt.

Staatsanleihen! Ich wußte nicht, welch ein Betrug dahintersteckt. Erst vor ein paar Tagen bekam ich ein Konvolut von Zeitungsartikeln aus der Wiener Presse. Sie sind aus der Zeit, da die Intervention in Mexiko nur ein Projekt war und ich noch nicht einmal im Traum daran dachte, daß ich damit etwas zu tun haben werde. Der Verfasser der Artikel hatte schon damals die Männer und die Machinationen durchschaut, denen ich nun zum Opfer falle: Napoleon den Kleinen, die Mexikaner Marquez und Mendez, die Franzosen Morny und Mirès.

Miramón, jetzt mein Leidensgenosse und Zellennachbar, hat damals eigenmächtig die Staatsschuld aufgenommen. Er quittierte zweiundfünfzig Millionen Dollars und bekam – ungefähr vier Millionen. Das saubere Geschäft führte ein Bankier in Mexiko durch, der Schweizer Jecker. Er ließ Schuldscheine auf die vollen zweiundfünfzig Millionen vom Schwindelbankier Mirès in Paris emittieren, und Monsieur Mirès hat seinerseits den Monsieur Morny mit dreißig Prozent beteiligt. Deshalb werden Kriege geführt! Um Profite zu machen, kann ein Jecker Tausende sterben lassen und bleibt im Hintergrund.

Der Mann, der die Artikel in der Wiener Presse schrieb, wußte die Ziffern, die ich erst hier erfuhr, schon vor fünf Jahren. Ein merkwürdiger Mann, er sieht hinter der großen Politik hauptsächlich pekuniäre Dinge, urteilt und prophezeit danach. Und er hat richtig prophezeit. Sogar von diesem Querétaro schrieb er als von dem letzten Schlupfwinkel, wo sich die Reaktion mit Hilfe Mejías und einheimischer Banden in den Bergen noch zu halten vermag. Als der Mann das schrieb, wußte ich nicht einmal, daß es einen Ort namens Querétaro gäbe und einen Mexikaner namens Mejía. Jetzt liege ich in jenem Querétaro neben jenem Mejía in einer Gruft, die man um mich herum zumauert.

Man würde glauben, daß der Verfasser dieser Artikel ein internationaler Finanzmann ist. Aber er soll ein Sozialist sein, ich glaub das nicht. Karl Marx heißt er; solche Ratgeber hätte ich gebraucht. Nun ist es zu spät.

Ich werde hingerichtet werden. Ich habe ja selbst mein Todesurteil unterschrieben: das Dekret, das jeden mexikanischen Republikaner zum Tod verurteilt. Damit habe ich den Präsidenten und sein Volk verurteilt. Damit habe ich die Offiziere und Soldaten von Juárez der Hinrichtung ausgeliefert. Jetzt werden sie mit mir das gleiche tun.

Diese Konjunkturritter in Paris – die Napoleoniden, wie sie sich nennen – haben mich fallenlassen, der ich wirklich ein Enkel Bonapartes bin. Das wissen freilich wenige. Der Herzog von Reichstadt hatte meine Mutter geliebt, und ich bin der einzige Sohn des einzigen Sohns von Napoleon. Nicht zufällig hat sie mir das Bild mitgegeben, auf dem sie mit Napoleons Sohn gemalt ist, und mir gesagt, daß ihre Korrespondenz mit ihm im Schloß Buschtiehrad liegt. Aber ich bin kein Erbe von Napoleons Kraft. Ich bin selbst schuld an meinem Schicksal, ich bin mein eigenes M. Ich bin nur Mittelmaß.

Ich bin schuld, und vielleicht ist meine Carlota mitschuldig. Nein, um Gottes willen, nein, das ist nicht wahr, ich will das nicht einmal hier aussprechen, wo mich niemand hört, nicht einmal in dieser Gruft, in die man mich eben einmauert. Ich will nicht daran denken, was höfische Nattern mir ins Ohr zischten, daß Carlota mich betrogen habe, daß sie sich Mutter fühlte und hauptsächlich deshalb nach Europa abfuhr. Auch der Doktor Basch wollte mir das vielleicht sagen, als er, verstört, mich um die Erlaubnis bat, mir eine Privatsache über Ihre Majestät vorbringen zu dürfen. Ich hieß ihn schweigen.

Und wäre es auch wahr, bin nicht ich der Schuldige? Hätte ich nicht wissen müssen, daß man eine junge Frau nicht heiraten darf, wenn man ihr nur psychische Liebe zu bieten vermag? Durfte ich als Monarch in ein Land kommen, wenn ich keine Dynastie schaffen und keine Erbfolge beginnen konnte? Der Wiener Hof wußte, daß ich es nicht kann, und in Mexiko erfuhr man es, als ich den Knaben Iturbide an Kindes Statt annahm, einen Leibeserben, einen legitimen Kronprinzen – adoptierte.

In Maximilians zweitem Kerker, im Kloster Las Teresitas, dient seine Zelle als Knoblauchmagazin, die Zwiebeln

liegen darin meterhoch aufgeschichtet, und wer dieses Plateau besteigen wollte, würde vom Duft in die Flucht geschlagen.

Auch seine dritte und letzte Kerkerzelle fand Maximilian in einem Kloster, in dem der Kapuziner. Vom Kapuzinerkloster kam er in die Kapuzinergruft, von Querétaro nach Wien.

Auf diesem Wege lag sein Tod. Als er vor die Stadt Querétaro auf den Glockenhügel geführt wurde, wußte er nicht, was sich in Europa begab. Seine Carlota sei in Europa gestorben, hatte man ihm erzählt; um ihm den eigenen Tod leichter zu machen.

Manet hat die Füsilierung des Kaisers von Mexiko gemalt, in Wirklichkeit sah sie anders aus. Maximilian stand an jenem 19. Juli 1867 nicht zwischen seinen Generalen Miramón und Mejía, er hatte Miramón den Mittelplatz eingeräumt. Maximilian trug keinen Hut, geschweige denn einen Sombrero, das Peloton war kein nonchalant dastehendes Soldatenhäuflein, sondern ein formiertes Bataillon der Infanterie von Nuevo León; keine Mauer war da und keine Bäume im Hintergrund.

Kaum vier Jahre dauerte es, bis alle, die Maximilian im Kerker von Querétaro verflucht hatte, vom Schicksal ereilt wurden. Die Pariser Kommune machte reinen Tisch. Selbst Jecker, den man gar nicht gesucht hatte, entging seiner Strafe nicht. Als ein Monsieur Icre in Paris um einen Paß ansuchte, stellte sich heraus, daß er nicht so heiße; man forschte nach seinem Vorleben und erfuhr, daß er Jecker sei. Am 26. Mai 1871 wurde er von einem Peloton in den Schanzgraben der damaligen Rue de Puebla (heute Rue des Pyrenées) geführt und erlitt dort den Tod auf die gleiche Weise wie vier Jahre vorher sein Opfer Maximilian.

Das Haus Habsburg hat in Querétaro an der Todesstelle Maximilians eine kalte, geschmacklose Grabkapelle erbauen lassen, wie sie sich zu Hunderten auf jedem Friedhof finden. Die Inschrift spricht nicht vom Kaiser Maximilian, sondern vom „Erzherzog Ferdinand Maximilian", weil die Mexikaner seinen Kaisertitel nicht anerkennen. Im Innern der Kapelle hängen vergilbte Photos von Maximilians

Hofstaat. Unter dem Bild der Ehrendame Josefa Velardo wird rühmend vermerkt, daß sie von Nezahualcoyotl abstammt, dem König von Texcoco, während unter dem Photo des Leibarztes Dr. Samuel Basch die ebenso unwichtige Tatsache nicht erwähnt ist, daß er mein Großonkel war.

Seine Biographie hat ein anderer meiner Onkel geschrieben, Professor Heinrich E. Kisch, in dem seinerzeit viel gelesenen Buch „Erlebtes und Erstrebtes". Als Onkel Sami Basch, sagenumwittert, meinen Brüdern und mir von Mexiko erzählte, lauschten wir scheu und erregt, wir fühlten die Weltgeschichte durch unser Speisezimmer rauschen. Die Erzählung der Szene, wie Onkel Sami zum Kaiser von der Kaiserin sprechen wollte und ihm Schweigen geboten wurde, war mehr an unsere Eltern als an uns gerichtet, und wir verstanden nicht, um was es sich handelte. Dennoch machte sie großen Eindruck auf uns, und ein halbes Jahrhundert später, an der Todesstätte Maximilians, steht sie mir noch klar vor Augen.

So viele kriegerische Ereignisse sich auf dem Quadratkilometer in Querétaro abgespielt haben – keinem Feldherrn und keinem Kaiser gilt das Denkmal auf dem Marktplatz vor dem Kloster de la Cruz. Es stellt Venustiano Carranza dar, den Präsidenten, der die in Querétaro beschlossene Verfassung in Querétaro sanktioniert hat. Gegen Venustiano Carranza ist politisch und menschlich sehr vieles einzuwenden, nichts aber gegen die Verfassung, und so gilt das Denkmal mehr ihr als ihm. In dieser Konstitution ist das Recht der Nation auf ihre Bodenschätze festgelegt, das Eigentumsrecht der Bauern auf den von ihnen bebauten Boden (Landaufteilung) und der Anspruch der Arbeiter auf den Achtstundentag, auf Mindestlohn, auf Streik und auf Zusammenschluß in Gewerkschaften.

Venustiano Carranza selbst hat sich an diese Verfassung nicht gehalten, und seine Vertrauensleute zogen aus der Umgehung der Verfassung so viel Profit, daß man aus dem Hauptwort „Korruption" die Verbalform „carrancear" bildete.

Aber Carranzas Verfassung besteht noch heute zu Recht,

seine Nachfolger im Präsidentenamt haben sich an sie gehalten, und viele Paragraphen wurden durchgeführt.

Vergeßt die Verfassung von Querétaro nicht, scheint das Monument von Querétaro zu sagen, dann wird die Zukunft des Landes Mexiko friedlicher sein als die Vergangenheit, die sich im Mikrokosmos dieses Quadratkilometers bewegt hat.

## LANDSCHAFT, GESCHAFFEN UM DES SILBERS WILLEN

Bin ich in einer chinesischen Landschaft? In einem von Jules Verne erdachten Land im Innern der Erde? Bei der Wasserpantomime eines kosmischen Zirkus? Alles, was ich sehe, ist unbegreiflich und wird noch unbegreiflicher, da ich zu begreifen beginne.

Hier ist ein See, ein großer See. Brücken schwingen sich von einigen Stellen seines Wassers zu anderen Stellen seines Wassers. Anscheinend sind diese Brücken nur zu dem Zweck errichtet, sich zu kreuzen und zu queren. In regelmäßigen Abständen, wie aus ornamentalen Gründen angeordnet, schäumen und sprudeln und strudeln Gischte auf dem Wasserspiegel, der im übrigen glatt ist. Über jedem dieser Gischte kreist ein runder Käfig, in dem Affen oder Papageien zu schaukeln scheinen.

Das Ufer geht auf allen Seiten unvermittelt, ohne Rand, ganz steil und hoch nach oben wie bei einem Kratersee. Auf den fast senkrechten Hängen stehen Hütten, und von unten, vom Ufer, ragen Schlote, denen Gase entfahren, über die höchstgelegenen Hütten hinaus.

Ich bin in der Zyanisierungsanlage von Real del Monte, und ich weiß nur, daß die Erze, die dieser mir sinnlosen Landschaft wohl einen Sinn geben müssen, auf dem gleichen Weg hierherkamen wie ich.

Dieser mein Weg hat mit dem ersten Spaziergang durch die Stadt begonnen. Die Naturschätze des Gebiets von Pachuca haben die Schicksale von Völkern und Kontinenten beeinflußt, und doch ist die Stadt armselig, nicht zu vergleichen mit anderen in Mexiko. Kein Palacio, keine Avenida, kein Park, kein anständiges Trinkwasser. Schlecht und spärlich ist die Pflasterung, rings um das Weichbild verpesten die Abwässer der Bergwerksanlagen die Luft. Schön ist nur die Lage der Stadt, aber was diese Schönheit ausmacht, die Häuser auf den Bergeshängen rings

um das Tal, erweist sich in der Nähe als Stätte trostlosen Elends.

Ich klettere den Förderturm der Grube Loreto hinauf, wollte durch die Rundsicht meine Eindrücke aus der Stadt ordnen. Ich erkannte die Höfe wieder, die ausgedienten Anreicherungsanlagen, Haciendas de Beneficio, in denen Maultiere sich im Kreis bewegt hatten vom sechzehnten Jahrhundert bis zum zwanzigsten, Tag für Tag und Nacht für Nacht, Jahr um Jahr, um das Silbererz zu zerbrechen und mit Quecksilber zu vermengen. Sorgsam wurde das Silber geborgen, achtlos das Quecksilber weggeschwemmt. Ringsumher gibt es Ackerböden, die getränkt sind mit Quecksilber und vielleicht reicher als die Silbergruben. Aber niemand kümmert sich darum.

Vom Förderturm aus sah ich in das alte massive Haus hinein, wo die Bergwerksgesellschaft Real del Monte ihre Logiergäste unterbringt, neu eintreffende Ingenieure oder inspizierende Beamte. Nicht weit davon: die Ställe für die Pferde, die ganze Wälder nach Pachuca schleifen, damit sie hier unter der Erde als Verstützung enden. Drüben sind die „Cajas", die Bürogebäude der Kompanie. Dort die Kooperative der Arbeiter. Am Rand der Stadt liegt die Maestranza, Reparaturwerkstätte und Einkaufsstelle für das Werk. Eingekauft werden Maschinen, Sprengstoffe, Chemikalien, Holz.

Zur Maestranza gehört der „Bone Yard". Da alles in der Gesellschaft, außer den Arbeitern, amerikanisch ist, heißt es „Bone Yard" und nicht Gebeinhaus. Rostig und verbeult liegt darin die Geschichte des Bergbaus: Hacken und Beile, Handbohrer, Drehbohrer, Revolverbohrer und elektrische Bohrapparate, Steinbrecher, Pochwerke, Kugelmühlen und so fort, Epochen einer Technologie, die sich nur um Zerhacken und Zerbohren und Zerkleinern dreht, sich modernisierte, aber im Grund die gleiche blieb.

In einer der verlassenen Haciendas ward eine anglikanische Betstube eingerichtet für die Cornwalliser Bergleute, die im vorigen Jahrhundert hier tätig waren, auf der anderen Seite ein Freimaurertempel für die Amerikaner, die jetzt hier tätig sind. Hinter Real del Monte buckelt sich ein Hügel, dessen Gipfel noch grün ist. Oben liegt

der Friedhof der Protestanten und der Freimaurer, eine Krone, geschmiedet aus Steineiche und Nadelbaum. Immer waren die Ingenieure und Vorarbeiter Ausländer. Zuerst kamen sie vom Erzgebirge her, aus den sächsischen und böhmischen Bergwerken, aus Kuttenberg, Přibram, Zinnwald, Joachimsthal und Freiberg, aus den Ketzerländern der Hussiten und Lutheraner, weshalb ihre Namen in den Inquisitionsakten immer wiederkehren.

Drüben im Westen, schon im Nachbarstaat, auf dem Marktplatz von Sultepec, steht seit 1733 ein Bergmann als Brunnenfigur – sicherlich das älteste proletarische Monument auf dieser Hemisphäre. Der alte Kumpel, der übrigens ein junger Kumpel ist, steht da mit aufgekrempelten Ärmeln und in hohen Stiefeln, wie sie niemals ein Indio trug, den Hammer hält er geschultert, den langen Meißel fest in der Linken. Mit seiner breiten Nase und seinen Locken erinnert er mich an einen Jugendgenossen aus Kladno, der von Hitlers Gestapo hingerichtet wurde, und immer, wenn ich durch Sultepec komme, grüße ich ihn mit „Zdar buh", dem böhmischen Bergmannsgruß.

Von meinem Aussichtspunkt konnte ich weit übers Land schauen, auf Fördertürme anderer Gruben: die „Veta Vizcaína", über die Humboldt so viel des Lobes sagte, daß sich die ehrwürdige Londoner City in abenteuerliche Spekulationen stürzte; die „Purísima Grande", wo Bartolomeo de Medina seine ersten Experimente mit dem Patio-Verfahren begann; die „Santa Gertrudis", die 1879 fallierte, für dreitausend Pesos verkauft wurde und aus der die neuen Besitzer binnen dreizehn Jahren fünfundzwanzig Millionen Pesos scheffelten.

Ich stieg von der Höhe des Förderturms zur Erdoberfläche hinab und ging zum Schacht. In einem Sturz, schneller als die Schwerkraft, fiel ich dem Mittelpunkt der Erde entgegen. Dann schritt ich stahlhelmbewehrt die Stollen ab, wobei ich mich an die Beschreibung der Silberhütte in Heinrich Heines „Harzreise" erinnerte. Ich traf kein Idyll an. Kein Zitherspiel hallte von den Silberwänden wider, im Stollen wird kein Tisch gezeigt, an dem ein leutseliger Herzog inmitten getreuer Bergknappen zechte, hier hausen keine Heinzelmännchen, und selbst einem Heine käme

hier kein zärtlicher Gedanke an des Bergmanns Töchterlein.

Nur die Altäre in den Nischen der Wände, bestrahlt, papierblumengeschmückt und groß wie Kapellen, könnten den, der es wollte, zu romantischen Gedanken bewegen. Neben den Heiligenbildern brennen geweihte Kerzen – solange die Kerze am Stolleneingang brennt, kann dem Spender vor Ort nichts geschehen, ein sicheres Glückauf ist ihm verbürgt.

Früher sei das Kerzengeschäft besser gegangen, klagte mir eine Verkäuferin auf dem Weg zur Grube, „die Männer verlassen sich heutzutage mehr auf die Gewerkschaft als auf die Jungfrau von Guadalupe". Damit schien die Kerzenfrau aussagen zu wollen, daß das sehr dumm von den Männern sei. Denn die Gewerkschaft mag für Arbeitsschutz, für Gasmasken gegen Silikosis und für Verkürzung der Arbeitszeit sorgen, aber ist sie denn allmächtig? Sie richtet ja nicht einmal gegen das Labor Department der Gesellschaft viel aus, das durch gewiegte Juristen, Arbeitsrechtler und andere Mittel mit den Vertretern der Gewerkschaft die Verhandlungen führt.

Ich tappte, Grubenlampe am Bauch, Helm auf dem Schädel, Bleistift in der Hand, vierhundert Meter unterhalb des Tageslichts durch die Irrgänge. Ich suchte nach dem Neuen in diesem alten Werk. Gewiß, die Kompressoren hatten noch nicht gerattert, als hier Chichimeken und Tolteken nach Silber gruben. Die Dynamitschüsse hatten noch nicht gedröhnt in Cortez' Tagen. Unter dem Regime der Grafen de Regla brauste noch nicht alle fünfundfünfzig Sekunden ein Zug heran mit Kippwagen, die ihre Flanken öffnen und einen Darminhalt von fünfeinhalb Tonnen ausschütten, mit einem Getöse, als zerbräche die Erdkugel und als krachten ihre Trümmer gleichzeitig in die kosmische Tiefe.

Die Leitungskabel, die, geladen mit fünfzig Volt, gefährlich knapp über den Köpfen verlaufen, gab's noch nicht, als der Freiberger Bergassessor Humboldt hier einfuhr, und keine elektrischen Signale leuchteten damals auf. Auch bohrte sich der Förderschacht noch nicht einen halben

Kilometer tief ins Fleisch der Erde. Noch war die unheimliche Bahn nicht gebaut, die ohne Menschen durch den Berg jagt, elektrisch ablädt und sich auf der Drehweiche eines Gespensterbahnhofs elektrisch umdreht, um neue Ladung zu holen.

Das abgeladene grob gebrochene Erz saust auf laufendem Band seiner Zermahlung zu. So schnell auch die mineralen Passagiere auf ihrer Berg-und-Tal-Bahn vorbeirasten an mir, der ich am Rand der Strecke vorwärts balancierte, sie fanden noch Zeit, mich zu steinigen, es prasselte nur so auf meinen Schutzhelm, und Funke auf Funke versuchte meine Augen zu treffen.

An der Endstation des Rollbandes, bei den Steinbrechern und Kugelmühlen, geriet ich vom Steinregen in die Schlammtraufe. Alles war in Schlamm eingehüllt: die motorisierten Monstermühlen, der Fußboden, auf den sie montiert sind, das Röhrenwerk, das sie mit Erz füttert, die Leitern und Stiegen, die auf die Plattformen hinaufführen, und vor allem die Menschen, die hier arbeiten. Schlamm, Schlamm und wieder Schlamm, Schlamm-Menschen und Schlamm-Maschinen auf Schlammboden.

Drinnen in den Eingeweiden der stählernen Schlammungetüme krachte es ohne Pause. Was Jahrmillionen lang auf dem Bergesgrund als Felsenmauer, als einziges Stück dastand, „fest wie Erz", ward vor kaum einer Stunde auseinandergehackt, und nun müssen die Teile des Ganzen, Ich gegen Ich, aufeinander losschlagen, um sich noch mehr zu verstümmeln. Keine der unter kannibalischem Brüllen ratternden Brechmaschinen begnügt sich mit der ihr zugemessenen Verkleinerung; sie speit das halbzerbissene Produkt in den Schlund der Nachbarmaschine, welche das Kauwerk fortsetzt und sich in die nächste übergibt, bis alles pulverisiert ist und nur ein gelber Schleim übrigbleibt.

Ich war benommen von diesen letzten Szenen des Silberdramas, von der auf dem laufenden Band und von der auf dem Schüttelboden, ich war benommen, das gestehe ich ein. Ich hatte kaum Zeit, darüber nachzudenken, ob all das neu sei oder ewig alt. War es nicht schon immer so, daß man – wenn auch freilich nicht mit solchen Moto-

ren, solchem Stahl und in solcher Dimension – das Erz zerschlug, zur Schütte und zur Mühle brachte und verschlämmte, um Silber herauszuholen.

Was ich heute und hier sah im „Fortune Level", dem vierten oder fünften Stockwerk, spielte sich vor fünfzig Jahren im sechzig Meter höher gelegenen Geschoß ab, und zur Zeit, als Heine in die Silberhütte einfuhr, sah es hundertzwanzig Meter zu meinen Häupten genauso aus wie im Harz. Die Produktionsmittel haben sich modernisiert, die Arbeitsbedingungen verschärft und die Profite erhöht – aber das sind Unterschiede bloß in Ausmaßen und Quantitäten. Es gibt nichts Neues unter der Erde.

Nur dieser See ist neu, dieser chinesische See mit den nirgendwohin führenden, sich kreuzenden Brücken, mit den Gischten in regelmäßigen Abständen.

Die geometrische Anordnung der Gischte hilft meinem verwirrten Blick, sich zu entwirren. Es ist ein künstlicher, sicherlich ein zweckdienlicher See, und er setzt sich aus riesigen Zisternen zusammen. Ihre Tangenten sind die Brücken, und ihre Zentren sind die holzvergitterten Treibräder, die ich für Volieren oder Affenkäfige hielt und die den Wirbel machten.

Eine der Zisternen trägt über ihrem Mittelpunkt keinen rotierenden Käfig, sondern ein Haus. Ein Haus aus Holz und Glas. Ich gehe hinüber in dieses Haus aus Holz und Glas, das Kanzleigebäude und Kommandobrücke zugleich ist, die Betriebsleitung der Zyanisierungsanlage. Der Kanzleichef oder Kapitän erklärt mir, wie das Gestein aus der Grube fährt, die Leidensstationen bis zu dem Augenblick, da dem erzenen Leib die silberne Seele entschwebt.

Begonnen hat die Zyanuration schon in jenen wackelnden Kugelmühlen, in denen ich Felsen knacken hörte und wo eine Sintflut von Schlamm alles überströmte. Dort drinnen, so lerne ich nun, schlagen nicht nur Mangan und Stahl und eiserne Birne und motorisch betriebene Stampfen und rotierende Pocheisen auf das Erz ein, sondern auch chemische Mittel helfen bei dieser Folterung.

Die zwanzig metallenen Rundtürme am Ufer des Sees, jeder sieben Meter im Durchmesser und zwanzig Meter

hoch, nehmen das zerpochte und geschlämmte Erz in hermetischen Gewahrsam. In den Bergwerksanlagen aller Welt heißen diese Riesenzylinder „Pachuca-Tanks". Respektvoll schaue ich auf sie, die Stammväter des Geschlechts, die den Namen Pachuca über Meere und Berge trugen. Eine andere mexikanische Silberstadt, Parral, ist Taufpatin der Parral-Pumpen; überall beherrschen mexikanische Ausdrücke die Montanistik, „Patio", „Arrastra" und „Cazo" sind in Amerika wie in Europa Benennungen von Verfahren.

Mit ausgestrecktem Arm erläutert der Ingenieur sein Wasserreich. Täglich schluckt der See 3700 metrische Tonnen Erz, aus denen das Silber zu lösen ist. Wie wenig Silber, ein halbes Kilogramm auf eine metrische Tonne! Und wieviel Arbeitskräfte und wieviel Arbeitsgänge und wieviel Maschinen und Ingredienzien sind dazu nötig. Dennoch kann die US Smelting and Refining Company in Salt Lake City (USA), der jetzt Real del Monte y Pachuca (Mexiko) gehört, ganz schöne Dividenden ausschütten von dem, was täglich in den See geschüttet wird.

Die eisernen Schwimmtanks, die zusammen den See ergeben, haben die gleiche Tiefe, aber verschiedene Aufgabenkreise. In den Primärtanks schwabbelt Schaum, der aussieht wie ein riesiges Gehirn, und schwimmt von dort in die Sekundärtanks hinüber, um fünfzig Stunden lang mit Zyankali ausgelaugt zu werden. Dadurch löst sich das Silber. Wie aber kriegt man es aus der Flüssigkeit? In den Filtertanks saugt eine Vakuumpumpe die Lösung, die so dünn ist, daß ein Laie sie für pures Wasser halten würde, durch 1117 Filterblätter, bis alles Unflüssige in ihnen geblieben ist. Zinkstaub wird beigemengt und wieder entzogen, welch letztere Gelegenheit das Zyankali dazu benützt, gemeinsam mit dem Zinkstaub das Weite zu suchen – ihre Verbindung mit dem Silber hat sie allzu vielen Strapazen ausgesetzt. Zurück bleibt das Silber und – Gold. Des Goldes ist wenig in der Silbermine, wenigstens verhältnismäßig. Aber wie man sagt, deckt das bißchen Gold, das sich täglich in den Filterblättern findet, die ganzen Kosten des Bergwerksbetriebes, so daß der Gewinn an reinem Silber der reine Gewinn wäre.

Das Gold mit dem Silber zusammen, so wie es aus dem

Zyanisierungsprozeß hervorgeht, wirkt noch nicht so verlockend, wie es sollte. Es sind Klumpen schwarzen Kotes, die von neuem durch Filterpressen gejagt werden müssen, wobei der Rest der Feuchtigkeit ausscheidet. Der feste Rückstand wird mit Borax und Zink in dem Ofen des Schmelzraumes gebraten, bis der Braten gar ist. Dieser Braten aus Gold und Silber ist aber noch immer ungenießbar für den Magen der Finanz. Zum Glück ist die Raffinerie nahe mit ihrem Salpeter und ihrer Elektrolyse, durch die sich schließlich goldenes Gold und silbernes Silber voneinander trennen.

Der See lächelt nicht und ladet nicht zum Bade. Wenn man schon schillerisch sprechen will, muß man sagen, es rast der See und will sein Opfer haben. Bereitwillig erläutert der Ingenieur, warum der See rast. Weil das Zyankali nicht die Kraft hat, ohne Luftzufuhr Silber und Gold aus dem Schlamm zu lösen, gibt es Flügelpumpen und Kompressoren, und aus ihnen schießt die zusammengepreßte Luft durch Röhren in die Tanks.

... und will sein Opfer haben. Manchmal, an heißen Tagen, senkten sich durstige Vögel auf den See herab. So viel Wasser! Kaum aber hatten sie ihren Schnabel genetzt, fielen sie tot in den See, gefällt vom Zyankali. Seither scheint es sich in der Vogelwelt herumgesprochen zu haben, daß diese Wässer gesundheitsschädlich sind. Nur vor kurzem kam eine Taube an Tank Nummer sieben, wahrscheinlich eine ortsfremde, verirrte Taube. Nach kaum einer Minute fischte man sie heraus, sie war schon tot.

Ich frage, warum überall Vorschriften hängen, Rettungsgürtel zu tragen, und Anweisungen für Erste Hilfe.

Das müsse so sein, erklärt der Ingenieur, damit kein Vorwurf erhoben werden kann, wenn etwas passieren sollte. Aber es sei noch nie etwas passiert. „Sehen Sie, hier habe ich auch eine Apotheke, auch nur so. Drei Gegengifte für den Fall einer Vergiftung: Eisensulfat, Kaliumhydroxyd und Magnesiumoxyd – zum Donnerwetter, da liegen ja leere Schachteln! Da hat ein Dummkopf jemandem ein Mittel gegeben und nachher die leeren Schachteln wieder in die Apotheke gesteckt."

Aus sechstausend Mann besteht die Belegschaft von

Real del Monte. Davon sind nur ein paar hundert in der Zyanisierungsanlage beschäftigt, bei Mischungs- und Reinigungsarbeiten. Die Chemie braucht weit weniger menschliche Arbeitskraft als die Mechanik und arbeitet gründlicher. In den vierhundert Jahren, seit Real del Monte in Betrieb steht, ist niemals so restlos extrahiert worden wie jetzt. Aus dem Erz, das in die Tanks kommt, kann kein Atom Silber verlorengehen.

Und in Zukunft?

In wenigen Jahren wird Real del Monte erschöpft sein.

## LIEBE UND LEPRA

Ein Strauß langstieliger weißer Gladiolen schmückt ihre Brust, zu ihren Seiten brennen Kerzen, zu ihren Füßen halten zwei Frauen die Totenwacht. Nur der Teint unterscheidet die Tote von den Lebenden: das metallische Purpurrot der Leprakranken, im Tode wird es abgestreift. Auf zwei Arten bringt die Lepra um, sie erwürgt oder sie trifft ins Herz; die Erwürgten werden blau, die anderen blaß. Die typischen Knoten im Gesicht der toten Frau vor dir liegen auf fahlem Fond.

„Sie muß sehr alt gewesen sein", meinst du zum Arzt.

„Vor einem Jahr hat sie hier ein Kind geboren", antwortet er.

„Lebt ihr Mann auch hier?"

„Sie war ledig und hat sich mit einem unserer Patienten zusammengetan. Im vorigen Monat haben wir ihn entlassen."

„War er geheilt?"

„Jedenfalls nicht mehr ansteckend. Lepra tuberosa, ein leichter Fall, geschlossene Wunden. Er war übrigens ein hübscher Mensch."

Du schaust auf die Tote.

„Was er an ihr fand, wissen wir nicht", sagt der Arzt. „Vielleicht schrauben sich hier die Ansprüche herab, vielleicht gefällt einem das, was einem ähnlich ist."

„Ist das Kind tot?"

„Warum tot? Lepra vererbt sich nicht. Selbstverständlich wurde der Säugling der Mutter gleich weggenommen und wie alle Kinder von Leprakranken nach Tlalpan gebracht ins ‚Preventorio para hijos de leprosos'. Vor einigen Tagen kam eine Mitteilung aus Tlalpan, daß es dem Kind gut geht."

Die Ehe zwischen Leprösen ist vom Gesetz verboten. Aber kein Gesetz kann die Liebe verbieten. Am Rand des staatlichen Lepraheimes von Zoquiapan, innerhalb des ein-

gezäunten Areals, stehen Hütten aus Lehm; sie wirken noch elender gegenüber den offiziellen Pavillons mit den blitzblanken Zementmauern und den wohlgepflegten Gärten. In diesen Pavillons leisten weißgekleidete Pflegerinnen den Kranken Gesellschaft, manche mit einem Tuch über der Nase, aber sichtbaren, geschminkten Lippen, manche mit unverschleiertem und deshalb mehr geschminktem Gesicht. Im Küchenhaus bereiten nicht-leprakranke Köche das Essen zu.

Hüben, vor den kahlen Hütten, blüht statt eines Gartens der Abraum, und Myriaden von Fliegen umschwirren ihn. In jeder Hütte sitzt ein Kranker neben einer Frau, die ihm ähnlich sieht, sie bäckt ihm Tortillas und brät ihm Tacos. Drüben in den Pavillons wird den Patienten der Saft der indischen Chaulmoograpflanze injiziert oder in Gelatinekapseln eingegeben. Hüben in den Lehmhütten rauchen die Kranken die Droge des Vergessens, Marihuana.

So primitiv handgemacht die Hütten sind, sie besitzen ein Industrieprodukt, um das sie jeder Hüttenlose beneidet: ein Vorhängeschloß. Wenn die Hütte leer ist, hängt das Schloß draußen, ist sie besetzt, hängt es drinnen. Nachts hängt es immer draußen, denn schlafen müssen alle in den Pavillons, die Frauen extra, die Männer extra, selbst Ehepaare leben nachts getrennt.

Da du in den großen Saal der Bettlägerigen eintrittst, richtet sich im Bett neben der Eingangstür ein Kranker auf und starrt dich an, als fühle er das Beleidigende deines Grausens und wolle sich dafür rächen. Seine Augen sind gegen dich gezückt, es lodern in ihnen Haß, Wut und Verachtung, die sich steigern, während er dich mustert. Alles an dir mißfällt ihm total. Gleich wird er aufspringen und dich tödlich verwunden. Die Waffe hat er zur Hand: seine Hand. Er braucht dich nur zu berühren. Daß du sein Ziel bist, verhehlen seine Augen nicht.

„Er ist blind", bemerkt der Arzt zu dir, „den ganzen Tag starrt er so ins Leere. Viele sind blind, der junge Chinese dort ist auch blind!"

„Diese Chinesen auch?" fragst du, auf zwei deutend, die miteinander von Bett zu Bett Schach spielen.

„Das sind keine Chinesen, sie sind Indios. Die Krank-

heit verstärkt nur ihren mongolischen Typ, sie zieht die Augenwinkel hoch, läßt die Brauen ausfallen und das Haar und verbreitert die Nase."

Im Saal der Frauen hockt eine am Bettrand und zupft, da sie dich herankommen sieht, hastig ihr Kleid herunter, das hochgerutscht war. Ihr Gesicht ist das eines Pekineserhündchens, von der Nase sind nur die Nasenlöcher geblieben. Verlegen lächelt sie, ob du nicht doch etwas von ihrem Bein gesehen.

An jedem Bettgestell baumelt ein Rosenkranz, auf jedem Nachttisch steht ein gerahmtes Heiligenbild, an den Wänden hängen viele, immer der gleiche Heilige. „Sankt Lazarus", erklärt mir ein Kranker, der meinem Blick folgt, „Sankt Lazarus hatte Lepra und wurde vom Tode erweckt."

Sicherlich glauben das alle ringsumher, und es tröstet sie, daß die Heilung der Lepra möglich ist, nämlich ebenso möglich wie die Erweckung vom Tode. Aber es ist gar nicht der auferstandene Lazarus, der hier hängt, sondern ein anderer Lazarus, ein Leprakranker, dem die Auferstehung verweigert wurde, wie das Evangelium Lukas' erzählt.

Auch das Porträt eines Missionars grüßt dich von der Tünche der Wand her. Dieses Porträt kennst du. Es ist dir unvergeßlich aus einem schauerlichen Schaufenster in New York, das die Passanten an ihren Nerven in den Laden zu zerren versucht, in die Geldsammelstelle einer Mission. Die Gesichter und Gliedmaßen, die du hier im Lepraheim in natura vor dir hast, sahst du dort photographiert und vergrößert, und in der Mitte, von einem Heiligenschein aus Neonlicht umrahmt, hing das Bild dieses Missionars, des Paters Damien, genannt Hero-Martyr, der freiwillig das Los der Aussätzigen auf der Sandwich-Insel Molokai teilte.

Im Lepraheim bedarf es keiner Missionare. Hier behandeln Ärzte und Krankenschwestern, was zu behandeln ist. Es ist viel zu behandeln, aber nicht viel zu helfen. Was kann man machen mit drei- bis vierhundert Wunden auf einem Körper, der noch dazu nur das Fragment eines Körpers ist, ein eiterndes Skelett. Arzt und Schwester reinigen

die Wunden, schmieren etwas Chaulmoograpomade darauf und verbinden mit dünnen Gazestreifen.

Du gehst durch Säle und an Sälen vorbei. Eine Bibelstelle kommt dir in den Sinn: Die Aussätzigen einer belagerten, hungernden Stadt – war es nicht Samaria? – beschließen einen Ausfall. Begründung: „Lassen sie uns am Leben, so bleiben wir am Leben, töten sie uns, nun, so sind wir tot." Du hast dir diese Worte gemerkt, weil sie dir wie ein Inbegriff der Gleichgültigkeit erschienen, eines alttestamentarischen „je m'en fiche".

Jetzt, angesichts der Leprösen, versteht du es anders, verstehst, daß das Leben im Aussatz kein großer Einsatz ist und daß die Aussätzigen von Samaria nicht viel getöteter werden konnten, als sie schon waren. Aus dem Schutzwall dieser Erwägung brachen sie vor, und das Heer der Belagerer jagte mit gesträubtem Haar davon, als rücke der ganze Heerbann der Ägypter und Hethiter an. So ward Samaria entsetzt durch Entsetzen.

Die Waffenwirkung der Lepra hat auch in der Geschichte Mexikos ihre Rolle gespielt. Wann immer sich das Volk gegen die spanische Herrschaft erhob, schickten die Vizekönige Lepröse und Banditen, Leprosos und Léperos, gegen die Aufständischen zu Felde. Es gibt noch heute genug Lepröse in Mexiko, wenn sie auch nicht mehr zu solchen Aktionen herangezogen werden. Mindestens 26 000 der Staatsbürger sind leprakrank. In allen Ländern, wo es tropische Feuchtigkeit, Armut und Rückständigkeit gibt, gedeiht diese Krankheit, auf dem Balkan, in Lateinamerika, vor allem in Asien und Afrika. Vier bis fünf Millionen menschlicher Wesen behaften unseren Erdball mit Lepra.

Im Schatten einer Hütte sitzt ein Liebespaar. Es scheint ihnen peinlich zu sein, daß du sie überraschst, aber sie lösen die ineinander verschlungenen Hände nicht, welche die Fluida ihrer Liebe zur Einheit schließen.

„Ja", sagt der Arzt, der deinen Blick auf die liebenden Hände mißversteht, „ja, diese Finger sind typisch für Lepra anaesthetica: verkrümmte Muskeln, Verknotungen an den Gelenken, blechglänzende Haut. Vollkommen abgestorben, ohne jedes Gefühl."

Und voll Gefühl streicheln und küssen einander die Finger der beiden Liebenden.

Die langgestreckten Gebäude, auf denen die Aufschrift „Ambulantes" steht, sind nicht Ambulanzen, sondern enthalten die Wohnräume derer, die sich frei bewegen können. Im Garten tragen die Kranken schwarze Sonnenbrillen, die ihrem Antlitz noch das letzte nehmen, was an Menschenantlitz erinnert.

Die Ärzte bedauern, daß die Patienten nicht beschäftigt werden; eine industrielle oder landwirtschaftliche Arbeit auf dem weiten Terrain der Anstalt, das sich fast bis zu den Vulkanen und Schwefelquellen der Puebla-Berge hinzieht, würde Verdienst und Lebensinhalt geben. Freilich, Betriebskapital wäre vonnöten. „Das Lepraheim der Vereinigten Staaten verfügt über ein Budget von tausend Dollars pro Tag", sagt der Arzt, „ein solcher Betrag muß bei uns für Wochen reichen. Dabei ist das amerikanische Institut – es liegt in Carville, Louisiana – nicht größer als unseres."

Größer, das größte Leprahospital der Welt ist Culion auf den Philippinen. Es beherbergt fünf- bis sechstausend Kranke aller Nationalitäten. Auch das wird von den USA erhalten. Hier in Mexiko sind nur ebensoviel Hundert interniert, zwei Drittel Frauen, ein Drittel Männer sowie einige Kinder, für die eine Schule da ist.

Ein Indiomädchen, das neben anderen Frauen auf einer Treppenstufe strickt, ruft herüber: „Doktorchen, was ist mit meiner Entlassung? Ich soll doch im Mai heiraten! Mein Bräutigam drängt auf Hochzeit."

„Weiß er, daß du hier bist?"

„Wie denn nicht! Er schreibt mir ganz ungeduldig aus Mazatlán. Wann wird meine Hochzeit sein, Doktorchen?"

Vor dem Kinderpavillon spielen Kinder mit einem Hund. Ein Knabe wickelt sich die Binde vom verschwärten Bein.

„Läuft der Hund nicht manchmal aus der Anstalt?"

„Er gehört gar nicht zur Anstalt", antwortet der Arzt, „aber er kann niemanden anstecken. Auf kein Tier lassen sich Leprabazillen übertragen, nicht einmal auf Menschenaffen. Man sagt, daß Teppiche Bazillenträger sind, aber das ist niemals bewiesen worden. Unsere Kranken haben

oft Urlaub, um nach Hause zu gehen. Auch Tuberkulöse und Syphilitiker sind ansteckend und verkehren doch, wo sie wollen."

Der Hund, abgeneigt, sich zum Sprung über eine aufgespannte Binde zwingen zu lassen, versucht seine Künste an dir, er springt an dir hoch. Vielleicht hat er Hunger.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, selbst wenn er beißt. Nicht einmal von Mensch zu Mensch läßt sich Lepra so einfach injizieren. Kennen Sie den Fall Arning?"

Auf Wunsch des skandinavischen Gelehrten Arning hatte ein zum Tode Verurteilter die Einwilligung gegeben, sich Leprabazillen einimpfen zu lassen, falls er begnadigt werde. Alsbald zeigten sich in der Umgebung der Impfstelle typische Lepraknoten. Ein Kollege Arnings, Dr. Danielsen, hatte sich selbst jahrelang Lepragewebe implantiert, ohne daß sich ein Symptom zeigte. Nun hätte Arnings Experiment das Gegenteil, die künstliche Übertragungsmöglichkeit, bewiesen – wenn sich nicht nach Publizierung dieses Resultats herausgestellt hätte, daß zwei Geschwister und ein Onkel des Versuchspatienten an Lepra litten.

„Einer meiner Kollegen, heute schon ein alter Herr", erzählt der Arzt weiter, „erreichte gleichfalls die Begnadigung eines Verbrechers, der sich zu Lepraexperimenten bereit erklärte. Der Mann hatte einen Doppelraubmord verübt, und weder die Tat noch der Täter wären je entdeckt worden, wenn sich die Geliebte des Mörders nicht anderweitig verliebt hätte. Sie zeigte ihn an und sagte bei der Gerichtsverhandlung gegen ihn aus. Mein Kollege nahm monatelang im Zuchthaus Experimente an dem Mann vor. Plötzlich entsprang er, und man hörte erst wieder von ihm, als er seine frühere Geliebte und ihren jetzigen Mann ermordete. Nur um diesen Racheplan auszuführen, hatte er die Lepraversuche der Hinrichtung vorgezogen."

„Toll!"

„Es kommt noch toller. Eines Abends wurde mein Kollege im Flur seines Hauses von dem Entsprungenen angesprochen. Er sei bereit, sein Wort zu halten. Falls ihn der Arzt zu weiteren Experimenten brauche, würde er sich der Behörde stellen."

Während dir diese Geschichte erzählt wird, kommst du

an Gebäuden und Nebengebäuden vorbei, siehst dir die Laboratorien an und die Mikroskopieranstalt und die Pharmazie und die zahnärztliche Abteilung.

In einem Zimmerchen des Pavillons de los Ambulantes liegt ein Mann angekleidet auf dem Bett und liest. Dem eintretenden Arzt winkt er mit einer Handbewegung zu, wie man einen Freund begrüßt. Als aber du hinter dem Doktor hereinkommst, springt der Mann auf, nötigt dich, Platz zu nehmen, bietet dir Zigaretten an. Er ist schlank und groß, leicht angegraut, ein gutaussehender Mann, obwohl seine Züge zu einem Löwengesicht in pathologischem Sinn verbreitert sind: plattgequetschte Nase, verdickte Stirnhaut, wulstige Augenbrauen und wulstige Lippen.

Die Wände der Kammer sind bis an die Decke hinauf mit Büchern verkleidet, auf den Regalen stehen Kunstgegenstände. Dein Blick schweift die Büchertitel entlang, bleibt an einem haften: „Le Roi Lépreux". Der Hausherr sagt: „Das Buch hat nichts mit meiner Krankheit zu tun, der Titel ist metaphorisch. Übrigens ist es nur ein Unterhaltungsroman."

„Ich kenne Pierre Benoit."

Von da an spricht er französisch. Das Gespräch wendet sich einem holzgemalten Wappenschild zu. Unter dem Emblem ist ein von Philipp III. unterfertigter Adelsbrief in altkastilischer Sprache, der dem Adressaten die Titel eines Marquez de San Diego und Duque de Valladolid verleiht.

„Das ist auch kein Kunstwerk, nur ein Erbstück", entschuldigt er sich.

„Sind Sie ein Herzog von Valladolid?"

„Um Gottes willen, nein. Meine Ahnen haben die Titel schon vor hundertdreißig Jahren abgelegt. Unsere Familientradition ist republikanisch, für die mexikanische Unabhängigkeit. Sehen Sie, hier ist etwas, worauf ich wirklich stolz bin." Er holt ein verblaßtes Tableau hervor, ein Photo von Benito Juárez, umgeben von Photos seiner Minister. „Dieser da ist mein Großvater, er war Innenminister unter Juárez, kämpfte gegen Maximilian."

Du fragst ihn über sein Leben. Er wendet sich an den Arzt: „Weiß der Herr, wer ich bin?"

„Ich habe ihm erzählt, daß Sie der berühmteste Schauspieler Lateinamerikas sind, aber Ihren Namen habe ich nicht genannt."

„Nicht der berühmteste Schauspieler, nur ein ziemlich bekannter, und auch das ist gewesen." Er sagt das lächelnd, ganz ohne Resignation, und fügt deutsch hinzu: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze."

„Nun, vorläufig brauchen Sie keine Kränze der Nachwelt, noch ist die Mitwelt da."

„Wo? Hier etwa? Verehrter Freund, ich bin gestorben und bin's zufrieden, es ist ein ganz angenehmes Totsein hier. Deshalb möchte ich Sie bitten, wenn Sie etwas über Ihren Besuch hier schreiben sollten, nennen Sie mich Rodrigo Rodríguez oder sonstwie. Zwei Tage nach meiner Entlassung von hier können Sie über mich schreiben, was Sie wollen."

„Warum nicht am ersten Tage nach der Entlassung, Don Rodrigo?"

Er lacht. „Ich möchte auch nicht, daß am Tag nach meinem Tod Besucher zu mir kommen. Ich habe zu Lebzeiten genug Kränze gehabt."

Auf deinen Wunsch zeigt er dir ein paar seiner Bühnenbilder. Orest, Romeo ... Auf einem Photo ist er als Adlerritter Cuauhtli, Prinz von Texcoco, dargestellt, in indianischer Tracht mit Lanze und Federschmuck.

„Das ist eines von den wenigen guten Dramen aus der mexikanischen Geschichte. ‚Der Sonnenpfeil' heißt es und ist von Mediz Bolio."

„Don Rodrigo", sagst du und schaust auf ein Jugendbildnis des Schauspielers mit dem reinen Gesicht und der schmalen Nase, „darf ich etwas fragen ..."

„Ich weiß", unterbricht dich der Schauspieler mit dem unklaren, verunstalteten Gesicht und der plattgedrückten Nase, „ich weiß, was Sie fragen wollen. Aber da ist nichts weiter zu antworten, als daß es von einer Frau war. Das habe ich bei meiner Übersiedlung hierher angegeben, und mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen."

„Wußten Sie, daß sie krank war?"

„Ich liebte sie, das ist alles."

„Und wußten, daß sie Lepra hatte?"

„Als ich sie zu lieben begann, wußte ich das nicht."
„Sie haben es also erst später erfahren?"
„Ich hatte um sie geworben, und sie hatte mich zurückgewiesen, was einem Schauspieler selten widerfährt, insbesondere einem, dessen Rollenfach jugendliche Liebhaber sind. Einmal kam ich zu ihr und fand sie ganz verstört. Der Arzt hatte bei ihr Lepra konstatiert, in ihrer Familie war diese Krankheit wiederholt vorgekommen. Sie schluchzte, jetzt konnte sie nicht mehr mein sein, selbst wenn sie wollte. Von diesem Tag an lebten wir zusammen. Ich war noch sehr jung damals."
„Lebt sie noch?"
Er schweigt. Etwas scheint ihn mehr zu bewegen als der Preis, den er für jene Liebe noch heute abzahlt. „Eines Tages ließ mich der Direktor des Theaters rufen und riet mir, mich von meiner Freundin zu trennen, sie schade mir, betrüge mich in schlechter Manier, mache mich zum Gespött der Stadt. Ohne Abschied zu nehmen, fuhr ich nach Buenos Aires, von wo ich seit langem Engagementsangebote hatte. Meine Freundin und ich haben einander nie geschrieben. Als ich zwei Jahre später nach Mexiko zurückkam, erfuhr ich, daß sie gestorben war."
„Und Sie selbst fühlten sich krank?"
„Nicht im geringsten. Ich dachte längst nicht mehr daran, daß meine Freundin jemals geglaubt hatte, Lepra zu haben. Zehn Jahre lang spielte ich hier in Mexiko. Auf einmal begann ich an Mattigkeit zu leiden, an Empfindungslosigkeit der Muskeln und Gliedmaßen und bekam Flecken auf der Haut. Der Arzt verschrieb mir eine Diät und empfahl Luftveränderung. Als ich von ihm fortging, überquerte ich den Paseo de la Reforma, und mitten auf der Fahrbahn begegnete ich einem einstigen Mitschüler, der Arzt geworden war. Er blieb so starr stehen, daß er fast überfahren worden wäre. ‚Du bist krank', sagte er zu mir. Ich erschrak über den Ton, und er tat nichts, meine Unruhe zu zerstreuen, wollte aber nicht auf meine Frage antworten, was meine Krankheit sei. Er riet mir dringend, nach San Antonio, Texas, zu fahren, dort werde mir Dr. Enrique González die Diagnose genau stellen.
Ich hatte am nächsten Abend Vorstellung, aber ich war

so erregt, daß ich sofort nach Texas fuhr. Dr. González, wie ich bald erfuhr, der größte Lepraspezialist, sagte mir, als ich bei ihm eintrat, daß ich Lepra habe.

Nach Mexiko zurückgekehrt, kündigte ich mein Engagement, packte meine Lieblingsbücher und ein paar Andenken und zog hier ein. Niemand weiß, wo ich bin, niemand kommt zu mir, und ich wünsche auch keine Besuche. Ich fühle mich nicht im mindesten bedauernswert und will auch nicht bedauert sein."

Obwohl er sagt, daß er keine Besuche wünsche, läßt er dich nicht fortgehen, findet immer wieder ein neues Gesprächsthema. Du hast dich schon wiederholt verabschiedet, wobei er die Hand hinter den Rücken legte, um dich nicht in Versuchung zu bringen, sie zu ergreifen. Endlich stehst du mit ihm auf dem Korridor, und er lädt dich ein, zur Aufführung eines Stücks „La mujer alegría" zu kommen, das er mit den Kranken einstudiert hat. Du fragst nach dem Namen des Autors, er kann sich nicht erinnern, und der Arzt, mit dem er wohl einmal über den spanischen Nobelpreisträger Benevente gesprochen haben mag, bemerkt: „Ist es nicht von Benevente?"

„Um Gottes willen, Doktor! Jacinto Benevente ist doch ein Dichter, der wunderbarste Dramatiker spanischer Sprache, aber ‚La mujer alegría' ist ein billiges Unterhaltungsstück von irgendwem. Bitte, kommen Sie noch für einen Augenblick in mein Zimmer."

Drinnen zieht er ein Bühnenstück Beneventes aus dem Regal, „Nicht alle Kinder Evas sind Kinder Adams", und liest einige Stellen daraus vor.

„Sie müssen mir versprechen, es zu lesen." Er streckt dir die Hand entgegen, auf daß du ihm deine Zusage bekräftigst.

„Oh, entschuldigen Sie, daß ich Ihre Hand gedrückt habe. Aber wenn ich von meinem alten Beruf spreche..."

## MINERAL
## DER MOTORISIERTEN MENSCHHEIT

Es war einmal eine Prinzessin, die hieß Mica und lebte tief im Berge drinnen. Bei ihrer Geburt waren die Feen vollzählig an ihrer Wiege erschienen, und jede hatte ihr eine Gabe gespendet, so daß es im ganzen Reich, dem Mineralreich, kein Wesen gab, welches ihr gleichkam an Fülle edler Eigenschaften.

Schlanker und biegsamer als die Fee selbst, die ihr Schlankheit und Biegsamkeit verliehen hatte, war Mica dennoch nicht schwächlich. Im Gegenteil, die hauchdünne Prinzessin setzte allen Elementargewalten so viel Widerstandskraft entgegen, daß sich die bärbeißigen Blöcke aus Fels und Erz daran ein Beispiel nehmen konnten. Glut und Feuer vermochten ihr nichts anzuhaben, selbst wenn sie sie jahrelang umzüngelten, nicht einmal heiß wurde sie im lodernden Feuer. Im Wasser rostete sie nicht. Frost machte ihre zarte durchsichtige Haut nicht rauh. Keine Säure war imstande, ihr ein Fleckchen in den klaren Leib zu ätzen; und ein Blitz, so nahe von ihr er auch einschlug, sah sich um jegliche Wirkung betrogen. Dabei war Mica schön wie Blumentau, mochte sie nun ein schwärzlich schimmerndes Gewand tragen oder ein goldenes oder ein perlmutternes oder eines mit mattem bernsteinfarbigem Fond.

Der Mensch, der, von ihrem Gleißen verführt, geil auf sie zustürzte, stieß einen Fluch aus, als er erkannte, daß sie kein Edelstein und kein Edelmetall sei, sondern nur Katzengold oder Katzensilber, ganz gewöhnliches Marienglas, Moskowiterglas, schäbiger Glimmer, Alkali-Tonerde-Silikat. Höchstens nahm er ein paar Stück mit, um sie in den Ofen als Fenster einzusetzen. Durch solche Fensterscheiben, die nicht zerspringen, teilte sich die Kohlenglut als Licht dem Raume mit, und man konnte auch in den Ofen sehen, was freilich eine mehr oder minder überflüssige Sache war.

Eines Tages aber begann draußen, außerhalb des Berges, das Geschlecht der Menschen sich die elektrische Kraft der Natur nutzbar zu machen und entdeckte, daß hierzu Prinzessin Micas Hilfe vonnöten sei. Von Stund an hörte das Märchen auf, ein Märchen zu sein, und Schön Mica ward zu einer Ware, zu einem Verkaufsgegenstand oder zu einem Handelsartikel oder wie ihr sie sonst nennen wollt – nur Prinzessin dürft ihr sie nicht nennen, wenn ihr euch nicht das Hohngelächter der Männer zuziehen wollt, die mit ihr zu tun haben.

Einige dieser Männer holen mit Spaten und Hacke, mit Lufthammer und Sprengstoff die Mica aus dem Bergesinnern, tun also jene Arbeit, ohne die keine weitere möglich ist. Deshalb führen sie auch das elendeste Leben. Im mexikanischen Staat Oaxaca führen sie es an schwer zugänglichen Stellen. An einigen dieser Stellen läuft zwar nunmehr der Panamerican Highway vorbei, aber das nützt den Männern im Micaberg nichts. Denn sie stammen nicht aus New York oder aus Buenos Aires, sondern meistens aus irgendeinem Dorf, das an keiner Straße liegt, am allerwenigsten am Panamerican Highway. Und wäre auch das Dorf so bequem mit dem Arbeitsplatz verbunden, was würde es dem Indioarbeiter nützen? Kein Indioarbeiter hat ein Auto, und die Leute, die Autos haben, nehmen darin keine Indioarbeiter mit.

So wohnen die Arbeiter nicht in ihrem Dorf, sie wohnen am Arbeitsplatz, wo es noch primitiver ist als zu Hause. Manch einer, der neu Angeheuerte zum Beispiel, schläft bei der Exprinzessin Mica, was ein rauhes Liebeslager ist, auch wenn er seinen Sarape auf dem Boden des Stollens ausbreitet. Wer länger hier ist, richtet sich ein Hüttchen auf und deckt es mit Stroh, ein Obersteiger vielleicht mit Dachpappe. Nicht von Pappe jedoch ist das Baumaterial (oder soll man Baum-Material sagen?) dieser Elendshütten. Es ist aus dem Holz der edelsten Bäume, die hier überall wachsen, und aus dem die irdischen Standesgenossinnen der Prinzessin Mica höchstens ein Schmuckkästchen besitzen.

Kleiner ist die Hütte als das Auto, das an ihr vorüberfährt, und das Gärtchen hinter ihr ist noch kleiner als die

Hütte. Nur wenig Mais und Bohnen gibt es her, und es läßt sich nicht vergrößern, denn der Boden ist der harte Stein, darin die schöne Mica liegt.

Einst, als sie noch Prinzessin war und weltliche Wünsche hegte, zeigte sich Mica manchmal draußen auf der Erdoberfläche, wie um zu sagen: „Nimm mich hin." Jetzt scheint sie von Hinnahme und Hergabe genug zu haben, sie verbirgt sich tief.

Dadurch bekommt die Micaförderung einen Charakter des Suchens, des Aufspürens, der Jagd, vor allem in dem durch Erdbeben in Unordnung gebrachten Boden Mexikos. Hier streckt sich die Mica nicht als Ader oder als Flöz hin, sie lagert nicht immer im gleichen Muttergestein, ja nicht einmal in der gleichen geologischen Schicht. Mal im Vulkanischen, mal im Sedimentären, sitzt sie in Taschen, die miteinander weder in mineralogischer noch sonstwie logischer Beziehung stehen.

Vom Nordpol bis zum Südpol sind alle verwertbaren Inhalte der Erde, die Erze, Öle und Minerale, errechnet oder geschätzt – wieviel Mica es gibt, weiß man jedoch nicht, und ebensowenig weiß man, ob es nicht morgen oder übermorgen mit ihr zu Ende sein wird. Schwerlich verbirgt sich die Mica vor der Weltwirtschaftsstatistik, viel wahrscheinlicher ist es, daß sie den konkreten Spaten des konkreten Bergmanns fürchtet, der sie bloßlegen will.

Daß sie im Berg ist, weiß man. Durch Erdveränderungen, Wasserabflüsse und Regen geraten Splitter an die Oberfläche und verraten dem, der es wissen will, daß er sich über Mica befindet. Nichts aber verrät ihm, an welchen Stellen sie steckt. Denn sie steckt unten so angeordnet wie Rosinen im Napfkuchen, das heißt: gar nicht angeordnet. Beim Kuchenessen schneidet sich der eine Schnitte nach Schnitte ab, ohne auch nur eine einzige Rosine zu erhaschen, der andere hat ihrer viele gleich in der ersten Scheibe. Von außen her kann man nicht sehen, wo die Rosinen im Kuchen stecken und die Mica im Berg.

Kreuz und quer muß der harte Kuchen geteilt werden. Kein anderes Bergwerk auf Erden ist so unregelmäßig, so formlos, so anarchistisch wie das der Mica. Es kennt nicht die geometrischen Begriffe von Ebene und Gerade, der

Außenhang ist in Höhlungen und Risse dergestalt zersprengt, daß er aufgehört hat, Wand zu sein, und selbst die Stollen und Schächte krümmen sich. Das Röhrenwerk, das die Preßluft aus dem Bretterhaus der Motoren und Kompressoren zu den Maschinenhämmern führt, stellt ein wahres Wirrsal dar.

Die bohrenden Arbeiter stehen nicht auf gleicher Höhe und bilden keine Reihe noch sonst eine ersichtliche Konstellation. Einige drücken ihre Bohrer nur vierzig Zentimeter tief ins Hangende, während andere das Bohrloch vier Meter tief ins Liegende treiben. Auch das Quantum des Dynamits wechselt: manchmal wird nur eine Patrone versenkt, manchmal drei bis vier; mehr aber niemals, denn ein zu starker Schnitt in den Leib des Berges würde das Organ verletzen, auf das es die Operatoren abgesehen haben.

Mit der Sprengung ist die Formlosigkeit des Felsens in eine andere Formlosigkeit verwandelt. Die wird nun abgesucht. Es kann sein, daß aus der neuentstandenen Fassade ein Micabündel hervorglitzert. Es kann auch sein, daß irgendwo das fahle Gesicht des Feldspats auftaucht und verräterisch zwinkert, des alten Leibwächters der Mica, hinter dessen Rücken sie sich zu verstecken pflegt. Es kann schließlich auch sein, daß entlang der ganzen Bruchstelle weder die Prinzessin noch ihr ungetreuer Beschützer sichtbar werden noch sonst ein Anzeichen dafür, daß sie hier residiert.

Haben aber ihre Verfolger die Mica erreicht, so wird sie mit Respekt, Vorsicht und Zartheit entführt. Mit einer metallenen Spachtel, der „Barrena", hebt man sie aus ihrem Bett, wenn es nicht genügt, sie mit der Hand zu heben. Dann setzt man sie in die Sänfte, die freilich nur ein eiserner Grubenhund ist, und geleitet sie in ihr neues Heim, welches freilich nur der grobgezimmerte Lagerraum des Bergwerks ist, und hernach hoch zu Roß, welches freilich nur ein mageres Maultier ist, zur Landstraße, wo der Wagen wartet, ach, Prinzessin, keine Hofkalesche, nur ein Lastauto.

Nächster Séjour ist die Großwerkstätte, die nicht zu diesem Zweck gebaut ist. Vorbei sind die Glanzzeiten von

Oaxaca. Als es der Umschlagplatz vom Pazifik zum Atlantik war, standen manchem Fuhrwerksbesitzer zweitausend Maulesel und Hunderte von Karren in seinem Stall. In Übersee harrten Textilstoffe, blaß vor Erwartung, auf die Cochenille, die Färberlaus von den Kakteen Oaxacas. Am Wege lagerten Männer, um Warentransporte zu überfallen; wenn sie vor der Obrigkeit in die Berge flüchteten, konnten sie eine Goldmine entdecken und dann als reiche, das heißt ehrenwerte Bergwerksbesitzer in der Stadt Oaxaca Bürgerrecht erwerben.

Aus dieser Konjunkturperiode stammen die Paläste. Ihre Portale waren breit genug, die größten Karossen zu empfangen; im Patio, dem maurischen Hof, sprudelte ein Springbrunnen, und die Gäste vergnügten sich paarweise hinter blütenschwerem Gesträuch. Massiv und ebenerdig sind die Gebäude, denn bei einem Erdbeben wäre ein oberes Stockwerk eingefallen; die wenigen Häuser in Oaxaca, die eine erste Etage haben, wirken wie Wolkenkratzer.

In ein solches Patrizierhaus fährt die Mica nun ein nach jahrhundertelanger Residenz im Bergesinnern. Kein Patrizierhaus mehr, ein Betrieb. Schön Mica ist im Sortierraum. Sie zittert. Wozu sortiert man mich? Wozu schneidet man meine Ränder und Zacken weg, wozu wägt man mich, was wird mit mir geschehen?

Auf dem Kamin steht ein riesiger Micakristall, der wohl seine vierzig Kilo schwer ist. Wenn ich von ihm auf meine eigene Zukunft schließen dürfte, hätte ich Hoffnung, gleichfalls heil zu bleiben. Aber sicherlich ist mein hochaufgeschossener Verwandter da nur als Abnormität, als Ausnahme zur Schau gestellt. Oh, wär ich doch auch so groß! Aber ich bin klein, und dennoch beschneidet man mich, teilt mich in Pakete von zwei Kilogramm ein und bringt mich in den Hof.

Der Hof ist voll von Tischen. Frauen sitzen um sie herum, auch unter den Arkaden arbeiten Frauen und Mädchen. Nur am steinernen Rand des Springbrunnens, in dem längst kein Wasser mehr spielt, sitzen Männer. Sie schleifen Messer, Messer für Frauen und Mädchen, die mit vermummten Gesichtern auf die neugeschliffenen Waffen und auf neue Beute warten.

In der Luft glitzert und glimmert es wie von winzigen Libellen. Um dieser Partikelchen der Mica willen hängt die behördliche Anordnung an der Wand, daß das Tragen von Masken obligatorisch ist. Um dieser behördlichen Anordnung willen tragen die Mädchen und Frauen eine Binde aus Gaze über Mund und Nasenlöchern. Um dieser Binde willen hängt der behördlichen Anordnung ein Plakat gegenüber. Es stammt von den Unternehmern und bezeichnet sowohl Masken wie Binden als überflüssig und arbeitshemmend. Die Tätigkeit an der Mica sei vollkommen unschädlich. Bei der Arbeit an Quarzen oder anderen Kristallen zementieren sich die Mineralstäubchen in der Lunge und verursachen Verhärtung und Zerstörung der elastischen Gewebeteile. Mica aber sei unlöslich und könne daher, auch wenn sie geschluckt wird, keine Silikosis hervorrufen.

Daß die Micaarbeiter unverwundbar seien, könnte hier kein Plakat behaupten, denn es gibt unter den zweihundertfünfzig Frauen kaum eine, die nicht an drei, vier Fingern der linken Hand einen Verband oder ein Pflaster trägt. Sie verletzen sich mit dem spitzen grifflosen Messer in ihrer Rechten, wenn es eine Haarbreite abseits fährt von dem Mineral, das sie in der linken Hand halten, um es parallel zu seiner Basis in Blätter zu spalten. Mit der Geschwindigkeit eines Weberschiffchens saust das Messer gegen die Mica oder eben eine Haarbreite daneben. Eine Haarbreite bedeutet ein großes Ausmaß in diesem Betrieb, ist doch ein Blatt oft nicht dicker als das Zweihundertstel eines Millimeters, weit dünner als Seidenpapier.

Der Meßapparat, der an jeden Arbeitstisch geschraubt ist, mißt die Dicke des fertigen Arbeitsprodukts auf Bruchteile eines Millimeters genau. Ebenso genau wird die gespaltene Mica gewogen und hernach zum Gewicht des Abfalls addiert, der während der Arbeit in ein Kästchen im Schoß der Arbeiterin fällt. Zusammen muß das so viel Gewicht ergeben, wie das Rohmaterial hatte, das der Arbeiterin am Morgen zugeteilt wurde, zweihundertfünfzig Gramm bis zwei Kilo. Der gleichen Kontrolle werden auch die Heimarbeiter unterzogen. Denn Einkäufer aller Art treiben sich im Micagebiet umher und finden ihren

Weg nicht nur zu Bauern, die beim Pflügen auf Glimmer stoßen, sondern auch zu den Bergleuten auf der Grube, zu den „Micaelas", den Arbeiterinnen in der Werkstatt, und zu den „Destajos", den Heimarbeitern, die das Rohprodukt von der Fabrik zugewiesen bekommen.

Dreier Sorten von Mica bedarf die Industrie.

Nummer eins heißt „Block". Das ist eine Tafel, je größer, um so besser. Sie kann zwanzig Quadratzentimeter groß und einige Millimeter dick sein, ohne fürchten zu müssen, daß ihr das Messer der Micaela in den Leib fährt, um sie zu spalten. So, wie er ist, geht der Block zu General Electric oder zu Westinghouse, wo ein einziger Arbeitsgang genügt, aus ihm das Endprodukt für elektrische Maschinen zu stanzen.

Nummer zwei heißt „Buch". Wie jedes andere Buch besteht es aus Blättern, aus fünfundzwanzig bis hundert Blättern. Freilich sind sie nicht aus bedrucktem Papier und nicht vom Buchbinder gebunden, sondern aus blanker Mica und mittels einer gewöhnlichen Papierklammer zusammengehalten. In den Motorenwerken von Nordamerika werden die Blätter in die elektrischen Apparate gelegt, um darin das zu isolieren, was zu isolieren ist.

Nummer drei, das „Splitting", ist weitaus die dünnste Mica. Sie wird nicht in der Form verwendet, in der sie von hier versandt wird, ihr steht noch eine Transsubstantiation bevor. Drüben in USA, in der Bostoner Micanitfabrik, werden die Splittings sorgsam übereinandergelegt, mit Schellack verbacken und hydraulisch gepreßt. Aus dem solcherart entstehenden Micanit, Kunstglimmer oder „built-up Mica" lassen sich die hundert Formen für hundert Arten von elektrischen Apparaturen schneiden, sogar Röhren, runde und eckige. Wo immer sich im allerengsten Raum eines Motors Hochspannungen gegenüberstehen, einander provozieren, stellt sich die zarte Mica zwischen die feindlichen Nachbarn und verhindert, daß sie mit verheerenden Blitzen aufeinander losgehen.

Kein Radio spricht, kein Röntgenapparat sieht ohne ihre Hilfe, ohne ihre Hilfe fährt kein Flugzeug und kein elektrisches Bügeleisen hin und zurück. Ohne sie würde kein Dauerweller der Kundin im Friseursalon und kein Tank

dem Feind ein Haar krümmen. Die Mica ist es, die die Zündkerze im Motor und die Platten des Kondensators vor Unbill bewahrt. Ohne ihre isolierende Tätigkeit hätte sich die Elektroindustrie ganz anders entwickelt. Wenige Stoffe gibt es, deren Versiegen so schwere Wirtschaftsstörungen hervorrufen würde wie das Verschwinden der Mica.

Erschwert wäre vor allem der motorisierte Krieg. Die Zeitschriften für Bergbau und für Elektrizität betonten schon im Frieden die Wichtigkeit von Mica für das Kriegspotential. Sorgfältig sind diese Artikel in den Archiven der Micagesellschaften aufbewahrt, und es ist belehrend, sie im Krieg nachzulesen.

„Der Rückgang der deutschen Kriegsleistung in den Jahren 1916 bis 1918 ist fast ausschließlich auf Mangel an Mica zurückzuführen", stellt ein englischer Fachmann 1939 im „Mining Journal" fest, fügt aber anerkennend hinzu, daß Deutschland nunmehr enorme Käufe von Bengal-Mica zu fairen Preisen tätige. Der englische Fachmann kam nicht mehr dazu, nachzutragen, daß ein paar Monate nach Erscheinen seines Artikels England bombardiert wurde dank dieser von Deutschland zu fairen Preisen enorm gekauften britischen Mica.

Um die gleiche Zeit fühlten die Japaner ihre Bezugsquellen im indischen Bihar und im französischen Madagaskar bedroht. So schufen sie in Oaxaca mit Hilfe von Mittelsmännern, die ihnen auch bei der Beschaffung von Quecksilber Vorspann leisteten, die „Turu Mining Company", die erste mexikanische Produktionsgesellschaft für Mica. Darüber hinaus betätigte sich Japan im Jahre 1940 in solchem Maße als Einkäufer auf dem Markt von USA, daß mittlere und kleinere amerikanische Firmen vom amerikanischen Micabezug ausgeschaltet wurden. Bis eines Tages der japanische Einkäufer die Flottenbasis Pearl Harbour aus heiterem Himmel kaputt schlug.

Als die Erschließung neuer Micagruben in Sibirien gemeldet wurde, beruhigte die Fachpresse Europas und Amerikas ihre Leser mit dem Argument, daß die Russen sogar unfähig seien, ihre alten Bergwerke in Betrieb zu halten. Die gleichzeitige Erfindung russischer Wissenschaftler, synthetische Mica herzustellen, wurde einerseits als übliche

Sowjetpropaganda kommentiert, andererseits als Beweis dafür, daß die Sowjetunion nicht genug natürliche Mica besitze. Im Russisch-Finnischen Krieg ergänzte die Fachpresse die allgemeine Voraussage vom Debakel der Roten Armee mit dem Gutachten, daß die Russen nicht imstande seien, einen längeren Krieg zu führen, weil sie sich nicht auf dem Weltmarkt mit Mica eingedeckt haben.

Nun, der Krieg ist ein längerer Krieg geworden, und im Krieg wie im Frieden, in der sowjetischen wie in der übrigen Welt, auf Erden, in den Gewässern und in den Lüften nimmt die Mica führend daran teil. Hat auch der größere Teil der Menschheit den Namen Mica noch nie gehört, so steht dennoch dieser Name in der Rangliste der strategischen Stoffe vor Gummi, Zinn und Petroleum. Jeder Versuch, die Mica aus USA zu entführen, wird als qualifizierter Hochverrat bestraft.

Die Verlustliste der Mica ist nicht so groß wie die des anderen Kriegsmaterials. Denn im abgestürzten Flugzeug, im gestrandeten Panzerkreuzer, im bombardierten Kraftwerk oder in der zerfetzten elektrischen Lokomotive bleiben, wenn nichts heil bleibt, die Micabestandteile heil und können wieder verwertet werden.

Und weil also Schön Mica nicht einmal bei diesen Katastrophen gestorben ist, so lebt sie noch heute.

# AGAVENHAIN IN DER KASCHEMME

## I

Nichts auf Erden entwickelt sich so prächtig und endet so schimpflich wie die mexikanische Agave. Und nur um dieses schimpflichen Endes willen wächst, blüht und gedeiht die Agave, Maguey genannt, im zentralen Hochland Mexikos. Ihre riesenhaften smaragdenen Rosetten krönen die Triften, säumen die Felder, bedecken die Hänge, schmücken die Gärten, verhindern die Wüsten, Wüsten zu sein, und erfreuen sich eines ästhetischen Lebens bis zu jenem schimpflichen Ende.

Aus der Mitte der Agave schießt ein schlanker und leuchtend hellgrüner massiver Kegel auf, hoch und höher. Ihn umgeben und schützen gleichfarbene und gleich große, meterhohe Attrappen, halbkreisförmig gebogen, so daß auch sie von ferne für Kegel gelten könnten. Genau wie der Schaft enden sie oben in schwarzen Helmspitzen; vermittels dieses vegetabilischen Horns machte man einst Baumzweige zu tödlichen Speeren und Lanzen.

Was wir den Schaft nennen, dieses Bündel der fest zu einem Kegel gewickelten gepreßten Zentralblätter, nennen die Indios das Herz. Auch jene Attrappen, die den Schaft umringenden Blätter, betrachten ihn als ihr Herz, nach welchem es die Götter gelüstet und das herausgeschnitten werden soll, wie es ehedem mit den Herzen der Menschen geschah.

Wenn es soweit ist, muß nicht nur das Herz sterben, sondern die ganze Pflanze mit Saft und Kraft, weshalb die großen Blätter wie eine Leibwache von Pistoleros darauf achten, das Herz wohl zu schützen. Nach acht Jahren, sobald die Zeit des Blühens, die Stunde der Gefahr naht, richten sie sich drohend zu voller Höhe auf und schließen sich noch fester zusammen, damit der Feind jeden von ihnen für den Kegel halte, der ihr Herzstück ist.

Nützt alles nichts. Ungeschreckt und ungetäuscht schiebt sich der Mensch mitten durch den Schutzwall und schneidet mit sicherer Hantierung den Schaft entzwei. Der klappt zusammen, sinkt zu Boden. Aber der Mörder fällt nicht gleich über sein Opfer her, beeilt sich nicht, die Beute davonzuschleppen. Herzlos schreitet er von dannen, nachdem er die Todeswunde mit einem Maisblatt bedeckt hat, um die Insekten an der Einkehr in diese Pulqueria zu verhindern.

Ihr wißt nicht, was eine Pulqueria ist? Nun, auch die Agave weiß es noch nicht. Vorläufig sind wir bei dem Saft, der aus der Blätterkrone der klaffenden Todeswunde zuströmt. Um dieses Saftes willen werden auf dem Rancho, dessen Herrenhaus weiß vom Hügel schimmert, zehntausend, zwanzigtausend in militärischen Reihen angeordnete Exemplare der Maguey, der Agave atrovirens Karw., gehegt und gepflegt. Um dieses Saftes willen sind Hunderte von Arbeitern, die „Tlachiqueros", auf dem Agavenfeld bemüht, und um dieses Saftes willen kehren sie immer wieder an den Ort der Tat zurück. Nunmehr ohne Mordwaffe.

Ihr neues Werkzeug gleicht jenen auf Glanz polierten Holzkeulen, wie sie Schauturner oder Jongleure durch die Luft wirbeln. Auf den Märkten Mittelmexikos gibt es Stände mit Bergen solcher vermeintlich polierter, vermeintlich hölzerner Keulen, die von den Käufern lange und mit prüfend eingekniffenen Augen gemustert werden. Es sind ausgehöhlte Flaschenkürbisse, dazu bestimmt, der Agavenquelle den Saft zu entsaugen.

„Aguamiel", Honigwasser, heißt die Flüssigkeit im jetzigen, ungegorenen Zustand und schmeckt erfrischend, zumal wenn sie mit dem Saft einer Kaktusfrucht vermischt ist. Solches ist aber nicht der Sinn der Agavenwirtschaft, ihr Sinn ist, aus dem Honigwasser Alkohol und aus dem Alkohol Ware zu machen. Zu diesem Ende kauft ein armer Indio für zehn Pesos eine Agave vom Bauern, an dessen Feldrain sie wild wuchert, und zu diesem Ende läßt der reiche Ranchero seinen Agavenbesitz pflegen.

Die Pflege erstreckt sich hauptsächlich auf Würmerjagd, eine Arbeit, die sowohl der Pflanze wie dem Jäger zu

Nutzen gereicht: der Pflanze, weil sie von Würmern befreit wird, und dem Jäger, weil er um die Würmer bereichert wird, die Nahrung und Leckerbissen sind – Mahlzeit! In Restaurants und auf der Straße kann man „Gusanos de Maguey" kaufen, und um den Handel von der Saison unabhängig zu machen, gibt es sie auch in Konservenbüchsen. Vorzuziehen sind die frischen Würmer, knusprig gebacken und warm schmecken sie beinahe wie Gänsegrieben.

Dreimal täglich kommt der Tlachiquero zur sterbenden Agave, saugt mit dem Flaschenkürbis am frühen Morgen, in der sengenden Mittagsglut und im beginnenden Abenddämmer. Monate hindurch, wenn's gut geht, ein halbes Jahr lang – so lange also vermag ein Wesen ohne Herz zu leben, so lange dauert es, ehe die Lebenssäfte verströmt sind. Erstaunlich viel, vier bis acht Liter pro Tag, im ganzen bis zu zwölf Hektoliter, werden aus einer einzigen, auf fast wasserlosem, vulkanisch-steinigem Brachland wuchernden Pflanze geschöpft.

Unter Dach und Fach geschieht die Höherentwicklung, will sagen, die Alkoholisierung. Binnen Tagesfrist wird dort der Pflanzensaft zu gegorenem Most, der klare und geruchlose Honigtrank zum trüben Pulque. Fragt man, welche Hefe diese rasend schnelle Metamorphose bewirkt, so bekommt man viele Antworten, aber keine Antwort. Wer's weiß, sagt nichts, wer's nicht weiß, behauptet, Hundedreck vollziehe das Wunder. Wir kennen solche Märchen von überallher, in der französischen Champagne zum Beispiel wird gerne erzählt, es sei Urin, was dem Kognak den goldenen Glanz verleihe, und Alphonse Daudet schreibt in einem Brief aus seiner Mühle, der weltberühmte Chartreuselikör habe seine Blume nur bewahrt, solange der alte Abt die getragenen Socken in den Destillationsbottich warf.

Aber wir glauben den poetischen Geschichten nicht, auch dann nicht, wenn sie von den Produzenten geleugnet werden. Ein Indio schwört uns, bei ihm werde die ganze Pulquechemie von dem Schweinefell besorgt, darin er den Aguamiel vom Felde heimtrage.

In den Haciendas kann kein Schweinestall mitwirken,

denn dorthin wird der Agavensaft in Fässern gebracht und aus ihnen in die Tinacales geschüttet. Das sind Kuhhäute, die wie Hängematten auf Pfählen hängen. Durch das Gewicht ihres Inhalts dehnen sie sich zu überirdisch großen trächtigen Ichthyosauriern. Mehr als zehn Hektoliter gehen in eine Kuhhaut.

Die haarige Außenseite ist nach innen gekehrt, und vielleicht sind es die Körperhaare der verstorbenen Kuh, welche die mystische Wandlung des Honigsees in einen Pulquesee vollziehen. Keinesfalls ist es jenes Ferment, von dem die Böswilligen sprechen, in den gefüllten Riesenkühen müßte sich die Notdurft ganzer Hundemeuten einflußlos verlieren. Auch würde ein solches Ingredienz nicht passen zu der noch heute respektierten Heiligkeit des Raumes: Wer immer bei den Tinacales einkehrt, nimmt an der Schwelle den Hut ab, als träte er in eine Kirche oder in einen Tempel der Pulquegötter.

Ewig und sichtbar schwimmt in alten Haciendas eine dieser Gottheiten in dem See aus werdendem Pulque. Oft wechselt die Flüssigkeit, selten wechselt die Kuhhaut, nie wechselt der schwimmende Gott. Er ist aus rotem Holz und war einst unter dem Namen Cuapatli ein vollberechtigtes Mitglied der Mythologie. Jetzt heißt er Palo de Pulque, Pulquestock, und nicht das kleinste Menschenopfer dankt ihm dafür, daß er sich an der Alkoholisierung beteiligt, er soll froh sein, daß man den Hut zieht, wenn man bei ihm eintritt.

Die chemische Hauptarbeit allerdings leistet nicht er, sondern ein alter und durchgegorener Pulque, voll von „Semillas", Gärungspilzen und Bakterien, der Mutterpulque. In einem versperrten Raum harrt er der neuankommenden Honigwässer, um an ihnen die Wirkung zu üben, die an ihm längst geübt ward.

Auf eigener Eisenbahn rollt der Trunk den Kehlen der Außenwelt entgegen. Diese sehr schmalspurige Kleinbahn trägt in allen Haciendas den gleichen Fabriknamen: „Décauville Ainé", der in uns die wehmütige Erinnerung an ein anderes Erzeugnis der Firma weckt, an die Waggons der Pariser Métro. Das engbrüstige Schienenpaar mündet in der nächsten Station der öffentlichen Eisenbahn, wo eine

Zuggarnitur bereitsteht, die Fässer aufzunehmen. Täglich treffen aus den Staaten Hidalgo, Tlaxcala, Mexiko und Puebla je zwei Züge in Mexiko-Stadt ein mit insgesamt 300 000 Litern Pulque.

II

In der Stadt Mexiko hält ein Konsortium die Pulqueverteilung in der Hand, welche die andere wäscht. Verschnitte und Verfälschungen werden diesem Konsortium nachgesagt, aber nicht nachgewiesen, am allerwenigsten der Wasserzusatz, weil in der Regenperiode der Aguamiel schon vom Feld her gewässert ist. Wie dem auch sei, die Konsorten machen ihren Schnitt. Für einen Liter Pulque, dessen Einstandspreis „frei Waggon", das heißt ab Hacienda, einen Centavo beträgt, zahlt der Indio ab Theke seiner Kneipe zwanzig Centavos. Auch wenn man davon die Steuer und den Marazo abrechnet, einen pfefferminzhaltigen Fusel, den der Wirt dem Pulque beisetzt, bleibt das eine respektable Profitrate.

Von den Budiken aller Welt unterscheiden sich die Pulquerías dadurch, daß sie nur eine einzige Sorte von Getränk ausschenken. Nicht weniger als 826 Pulquerías gibt es, der amtlichen Statistik zufolge, im Bereich der Stadt Mexiko.

Die Lokale haben romantische Namen: „Zur Wollust vor dem Tode", „Ich fühle mich wie ein Flieger", „Die Rose an den Rieselfeldern", „Freudentränen der Agave", „Paradies des Arbeiters", „Los diablos en la talega", zu deutsch etwa: „Die Teufel in der Zwickmühle". Eines heißt: „Der Sohn der Leda", obwohl unseres Wissens der Schwanerei der Leda zwar die schöne Helena entsproß, jedoch kein Sohn.

Zwei schwingende Bretter bilden den Eingang zur Pulquería, damit der Gast beim Hinaustorkeln nicht gegen den harten Widerstand einer Tür knalle. Falls es richtige, geschlossene Türen gäbe, wäre bei den häufigen Prügelszenen kein Hilferuf draußen hörbar, und die Polizei käme noch öfter erst nach vollbrachtem Totschlag auf den Schauplatz.

Oder sind die schaukelnden Eingangsbretter eine Spe-

kulation auf die Schüchternheit des Indios vom Lande, der sich kaum trauen würde, eine fremde Tür aufzuklinken? Von diesem Gesichtspunkt aus wäre es am besten, das Lokal ganz offenzuhalten, ohne Tür und ohne Brett. Der Wirt will jedoch die Vorbeigehenden nicht zusehen lassen, wenn er Hose und Hemd der Gäste pfändet oder wie sie den genossenen Pulque mitten im Gastlokal abschlagen. Keine Pulquería besitzt eine Toilette; glücklicherweise sondert der Mexikaner wenig Harn ab, nicht wie der Europäer 1500 bis 2000 Kubikzentimeter pro Tag, sondern nur 800, höchstens 1200.

Frauen dürfen nicht in die Pulquería, ganz ausgeschlossen. Ganz ausgeschlossen aber sind auch sie nicht von den männlichen Genüssen; neben dem Eingang, am Schalterfenster „para las mujeres", machen sie ihren Kauf, den sie nach Hause tragen oder stehend konsumieren, freilich nur, solange sie Bargeld haben, denn Kleid und Leibwäsche können sie auf offener Straße nicht als Pfand hingeben.

Pulquerías gab's schon in der Mythologie, sie waren im Nachthimmel etabliert, und nach vollbrachtem Tagewerk trafen sich dort die Götter. Wie man im Codex Vaticanus nachzählen kann, verfügte die Agavegöttin Magayel über einen Pulque-Ausschank von vierhundert Brüsten. Vierhundert an der Zahl waren auch die Pulquegötter, die in Kaninchengestalt den Mond bewohnten, jeder zuständig für eine andere Art von Rausch.

Bei den Tarasco-Indianern kümmerte sich ein Gott nur darum, daß es den irdischen Zechern nicht ergehe, wie es ihm ergangen. Er war im Rausch aus allen Himmeln gefallen, hatte sich ein Bein gebrochen und hinkte seither. Ein anderer Unsterblicher mußte sterben zur Strafe für Gewohnheitssuff; aber nach sieben Jahren wurde er wieder zum Leben erweckt, ein Vorgang, der das Gemeinsame von Rausch und Tod symbolisiert, Besinnungslosigkeit und Wiederauferstehung.

Selbst Quetzalcoatl, der gute der beiden Obergötter, betrank sich eines Tages mit Pulque, den ihm der böse der beiden Obergötter durch einen medizinischen Dämon unterschieben ließ. Das war der Sündenfall. Quetzalcoatl verschwand beschämt, und gerade als man die Zeit für ge-

kommen hielt, daß er seinen Rausch ausgeschlafen haben und wiederkehren könnte, traf – bleichgesichtig und spitzbärtig wie Quetzalcoatl – der Konquistador ein, und es gab das verhängnisvolle Quiproquo.

In der Kunstgalerie von Mexiko hängt ein großes und kitschiges Gemälde. Ein Indianermädchen kredenzt dem Toltekenkönig einen goldenen Pokal. Was der Pokal enthält, was dieser Szene vorausging und was ihr folgte, ist aus dem Bild nicht zu ersehen, aber jedermann weiß es aus der Sage: Der Vater des Mädchens hatte eine Feldmaus beobachtet, die an dem Schaft einer Agave knabberte und sich hernach wohlig auf der Erde wälzte. Nun kostete auch der Beobachter, fand den Trank königswürdig, schickte sein schönes Töchterlein damit zum König, und wir sind im Bilde. Hinter und nach dem Bild geruhte Seine Majestät Gabe und Geberin zu genießen, er soff und liebte sich zu Tode, und sein Volk, das er des Getränks teilhaftig werden ließ, ging mit ihm schmählich und heiter zugrunde.

Diese Trinkerlegende diente den Azteken, die nach den Tolteken das Tal Anáhuac besiedelten, zur Warnung. Bei den Azteken durften nur Männer von über siebzig Jahren Pulque trinken, denn diese konnten an ihrer Zeugungskraft nicht viel einbüßen und nicht mehr die bei den Tolteken üblich gewesenen Exzesse mit Müttern, Töchtern und Enkelinnen treiben.

Weil diese Einschränkung auf religiöser Grundlage erfolgt war, beeilte sich die spanische Herrschaft, sie als heidnisch und abergläubisch aufzuheben, mit dem Erfolg, der in den Pulquerías und um die Pulquerías herum ersichtlich ist. Verblödung, Verarmung, Verbrechen – meist Totschlag ohne Motiv.

Erst die Revolution erklärte dem Pulque den Krieg und zerstörte die Tinacales; 1915 ergossen sich im Distrikt von Apam (Hidalgo) und nachher in allen Agavegebieten von den Hügeln herab Ströme in die Täler, Ströme von Pulque. In Peralvillo, dem Elendsbezirk der Hauptstadt, stürzten die Patrouillen des Revolutionsgenerals Alvaro Obregón die für die Pulquerías bestimmten Wagenkolonnen um und zerschlugen die Fässer. Von allen Seiten rannten die Bewohner herbei und warfen sich zu Hunderten in die Pfüt-

zen. „Ojalá, jefecito", riefen sie den Soldaten zu, „kämet ihr doch alle Tage, um Pulquechen auszugießen!"

Menschen, die aus Ländern der Weinrebe oder der Hopfenranke stammen, können auch in soundsovielter Generation nicht begreifen, was dazu verlockt, in den Städten Pulque zu trinken. Sein Geschmack spottet jeder literarischen Beschreibung, weshalb wir diejenige Karl Mays hierhersetzen:

„Was das Trinken anbelangt, Señor, so könnte gesorgt werden. Darf ich Euch etwas anbieten?"

„Hm", schmunzelte er, „etwa Pulque?"

„Wie kommt Ihr auf dieses Getränk?"

„Ich habe mein Glas noch drüben in der Venta stehen."

„Es schmeckte Euch nicht?"

„Oh, es schmeckt, aber wie. Ein Gemisch von Alaun, Süßholz, Aloe, Kupfervitriol, Salmiakgeist, Holunderbeeren und Seifenwasser würde wohl ähnlich schmecken."

Schwerlich wird diese Formel einer chemischen Nachprüfung standhalten, aber wahr ist, daß das trübe Gesöff kein ungetrübtes Entzücken bereitet. Selbst seine notorischen Anhänger leugnen, seine Anhänger zu sein, und sprechen, wenn sie Pulque meinen, von „Wasser". Auf den Klostergütern gab es für die Fronarbeit der Peones keine andere Prämie als Wasser, welches Pulque war. Und noch heute gilt es als ungeschriebenes Arbeitsgesetz, auf dem Feld, am Bau oder in der Werkstätte für besondere Leistungen eine Lage Pulque zu fordern: „Para el agua, patrón?"

Die Bierindustrie bekämpft den Pulque, ist jedoch sorgsam darauf bedacht, daß ihre Agitation nicht in Antialkoholismus ausarte. Prompt ripostieren die Volksfreunde vom Pulquevertrieb. In ganzseitigen Inseraten und wissenschaftlichen Artikeln antworten sie mit ähnlichen Argumenten, wie sie seinerzeit von den Bierbrauereien in den Vereinigten Staaten gegen die Prohibition ins Treffen geführt wurden: Der Pulque fülle die Kassen der Steuerämter und Eisenbahnen – beschäftige Tausende von Arbeitern – rette in wasserarmen Regionen die Bevölkerung vor dem Verdursten und vor dem Typhus – enthalte Vitamine, die vor Rachitis schützen – und fördere die Verdauung der fast unverdaulichen Nationalkost.

Gegenangriffe auf das Bier hat der Pulque nicht nötig, das Bier kann ihn nicht verdrängen, weil er weit billiger ist. Viel eher wird ihm die Landaufteilung den Garaus machen. Denn Pulqueindustrie ist an Extensivwirtschaft gebunden, sie lohnt sich nur mit Zehntausenden von Agaven auf dem Feld und ebenso vielen Sprößlingen in der Almasiga (Agavenbaumschule), mit einem Heer geschulter Tlachiqueros und einer beziehungsreichen kaufmännischen Verwaltung. Ein reicher Hacendado konnte ruhig acht und mehr Jahre abwarten, bis die Pflanze erntereif wurde, weil auf seinem Gebiet jeden Tag genügend Magueys den Tag ihrer Reife feierten, den Tag ihres Todes.

Nun aber sind die meisten Plantagen aufgeteilt auf die Tlachiqueros, die bisher pro Tag einen Peso Lohn und eine Naturalzulage von sechs Litern Pulque bekommen hatten. Auf eigenem Land bauen sie an, was sie brauchen, Bohnen, Mais und Agaven. Schenken die Agaven mehr aus, als die Kehle faßt, wird der Überschuß einer Einkaufsgesellschaft oder einem Händler verkauft.

Immerhin ist mit freiem Auge noch nichts von einer Pulqueknappheit zu merken. Verbringt man zufälligerweise eine Nacht auf der Unfallstation „Cruz Verde", so sieht man, wie sich die Agave am Menschen rächt. Die Mehrheit aller Patienten sind Pulqueopfer.

Einer, der unter ein fahrendes Auto geriet, stöhnt in dem Bett, in dem vor kurzem Leo Trotzki starb. Auf dem Operationstisch, mitten im wild belebten Raum, wird die Gehirnoperation an einem vorgenommen, den seine Zechkumpane im weiten Bogen aus der Pulqueria „Zum ewigen Frieden" warfen. Etwa zehn, die auf der Straße hingefallen und mehr oder minder schwer verletzt sind, liegen auf dem nackten Fußboden.

Andere zehn taumeln auf dem Korridor herum, Krankenwärter versuchen, ihnen einen auf einem Stock befestigten, mit Kampfer getränkten Wattebausch unter die Nase zu halten. Die schaukelnden Gestalten wenden den Kopf ab und stoßen den Stock mit Bewegungen von sich, die bei allen identisch sind – ein Ballett widerspenstiger Gestalten.

Auf dem Hof sind jene, die bereits behandelt wurden

und nunmehr das Haus verlassen sollen. Sie denken aber gar nicht daran. So besinnungslos sind sie denn doch nicht, auf die Straße hinauszugehen zu neuen Fall- und Unfallmöglichkeiten und zu den Polizisten. Sie weigern sich, sie werfen sich auf die Erde. Kaum ist es den Wärtern gelungen, einen zum Aufstehen zu bringen, so reißt er sich los und läuft verblüffend schnell auf die andere Seite des Hofs, und das Personal, das ihn eben mühselig hochgebracht hat, muß ihn nun wieder niederzwingen.

Die Aufnahmekanzlei liegt im Hochparterre. Zehn oder zwölf Stufen führen von zwei Seiten hinauf, so daß der kleine Treppenvorbau dreieckig ist. Ins Innere dieses Dreiecks flüchtet einer der Gejagten und füllt es aus, hingestreckt wie eine Grabfigur im Dom. Von der Seite her können die Verfolger nicht an ihn heran, gegen ihren Frontalangriff schützt er sich erfolgreich, indem er ihnen entgegenkotzt.

Ist das, fragen wir, ist das ein rühmliches Ende für den Saft der edlen Agave?

## FRAGEN, NICHTS ALS FRAGEN AUF DEM MONTE ALBÁN

Wenn das kein Weltwunder ist, was ist dann eines?

Gibt es irgendwo auf der Welt einen Berg, der uns phantastischere Dinge über sich aussagt und uns mehr Beweisstücke für die Wahrheit dieser Aussagen liefert als der Monte Albán nahe der Stadt Oaxaca?

Und gibt es einen Erdenfleck, der sich gleichzeitig in so absolutes Dunkel hüllt und uns ohne Antwort läßt auf alle Fragen? Überwiegt in uns das Entzücken oder die Verwirrung?

Diese beiden Gemütsbewegungen auseinanderhaltend, fragen wir zunächst nach den Gründen unseres Entzükkens.

Ist es dieser Raumkomplex, dessen Umrisse Ausblicke ins Unendliche sind? Oder sind es die Pyramiden, die aussehen wie Prunktreppen in die Innenräume des Himmels? Oder ist es der Tempelhof, der – kraft unseres Vorstellungsvermögens – erfüllt ist von vieltausend Indios in ungestümen Gebeten? Oder ist es das Observatorium, dessen ins Mauerwerk eingeschnittener Auslug mit dem Meridiankreis den Winkel Azimut bildet? Oder ist es der Blick auf ein Stadion, wie es Europa seit der römischen Antike bis zum zwanzigsten Jahrhundert nicht gebaut hat, hundertzwanzig steinerne, schräg aufsteigende Sitzreihen?

Ist es das System, Hunderte von Grüften so anzuordnen, daß der Raum kein Friedhof wurde, kein Grab ein anderes störte? Sind es die bunten Mosaiken, die Fresken mit ihren Figuren, Szenen, Symbolen und Hieroglyphen? Oder ist es die Tatsache, daß das ganze Erdreich ringsum eine Glyptothek ist? Überall fand und findet man Skulpturen, teils Büste, teils ganze Figur, teils mit verzerrtem Gesicht, teils mit hoheitsvollen Gebärden, und allesamt vollendet modelliert bis ins filigrane Detail. Oder die Tonbehälter, Opferschalen von edler Schwingung, Urnen von geometri-

scher Geradlinigkeit, vierfüßig und im Innern eines jeden Fußes eine Schelle, die um Hilfe klingelt, wenn ein Frevler sie davontragen will.

Oder ist es der Schmuck? War es denn nicht der Schmuck, der die Kunde von den Ausgrabungen auf dem Monte Albán in die Welt trug? War es nicht der Schmuck, der zu den falschen Meldungen Anlaß gab, der lang gesuchte „Schatz des Moctezuma" sei gefunden im Grab seines Nachfolgers, des Königs Cuauhtémoc? Verblaßte nicht auf der New Yorker Weltausstellung die Schau der historischen und modernen Goldschmiedekunst vor dem Schmuck vom Monte Albán?

Ein kleiner Teil dieses Schatzes leuchtet in einer Vitrine des Nationalmuseums von Mexiko. Um die Mehrheit der Funde ist das Museum der Stadt Oaxaca geradezu herumgebaut, ein Wallfahrtsort für die an Kunst, Kunstgewerbe und Kulturgeschichte Interessierten.

Wer hätte „Wilden" zugetraut, Bergkristalle mit solcher Präzisionstechnik zu schleifen, zwanzigreihige Halsketten mit 854 ziselierten, mathematisch gleichen Gliedern aus Gold und Edelsteinen zu verfertigen? Eine Brosche stellt einen Ritter des Todes dar, den Lucas Cranach nicht apokalyptischer entworfen hätte. Kniebänder, dem englischen Hosenbandorden ähnlich. Ohrgehänge, wie aus Tränen und Dornen gewoben. Kopfschmuck – eine Tiara, würdig eines Papstes über alle Päpste. Geflochtene Ringe zur Zier der Fingernägel. Bracelets und Armspangen mit bauchigen Ornamenten, Mantelschließen und Agraffen aus Jade, Türkis, Perlen, Bernstein, Korallen, Obsidian, Jaguarzähnen, Knochen und Muschelschalen. Eine Goldmaske, über deren Wangen und Nase eine Trophäe aus Menschenhaut skulptiert ist. Ein Tabakbehälter aus goldgetränkten Kürbisblättern. Fächer aus den Federn des Quetzalvogels – welche byzantinische Kaiserin, welche indische Maharani, welche amerikanische Multimillionärin besaß je zu Lebzeiten so prächtiges Geschmeide, wie es viele dieser Indios noch im Grabe trugen?

Ja, der Schmuck ist vielleicht der Hauptgrund für unser Entzücken. Der Schmuck ist jedoch nicht die Ursache des anderen, des stärkeren Gefühls, das uns auf dem Monte

Albán überfällt, des Gefühls der Verwirrung. Verständnislos blicken wir umher, suchen vergeblich Antwort auf unsere Fragen:

Wie konnte sich diese über dem Tal manifest aufgebaute heilige Stadt, wie konnte sie sich so verbergen, daß man sie erst nach vierhundert Jahren fand? Wie konnte das Versteck bewahrt werden, das nicht durch unwegsame Meilen von der Stadt Oaxaca getrennt war, sondern innerhalb der gleichen Bannmeile lag? Amerikanische Bergingenieure in Oaxaca erzählten uns, sie hätten jahrelang auf dem Monte Albán nach Wild gejagt, ohne zu ahnen, daß sie über etwas anderes pürschten als über eine bewaldete Kuppe.

Haben aber nur Vegetation und Erdreich und Getier, die sich über die Stadt kauerten, sie bis zum zwanzigsten Jahrhundert getarnt? Mußte nicht vor allem der Mensch an diesem Meisterstück der Hehlerei beteiligt sein?

Wieso führt dieser Berg nicht wie alle anderen in Mexiko seinen indianischen Namen? Haben ihn die spanischen Landsknechte deshalb Monte Albán genannt, weil er sie an die Albaner Berge nahe jenem katholischen Rom erinnerte, das sie genauso gründlich geplündert hatten wie später das heidnische Mexiko? Was ist denn dem römischen und dem mexikanischen weißen Berg gemeinsam außer der Tatsache, daß beide nicht weiß sind? Warum haben die Indios diesen irreführenden spanischen Namen angenommen, statt den alten Namen „Tigerberg" weiter zu gebrauchen? War es die Scheu, die heilige Stätte eitel zu nennen? War es Angst, die Habgier und Zerstörungswut der Feinde auf den Wohnsitz der Himmlischen und die Schätze der Toten hinzulenken?

Niemals jagten die Göttergläubigen und ihre Nachkommen dort oben auf dem Plateau der versunkenen Tempelstadt, kein Pfad führte hinauf, kein Köhler holte Holz aus dieser Gegend, kein Schäfer weidete seine Herde auf diesem Hang, kein Cochenille-Züchter baute in der Nähe sein Dach.

Unten herrschte der Markgraf des Tals von Oaxaca, identisch mit dem Eroberer Neu-Spaniens, gierig und schlau herrschte er, ward aber dennoch geprellt. Cortez

starb ohne Ahnung davon, daß auf seinem Grund und Boden Reichtümer vergraben seien, weit kostbarer als der Schatz Moctezumas.

Wer aber waren die Völkerstämme, die vor Cortez zu Füßen des Monte Albán gelebt? Wer waren die Bauherren und die Architekten dieser heidnischen Kathedralen? Woher kam das Material der Kleinodien und Mosaiken? Woraus wurden die Farben für die Fresken gemischt? Woraus waren die Werkzeuge der Steinmetzen? Und worin bestand – diese Frage hat der größte Goldschmiedekünstler Europas, Benvenuto Cellini, aufgeworfen, als er ein mexikanisches Schmuckstück sah – worin bestand die Werkmethode der Juweliere, der Prozeß des „Verlorenen Wachses"?

Wie ist es zu erklären, daß manche Urnenfigur eine ägyptische Sphinx, eine andere den vogelköpfigen Gott Râ darzustellen scheint und daß die Reliefs auf der „Galerie der Tanzenden" teils im assyrischen Stil, teils mit negroiden Typen gestaltet sind? Wieso? Weshalb? Woher?

Unter Führung des Schliemann von Mexiko, des Professors Alfonso Caso, exhumierten die Archäologen diese Stadt, die ungeahnter als Troja war. Sie haben jeden Meißelhieb und jeden Bruchteil einer Hieroglyphe registriert und fast zu jedem Scherben seine Fortsetzung gefunden. Sie bewiesen, daß die ältesten Arbeiten aus der Epoche der „Basketmaker" stammen, deren Existenz aus Funden im Südosten der Vereinigten Staaten von Nordamerika festgestellt wurde. Auch mit einem Völkerstamm, dessen Kunstbetätigung sich auf die Darstellung infantiler Köpfe, des „Babyface", beschränkt, hatten die Monte-Albáner (oder wie immer sie hießen) vielleicht etwas zu tun. Wes Stammes aber waren jene Korbflechter und die Bildner des „Babyface"? Waren sie Olmeken? Waren sie die Urbewohner Amerikas? Waren sie Mongolen oder Eskimos, die zu Schiff zwischen Eisschollen oder zu Fuß über eine verschollene Landzunge von Asien herüberkamen? Leute von Atlantis, herangerudert aus dem Sagenland? Gehörten sie gar zu den verlorenen Stämmen Israels?

Über die Olmeken wissen wir, daß sie vom Gummiland an der Küste des Golfes kamen, daß sie sich tätowierten,

ihren Schädel kahl schoren, die Zähne feilten und schwärzten, Nasenringe trugen, die Knaben beschnitten, die Gesichtshaut des getöteten Feindes über die eigene spannten, Sünden beichteten, Ball spielten, die Sodomie legal ausübten und einen Kalender mit Jahren zu achtzehn Monaten besaßen. Nur eine einzige Frage, die die Olmeken betrifft, ist bisher noch umstritten, die Frage nämlich: Haben die Olmeken überhaupt existiert?

Nach den Olmeken kamen beglaubigtere Völkerstämme. Zunächst die Zapoteken. Waren sie es, die die göttliche Stadt auf dem Monte Albán bauten? Haben sie sie wiedererbaut oder nur umgebaut? War das vor Christi Geburt, war das Jahrhunderte nach Christi Tode? In Asien und Europa sind geschichtliche Ereignisse auf Tag und Stunde bestimmt, und wir kennen die Namen der Baumeister von Babylon, der Silberschmiede von Mykene und der Steinmetzen an den frühmittelalterlichen Münstern. In Mexiko jedoch ist die Zeit, die bei uns Neuzeit heißt, noch Gegenstand der Archäologie, und selbst hier, inmitten dieser Riesenanlage wohlerhaltener Kunstwerke, läßt sich kaum das Jahrtausend ergründen, dem sie entstammen.

Wie ein Schülerwitz klingt es, wenn gesagt wird, daß die Zapoteken am Ende ihres Aufenthalts das Gebiet verlassen haben. Aber selbst diese banale Selbstverständlichkeit – ist sie in vollem Maße richtig? Noch heute ist die Landschaft rings um den Monte Albán von Zapoteken besiedelt, die nur zapotekisch sprechen. Es war also bloß ihre Herrschaft, die stürzte, als der neue Völkerstamm einbrach, die Mixteken. Von nun an verwendeten diese den Berg viele Generationen lang als Festung, als Sportplatz, als Sternwarte, als Pantheon und vor allem als Kultstätte. Welcher Art von Religion aber waren die Tempel geweiht? Was war zum Beispiel für ein Gott ihr Gott Xipe-Totic, von dem wir eine Statue finden mit hohem Kopfputz, Hals- und Gürtelschmuck, einen Stab in der Rechten, den Kopf des Feindes an den Haaren in der Linken haltend? Wer waren die Partner seines göttlichen Geschäfts?

Wer und was waren vor allem jene Irdischen, die noch nach ihrem Tode ganze Volksvermögen am Leibe trugen? Fürsten oder Priester? Heilige oder Helden? Tyrannen oder

Märtyrer? Wir berühren ein Skelett und fragen: Wessen Leib hast du einst gestützt? Es schweigen die Gebeine, es schweigen die Geschmeide, und sogar die zur Mitteilung hingemalten Hieroglyphen – „7 Türkis", „4 Tiger, 3 Schlange", „3 Affe, 13 Tod" – was geben sie an? Wenn das Daten sind, nennen sie den Geburtstag des Toten, den Tag seines Todes oder den seiner Beerdigung? Und wüßte man's auch, was nützte es, da man den Kalender jener Völker nicht mit dem heutigen synchronisieren kann?

Einigen Anzeichen zufolge haben die Mixteken noch vor dem Einbruch der Spanier ihr Heiligtum verlassen, aber kein Anzeichen gibt Antwort auf die Fragen: Aus welchem Grund räumten sie den Platz? Waren es innere Wirren, Konflikte mit den unterjochten, aber unbotmäßigen Zapoteken? War es ein äußerer Krieg, waren es Mißernten und Hungersnot und Seuchen? War es der Verfall der Religion, oder was war es sonst?

Gibt es wirklich keine genaue Angabe, keine Jahreszahl in der Geschichte dieses Vineta auf dem Bergesgipfel, gibt es nichts, was sich präzis aussagen und ohne Fragezeichen hinsetzen ließe?

Doch: im Jahre 1522 unterwarfen die von Cortez ausgesandten und von Sandoval befehligten zweihundertfünfzig Soldaten das Gebiet des heutigen Oaxaca, und seither ist den Indios von der Macht und von der Kultur, deren Beweise uns der Monte Albán aus seinem Schoße reicht, kein Deut mehr geblieben. Das steht außer Frage.

## AN DER KRÄUTERBUDE

Sie ist auf dem Markt leicht zu finden: die Bude, an der ich stehe, die ist es.

Aber ich bin durchaus nicht allein, die Schar der Käufer ist erstaunlich. Arzneigläubiges Volk! Voll von Apotheken sind die Städte und jede Apotheke voll von Kunden, es fehlt keine der europäischen und amerikanischen Patentmedizinen, und wenn sie zum Beispiel wegen des Krieges nicht im Original ankommen, so stellen die in Mexiko ansässigen Ungarn sie noch originaler her.

Zahllos die Häuser, an deren Tor ein Zettel mit dem Wort „Inyecciones" hängt. Die Preisliste klebt daneben: Subcutáneo 20 Centavos; intramuscular 50 Centavos; intravenoso 75 Centavos. Ob man nun Zahnschmerz, Durchfall, Plattfuß, Asthma oder Amöben hat, man tritt ein und läßt sich irgendeine Einspritzung machen von demjenigen, der die Tür öffnet. Auf dem Land oder in den Vorstädten verschleißen die Curanderos, die indianischen Krankenbehandler, Mixturen, Pasten, Emulsionen und Infusionen.

Dennoch bleibt für die Kräuterbuden eine Klientel übrig, die nicht geringer gewesen sein kann, als es für Mexiko noch kein Europa gab und keine pharmazeutische Industrie. Von der Kiste, die als Verkaufstisch dient, fletscht ein Krokodilkopf seine Zähne oder der Panzer eines Gürteltiers seine Schuppen – mystische Symbole, Branchenzeichen und Mittel der Anlockung. Das gab's auch bei uns daheim, der ausgestopfte Gorilla vor der Apotheke auf dem Prager Ringplatz hat mich in meiner Kindheit bis in die Träume verfolgt.

Heute kann mich kein totes Krokodilgebiß und kein Schuppenpanzer aufregen. Was mich aufregt, ist die Bude an sich. Dieses Warenlager stammt weder direkt noch indirekt aus Fabriken oder Laboratorien. Die Lieferanten sind fast ausschließlich Dorffrauen und Dorfkinder. Seit Generationen gehen sie zu bestimmten Jahres- und Tages-

zeiten auf die Arzneisuche. Im Mondscheinlicht oder Wolkenbruch steigen sie barfüßig über Felsenhänge, durchwandern, den Blick auf den Boden geheftet, die Steppen, stöbern im Geröll von Ruinen, schleichen zu Schlangennestern, wühlen im Schwemmsand an der Meeresküste oder im Schlamm der Sümpfe oder scharren Wurzelwerk aus. Nachher trotten sie meilenweit zum Markt, um ihre Beute an den Mann zu bringen. Wie und wann haben die Ahnen der Lieferantin und jene des Markthändlers einander kennengelernt? Das wissen die Götter, die es damals noch gab.

Hier in der Kräuterbude liegen nebeneinander Gräser, Wurzeln, Muscheln, Baumrinde, Steine, Pulver, Hölzer, Spinnen, Samen, Salamander, Öle – ein Sammelsurium heterogener Landschaften und Naturreiche. In diesem Arzneischatz der Primitiven glaubten einst die Europäer alle Panazeen gegen alles Gebrest vereinigt, und oft mit Recht.

Von einem langen hellbraunen Bündel weiß ich, daß es die Sarsaparille ist, und ich weiß auch, daß sie auf botanisch „Smilax ornata" heißt und auf deutsch „Stechwinde". Ich frage nach dem Preis und runzle, wie sich's gehört, die Stirn, als ich höre, es koste vierzig Centavos. Daraufhin reicht mir die Händlerin ein kleineres Päckchen für dreißig. Dreißig Centavos ist der Preis von drei Straßenbahnfahrten.

Ich erinnere mich eines kleinen Zimmers in einem weitläufigen Gebäude, in dem ich wegen des mächtigen Mauerwerks vor sechs Jahren saß, dieweil deutsche und italienische Bomben vom spanischen Himmel fielen. In jenem Zimmer, Tausende Meilen von hier, hatte vor Jahrhunderten der weltliche Herrscher der katholischen Welt gesessen. Noch steht sein Lehnstuhl dort, aus dem er sich nicht rührte. Durch eines der beiden Fenster konnte er, ohne aufzustehen, in die Kirche sehen, der Messe hinter die Kulissen. Philipp II. betete um Heilung von seiner quälenden Gicht. Wie seine Krankheit war auch das einzige Linderungsmittel gegen sie ein Erbe vom Vater. Karl V. hatte die Eroberung Amerikas als einen Gotteslohn für sich betrachtet, denn durch sie war er in den Besitz der Sarsaparille gekommen. Nun wartete sein Sohn auf die Sarsaparille, lugte durch das Fenster, das auf die Landstraße

ging, noch inbrünstiger als auf das Allerheiligste. Wann immer ein aus Veracruz kommendes Schiff in einem spanischen Hafen einlief, mußte zuerst das Paket mit den Wurzeln ausgeladen und in gestrecktem Galopp dem Herrn im Eskorial gebracht werden.

Ich zahle die dreißig Centavos und frage nach Guajaka.

Auf einer Insel im Zürcher See lag ein Todfeind der katholischen Kirche zu Bett, befallen von einer vielleicht weniger schmerzenden, aber um so tückischeren Krankheit. Ulrich von Hutten litt an Syphilis und bereitete sich zum Sterben. Da erhielt er aus den neueroberten Provinzen jenseits des Ozeans einige Stückchen Harz und Holz. Aus geheimnisvollen Gründen und auf geheimnisvollem Weg hatte sie einer der spanischen Muttergottesstreiter dem verruchtesten Muttergottesleugner gesandt. „Guajaka" heiße die Substanz, schrieb der Absender, und sie helfe, als Tee gekocht, unfehlbar gegen Lustseuche.

„Fünfzig Centavos", sagt die Verkäuferin.

Ulrich von Hutten trank die Infusion, es verschwanden sowohl die Ekzeme der Lues wie der Quecksilberausschlag, und er fühlte sich geheilt. Dankbar verfaßte er ein Buch über die rettende Arznei: „De Guajaci medicina et morbo gallico."

Sarsaparille und Guajaka waren nicht die einzigen Naturstoffe aus Mexiko, die in Europa Mirakelheilungen vollbrachten. Aus der Rinde des Tamahaca-Baums machte man einen Wunden- und Wunderbalsam. Maniok, das den Indianern der Karibischen Inseln (von dem Wort „Kariben" kommt „Kannibalen") einst das Menschenfleisch würzte, wurde in Europa äußerlich gegen Hautausschläge, innerlich gegen Magengeschwüre, Krebs und luetische Entzündungen verordnet. Aus der Gegend von Jalapa, das kaum jemand in Europa kennt, stammt die Jalapa-Wurzel, die viele in Europa kennen, vor allem die Hartleibigen. Elemi, das balsamische Ölbaumharz, schloß augenblicks klaffende Wunden und öffnete augenblicks verhärtete Geschwüre. Noch mehr vermochte Sassafras: vor dieser Pflanze flüchtete das Zipperlein mit gelenken Beinen, die Syphiliskranken durchströmte gesundes Blut, und auf den glättesten Glatzen sprossen Locken.

Wie weit der Glaube an die neuspanischen Pflanzen ging, beweist die Auferstehung des Rizinus. Schon im Altertum der Alten Welt hatte er großes Vertrauen genossen. Um sich von Verstopfung zu befreien, tranken ihn die Griechen kalt, empfahl ihn Herodot warm. Nach und nach aber geriet der Rizinus in den Nachtstuhl der Vergessenheit.

Im achtzehnten Jahrhundert war eine mexikanische Pflanze namens Higuerilla höchst modern, welche die menschlichen Därme so geschwind leerte wie Herkules den Stall des Augias. Erst als die Arzneikundigen feststellten, daß das neue Purgativ mit dem alten ehrlichen Rizinus identisch sei, wurde der Rizinus unter seinem alten ehrlichen Namen wieder eingeführt.

Heute wächst der Rizinus nicht mehr bloß wild, sondern wird angebaut, gedüngt und gepflegt, Hunderttausende Sträucher. Dabei deckt die mexikanische Produktion nur einen verschwindenden Bruchteil dessen, was die USA einnehmen, um die Verdauung ihrer Bürger und die Beweglichkeit ihrer Flugzeugmotoren zu regeln; nicht weniger als 113 Millionen Pfund Rizinusöl zu sechzehn Dollar per Pfund importieren sie.

Vom sechzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde der europäische Arzneischatz von der Botanik Neu-Spaniens beherrscht. Dann aber wich sogar in Mexiko die Ära des Wunderglaubens an die Kräuter der akademischen Pharmakologie.

1854 erkrankte in Mexiko die Sängerin Henriette Sontag, Abgott der Kunstwelt. Sie erkrankte an Cholera, gegen welche die mexikanische Volksmedizin eine heilende Infusion kannte. Besorgte Bewunderer holten einen renommierten Kräuterkenner vom Lande, aber die Ärzte ließen ihn nicht ans Krankenbett. Am 17. Juni 1854 schwand Henriette dahin, die in der Sprache der Romantiker „Sonntag der Götter" hieß. Um die Panik über das Wüten der Choleraepidemie nicht zu erhöhen, wurde die Abendvorstellung abgehalten, und General Santa Ana, Präsident der Republik, applaudierte begeistert einer Sängerin, die für die tote Henriette eingesprungen war.

Der meines Wissens letzte Bericht über die Mirakel mexikanischer Naturheilkunde findet sich in den Memoi-

ren des armlosen Musikers, Artisten und Menschenfreunds Untan. Er war vor seinem Auftreten in Guadalajara so schwer erkrankt, daß die Ärzte ihm den sofortigen definitiven Abschied vom Podium befahlen, ja die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes andeuteten. In seiner fast selbstmörderischen Verzweiflung akzeptierte Untan die Hilfe eines einheimischen Thaumaturgen und seiner Arznei. Daraufhin fiel er in einen Schlaf, aus dem er nach drei Tagen gesund erwachte und seine Gastspielreise ohne Beschwerden fortsetzen konnte.

Eine schwangere Indiofrau kauft ein Büschel schwarzen Bilsenkrauts für zehn Centavos. Da sie endlich weggeht, erklärt mir Don Severino, Besitzer der Bude, der Tee aus diesem Bilsenkraut sei gut für die Entbindung. Die Wöchnerin verfalle in einen Schlaf, in dem sie keine Wehen verspürt, und wache erst auf, wenn das inzwischen angekommene Kind danach verlangt, ein Säugling zu werden.

Don Severino zeigt mir ein Bündel von besserer Qualität und rät mir, es zu kaufen. Ich? Ich werde doch nicht in die Wochen kommen? Er flüstert mir zu, sein Kraut sei gut gegen jede Art von Wehen und Sorgen. „Man ist tot, solange die Sorgen währen, und man lebt wieder, wenn sie weg sind."

Vor ein paar Tagen habe ich den Brief einer Bekannten aus London erhalten. Sie hat ihr erstes Kind geboren, sie beschreibt, wie schön und leicht das im Mondscheinsanatorium vor sich ging; ihr einziger Schmerz wäre der Gedanke gewesen, daß nicht alle Frauen im Schlaf gebären können.

Don Severino verlangt für das Paket achtzig Centavos, aber das Büschel, das die Indiofrau für zehn kaufte, tut's wahrscheinlich auch. Wie lange vor den Mondscheinsanatorien mögen die Indios solche Linderungsmittel gekannt haben?

Kühe und Kuhpocken lernten die Indios erst durch die Europäer kennen, kaum aber hatten sie sie kennengelernt, fanden sie auch die Schutzkraft der Kuhpocken gegen Menschenblattern heraus, lange vor der ersten Impfung durch den Engländer Edward Jenner, dessen Name in Mexiko über allen Impfstationen steht. Schon lange, ehe Hahne-

mann die Homöopathie entdeckte, wußten die Mexikaner, daß man dem Gift einer Schlange mit dem Gift der gleichen Schlange begegnet und der Körperhitze mit Körperhitze. Und Schnupftabak war in Mexiko ein Heilmittel, mindestens ein halbes Jahrtausend bevor ihn der Wiener Professor Wagner-Jauregg wieder dazu machte.

Auf dem Kräuterstand von heute gibt es die gleichen Medikamente wie einst, denn schon damals gab es die meisten Krankheiten, die es heute gibt. Dennoch ist's schwer vorstellbar, daß sich Häuptling Falkenauge, Held der Wildwestromane unserer Kindheit, wegen Bindehautentzündung die Augen mit Tomatensaft einreiben ließ. Daß der Fliegende Pfeil geplagt war von Asthma (als Neihiotzaqualizti dem Indianer leicht zu merken). Daß der Stammesvater Fruchtbarer Eber gegen Impotenz behandelt wurde. Daß der Comanche Büffelkeule auf dem Kriegspfad an Furunkulose litt. Daß Winnetou Hämorrhoiden hatte und seine Schwester sich aus dem Wigwam einer Curandera folgenvertreibende Mittel holte.

Nicht nur Internistik und Arzneien gab es, sondern auch Chirurgie und Instrumente. Die Chirurgie war entwickelter als die europäische, was keineswegs so erstaunlich ist, wie es scheint. Konnten doch die medizinischen Priester ihr anatomisches Studium im Innern des lebendigen, noch funktionierenden Körpers betreiben, während sie das Menschenopfer vollzogen.

Mit dem gleichen Lavastein, mit dem die Priester töteten, operierten sie und stachen den Star, ließen sie zur Ader oder machten Schröpfungen. Zwischen Schienen aus Mahagoni renkten sie Gliedmaßen ein. Narkotisiert wurde mit Tabaksaft oder mit den Giften von Schlangen, Schwämmen und Kakteen; und selbst ein Mitglied der sonst so harmlosen Familie der Salamander, die giftige Krusteneidechse, steuerte ein Narkotikum bei.

Manche Krankheit wurde im Bad oder nach dem Bad ausgetrieben, teils durch Ingredienzien, die man dem Wasser beimengte, teils durch Prügel, die sich der Patient mit Maisstauden verabreichte, ähnlich wie es Russen und Ostjuden mit Birkenruten tun. Fast neben jeder Hütte im Indiodorf sieht man das Schwitzbad Temazcali, einen Sarg

oder Backtrog aus Lehm, in dem der Badende sich nicht bewegen kann.

Eben kommt ein Großmütterchen, um Don Severino den Inhalt ihres Korbes zu verkaufen. Ihre Füße sind so schwarz von Schlamm, daß man glauben könnte, sie habe Stiefel an; sicherlich kommt sie von weit, weit her. Sie bringt Maniok, und Don Severino bezahlt ihr achtzig Centavos.

Daß das Medizinalgeschäft aus Götterhänden in irdische Hände überging, war nicht so schlimm für die Volksgesundheit. Wären nur auch die Mißstände verschwunden, die mit dem Götterglauben verbunden waren!

Die Götter straften die Sünder mit Krankheiten, selbst wenn die Sünde unbewußt verübt wurde, zum Beispiel wenn jemand im Dunkel auf eine heilige Pflanze pißte. Einer solchen Ätiologie entsprach ein Heilverfahren voll von Aberglauben. Gewisse Kräuter durften nur an gewissen religiösen Tagen gepflückt werden, die Klopfgeister des Puls- und Herzschlags wurden mit Trommelwirbel animiert und die Dämonen, die sich in den Bahnen des Bluts, der Atmung oder des Stuhlgangs herumtrieben, mit Schreien und Stampfen verjagt. An Krankenlagern gab es lärmende Zeremonien und erregende Tänze. Amulette wechselten von ansteckenden Körpern auf gesunde hinüber. Im Regen oder in Pfützen hielt man Gottesdienste für den Wassergott Tlaloc ab, und Gichtkranke mußten in Wind und Zugluft beten, da ihr Leiden von den Windgöttern verhängt war. An den letzten fünf Tagen des Jahres wurde, weil es Unglückstage waren, jede Behandlung von Kranken eingestellt.

Starb eine Frau im Kindbett, so kam sie automatisch in den glücklichsten der Himmel – ein schönes Religionsgesetz, das aber zu Leichtsinn der Wöchnerinnen Anlaß gab, denn sie wollten sich diese Chance der Seligwerdung nicht entgehen lassen.

Wer von einem Skorpion gestochen ist, muß tanzen, um geheilt zu werden. In der an Palästen des Kolonialstils reichen Stadt San Miguel de Allende hat sich eine Gruppe von Mariachi (Musikanten) in dieser mexikanischen Abart der Tarantella spezialisiert. Einer von ihnen, den ich dort

kennenlernte, erzählte mir, sie würden oft geholt, und gerade vorgestern hätten sie einem vom schwarzen Alacran gestochenen Mädchen sechs Stunden lang den Takt aufgespielt. Das Mädchen tanzte ununterbrochen und sank dann, schweißgebadet vor Erschöpfung, zusammen. Gestern sei es schon gesund gewesen. Er summte mir die Melodie vor, sie klang wie Trommelwirbel im Urwald.

Auch Prophylaktika des Aberglaubens gibt es gegen Skorpione und giftige Spinnen, so zum Beispiel einen herzförmigen Kiesel, den man den Kindern um den Hals hängt. Vor Vampiren braucht man sie nicht zu feien, denn gerade die saugen kein Blut, wie der Mexikaner weiß, weil er keine Gruselromane von Hanns Heinz Ewers liest. Das Ojo de Venado (wörtlich: Hirschauge; dinglich: Obstkern) bewahrt die Kinder vor dem bösen Blick. Gegen diesen götzendienerischen Fetisch haben die Missionare und ihre Amtsnachfolger weidlich gewettert und dargetan, daß gegen bösen Blick nur ein geweihtes Medaillon helfe. Erfolg dieser Aufklärung: im Kinderdispensaire ist die Hälfte der Babys nur mit dem heidnisch-indianischen Amulett behängt, die andere Hälfte trägt zwei – das geweihte Medaillon ist auch dabei.

An das „Versehen der Schwangeren" glaubte man schon unter der Götterherrschaft. Noch heute geht auf dem Land keine Schwangere bei Mondwechsel aus dem Haus, um sich – besonders an Wegkreuzungen – nicht an Dämonen zu versehen. Nach der Entbindung mußte die Wöchnerin vierzig Tage lang jede Waschung unterlassen, um die Dämonen nicht zu verärgern. Das steht gleichfalls noch in Geltung, wenn auch nicht für die Arbeiterinnen in den Städten, die weder vierzig Tage feiern können noch an die Schutzkraft von Nichtwaschungen glauben. Aber ein Amulett aus Milchstein tragen sie doch auf der Brust, damit die Milch nicht versiege.

Am Kräuterstand gibt es eine nichtmedizinale, räumlich von der medizinalen nicht getrennte Abteilung mit Weihrauch, Haarwasch-, Zahnputz-, Insektenpulver, Lack, Gerbstoff, Brennöl, Aromatika für Schnäpse und Kaugummi.

Damit möchte ich's genug sein lassen und nur noch eines Handelsartikels Erwähnung tun, eines steinernen Topfes,

den ich auf dem Markt von Ixmiquilpan für zwei Pesos hätte kaufen können. Ich erkannte ihn sofort: Es war der Lapis mexicanus, einstmals eine internationale Berühmtheit, Destillationsapparat und Refrigerator mit magischen Wirkungen. Im siebzehnten Jahrhundert hatte in Blois der Jesuitenpater de Martel ein Traktat über diesen mexikanischen Filter verfaßt, später hat Doktor Schatz in Straßburg die medizinischen Wirkungen des Steins gepriesen, und schließlich war die Sehnsucht nach seinem Besitz allgemein geworden.

Der Marquis de Louvois, der für Ludwig XIV. ein Riesenheer ausrüstete und ganze Länder ausraubte, starb, ohne den einzigen Gegenstand, den er für sich ersehnte, erlangt zu haben oder weil er ihn nicht erlangt hatte: den „mexikanischen Stein des verlängerten Lebens". Die Gelehrten behaupteten, es handle sich um „Schwämme, als welche an etlichen Orten des Mexicanischen Meer-Busens, ohngefähr 100 Clafter unter dem Wasser an den Felsen wachsen, und von selbsten in der Luft erharten; deren größte Stücke werden von den Spaniern, nicht ohne gröbliche Unkosten, auss America an das Suder-See gebracht, und von dar nach Japponien in Schiffen geführet, allwo diese Art Steine, allsonderlich wann sie groß und dick sind, sehr hoch gehalten und dem Golde gleich verkauffet werden, indem sie der gäntzlichen Meynung sind, daß diese zu Stein gewordenen Schwämme eine Krafft das Leben zu verlängern, empfangen hätten".

Die Töpfe aus Lapis m., in denen das eingefüllte Wasser kristallklar und eiskalt wird, kommen noch heute auf den Markt, freilich nicht mehr „dem Golde gleich verkauffet". Es scheint vielmehr, als ob der Indio, so viele Mittel gegen seine Leiden er auch am Kräuterstand einkauft, für die Verlängerung seines Lebens höchstens zwei Pesos übrig hat.

# DER MENSCH IM KAMPF DER HÄHNE

Hundert bis dreihundert Personen faßt die Arena der Hahnenkämpfe, die der Stierkämpfe viele Tausende. Aber kein Dörfchen ist so klein, daß nicht eine Plaza de Gallos darin wäre, während es eine Plaza de Toros nur in den Städten gibt. In den Städten ist der Hahnenkampf verboten, weil er ein Glücksspiel ist. Auf dem Land, wo er ein Unglücksspiel für die Bauern bedeutet, ist er erlaubt.

Um der Gerechtigkeit willen sei zugegeben, daß auch in der Stadt auf Hähne gewettet wird; häufig melden die Morgenblätter, daß bei Razzien außer einem Dutzend Spieler ein paar Hähne auf die Wachstube abgeführt wurden. Bei anderen verbotenen Spielen ist die Entdeckungsgefahr geringer. Würfel lenken nicht durch Krähen die Aufmerksamkeit von Nachbarschaft und Polizei auf sich, Roulettekugeln pflegen kein Federwerk umherzuwirbeln, und Spielkarten bluten nicht, so daß man, falls die Polizei par hasard eindringt, alles ableugnen kann. Das ist nicht so leicht, wenn Flaumfedern als schwerwiegende Beweisstücke auf dem Tisch des Hauses liegen. Dennoch nimmt man das Risiko in Kauf, erwischt zu werden. Es muß also im Hahnenkampf ein Element enthalten sein, das in keinem leblosen Spielzeug enthalten ist. Und wer den nicht blutenden, glattrasierten und lautlosen Kampfhahn erfindet, kann im Nachtleben der mexikanischen Städte sein Glück machen.

Im Dorf ist Kikeriki kein Hilferuf der dem Tod geweihten Hähne, keine Denunziation des Hasardspiels, denn hier krähen die Hähne immerdar, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, friedliche Hähne und solche, die zum Pläsier der Menschen ihr Leben zerfleischen, wobei die Obrigkeit sozusagen die Kerze hält.

Wegweiser pfeilen die Richtung zur „Plaza de Gallos", damit Ortsfremde die Arena finden, welche von außen eine Scheune ist wie andere auch. Nur ein Schalter neben dem

Tor läßt erkennen, daß der Eintritt in diese Scheune Geld kostet. Frauen zahlen halbe Preise. In der Nähe der Hauptstadt geht die Galanterie der Galladores freilich nur so weit, daß die Damen mit ihrem Billett den nächstteuren Platz benützen dürfen.

Innen hat die Scheune ihren rustikalen Charakter verloren, innen sieht sie aus wie ein Boxring oder eine Ringerbox auf dem Rummelplatz. Zwei Stock hoch schlingt sich der plump gezimmerte Zuschauerraum im Kreis: Parterre und Galerie, Stühle und Bänke für die Menge.

Ein Mann am Manegenrand hat eine Geldschatulle vor sich und eine gewöhnliche Kaufmannswaage. Auf ihr werden die Hähne gewogen, bevor sie antreten. Das Wiegen dient nur der Feststellung der Gewichtsklasse, und es macht nichts aus, wenn der eine Hahn etwas weniger wiegt als der andere, ihm wird kein Ballast angehängt wie einem Rennpferd.

Der Betrieb ist eine Volksszene, gemalt von Hogarth. Nichts Heutiges läßt sich entdecken, weder Eisenkonstruktion noch Zement sind für den Tribünenbau verwendet. Kein Pressephotograph oder gar Filmoperateur schwirrt auf dem photogenischen, filmischen Schauplatz umher, kein Berichterstatter ist da. Dieser Sport bedarf der Reklame nicht, das Haus könnte nicht gefüllter sein mit Menschen und Spannung.

Am Büfett hinter den Bänkereihen werden Tacos und Enchiladas verkauft, auch mit Geflügelfleisch gefüllte. Das aber ist nicht das Fleisch der Hähne, die eben den „Tod am Nachmittag" erleiden. Solch prompte Ausschlachtung bleibt der Stierkampfarena vorbehalten. Dort wird der Stier, dessen Lebenslauf am Morgen in allen Zeitungen beschrieben und bebildert war – der Stier, dessen Kraft und Mut dreißigtausend Menschen zu lebensgefährlichem Enthusiasmus hinriß – der Stier, der einen vergötterten Torero auf seinen Hörnern aufspießte –, dort wird er fast im Augenblick, da er den Todesstoß empfängt, an Ort und Stelle vom Fleischbeschauer gestempelt, vom Metzger zerschnitten und vom Publikum gekauft. Nach Gewicht gekauft, als ob er ein anonymes Stück Rindfleisch wäre.

Mit einem Hahn im Arm kommt ein Mann in die Manege und legt ihn auf die Waagschale. Wie segnend wölbt er seine Hände oberhalb des Tiers, um es am Wegfliegen zu verhindern. Allzuweit käme es nicht, denn ihm sind die Flügel gestutzt. „Die Flügel gestutzt" ist nicht die einzige Metapher, die hier keine Metapher ist. Dem Hahn wurde auch der Kamm geschoren. Würden die Hähne einander den Kamm ausreißen, dann flösse das Blut über die Augen und nähme ihrer blinden Wut das Ziel.

Mag auch der Schwanz der Stolz des Hahnes sein, beim Kampf ist er hinderlich – weg mit den Schwanzfedern. Nur eine bleibt als Steuerruder. Solcherart halbnackt, wirkt er weit kleiner, als sonst Hähne wirken. Ritz-ratz wird ihm auch der Sporn abgeschnitten, dieses Stümperwerk einer Natur, die von moderner Waffentechnik nichts versteht. Kein Blut fließt bei der Beschneidung, der Sporn ist ja nur Hornhaut, aber schmerzhaft ist, wie der Widerstand des Hahnes beweist, die Operation doch. Wehre dich nicht, Hahn, sieh her, schon kriegst du Ersatz, eine Spornprothese, gefertigt von Menschenhand. Zwei stählerne Säbelchen werden einem Etui entnommen, und der Schiedsrichter prüft sie genau. Er prüft, ob sie einander gleich sind und Genüge tun dem „Reglamento para el juego de gallos", dessen erste Ausgabe von Amts wegen schon in Druck gelegt wurde, als es im Königreich Neu-Spanien nur eine einzige Druckerei gab. Der Hahn, der das Reglamento nicht gelesen hat, glaubt sicherlich – da er doch zwei Beine hat –, er werde beide Säbel bekommen. Aber nur einer wird ihm angeschnallt am Knöchel, wo der Sporn war von der Stunde an, in der die Sonne dem Hahn das erste Kikeriki entlockte.

Nun darf der Hahn ein bißchen umherstolzieren. Er wirft das Bein wie ein eben ausgemusterter und besäbelter Fähnrich, der bei jedem Schritt befürchtet, daß sich Säbel und Beine ineinander verwickeln.

Inzwischen aber entspinnt sich in der Arena ein Menschenkampf. Verglichen mit ihm, wird der Kampf um Leben und Tod der Hähne nur ein harmloses Nachspiel sein.

In die Manege stürzt eine Meute Tollwütiger und jagt

mit einer sich steigernden Schnelligkeit, mit einem sich steigernden Bellen im Rund: die Corredores, Buchmacher, ihrer fünfzehn. Gekleidet sind sie in übertrieben helle Anzüge, sie tragen keine Sombreros, sondern städtische Hüte, und auf jedem Hut steckt eine Nummer. Welche Typen! Andernorts würde man sie für Schlepper von Nachtlokalen halten, für Zuhälter, für Ausrufer vor Jahrmarktsbuden oder Chapper am Tandelmarkt.

Einer der fünfzehn hat Tabes, aber zwei Krückstöcke verhelfen ihm, rasanter als seine Kollegen im Zirkusrund zu kreisen. Einer trägt einen schwarz gewichsten Schnurrbart inmitten einer Gesichtsrose, die ihn noch aufgeregter erscheinen läßt. Drei oder vier, betonte Schönlinge mit grellen Krawatten und pomadisierten Scheiteln, richten ihre Wettangebote ausschließlich an Damen. Einer ist ein ganz weißhäutiger Mestize, ungewöhnlich groß, unförmig dick, unermeßlich plattfüßig; all diesen Handicaps zum Trotz entwickelt er ein Tempo, das dem des Tabetikers nicht viel nachgibt.

Da fast jeder zum Wetten entschlossen ist, kommt es nicht darauf an, das Publikum als Ganzes zu animieren. Jedem der Buchmacher kommt es darauf an, daß der einzelne bei ihm und nicht bei einem anderen die Wette abschließe, von der ihm drei Prozent zufallen. Es gibt kein zentrales Wettbüro, wo die Wetten eingezahlt und die Gewinne ausbezahlt werden, das Publikum wettet gegeneinander. Jemand bietet eine Quote, und nun muß der Buchmacher einen finden, der das Angebot annimmt.

Im Laufe ihres Laufs zeigen die Corredores mit einem Finger bald auf den, bald auf jenen und dann immer wieder auf sich. Die gleiche Geste machen die in den Städten Australiens bettelnden Buschneger, nur haben die Buschneger nichts zu bieten, wogegen die Hahnenkampf-Buchmacher zum Beispiel „Silva dreißig zu fünfzig" zu bieten haben. Das bedeutet, daß derjenige, welcher dreißig Pesos auf den Hahn des Señors Silva setzt, im Fall des Sieges fünfzig Pesos bekommen wird.

Die Geldscheine oder ein Nicken nebst Fingerzeichen, das barem Gelde gleich ist, fliegen kreuz und quer durch die Luft, sichtbare Summen und unsichtbare Unsummen.

Aufgefangen werden sie von den Corredores. Die notieren nichts, sie nicken einfach mit dem Kopf, der ihr Kassabuch ist, ihre Registrierkasse und ihre Rechenmaschine.

Es wächst die Hast des Corredors, es wächst sein Eifer. Die Willigen hat er schon in der Tasche, jetzt gilt's, die Unschlüssigen zu packen und schließlich gar die zum Nichtwetten absolut Entschlossenen. Er bietet und drängelt und springt von einem zum andern und heult so laut, daß die krähenden Hähne ihre eigene Stimme nicht hören.

In den ersten Reihen sitzen schwerwiegende Männer mit Paketen von Geldscheinen vor sich, Rancheros, Getreidehändler, Habitués des Hahnenkampfs. Sie sind ein besonderes Ziel, erstrebt, umworben, umringt, belagert. Man flüstert ihnen Tips ins Ohr oder brüllt ihnen zu. Das alles dauert so lange, bis durch das Megaphon an etwas erinnert wird, was man beinahe vergessen hätte: den Hahnenkampf. „Der Hahn des Señors Silva aus Cuautitlán und der Hahn des Señors Echegaray aus San Bartolo treten an. Die beiden Señores Besitzer haben dreihundert Pesos gegeneinander gewettet."

Ein Pfiff als Startzeichen, der Hahnenkampf beginnt, und der Börsenkampf sollte zu Ende sein. Jedoch weder die ungeduldigen Rufe des Megaphons, „Orden, Corredores" – „Zur Ordnung, Makler", noch die Präludien des Hahnenkampfes sind imstande, die Finanzoperationen jäh abzubrechen. Wohl ist den Corredores vorgeschrieben, in diesem Augenblick die Bahn zu verlassen, nicht vorgeschrieben aber ist ihnen das Tempo. So weichen sie denn nur langsam, verzweifelte Rückzugsgefechte liefernd, indem sie mit dem Schrei „Quién da?" – „Wer gibt?" noch Abschlüsse erfechten. Als letzter zieht sich der arme Tabeskrüppel zurück, und während er sich auf seinen Krückstöcken wie ein Stabhochspringer über die Manegenbrüstung schwingt, schmettert er seinen Schlachtruf: „Silva vierzig zu sechzig! Quién da?"

Repräsentiert durch den grünen Hahn des Señors Silva, tritt das Dorf Cuautitlán gegen den roten mit weißen Flekken an, der die Gemeinde San Bartolo ist.

Da sind sie in persona, die beiden gefiedert-entfiederten Gladiatoren, auf die jedermann im Rund einen Teil seines

Vermögens gesetzt hat. Keine Spannung, kein Ausruf begrüßt sie, ja nicht einmal ein Blick streift sie, weder ein hoffender noch ein fürchtender, noch ein prüfender. Es scheint, als habe man nur aus Laune auf den einen oder den andern gesetzt, so willkürlich etwa, wie man oft in Monte Carlo auf Rouge oder Noir setzt, auf Pair oder Impair. Jedenfalls werden die Wetten mehr vom Steigen und Fallen der Odds bestimmt als von den Hähnen. Vorsichtige Spieler setzen auf den Favoriten, kühnere ziehen den Outsider vor, der zwar die kleinere Chance hat, aber den größeren Gewinst bringen kann.

Theoretisch kennen Männer mit Hahnenverstand ihren Favoriten ab ovo und sogar ante ovo; sie haben schon seinen seligen Vater gekannt und wissen, welche Schulbildung der Sohn genossen hat. Auf Ranchos, die als Hegehöfe und Trainingsplätze für Kampfhähne berühmt sind, werden sie von Jugend auf mit irritierender Nahrung und exaltierenden Injektionen gefüttert. Dort muß Hähnchen auf dem Reck turnen, um den Kopf nicht zu verlieren, wenn dieser nach unten hängt oder sich dreht. Dort werden ihm Muskeln und Sehnen gelockert und der Körper massiert. Dort tritt er gegen Sparringpartner an, denen wohlweislich eine Art Boxhandschuh über den Sporn und über die Schnabelspitze angelegt wird, so daß der künftige Kampfhahn alle Partner erledigt, ihm der Kamm schwillt und er sich von nun an für unbesiegbar hält. Aber weist nicht sein künftiger Kampfgegner einen ähnlichen Pedigree auf, genießt er nicht die gleiche Erziehung?

Vorläufig ruhen beide im Arm ihrer Züchter. Beileibe aber liegen sie dort nicht, um gehätschelt und geschützt zu werden wie einst unter den Fittichen von Mutter Gluckhenne. Solche Gefühle von Friedlichkeit im Hahnenherzen aufkommen zu lassen, daran hat der Züchter durchaus kein Interesse. Im Gegenteil. Er erlaubt einem fremden Manne, mit einem fremden Hahn sich dem seinigen zu nähern, mit einem Hahn, der heftig vorstößt. Dieser reizende Mann hieß im elisabethanischen England „Cockteaser", Hahnenreizer, und der Ausdruck ging auf Frauen über, die es mit Männern ebenso machen, ohne die Absicht, sich nachher zu stellen. Der Kampfhahn möchte den

Provokateurhahn anspringen, wird jedoch von Menschenhand verhindert. Es genügt, daß er in Rage gerät, die Betätigung dieser Rage hat er gegen den Partner aufzusparen.

Ist er wirklich bis auf den Siedegrad des Zorns erhitzt? Für alle Fälle reißt ihm sein Herr und Gebieter noch ein paar Flaumhaare aus, zwickt ihn in den Bürzel, beißt ihn ins Rückgrat, schwingt ihn in der Luft und schlägt zuletzt das Kreuz über ihm, auf daß das Tier gottgefällig und gottgesegnet sei im Streit für die gute Sache.

Das Kreuz ist geschlagen, es ist soweit. Die Besitzer, in der Sprache des Hahnenkampfs „Soltadores" – „Loslasser" genannt, treten aufeinander zu, jeder mit seinem Hahn im Arm, damit die beiden, die einander umbringen sollen, vorher Bekanntschaft schließen. Die Hähne reagieren, wie gewünscht, sie blitzen einander Mordgelübde entgegen. Gut, gut!

Sie werden auf den Boden gestellt, aber die Hand des Herrn hält sie an ihrem Hintern fest. Die beiden Hähne können nichts anderes tun als aufeinander zustreben, sie strecken sich zu übernatürlicher Länge aus wie Reitpferde vor dem Ziel, bilden zusammen einen unterbrochenen horizontalen Strich.

Dies ist der Moment, in dem die heulenden Derwische der Buchmacherei verstummen, nachdem sie mehr als fünfzehn Minuten geheult. Dies ist der Moment, in dem die Kombattanten, jeder auf einer anderen Seite der Arena, von den Loslassern losgelassen werden.

Nicht im Hahnentritt nähern sie sich, sie schnellen aufeinander zu, schwingen sich übereinander hinweg, einmal, zweimal, aber da der eine landet, überfällt ihn der andere von hinten, eine blitzartige Umdrehung erfolgt, und im gleichen Augenblick sind sie ineinander verzahnt, verhakt, verbohrt.

Blutend und verblutend martern sich bis zum letzten Pulsschlag zwei Angehörige der gleichen Art und des gleichen Geschlechts. „... des gleichen Geschlechts", das ist es! Nebenbuhlerschaft des Männchens gegen das Männchen, Sexualneid. Hast du, Hahn, denn nicht Hennen genug zur Umarmung? Gönnst du keinem andern den kaum eine

halbe Minute währenden Genuß der Liebe? Merkst du nicht, daß der Mensch deine Instinkte mißbraucht? Niemand anderer als er hat durch Beißen, Zwicken, Rupfen und Schütteln deine Wut geschürt, damit du sie an einem ebenso absichtlich gequälten Artgenossen ausläßt. Warum willst du morden und dabei selbst gemordet werden? Nun, du willst und er will, und so müßt ihr.

Auf dem Erdboden und oberhalb des Erdbodens vollzieht sich das Gemetzel, vollzieht sich mit Griffen, Stößen, Kratzen und Schlägen. Der Schnabel hämmert dem Feind in die Weichen, aufs Schädeldach und gegen die Augen. Säbelhiebe sausen, Flügelreste umklammern den Gegner.

Die Partner, verbissen, gehen in die Luft. Denn sie vergessen oder bedenken nicht, daß ihnen die Flügel gestutzt sind, und glauben noch immer, fliegen zu können. Und der Glaube verleiht Flügel. Senkrecht heben sie sich vom Erdboden, ein Klettern, wobei der eine Hahn dem andern als Stange dient. Aneinander klimmen sie hoch.

Dort oben sind sie zunächst ein Doppeladler, indivisibiliter ac inseparabiliter, ein durch Zauberei lebendig gewordenes Wappentier mit Köpfen, die sich furios gegeneinanderrichten, mit Schnäbeln, von denen der eine den anderen pickt, und mit zwei Beinpaaren, die einander Fußtritte geben und metallene Schwerthiebe. Durch die Luft sausen Feder und Flaum. Die zusammengewachsenen Zwillinge rotieren um eine nicht vorhandene Achse. Und da! Da entsteht die Achse wirklich. Sie ist rot und scheint sich aus einer Pfütze zu erheben. In Wahrheit aber führt die flüssige Linie von oben nach unten in die Mitte der Blutlache, sie immer mehr und mehr vergrößernd.

Auf der oberen Spitze der Linie dreht sich ein Wetterhahn in Wirbelwind und Schneesturm. Plötzlich fällt ein Auge hernieder. Ihm nach klatscht alsbald das Doppelwesen in die aufspritzende rote Brühe. Aber noch ist es keineswegs gewillt, als Suppenhuhn zu enden, es teilt sich in seine beiden Bestandteile, die einander jetzt noch mehr hassen als vor ihrem Aufstieg in die Sphären. Wie besessen rücken sie vor, legen los mit Schnäbeln und Säbeln, mit Hieb und Stich, mit Schlag und Stoß, mit Griff und Dreh, boxend, fechtend und ringend. Bis der eine auf den Rük-

ken fällt und alle viere von sich streckt, die freilich nur zweie sind.

Er ist nur halb tot, nicht ganz tot. Aus der Rückenlage hebt ihn sein Besitzer und trägt ihn fürsorglich, fast zärtlich auf die andere Seite der Manege. Unterwegs schon lüftet der menschliche, fast zärtliche Chef seinem Hahn die Flügel, sieht nach, ob sie nicht einen Herzstich oder einen Lungenstich verbergen. Mit diagnostischem Blick betrachtet er die Schädeldecke. Um nicht selbst von dem Säbelchen verletzt zu werden, faltet er die Hahnenbeine sorgsam unter dem Hahnenbauch.

Dreizehn Kämpfe bietet der Nachmittag mitsamt dem Abend, da Petroleumlampen das Schlachtfeld beleuchten. Dreizehn Kämpfe und jeder mit Pausen, und jede Pause mit seltsamen Wiederbelebungs- und Dopingversuchen des Züchters. Er öffnet dem Hahn den Schnabel, fährt mit dem Finger tief in den Schlund. Dann nimmt er den Kopf des Hahns in den Mund, hält ihn zwischen den Lippen fest und streckt den Hals des Tieres. Massageschläge auf die Flanken. Wunden saugt er aus, preßt mit Zähnen und Fingern die Wundränder zusammen. Schließlich läßt er den Bürzel in seinem Mund verschwinden. Lutscht er, beißt er, bläst er Chilepfeffer hinein? – Nur der Gott der Alektryomachien mag wissen, was sich hier begibt.

Der dermaßen behandelte Hahn tritt wieder an, greift wieder an, solange seine Kraft dauert. Manchmal versucht einer der Partner zu entweichen, jagt die Peripherie entlang mit Todesangst im Blick, sofern er noch einen Blick hat, denn bestenfalls haben Verfolger und Verfolgter zusammen nur noch drei Augen.

Liegt einer endgültig auf dem Boden, so triumphiert der Triumphator nicht; er trompetet kein Halali und stolziert keine Siegesrunde, wie es Menschen im analogen Fall tun. Ruhig und blutbetupft steht er neben dem sterbenden Gallier, halb abgewendet, als wolle er nicht sehen, was er angerichtet. Nur wenn das Opfer noch eine Zuckung macht, dreht er sich ihm zu und gibt ihm den Gnadenstoß. Ex!

Während des Gemetzels unterhielten sich die Zuschauer miteinander, aßen Tacos und tranken Pulque. Nur hie und

da warfen sie einen Blick hinüber, um festzustellen, wie sich ihr Einsatz gegen den Gegeneinsatz halte.

Bei anderen Tierkämpfen gellen den Kampftieren befeuernde Zurufe entgegen. Aber den Hähnen, bei denen es nicht sinnloser wäre als bei Stieren, Pferden oder Greyhounds, gilt kein Geschrei. Wer wird einem Würfel, einer Roulettekugel, einer Spielmarke oder einem Lotterierad seine Wünsche, seinen Befehl und seine Mißbilligung zurufen? Der Hahn ist nur ein Utensil des Spiels.

Nicht immer kann das so gewesen sein. Wie Pferd und Rind waren auch Hahn und Henne von den Spaniern in Mexiko eingeführt worden. Um wieviel schöner, um wieviel gelenkiger, um wieviel stolzer war der Hahn als der eingeborene Truthahn. Die gleichzeitig mit den Hähnen importierten Hahnenkämpfe ließen die Indios glauben, daß göttliche Krieger im Federschmuck einen Streit ausfechten, den eine noch höhere Gottheit entscheide. Vertrauten doch diesem Urteilsspruch der Götter selbst die weißen Gebieter und verspielten oft Haciendas mit Tausenden von Seelen im Hahnenkampf.

Im Circo de Gallos von Tlalpan saß Tag für Tag der Vizekönig Iturrigaray, herrschte von dort über ganz Neu-Spanien, und je nachdem, ob er gewann oder verlor, war er gnädig oder ungnädig. An einem Sommertag von 1808 stürzte einer seiner Beamten mit der „Gazeta de Madrid" herein: Revolution in Spanien, Invasion durch Napoleon, Thronentsagung des Königs. „Das ist das Ende unserer Herrschaft", sagte der Vizekönig und setzte auf den nächsten Hahn. Allerdings waren gute Hähne im Spiel, darunter vier malaiische, wahre Raubvögel, eben mit dem Kurier angekommen.

Auch die Republik wurde von der Hahnenkampfarena aus regiert, als der General Santa Ana Diktator war. Gummikauend saß er tage- und nächtelang an den Hähnen, und die Schlachten gegen Landsleute und gegen die Amerikaner waren ihm nur störende Unterbrechungen der Hahnenkämpfe. Seine Lieblingsgladiatoren waren die krummschnabeligen Aseelhähne aus Westindien, denen er vor ihrem Antritt in die haßfunkelnden Augen sah, um zu wissen, wer siegen werde.

Heutzutage werden keine Kampfhähne mehr importiert, einheimische tun's auch. Sobald einer mit seinem Sterben das Resultat der Wetten anzeigt, tritt ihm sein fürsorglicher, fast zärtlicher Besitzer auf den Hals, auf daß er besser ausblute, und die Buchmacher stürzen von neuem in die Arena, kassieren die Verluste ein (ganze Bündel von Geldscheinen) und zahlen die Gewinne aus (ganze Bündel von Geldscheinen).

## GESCHÄFTSREISE

Warst du einem eben angekommenen Amerikaner bei seinen sprachlichen Schwierigkeiten behilflich oder hast du ihn sonstwie kennengelernt, so schlägt er sich plötzlich auf die Stirn. Ihm ist eine Eingebung gekommen, wie sie vor ihm noch niemand hatte.

Er lädt dich zu einer Reise durchs Land ein, nach Tonalá, nach Tlaquepaque und sonstwelchen Orten, die er aufzählt. Sein Trip geschehe zum Vergnügen, zur Erholung und um etwas zu sehen von der Welt, und er will dich mitnehmen, auf seine Kosten natürlich, weil du ein so netter Kerl bist.

Naiv fragst du, warum er gerade nach Tlaquepaque will und nach Tonalá, das seien doch keine Touristenziele? Well, antwortet er, er könnte bei dieser Gelegenheit einige Geschäfte abschließen, aber das sei nicht so wichtig.

Er hatte sich eingebildet, spanisch zu sprechen, weil er sich das erste Heft eines spanischen Lehrkurses gekauft hat, in Mexiko aber merkte er, daß seine Kenntnisse und ein Taschenwörterbuch nicht genügen, die Geschäfte durchzuführen, die der Zweck seiner puren Vergnügungsreise sind. Wohl könnte ein in Mexiko ansässiger Kommissionär die Einkäufe besorgen, aber der kennt erstens den ganz besonderen Geschmack nicht, den die Kunden der Firma haben, und zweitens würde er Provision verlangen.

Da, als die Kalkulation am höchsten ist, bist du am nächsten, ein Sitz in seinem Auto kostet nichts, und ein Hotelzimmer in den kleinen Städten kostet, von der Dollarwährung aus gesehen, fast auch nichts. Gerührt von seiner eigenen Hochherzigkeit, stellt er dir die Frage: „Is it allright with you?" Und wenn du nichts Besseres zu tun hast oder gerade in jene Gegenden willst, ist es allright mit dir.

Eigentlich gibt es nur drei Staaten in Mexiko, wo man Heimarbeit en gros einkauft: Oaxaca, Michoacán und Jalisco.

Eigentlich gibt es in den drei Staaten nur eine Sorte, um derentwillen der ausländische Einkäufer die mexikanischen Provinzstraßen nicht scheut; diese Sorte führt in der New Yorker Warenkunde die offizielle Bezeichnung: „Tinneff".

Du rollst mit deinem Chef zunächst der Stadt Oaxaca zu. Dort war er schon vor einer Woche und allein. Wie er dir unterwegs erzählt, hat er dort nichts ausgerichtet, aber das war, bei Gott, nicht seine Schuld. Nicht im Traum konnte ihm einfallen, dort Schwierigkeiten zu finden. Saß doch in Oaxaca sein langjähriger Lieferant Gallardo Gallegos, und der hatte erst vor ein paar Wochen der Firma geraten, einen Einkäufer hinzuschicken.

„Ich komme mit meinem Auto in Oaxaca an und frage im Touristenbüro, wie ich zu Gallardo Gallegos komme. Wissen Sie, was man mir sagt? Man sagt mir, Gallardo Gallegos sei im Gefängnis. Man sagt es mir auf englisch, damit ich meinen Ohren traue. Aber ich traue meinen Ohren nicht, fahre ins Hotel und frage dort, wo ich Gallardo Gallegos treffen könnte. ‚Der ist im Gefängnis', sagt mir der Hotelier, ‚wegen Mord.' "

Dein Amerikaner hat sich noch nicht von diesem Mißgeschick erholt. „Ich reise schon fünfzehn Jahre in den Staaten, aber das ist mir noch nicht passiert, daß ein Kunde im Gefängnis sitzt. Und wenn, dann sitzt er wegen Konkurs oder irgendeiner Wechselgeschichte, aber nicht wegen Mord."

Er erzählt dir noch eine zweite Episode: „Ich bin hartnäckig, müssen Sie wissen, ganz Amerika kennt mich als stubborn. Also fahre ich nicht gleich weg. Ich denke mir, vielleicht ist die Sache mit Gallardo Gallegos ein Fingerzeig Gottes, daß ich direkt bei den Handwerkern einkaufen soll, da erspare ich den Zwischenhändler. Der Hotelier gibt mir einen Mann mit, und der fährt mich nach einem Töpferdorf, Coyotepec oder Coyoacán heißt es – hier in diesem Land heißen ja alle Orte gleich, Guadalajara und

Guadalupe und so weiter ... Wir sind also in diesem Nest Coyotepec oder wie immer es heißt. Wissen Sie, was die Weiber dort machen?"

Ja, du weißt es. Sie machen die Cántaros, die eisengrauen Kugelgefäße, die du so liebst.

„Sie machen dort ganz runde Töpfe, kugelrund, ob Sie's glauben oder nicht. Sogar unsere alte Erdkugel ist oben und unten flach, damit sie der Herrgott im Notfall irgendwo aufstellen kann. Aber diese Töpfe sind nirgends abgeplattet, niemand kann sie hinstellen. Wie soll man so etwas im amerikanischen Haushalt verwenden?"

So wie sie im mexikanischen Haushalt verwendet werden, könntest du antworten. Ein Topf in Kugelform, den man an einem Strick in den Brunnen hinabläßt, füllt sich sofort und richtet sich senkrecht auf, ohne die Hälfte des Wassers zu verlieren. In der Stube hängen die eisenfarbenen Cántaros von der Wand oder von der Decke. Man trinkt daraus beim Essen, ohne sich bücken oder aufstehen zu müssen, den Mescalschnaps und das Wasser, das sich darin besonders kalt hält. Auch können in keiner Vase Blumen so schön wirken wie in diesen Eisenkugeln aus Ton.

Das alles könntest du antworten, aber du sagst nur, daß es keine Ständer gäbe, auf die man die runden Töpfe stellen kann.

„Das ist Nonsens", erfährst du. Kein Amerikaner würde eine Kanonenkugel als Vase benutzen, keine Amerikanerin würde ihre Wasserflasche im Wohnzimmer aufhängen, kein Amerikaner trinke aus einem schmutzigen Fußball. „Als man mir das Zeug gezeigt hat, hab ich mich umgedreht und bin weggefahren."

Jetzt fährt er wieder hin, geheilt von seiner Idee, direkt beim Töpfer einzukaufen. Deine Aufgabe soll es sein, einen neuen Lieferanten zu finden.

„Vielleicht kann uns Gallardo Gallegos einen empfehlen", sagst du.

Dein Chef schaut dich kopfschüttelnd an. „Wo wollen Sie Gallardo Gallegos finden? Glauben Sie denn, daß er gerade in Oaxaca eingesperrt ist? Und daß man so mir nichts, dir nichts hingehen kann? Ich wollte einmal jeman-

den in Sing Sing besuchen, da habe ich vorher ein Gesuch machen müssen mit meiner ganzen Lebensgeschichte, mit den Gründen meines Besuchs – nein, ich möchte nicht wochenlang in Oaxaca bleiben."

In Oaxaca dirigierst du das Auto direkt zum Gefängnis. Dort ist gerade Hofstunde, und als du einen Wärter fragst, ob etwa ein gewisser Gallardo Gallegos hier in Haft sei, ruft er durchs Fenster: „Don Gallardo Gallegos! Kunden sind da, Gringos!"

Don Gallardo erscheint im Straßenanzug, freut sich, euch zu sehen, fragt, ob er euch ein Frühstück anbieten dürfe, und führt euch, von niemandem begleitet, in sein Büro hinauf. Sein Büro ist auf dem Korridor, zwei Tische mit je einer Schreibmaschine; die eine bedient er selbst, die andere ein Häftling, den er in Dienst genommen hat. Dann führt euch Don Gallardo in seine Zelle, die als Warenlager eingerichtet ist, und erklärt euch Novitäten und Preise.

„Wie gehn die Geschäfte, Don Gallardo?" fragst du. „Regulär", antwortet er, „in mancher Beziehung sogar besser als draußen. Man wird hier nicht so abgelenkt."

Im Auftrag deines Chefs fragst du ihn, warum er eingesperrt ist.

„Ach, eine blöde Geschichte, nicht der Rede wert. Ich sitze mit ein paar Freunden im Nachtlokal, und wir trinken ein paar Gläser, wie das schon so ist. Da fängt ein Ranchero Radau an wegen eines Mädels an unserem Tisch, ein widerlicher Bursche, mit dem ich schon oft aneinandergeraten bin. Er zieht den Revolver, wir natürlich auch, und plötzlich fällt er tot um. Man behauptet, ich habe ihn erschossen. Ich war's aber nicht, es war einer meiner Freunde, den ich nicht belasten wollte. So bekam ich fünf Jahre aufgebrummt... Man muß mich hier meiner Arbeit nachgehen lassen, sonst würden fast alle Töpfer der Umgegend arbeitslos. Ich habe sogar im Gefängnis eine Töpferwerkstatt eingerichtet und kann Ihnen jetzt prompter liefern als früher, vor allem laufende Ware."

Die laufendste dieser laufenden Ware ist eine Oaxaca-Vase, die aussieht, als habe jemand an ihrer Öffnung eine Farbentube nach der anderen und neben der anderen aus-

gedrückt. Da alle Farben des Spektrums beim Hinuntertriefen mitgemacht haben und nachher die Vase auf Hochglanz glasiert wurde, ist sie ein beseligendes Schmücke-dein-Heim-Schmuckstück für jedermann, und Ihrer geschätzten Bestellung ehebaldigst entgegensehend, kauft dein Amerikaner drei Waggons dieser Majolikavasen und einen Waggon ebensolcher Töpfe, Kannen, Teller, Aschenbecher und Nippsachen.

Befriedigt über die Geschäftsgebarung im Zuchthaus, fährt er noch am gleichen Tage mit dir nach der Hauptstadt zurück.

Das nächste Mal fährst du mit deinem Chef nach Uruapan, weil er Lackwaren einkaufen will. Aber es stellt sich heraus, daß die Lackwaren aus der Stadt Uruapan nicht die sind, die er sucht. Er sucht weit buntere und billigere. Die gibt es in den Dörfern der Umgebung, in Paracho und Quiroga.

Zweck und Rohmaterial der Waren aus der Stadt Uruapán und der Waren aus ihrer Umgebung sind einander gleich: Holzteller oder Servierbretter, runde und ovale, Charolas und Bateas. Das Holz stammt aus den harztriefenden, terpentinhaltigen Waldungen, die gegenwärtig von der Lava und dem Rauch des Vulkans Paricutin erfüllt sind. Den Lack, schwarz, glänzend und unzerstörbar, liefern wilde Bienen und eine Blattlaus namens Aje. Mit diesem Insektenprodukt, das in Leinöl und animalischen Flüssigkeiten aufgelöst ist, wird der Teller grundiert, getrocknet und mehrmals wiederlackiert. Dann werden in den Lackfond alte mexikanische Motive geschnitten, und auf diesen Ausschnitten verreibt der Arbeiter mit dem Daumen eine Farbe nach der andern in wochenlanger Arbeit. Aber ewig wie der einfarbige Grund bleibt das ihm tief eingefügte Bunt. Froh grüßen die Blumen von den Beeten, ein Zierat sind die auf schwarzen Fond geklöppelten Spitzen.

Jedoch der Masseneinkäufer braucht Massenware, und die kann man aus Quiroga und Paracho weit billiger und greller beziehen. Dort wird der Fond nicht ausgeschnitten, sondern das farbige Sujet, je farbiger, desto besser, ein-

fach aufgemalt, häßliche Klatschrosen, hellblaue und knallrote, kitschige Frauenköpfe, stilisierte Agaven. Dein Chef kann sich hier mit jeder Art von beblümter Holzware versorgen: mit Schöpflöffeln und Kakaoquirlen, Gartenstühlen und Salzfässern, Bücherbrettern und Stopfeiern, Spazierstöcken, Leuchtern und was nicht noch.

Keineswegs freut sich der Großhändler bei eurem Eintritt. Er fürchtet Vorwürfe, weil er die Bestellung vom 27. September vorvorigen Jahres und die vom 4. Januar vorigen Jahres nicht ausgeführt hat, von nichtbeantworteten Mahnbriefen ganz zu schweigen. Er beginnt mit Ausreden. Die zwei Waggons mit den bestellten Waren seien schon fertiggestellt gewesen, aber drei Gros grüner Kindersparkassen hätten ihm gefehlt, und so habe er das Ganze nicht abgeschickt, er liebe Ordnung. Was die anderen Orders betrifft ... es sei jetzt so schwer, Waggons zu bekommen ... Und schreiben ... durch die Kriegszensur sei der Postverkehr so unregelmäßig ... Und ...

Man glaube aber nicht, daß der Großhändler seine Ware ungern verkauft. Im Gegenteil, er verkauft sie sehr gern, wenn auch nicht so gern, daß er den Verkauf in Bürokratie oder gar in Arbeit ausarten ließe. Frachtbriefe, Fakturen, Zollvorschriften, Laderaumbeschaffung, Buchführung und Korrespondenz erscheinen ihm seltsamerweise höchst langweilig. Er läßt die Ware von Heimarbeitern herstellen, und es wäre ihm am liebsten, wenn der Detailhändler mit einem Lastauto ankäme, aufladen würde, was er braucht, bezahlen und dorthin fahren würde, wo der Pfeffer wächst – das heißt, wo der Pfeffer *nicht* wächst. In Mexiko wächst er.

Du hast deinen Amerikaner in den Sattel gesetzt, und er weiß jetzt schon, wie Dutzend und Gros auf spanisch heißt. Er hat sich daran gewöhnt, daß viele Items keine Warenbezeichnung und keine Warennummer haben; deshalb beschreibt er in seinem Bestellbrief jedes Stück mit präzisen Charakterisierungen wie „highly colourful" oder „most decorated" und gibt die Größen an, die er mit dem Zollstab genau gemessen hat. Dabei sieht er voraus, daß

die Maße bei der Ablieferung ja doch nicht stimmen werden, die verfluchte Handarbeit soll der Teufel holen.

Inzwischen hast du Zeit, dich in den Magazinen der bemalten Gipsfiguren umzusehen, zu lustwandeln in Schreckenskammern des internationalen Kitschs. An Hunderten von pfeilbewehrten Amors mit Psyche vorbei läufst du Spießruten; Hunderte von Napoleons mustern dich unter ihrem Zweispitz; ein muskulöser Barbar raubt vor deinen Augen hundertmal die gleiche Sabinerin; Gretchen erschauert hundertmal beim Anblick Mephistos; dem geilen Pan gelingt es hundertmal, das zappelnde Nymphlein zu entführen; hundertmal rennt Don Quijote die Windmühlen an, ohne zu merken, daß sie nicht die Phalanx der Feinde sind; hundert Colleonis reiten finsteren Blicks an dir vorbei, und hundert nackte Schlangenbändigerinnen bieten dir ihre Reize dar. Auch der Humor will durch Quantität wirken, aber dir Humorlosem erscheinen hundert kackende Männer nicht witziger, als wenn's nur ein einziger wäre.

Die Sujets für den inneren Markt sind nicht minder vom Geschmack der Zeitläufte verdorben, wenigstens jene, die in Massen gehandelt werden. Du willst dich eben von ihnen abwenden, als dir einfällt, daß du hier vielleicht die Themen für ein Mexikobuch finden könntest. So schreitest du denn dein künftiges Inhaltsverzeichnis ab.

Die Marterung Cuauhtémocs durch Cortez. – Der Kalenderstein der Azteken. – Der Adler mit Schlange und Kaktus, das Wappen des Landes. – Die Sage vom Berg Popocatépetl und seiner Geliebten Iztaccíhuatl. – Die China Poblana, die eine chinesische Piratensklavin war und dann geachtet in der Stadt Puebla lebte. – Pater Hidalgo, die Glocke läutend zum Aufruhr gegen die Spanier. – Benito Juárez, das aztekische Indiogesicht. – Porfirio Díaz mit silbernem Schnurrbart und goldenen Orden. – Emiliano Zapata, der Bauernführer, mit dem das Land für die Aufteilung des Landes kämpfte. – Lázaro Cárdenas, der den einheimischen Bauern Boden gab und den fremden Trusts das Petroleum nahm. – Cantinflas, ein Volkskomiker, mexikanischer Chaplin.

Dann anonyme Gestalten aus den autochthonen Arbeits-

prozessen: Gondolieros von Xochimilco, dem Gefild schwimmender Gärten. Tlachiqueros, die der Agave mit Hilfe eines Kürbis das Honigwasser entsaugen. Chicleros, die in den Urwäldern Kaugummi fördern. Maultiertreiber. Lastträger, turmhoch bepackt mit Tongefäßen oder Körben. Tortilleras. Mariachi, die Straßenmusikanten. Fröhliche Friedhofsszenen am Totensonntag.

So. Nun brauchst du diese Themen nur auszuführen, und dein Buch ist fertig.

Von Guadalajara und vom Staat Jalisco, dessen Hauptstadt Guadalajara ist, singen viele Lieder. Sie hämmern auf dich ein und wiegen dich in der Vorstellung, Jalisco sei ein Phäakenland, wo du dich nie aufregst, und in Guadalajara blühe ununterbrochen das Glück. Hast du aber das Unglück, wissen zu wollen, wovon und wie die Massen dieser Stadt, der zweitgrößten des mexikanischen Reiches, leben, so klingen andere Lieder in dein Ohr.

Peripherie und Umgebung leben fast ausschließlich von Heimarbeit, und der Großteil der Produkte geht ins Ausland. Was einst Handwerk war, ist zwar immer noch Handarbeit, aber nicht mehr individuell und unabhängig. Sie wird im Auftrag des lokalen Großhändlers geleistet, der ohne Fabrik und ohne Verpflichtung zu Taglohn und Arbeitsschutz all das erzeugen läßt, was der Auslandsmarkt von ihm verlangt. Dieses Manufakturwesen in der Epoche industrieller Produktionsweise muß mit der industriellen Produktionsweise Schritt halten, sie sogar überbieten.

In der Vorstadt Tlaquepaque wirst du in jedem Haus den gleichen Zustand finden: Arbeitsvolk ohne Raum. Auf der steilen Stiege, im engen Flur, in Küche und Kammer und auf dem winzigen Hof drängt sich eine Belegschaft von Männern, Frauen und Kindern, Mitglieder einer Familie, verstärkt durch die Nachbarschaft.

Die erste der Werkstätten, in die du mit deinem Chef kommst, ist eine Silberwerkstätte. Er kauft alles das, was schon fertiggestellt im Schrank liegt, das, was noch schwarz und heiß der letzten Politur harrt und was noch im ersten Arbeitsgang steckt. Du siehst Acht- und Neun-

jährige, die mit der Traktolinflamme hantieren, das Silber schmelzen und zu Fäden ziehen, feilen und knüpfen, den Staub einatmen und die Ware putzen, filigranste Filigranarbeit.

Mit Menschen vollgepfropft sind auch die Stuben, in denen Huaraches entstehen, Sandalen, geflochten aus Streifen von schlecht gegerbtem und daher stinkendem Leder. In Häusern anderer Straßen knüpft man netzartige Vorhänge oder dicke Wollteppiche. Anderswo werden Matten aus Bast geflochten und wieder anderswo Gartenmöbel mit Ziegenleder bespannt und mit Farbe bestrichen.

Dort, wo Glas verarbeitet wird, sind die Räumlichkeiten nicht so patriarchalisch, und angesichts der offenen Feuer und Kessel hast du den Eindruck, in einer Fabrik zu sein. Aber welch eine anachronistische Fabrik! Die Glashütten auf den böhmischen Bergen um Gablonz, wo ein alter Meister mit gleichaltrigen Gesellen den Blasebalg tritt und die Formen schneidet, sind moderne Industrieanlagen gegen die Glasbläsereien hier.

Vasen, Gläser und Karaffen wachsen aus dem Mund des Arbeiters, sein Schoß ist die Drehbank, und seine Hände sind die Drehscheibe. Auch in dieser Halle voll Flammen und Gluten arbeiten Kinder. Um dir ihr Können vorzuführen, blasen sie eine Zigarettenspitze, die sie zu einem Knoten schlingen, solange das Glas heiß ist, und überreichen sie dir, eines Gegengeschenks gewärtig.

Dominierend in Tlaquepaque sind die Töpfereien. In dieser Stadt findest du sie in Haus und Hof, die sich voneinander nur dadurch unterscheiden, daß das Haus gedeckt und der Hof ungedeckt ist. Alles ist Lehm, der Arbeitsplatz, das Arbeitsmaterial und das Arbeitsprodukt. Selbst die Hände und das Gesicht des Arbeiters sind triefender Lehm. Von dem aus Lehm gebauten und zum Brennen des geformten Lehms dienenden Trockenofen wird eben Suppe gebracht – sie sieht aus, als könnte man aus ihr irdene Gefäße kneten. Du gehst durch die Gassen, und ununterbrochen begleitet dich das Geräusch von Handflächen, die auf Lehm klatschen, Tlaquepaque, Tlaquepaque.

Stolz zeigt dir der Häuptling eines solchen Töpferstamms seinen Sohn, einen etwa Zwanzigjährigen, der im

vorigen Monat sein hunderttausendstes Schweinchen vollendet hat, das heißt die hunderttausendste irdene Sparkasse. Er habe sich vorgenommen, es auf eine Million zu bringen.

„Glauben Sie", fragst du deinen Amerikaner, „daß dieser ehrgeizige Jüngling den Rekord machen wird? Wird nicht vorher eine Maschine konstruiert werden, die das Quantum seines Lebensziels in ein paar Tagen herstellen kann?"

Machen Sie sich keine Sorgen! Die Maschine wird nicht geboren werden. Denn keine Maschine ist so billig wie diese Leute.

# INDIODORF UNTER DEM DAVIDSTERN

Stockdunkel war die Nacht und ziemlich kühl dazu, als ich heute aufstand, um Punkt sieben in Venta Prieta zu sein.

Von diesem Dorf und seiner jüdischen Bewohnerschaft hatte ich schon in der Stadt Mexiko etwas läuten gehört, aber ich wußte nicht, wo es liegt, und hatte auch den Namen vergessen. Da fuhr ich vorgestern zufällig nach Pachuca, der Silberstadt, und las bei Kilometer 83 (von der Hauptstadt aus gerechnet) an einem Ortseingang „Venta Prieta". War das nicht der Name? Ich stieg aus, fragte unsicher nach den Juden. Die Befragte zeigte mit dem Finger. „Dort der Caballista ist einer von ihnen."

Der Kabbalist? Weit und breit war niemand zu erblikken, der als Ziffern- und Zeichendeuter, als Kenner der Kabbala in Betracht kommen konnte. Nur ein Bauer stieg eben ganz unmystisch von einem Pferd. Mir ging ein Licht auf: Pferd heißt „Caballo", also wird „Caballista" ein Reiter sein. Ich ging auf ihn zu, fragte, und er antwortete: An jedem Samstag um sieben Uhr morgens sei Gottesdienst.

Sieben Uhr ist keine angenehme Stunde. Aber was half's? Ich sprang im nachtschlafenden Morgengrauen aus den warmen Federn von Pachuca, um dem kühlen Sabbat entgegenzugehen. Ich machte mich, wie ich gestehen muß, auf etwas Groteskes gefaßt, war ein wenig ironisch gestimmt. Ein altes Chanson ging mir durch den Kopf, das in den Zeiten harmloser Jargonkomik im Schwang gewesen ist: Mit indianischem Federschmuck, in ostjüdischen Schläfenlocken, in der Kriegsbemalung der Apachen und mit dem Gebetkragen, den man in der Synagoge trägt, sprang der Wiener Komiker Eisenbach auf die Brettlbühne und schmetterte:

„Mein Vater war ein klaaner
Jüdischer Indianer,
Meine Mutter, tief in Texas drin,
War eine koschere Gänslerin . . ."

Als ich in Venta Prieta ankam, kam ich zu früh. Einige Indios oder Mestizen, von anderen Indios oder Mestizen durch nichts unterschieden, standen in Leinenhosen, Hemd und Sandalen im Novembernebel herum. Einer, untersetzt und in einen rotwollenen Sarape gehüllt, war Señor Enrique Téllez, der Vorsteher der Judengemeinde, an den ich mich zu wenden hatte, um authentische Auskünfte zu bekommen. Außerdem ist Señor Téllez der vermögendste Mann im Dorf, was an sich noch keinen Reichtum bedeutet.

Venta Prieta besteht aus hundertfünfzig Menschen und dementsprechend wenig Häusern. Zwei Drittel der Einwohner sind Otomí-Indios, wenn auch nicht mehr reinrassig. Sie arbeiten in den Bergwerken von Real del Monte, bebauen die Maisfelder hinter dem Dorf oder züchten „Havadas", Perlhühner, die gleich ihren Besitzern Produkte von Rassenmischung sind.

Nur auf der einen Seite der Landstraße stehen Häuser, sie sind aus Adobe, Straßenkot und Pferdedreck zusammengeklatscht. Das einzige Steingebäude ist die Schule. Auf der anderen Seite der Landstraße dehnt sich grenzenlose Ebene: Militärlager und Flugplatz für eine Nebenstrecke nach Guajutla in der Gegend von Tampico. Ein Kasernenblock schimmert aus der Ferne herüber.

„Das dritte Drittel", sagt mir Señor Enrique Téllez, „sind wir Juden, siebenunddreißig Erwachsene. Wir sind nur eine große Familie oder eigentlich zwei miteinander verschwägerte, die Téllez und die González."

„Sind Sie schon lange hier?"

„Kaum zwei Generationen. Früher lebten wir in Zamora, im Staat Michoacán. Dort brach vor vierzig Jahren ein Judenpogrom aus, die Leute bemächtigten sich meines Großvaters mütterlicherseits, Roman Gison hieß er. Sie verlangten von ihm, daß er sich taufen lasse und seinen alten Glauben verhöhne. Als er sich weigerte, nähten sie ihn in eine Kuhhaut und legten ringsherum Feuer an. Die Kuhhaut schrumpfte zusammen und zerdrückte auf diese Weise meinen Großvater. Alle Juden flüchteten aus Zamora. Mein Vater fand diesen Rancho hier, der zu einer entfernten Hacienda gehörte. Der Boden ist ganz trocken,

nur spröde Schollen. Aber mein Vater kaufte ihn, weil hier sonst keine Häuser standen – er wollte nicht mehr in einer Stadt oder auch nur in einem Dorf leben." Don Enrique deutet hinter sich. „Da bin ich geboren."

„Da" ist ein Haus, nicht minder verfallen und vernachlässigt als die anderen, aber größer. In regem Verkehr bewegen sich Lebewesen in und aus dem Hof, Perlhühner, Kinder, ein Pferd und viele Hunde. Während der Unterhaltung, die Don Enrique und seine Gruppe mit mir führen, steckt eine schwarze Kuh ihren Kopf aus dem Tor, blökt von Zeit zu Zeit, wie um vor mir zu warnen, und wagt sich nicht aus dem Hof, als hege sie in ihrem Euter tiefes Mißtrauen gegen mich.

Ich schaue auf meine Uhr. Don Enrique sagt: „Der Gottesdienst wird bald beginnen; sehr pünktlich sind wir nicht. Die Frauen müssen noch das Frühstück für ihre Männer zurechtmachen, die zur Arbeit gehn."

„Arbeiten sie am Samstag?"

„Das geht nicht anders."

„Wie können sie da am Gottesdienst teilnehmen?"

„Deshalb haben wir dreimal Betstunde, wir kommen in drei Schichten."

„Halten Sie selbst den Gottesdienst ab, Señor Téllez?"

„Nein, ich versteh nicht viel davon. Unser Rabbi ist ein Abessinier –"

„Ein Abessinier? Wie kommt ein Abessinier nach Mexiko?"

„Er lebt als Bäcker in Pachuca. Ein junger Mensch, der sich sehr für Religion interessiert und die Bibel kennt. Er liest sogar hebräisch. Gleich wird er dasein."

Don Enrique zählt auf, welche religiösen Gebräuche die Gemeinde einhält. Sie fasten am Jom Kippur – „am Ayuno mayor", übersetzt er mir, damit ich's verstehe. Ostern essen sie Mazzes – „galletas de la semana santa", übersetzt er, was ich meinerseits mit „Waffeln der heiligen Woche" übersetzen würde.

„Auch das Neujahrsfest feiern wir und fasten am Jahrestag der Tempelzerstörung. Wir essen kein Schweinefleisch. Geflügel und Vieh schlachten wir koscher."

Ich frage, ob Zirkumzision vorgenommen wird. „Ja, aber

wir haben keinen Beschneider hier. Wir bringen die neugeborenen Knaben nach der Hauptstadt zum Señor Klipper." Bei Gott, auf diesen onomatopoetischen Namen hört der Beschneider von Mexiko.

Neben der schwarzen Kuh, die noch immer aus dem Toreingang mißtrauisch zu mir herüberschaut, steht ein blonder Norwegerjunge, etwa vier Jahre alt, und sieht ebenso mißtrauisch zu mir herüber.

„Komm her", ruft Don Enrique dem Norwegerjungen zu. Aber statt zu gehorchen, jagt der Judenbub davon. „Das ist mein Neffe", sagt Onkel Heinrich, „ich wollte, er soll Ihnen seinen Namen sagen."

„Wie heißt er denn?"

„Er heißt Reubeni. Alle unsere Kinder haben Namen aus dem Alten Testament: Elias, Abraham, David, Saul die Knaben, und die Mädchen heißen Rahel, Rebekka oder Sara. Wissen Sie, daß auch die Witwe von Francisco Madero ‚Sara' heißt?"

Ich hatte schon in Mexiko gehört, daß die Märtyrer der nationalen Freiheit, die Brüder Francisco J. und Gustavo Madero illegale Juden gewesen seien, und ebenso die in New York lebende Witwe, eine geborene Pérez, was ein typischer Name der spaniolischen Juden ist. Die Brüder Madero sind nicht die einzigen großen Männer, denen jüdische Abstammung nachgesagt wird, die Inquisition hat viele Opfer, um sie herabzusetzen, als „judaizante" bezeichnet, „zum Judentum neigend". Selbst der Vater der Nation, der Pfarrer Miguel Hidalgo, steht als „judaizante" in den Inquisitionsakten.

„Unsere Kinder", fährt der Gemeindevorsteher fort, „gehen in die allgemeine Schule. Haben Sie schon die Schule gesehen? Die ist schön, nicht wahr? Vor ein paar Jahren verlangten die ‚Cristeros' (eine kleriko-faschistische Bewegung), daß Venta Prieta eine Kirche bekomme. Darauf wandten sich die Dorfbewohner – hier leben meist Bergleute, und alle sind gewerkschaftlich organisiert, also keine Antisemiten – an die Regierung, man möge ihnen lieber eine Schule geben, weil das Dorf bereits eine Kirche habe. Daß es eine jüdische Kirche war, haben sie nicht gesagt. Wir bekamen die Schule, unter dem Präsidenten

Ortiz Rubio wurde sie eröffnet. Einer unserer Jungen, der Saúl González, geht übrigens in die Schule des Militärlagers drüben. Am Flugplatz arbeitet auch einer von uns, er hat zuerst als Mechaniker ausgeholfen und dann die Pilotenprüfung gemacht."

Don Enriques Wissen über die Geschichte der Juden in Mexiko beschränkt sich darauf, daß er den Namen Carbajal kennt, des Portugiesen, den Philipp II. nach Neu-Spanien schickte, um die aufständischen Küstengebiete am Golf zu pazifizieren. Luis Carbajal der Ältere brachte hundert Marannen-Familien mit, und von diesen leiten die mexikanischen Juden ihre Herkunft ab. Sie verehren jedoch vor allem seinen Neffen „Carbajal el Mozo", der mit Mutter und Geschwistern in den Verliesen der Inquisition gemartert wurde, sich aber vom mosaischen Gesetz nicht abbringen ließ. Am 5. Dezember 1596 stand er mit seiner ganzen Familie auf dem Scheiterhaufen, fünfundvierzig Juden; in diese Zahl sind die Toten nicht eingerechnet, deren Gebeine aus dem Friedhof gescharrt worden waren, und nicht die Flüchtlinge, die man nur in effigie verbrennen konnte. Auch ein Deutscher stand auf dem Gerüst, als unbekehrbarer Lutheraner war er in den Kerker der Inquisition geworfen, aber dort von Carbajal – zum Judentum bekehrt worden. Luis Carbajal el Mozo und die Seinigen gingen als unbußfertige Juden in Flammen auf.

Von seiner eigenen Generation weiß Don Enrique mehr zu erzählen: „In Michoacán hatten wir einen Rabbi, der war nicht bartlos, wie die Indios sind, sondern trug einen großen, silbernen Bart, die Bauern nannten ihn ‚Bischof der Juden'. Manchmal fuhr er zu anderen Judengemeinden, um zu predigen. In unserer Umgebung gibt es keine Judengemeinde außer uns. Die nächste ist zwei Stunden Eisenbahnfahrt von hier, in San Agustín de Zapoctla, einem Dorf im Staat Mexiko. – Ah, da kommt unser Rabbi. Hola, Etiope!"

Der angerufene Äthiopier tritt auf uns zu, in der Hand trägt er ein sorgfältig mit Bindfaden umwickeltes Paket. Weil ich es weiß, stelle ich sofort fest, daß er ein typischer Falascha aus Abessinien ist. Im Judenchristentum der Falaschas scheint die jüdische Tendenz zu überwiegen, denn

im Ausland werden die Falaschas meist Juden, in Haarlem = New York sah ich ihre große Synagoge, und nun treffe ich hier einen Rabbi aus ihrem Stamm.

Er heißt Guillermo Peña, ist kaum dreißig Jahre alt, in Mexiko geboren und versteht nur wenige Worte Kuara, der Falascha-Sprache. Guillermo Peña lebt mit seinem Vater in Pachuca, wo er soviel Brot bäckt, wie er selbst austragen kann, demnach nicht viel. So hat er Zeit, im Selbstunterricht Hebräisch zu lernen und die Bibel zu lesen. An jedem Samstagmorgen kommt er nach Venta Prieta, ohne Vergütung, hält den Gottesdienst ab und gibt Religionsunterricht. Dieser Rabbiner ist ein schüchterner, verlegener Mensch, der mir nicht gerne Rede steht und froh ist, als ich seiner wiederholten Aufforderung folge, in den „Jardincito" einzutreten.

Mit „Jardincito" ist das von roten Ziegeln umgebene Gärtchen gemeint und auch das Bethaus darin. Es mag höchstens vierzig Personen fassen. Von der Decke der Betstube baumelt eine Spirituslampe. Ein ärmliches Pianino in der einen Ecke, in der andern eine Schultafel, mit hebräischer Kursivschrift bekreidet, und als zweites Lehrmittel ein ramponierter Globus zur Veranschaulichung der biblischen Geographie. Drei Vasen aus Spiegelsplittern, Papierblumen darin, sollen das Pianino verschönern.

Auf der bestickten Decke des Altartisches steht eine Kerze (statt eines siebenarmigen Leuchters), ein Glas (statt eines goldenen Bechers), und statt einer pergamentenen, handgeschriebenen Thorarolle liegt ein Foliant: Altes und Neues Testament in spanischer Sprache, herausgegeben von der Bibelgesellschaft. Wahrlich, dieses Buch paßt von keinem Standpunkt aus hierher; weder anerkennt die Judengemeinde das Neue Testament, noch hat die Bibelgesellschaft das Buch deshalb gedruckt, damit es den Juden behilflich sei, in ihrem Glauben zu verharren.

Getünchte Wände. Eine ist mit einem Davidstern bemalt; ihn halten zwei Löwen mit mähnenumwallten Köpfen und nackten Körpern. Ferner sind, in Ermangelung wirklicher Armleuchter, zwei solche an die andere Wand gemalt, aber – wennschon, dennschon – ihre Postamente und die Kerzen sind mit allerhand Emblemen verziert. An

der Frontwand dominiert das „Höre, Israel" auf hebräisch und spanisch: „Oye, Israel, el eterno es nuestro dios, el eterno uno es."

Don Guillermo hat ängstlich meine Musterung der Fresken verfolgt, und da ich nach dem Maler frage, erwidert er ein zaghaftes „ich", dem er hinzusetzt: „Ich bin Bäcker, Señor."

„Die Bilder sind sehr schön, insbesondere die hebräischen Schriftzeichen", nickte ich leutselig und sehe sein afrikanisch dunkelbraunes Gesicht erröten. „Ich bin Bäkker, Señor", flüstert er wieder.

Don Guillermo ist vielleicht kein Maler, aber er ist auch nicht bloß ein Bäcker. In erster Linie ist er ein Priester, wie man erkennt, wenn er liebevoll sein Bündel aufschnürt und dessen Inhalt ausbreitet, Gesangsnoten und Gebetbücher, mit vielen Lesezeichen versehen. Dann kommt aus einem Säckchen ein weißer Schal hervor, der den Rabbi sofort umhalst, und ein Käppi, das sich ihm auf den Hinterkopf schmiegt.

Die versammelte Gemeinde besteht aus dreizehn Menschen mosaischer Konfession, also um drei mehr als die vorgeschriebene Mindestzahl. Dennoch machen die dreizehn kein gebetberechtigtes Kollegium aus, weil Frauen und Kinder nicht zählen. Aber kann Jehovah das so genau nehmen in Mexiko, wo die Seinen jahrhundertelang furchtbaren Drohungen und milden Lockungen standhielten?

Von Hütte zu Hütte hatten sie einander die Parole zugeraunt: „Lasset uns beten", mit der Angabe, wo und wann. Nur im Dschungel war Raum für den Gottesdienst. Auf dem Weg dorthin konnte man von Pfeilen getroffen oder von Sbirren der Inquisition gefaßt werden, man konnte in den Krater stürzen oder zerfleischt werden von wilden Tieren. Kam nun einer nicht an, vielleicht der zehnte, sollten da die neun unverrichteter Glaubensdinge auseinandergehen? „Ach was, lasset uns beten", sagten sie und taten es. Und weil Jehovah damals durch die Finger sah, so ist in Mexiko ein Minjen auch dann ein Minjen, wenn weniger als zehn Männer versammelt sind.

Heute sind vier Männer da. Außerdem vier Frauen

oder Mädchen. Diese sind es, die das Altartuch mit Blumen und Bibelsprüchen bestickt haben, und nun unterbrechen sie mit Gesang die eintönig gemurmelten Texte der Gebete. Die Kinder singen mit, unter ihnen der vor mir davongelaufene norwegisch-jüdisch-indianische Reubeni Téllez und der neunjährige Saúl González, der in die Militärschule geht, ein zukünftiger mexikanischer General.

Der Gottesdienst war einfach, aber im Grunde ein Sabbatgottesdienst wie anderswo auch. Am Schluß stellte sich die Gemeinde vor dem Altartisch auf zum Totengebet. Dieses Gebet dürfen Kinder nicht sprechen, bevor sie durch die Konfirmation in die Religionsgemeinschaft aufgenommen sind. Hier aber traten zwei Knaben, wahrscheinlich Waisen, gleichzeitig mit den Erwachsenen vor – eine andere der Ausnahmen, die Gott für das Dorf Venta Prieta in Mexiko bewilligt hat.

Auch ich trat vor, schloß die Füße aneinander und sprach nach, was der Rabbi uns vorsprach, nur die Namen seiner Toten fügt jeder Betende selber ein.

Mein Vater und meine Mutter waren in Prag geboren, lebten dort, starben dort und sind dort begraben. Niemals konnte ihnen in den Sinn kommen, daß einer ihrer Söhne den Totenspruch für sie in einer Gruppe von Indios sprechen werde, im Schatten der silbertragenden Berge von Pachuca. Meine Eltern, die ihr Leben im Bärenhaus der Prager Altstadt verbrachten, ahnten nicht, daß ihre Söhne einmal aus dem Bärenhaus verjagt sein würden, nach Mexiko der eine, nach Indien der andere und die beiden, die dem Hitlerterror nicht entfliehen konnten, in unbekannte Stätten unvorstellbaren Grauens. Meine Gedanken schweifen weiter, Verwandte, Freunde, Bekannte und Fremde, Opfer Hitlers, alle haben Anspruch darauf, daß ihrer im Totengebet gedacht werde.

Ein Zug von Millionen. Frauen und Männer, die sich zeit ihres Lebens darum gesorgt, ihre Familien zu ernähren und ihre Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen; Angestellte und Arbeiter, die sich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienten; Ärzte, die Tag und Nacht bereit waren, Leidenden zu helfen; Menschen, die bemüht waren, die Wahrheit zu

verbreiten und die Lage ihrer Mitmenschen zu verbessern; Gelehrte, die der Wissenschaft lebten; Künstler, die dem Leben Schönheit geben wollten; Kinder, die sich ihre Zukunft so wunderbar träumten ... alle Arten von Menschen, lebensfrohe und sentimentale, gute und schlechte, starke und schwache.

Unübersehbar, unaufhörlich ist ihre Reihe. An kalten Fratzen vorbei, wanken sie dem Ziele zu. Dort steht es, ein rauchender Bau. Alle wissen, was dieser Bau bedeutet, woraus der Rauch besteht, der aus dem Schlot aufsteigt. Es ist die Todesfabrik, sie fabriziert Leichen. Mit welchen Gedanken bewegt sich diese Armee der dem Mord Geweihten diesem Ziele zu? Keine Hoffnung mehr, keine Hoffnung mehr für sich, für ihre Kinder, für ihr Angedenken, kaum Hoffnung mehr auf Rache, auf Bestrafung des Massenmords. Sie müssen sich in das Tor schieben, sie müssen sich entkleiden, sie müssen in die Kammer gehen, wo ein fürchterliches Gas sie erwürgt, verbrennt, auflöst. Aus dem Schlot steigt Rauch.

Unübersehbar ist die Kolonne, sie zieht dahin, als hätte es nie eine Menschheit gegeben, als hätte es nie einen Sinn der Menschheit gegeben, niemals das Streben, mehr Brot, mehr Recht, mehr Wahrheit, mehr Gesundheit, mehr Weisheit, mehr Schönheit, mehr Liebe und mehr Glück in die Welt zu bringen.

Als letzter trete ich weg vom Altar, zu dem ich mich vor einigen Stunden so gut gelaunt aufgemacht hatte.

## MEXIKOFORSCHUNG BEI DEN NAZIS

Seit die Nazis die deutsche Wissenschaft gleichschalteten und jede Lehrkanzel, jeden Forschungssitz zu einem elektrischen Stuhl machten, tappen ganze Wissensgebiete vorsichtig zwischen diesem Leitungsdraht und dem Stacheldraht.

Eines unrühmlichen Todes starb der deutsche Zweig der Mexikoforschung, deren Vater ein Deutscher gewesen war. Aber er, Alexander von Humboldt, steht in Nazideutschland, wenngleich man seinen Namen außenpolitisch auswertet, innenpolitisch nicht hoch im Schwange. Denn er bestritt, daß es minderwertige Menschenrassen gäbe, und war, horribile dictu, ein Freund und Lobpreiser der Juden. Humboldt hatte seine Mitarbeiter und Kollegen hauptsächlich in Frankreich geworben; in Frankreich wuchs dann die Völkerkunde Amerikas zu einer mächtigen Disziplin heran mit der „Société Ethnologique", der „Revue d'Anthropologie", den internationalen Kongressen und staatlich geförderten Expeditionen.

Auf deutscher Seite wurde nach Humboldts Tod das Stoffgebiet Mexiko meist den Gelehrten anderer Fächer überlassen oder Amateuren. So war es ein Germanist, E. W. Förstermann, der als Direktor der Kgl. Sächsischen Bibliothek die dort befindliche Maya-Handschrift entzifferte; Karl von Scherzer war Buchdrucker und österreichischer Konsul, bevor er auf das linguistische Studium Mittelamerikas hingelenkt wurde; der Dresdner Alphons Stübel reiste aus Gesundheitsrücksichten nach den Tropen, wo er sich zunächst für Vulkanistik interessierte und dann der Urgeschichte zuwandte; als Militäringenieur kam Teobert Maler mit Kaiser Maximilian nach Mexiko und erforschte die Ruinenstätten von Yucatán; Paul Ehrenreich, der die Gemeinsamkeiten in der Kulturmythologie der nord- und südamerikanischen Indios feststellte, war eigentlich Brasilienforscher; Wilhelm Reiß aus Mannheim und Karl von

Fritsch aus Weimar waren Geologen gewesen und F. Ratzel ursprünglich Reiseberichterstatter der „Kölnischen Zeitung".

Auch Eduard Seler (1849 bis 1922), mit dem Deutschland wiederum die Führung in der internationalen Mexikanistik zurückgewann, war kein Forscher von Haus aus. Er hatte das Leben seiner Jugend als Lehrer gefristet und unternahm erst als Vierzigjähriger seine berühmten Reisen zum Pyramidenhügel von Xochicalco und zu den Huasteca-Indianern von Veracruz. Professor wurde er, als Joseph Florimond Loubat, französischer Gelehrter, württembergischer Gesandter, amerikanischer Millionenerbe, päpstlicher Herzog und internationaler Mäzen, einen Lehrstuhl für amerikanische Volks-, Sprach- und Altertumskunde an der Berliner Universität stiftete.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wuchs in den letzten Jahrzehnten das Interesse an der archäologischen und ethnographischen Ergründung des südlichen Nachbarlands zu dominierender Höhe. Internationales Zentrum der Mexikanistik wurde das Smithsonian Institut in Washington, und unter dessen Mitarbeitern traten Bindestrichamerikaner, wie der Deutsche Franz Boas, der Tscheche Alesch Hrdlicka und der Pole Bronislaw Malinowski, führend hervor. Malinowski, der 1943 starb, ist der Begründer der funktionalistischen Schule in der Ethnographie.

In Deutschland waren nach Eduard Selers Tod zwei große Mexikanisten geblieben: Walter Lehmann, bahnbrechend als Erforscher indianischer Sprachen, und Konrad Theodor Preuß. Preuß war der erste, der die Religionsgeschichte zur Grundlage völkerkundlicher Studien machte; seine Entdeckungen in der Provinz Nayarit (1908), seine Deutung des aztekischen Kalendersteins und seine Studien über indianische Riten brachten ihm die Anerkennung beider Hemisphären.

Sowohl Konrad Theodor Preuß wie Walter Lehmann waren von der gleichen fortschrittlichen Gesinnung beseelt wie ihr Lehrer und Amtsvorgänger am Berliner Völkerkunde-Museum, Eduard Seler. Beim Antritt Hitlers wurden sie aus dem Amt gejagt. Wer hatte sie denunziert, die beiden Männer, die politisch niemals hervortraten und

deren freiheitliche Anschauungen nur ihren Berufskollegen bekannt waren?

Abteilungsdirektor des Berliner Völkerkunde-Museums war und ist Herr Walter Krickeberg. Er blieb im Amt, denn er hatte flugs sein Mäntelchen nach den Winden des Führers gehängt. In Laienkreisen ist Herr Krickeberg bekannt durch einen Band Aztekenmärchen, den er für die Diederichssche Serie „Märchen der Weltliteratur" herausgegeben hat, eine Popularisierung wissenschaftlicher Forschungen. Im Vorwort dieser Kompilation gibt Krickeberg zu, daß sein Buch, soweit es nicht auf den von Walter Lehmann gemachten Entdeckungen verschollener mexikanischer Handschriften fußt, den von Konrad Theodor Preuß bei den Cora-Indianern Mexikos gesammelten Mythen entstammt. Und seine Apotheose schließt Krickeberg folgendermaßen:

„Zum Schluß ist es mir eine angenehme Pflicht, den Herren Professoren K. T. Preuß und W. Lehmann, die mich durch Überlassung von gedrucktem und handschriftlichem Material, das mir sonst nicht erreichbar gewesen wäre, bei der Abfassung dieser Arbeit unterstützt haben, an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen."

In der Nazizeit saß der bedankte Professor Konrad Theodor Preuß in seiner Berliner Wohnung und schuf an einem Werk, das als Handbuch, Lehrbuch und Enzyklopädie der modernen Völkerkunde gedacht war; die Materien und Kapitel wurden von den Kapazitäten der einzelnen Fachgebiete bearbeitet, so die Rechtskunde von dem Erforscher primitiver Rechtszustände Leonhard Adam, der ursprünglich das Lehrbuch herausgeben sollte. Das fundamentale Werk erschien 1937 im Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart, und Herr Krickeberg schrieb eine Anzeige – „Anzeige", o doppelsinniges Wort!

Es war eine Polizeianzeige, erstattet auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eines wissenschaftlichen Organs (Zeitschrift für Ethnologie, S. 464–466). Darin bringt Anzeiger, der vor dem Professor Preuß soviel gekatzbuckelt hatte, der Gestapo zur Kenntnis, daß Professor Preuß nicht auf dem Boden der nationalsozialistischen Weltanschauung stehe, Preuß mache sich die „historische Betrachtungsweise

in der Völkerkunde" nicht zu eigen, das heißt jene, die beweisen muß, daß nur die teutonischen Stämme in der Welt etwas zu sagen haben. Darüber hinaus, fährt Anzeiger Krickeberg fort, bejahe Preuß sogar die Gegner dieser Betrachtungsweise, indem er „ausländische Funktionalisten oft und mit Anerkennung zitiert".

Herr Krickeberg benützt seinen Spitzelbericht zu der Klage, daß es die Völkerkunde in Deutschland „nicht ganz leicht hat, sich neben ihren mehr im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehenden Schwesterwissenschaften, Rassenkunde und Urgeschichte, zu behaupten, obgleich auch sie sich mit dem vollen Einsatz ihrer Kräfte in den Dienst der großen völkischen Ideen stellt".

Fürwahr, die Völkerkunde hat es mitnichten so leicht wie die Rassenkunde. Diese stellt auf Wunsch des Rassenamts einfach fest, daß die jüdische Großmutter des Pg. Soundso serienweise rassenschänderische Ehebrüche mit arischen Herrentypen begangen habe, wodurch der Pg. Soundso mitsamt seiner Sippe als unanfechtbare Edelmenschen in Ordnung gehen. Die Ethnographie fußt auf weniger fluktuierenden Begriffen, als es Blut und Sperma sind: auf baulichen, bildhauerischen und folklorischen Realien. Und all die müssen übergangen werden, wenn die NSDAP = Auslandsabteilung Gutachten darüber wünscht, daß ganze Völker aus Untermenschen bestehen. Mit Berufung auf solche Gutachten verbietet dann zum Beispiel die deutsche Gesandtschaft in Mexiko die Eheschließung von Deutschen mit Mexikanerinnen oder ordnet, falls die Ehe bereits geschlossen ist, die Scheidung an, „es sei denn, daß Sie die Unterlagen dafür aufbringen, daß indianische Blutmischung in der Familie Ihrer Frau (Braut) nicht existiert oder seit dem Jahre 1800 nicht mehr vorgekommen ist".

Wie, so dachte Herr Krickeberg, gerät man in die Nähe der beneideten Rassenkunde und „mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses"? Wie kann man den bereits aus dem Amt herausdenunzierten größeren Kollegen auch aus der Publikationsmöglichkeit und nötigenfalls aus dem Leben hinausdenunzieren, um auf diese Weise zum einzigen, also zum ersten Mexikanisten Deutschlands zu werden? Das kann man so:

„Unverständlich ist ja nur, daß im Preußschen Buch ein nichtarischer Ethnologe, nämlich L. Adam, zweimal zu Worte kommt und einer völkerkundlichen Schule (dem Funktionalismus) der Vorzug gegeben wird, deren Führer B. Malinowski gerade aus dieser wissenschaftlichen Einstellung heraus ein ausgesprochener Gegner des heutigen nationalsozialistischen Deutschlands ist."

Als Konrad Theodor Preuß dies las, wußte er, was er zu gewärtigen hatte. Er hörte sich schon von einem uniformierten Gorilla angeschrien. „Funktionalismus, was? Du Schweinehund!" (Faustschlag.) „Ich werde dir das Zitieren von Ausländern schon austreiben. Wirst keinen Malinowski mehr loben, du Bolschewik!" (Stahlrutenhiebe.)

Aber die Aussicht auf das Verhör im Kolumbiahaus entsetzte Preuß weniger als die unfaßbar feige Schurkerei, die ein Schüler und Fachkollege zu begehen vermocht hatte.

Bevor die Schergen der Gestapo den Professor Konrad Theodor Preuß holen konnten, holte ihn der Tod. „Herzschlag", stand in den Zeitungen, und es ist möglich, daß der Meuchelmord wirklich durch Herzschlag begangen wurde.

Im „Archiv für Anthropologie" (1938, S. 298) versuchte Professor Thurnwald eine „Ehrenrettung" des berühmten Kollegen, wenn auch nur eine, die im Dritten Reich möglich ist. Thurnwald schrieb, Preuß sei kein Antinazi gewesen und Herr Krickeberg nicht immer ein Nazi. Er (Krickeberg) habe in seiner Zeitschrift die Buchkritiken von einem Juden (Gerhard Neumann) schreiben lassen, der zum Beispiel ihn (Thurnwald) abfällig kritisierte. Krickeberg habe den Arier Bronislaw Malinowski als Judenstämmling bezeichnet, um mit dieser Behauptung Professor Preuß erledigen zu können. Und das Schlimmste! Krickeberg habe sich früher mit Katholiken, sogar mit katholischen Priestern, abgegeben und der „Volksfront, einer von Pater W. Schmidt geleiteten Schule" angehört.

Was Krickeberg darauf antwortet (Zeitschrift für Ethnologie, Band 70, S. 119–124), ist bisher auf keine Kuhhaut gegangen, geschweige denn in ein wissenschaftliches Organ. Er, der eben den Professor Preuß durch eine Gesinnungs-

verdächtigung in den Tod getrieben hat, beschwert sich, daß gegen ihn „geradezu eine Gesinnungsverdächtigung" erhoben werde. Dabei entfährt ihm auch das Eingeständnis, daß sein Haß gegen Juden nicht so tief sitzt wie sein Haß gegen begabtere Kollegen, die Konkurrenz. Wörtlich:

„Es lag für mich auch nicht der leiseste Grund dazu vor, für Herrn Thurnwald in die Schranken zu treten, selbst wenn ich gewußt hätte, daß der absprechende Kritiker ein Jude war. Denn ..."

Ja, was ist denn dieses „Denn"? Warum wäre denn Ritter Krickeberg nicht „in die Schranken getreten"? Er klagt den Himmlerschen Heerscharen das Folgende:

„Denn bis 1933 war noch nicht viel von einer Abneigung Thurnwalds gegen eine jüdische Wissenschaft zu merken."

Nach dieser neuerlichen Denunziation folgt ihre Begründung: In Thurnwalds Zeitschrift habe es früher jüdische Mitarbeiter gegeben, „die schon am Namen als solche zu erkennen sind". Ferner seien „recht wohlwollende Besprechungen von Werken typisch jüdischer Geisteshaltung", darunter von Büchern des Soziologen Franz Oppenheimer, des Sexualforschers Magnus Hirschfeld und so weiter in Thurnwalds Zeitschrift erschienen.

Krickeberg entschuldigt seine Behauptung von der jüdischen Abstammung des Professors Bronislaw Malinowski damit, daß dieser die Einleitung zur Arbeit eines Emigranten geschrieben habe, nämlich des früheren Kölner Museumsdirektors Julius E. Lips, „der Malinowski ausdrücklich als seinen Freund bezeichnet". Herr Krickeberg, der aus Spitzelrapporten über die politische Tätigkeit von Professor Lips und anderen ins Ausland geflüchteten Gelehrten informiert ist, verhöhnt Thurnwald, „welcher alle diese Dinge nicht zu kennen scheint".

Durch den Vorwurf, der „Volksfront, einer von Pater W. Schmidt geleiteten Schule" angehört zu haben, gerät Herr Krickeberg in panische Angst, denn mit dem Begriff „Volksfront" ist in Nazideutschland nicht zu spaßen. „Ich habe nie einer klerikal-marxistisch-liberalen Volksfront angehört", schreit Krickeberg, „niemals!"

Wäre Krickeberg ein Mann und Wissenschaftler, dann

hätte er antworten müssen, daß Pater Schmidt Herausgeber der Wiener Zeitschrift „Anthropos" war und die von ihm geleitete Missionsschule Sankt Gabriel in Mödling bei Wien eine Reihe von mutigen Forschungsreisenden herangebildet und ausgesandt hat. Statt dessen stammelt Krickeberg, seine Vergangenheit sei ihm von allen, „die unser Verhalten im Leben und Beruf kennen, Partei- und Dienststellen eingeschlossen", verziehen worden.

Die vorgesetzten Partei- und Dienststellen verzeihen ihm auch diesmal. Begleitet von einem Bonner Professor namens Trimborn, der die Sprache der peruanischen Inkas mit dem zackigen Jargon der SS vertauscht hat, darf Herr Krickeberg Ende 1939, mitten im Krieg, zum 26. Internationalen Amerikanistenkongreß über See fahren. In Vertretung Deutschlands. In Vertretung Deutschlands nach Mexiko, dessen Bevölkerung von der Naziwissenschaft als Untermenschen doppelter Artgattung bezeichnet wird, a) weil sie braunhäutige Wilde und b) weil sie durch fortgesetzte Blutmischung zu einer Bastardrasse geworden seien.

Die mexikanischen Kongreßmitglieder fragen Krickeberg, woran denn ihr Freund, der gelehrte Freund ihres Landes, woran denn Konrad Theodor Preuß gestorben sei.

Krickeberg setzt eine Miene tiefer Trauer auf und antwortet: „Herzschlag."

## VERWIRRUNGEN EINER KAISERIN

Im Zusammenhang mit der geistigen Erkrankung von Carlota, geborene Prinzessin von Belgien und verehelichte Erzherzogin von Österreich, sind eine Reihe von Giften beschuldigt worden, den Irrsinn herbeigeführt zu haben.

Der Motive für ein Attentat gab es so viele, daß die Tat geradezu als übermotiviert bezeichnet werden muß. Carlota bereitete ihre Abreise aus Mexiko im Sommer 1866 vor, zu einem Zeitpunkt demnach, da das Kaisertum ihres Gatten Maximilian hoffnungslos geworden, der Abzug seiner französischen Hilfstruppen beschlossene Sache und nahezu das ganze Land auf die Seite von Benito Juárez getreten war. Schon vorher war die Ausschaltung der Ausländerin, die ihren schwächlichen Gemahl zum Ausharren aufstachelte und den Bürgerkrieg verlängerte, für die Mexikaner ein Ziel gewesen, aufs innigste zu wünschen. Wie wünschenswert erst mußte ihre Ausschaltung sein, als sie sich zur Fahrt über den Ozean rüstete, um fremde Heereskräfte für eine neue blutige Intervention gegen das mexikanische Volk zu werben!

Die Verabreichung des Giftes dürfte kurz vor der Einschiffung erfolgt sein. Jedenfalls wird das erste Symptom in Puebla konstatiert, wo Carlota auf der Fahrt in den Hafen Veracruz übernachtet. In Puebla weckt sie mitternachts ihre Dienerschaft und begibt sich in deren Begleitung zum Haus des ehemaligen kaiserlichen Präfekten, der jetzt dieses Amt in Veracruz bekleidet. Carlota läßt sich das leerstehende Haus aufsperren, läuft durch alle Räume und kehrt in ihr Logis zurück, ohne eine Aufklärung über diesen merkwürdigen Besuch zu geben. Drei Tage später, am 13. Juni 1866, schon auf der Landungsbrücke des Schiffes „Impératrice Eugénie", bemerkt sie die französische Flagge auf dem Mast. Carlota eilt zur Hafenleitung und verlangt im Ton höchster Erregung die Einziehung dieser Fahne und die Hissung der mexikanischen. Nachdem die-

sem Wunsch entsprochen wird, fährt sie aus Mexiko ab. Für immer.

Heftigere Wirkungen zeigen sich zwei Tage nach Carlotas Landung auf europäischem Boden. Während ihrer Zusammenkunft mit Napoleon III. hören Besucher des Parks von Saint Cloud ihr gellendes Schreien und verstehen die Worte: „Sire, Sie haben mich vergiften lassen." Als sie am 27. September vom Papst in Audienz empfangen wird, wiederholt sie die Beschuldigung gegen Napoleon. Tags darauf fährt sie abends im Vatikan vor, schickt den Kutscher weg, stürmt die Treppe hinauf, wirft sich Pius IX. zu Füßen und fleht ihn an, sie im Vatikan schlafen zu lassen, da sie nur hier vor den von Napoleon gedungenen Mördern sicher sei. Alle Versuche, Carlota mit Güte oder Gewalt zu entfernen, scheitern an ihrem Widerstand, und schließlich wird ihr ein Bett in den Bibliothekssaal gestellt. Die Akten über diesen Vorfall melden, Carlota sei die einzige Frau, die jemals im Vatikan genächtigt habe. Bei der ärztlichen Untersuchung ihres Zustandes ergibt sich, daß Carlota schwanger ist.

Schwangerschaftspsychose? Sie wird zuerst nach Miramare und dann in ihr Schloß Bouchoute bei Brüssel gebracht. Der streng moralische Hof ihres mätressengesegneten Bruders Leopold II. von Belgien billigt Carlotas anderen Umständen den mildernden Umstand zu, daß sie in Mexiko mit einem Rauschmittel vergiftet und im Zustand der Umnachtung vergewaltigt worden sei. Man hofft, ihre Psychose werde gleichzeitig mit der Schwangerschaft enden.

Die Geburt des Kindes erfolgt am 12. Januar 1867. In dem zehn Jahre vorher geschlossenen Ehevertrag war die Erbfolge von dem Gesichtspunkt aus geregelt worden, daß Maximilian unheilbar zeugungsunfähig sei. Dennoch berät man jetzt, ob man das Neugeborene als legitimen Sohn Maximilians ausgeben soll, der in Mexiko sitzt und von der Entbindung nicht benachrichtigt wird. Schließlich wird entschieden, das Kind nicht Maximilian, aber auch nicht *nicht* Maximilian zu nennen. Man tauft es „Maxim". Es wird einem Notar Weygand an der belgisch-französischen Grenze zur Adoption übergeben und nachher in ein fran-

zösisches Militärinstitut gebracht; der Brüsseler Hof zahlt Schulgeld und Apanage. Ein halbes Jahrhundert nach seiner Geburt, im ersten Weltkrieg, wird Maxim Weygand Chef des französischen Generalstabs. Zu dieser Zeit lebt seine Mutter noch und noch immer im Irrsinn. Es ist also keine Schwangerschaftspsychose gewesen.

Anklagen und Beschuldigungen. Das Schicksal des kaiserlichen Körpers, der sechzig Jahre lang in den Hauptstädten und Badeorten Europas umhergeht, beschäftigt diesen aus Höfen und Hofgeschichten bestehenden Erdteil intensiv, und um das Kaiserpaar entsteht eine Literatur, die fast durchwegs Aristokraten zu Verfassern hat. Außerdem beeilt sich jeder, der einmal in Mexiko war oder etwas von Mexiko gehört hat, Antwort auf die Frage zu geben, welcher geheimnisvollen Droge das gekrönte Haupt zum Opfer gefallen sein mochte.

Am häufigsten wird Marihuana beschuldigt. Marihuana hat weit zurückreichende Vorakten. Ihren Namen aber führt sie erst seit der Cortezianischen Ära, wie daraus hervorgeht, daß er sich aus zwei christlichen Taufnamen zusammensetzt: aus María und Juana. Sie ist die Vergifterin Mexikos, sie wird trotz aller polizeilichen Maßnahmen verkauft, insbesondere auf dem Markt im Barrio Juan Polainas (nahe der Schießschule an der Straße nach Puebla). Sie ruft neun Prozent der Autounfälle hervor und fast dreißig Prozent aller Verbrechen. Sie begnügt sich nicht damit, die „Crujia de los viciosos", die Sektion der Toximanen, zur besetztesten Abteilung des Zentralgefängnisses zu machen, sondern dringt auch auf raffinierte Arten in die Kerkerzellen. Andere Stimulantia, wie Morphium, arabischer Haschisch, Äther, Kokain oder Heroin, gehen auf reiche Kundschaft aus, Marie-Hannchen aber gibt sich billig her und an jedermann.

Sie ist ein Kind des Hanfs, dessen Anbau in Mexiko verboten ist, damit er der Hennequénfaser keine Konkurrenz mache. Dennoch wird der Hanf angebaut, macht der Hennequénfaser keine Konkurrenz und würde sich sehr wundern, daß man ihn zur Gattung der Textilpflanzen zählt. In Mexiko ist er eine Genußpflanze.

Meist wächst er hinter Wänden von Maisstauden illegal

heran. Die weiblichen Blüten werden zerrieben und geraucht; sie bewirken sozusagen eine Betäubung bei Bewußtsein. Kein Berauschter glaubt, daß seine Halluzinationen Wirklichkeit seien, aber er erfreut sich ihrer, weil er sich sonst nicht einmal ein so bescheidenes Ausmaß von Glück vorzugaukeln vermöchte. In seiner Leichtbeschwingtheit kann er sich nicht vorstellen, daß selbst eine Küchenschabe ohne Marihuana von der Stelle käme, und singt deshalb:

„La cucaracha, la cucaracha,
Ya no puede caminar,
Porque no tiene, porque le falta,
Marihuana que fumar."

Wenn man den Berauschten aus seinen Wachträumen weckt, wird er rabiat, imstande, einen Mord zu begehen. Für eine Herrscherin aus Herrschergeschlecht kann jedoch das bescheidene Gaukelspiel von Marihuana keine besondere Gemütserregung bedeuten, geschweige denn sie in unheilbaren Wahnsinn stürzen. Marihuana, Sie sind freigesprochen!

Ein gewisser Camotillo (Beruf: Batate) wurde ebenfalls beschuldigt, die Vergiftung der Kaiserin verübt zu haben. Zuzutrauen wäre ihm das schon, denn er hat gerichtsbekanntermaßen wiederholt, vorsätzlich und mit tauglichen Mitteln Lähmungen des Nervensystems herbeigeführt, insbesondere politische Gegner und Liebesrivalen in unheilbare Geisteskrankheit mit tödlichem Ausgang versetzt. Raffinierterweise scheidet dieser Giftstoff nach vollbrachter Tat aus, so daß er weder während der Krankheit noch nach dem Tode des Opfers festzustellen ist.

Der indianischen Medizin zufolge tritt der Tod so viele Tage nach der Verabreichung von Camotillo ein, als zwischen Ausgrabung des Knollens und seinem Genuß vergangen sind. Das heißt: wer Camotillo frisch aus der Erde ißt, stirbt auf der Stelle, wer ihn aufbewahrt hat, lebt, nachdem er ihn eingenommen, noch so lange, wie die Lagerfrist währte. (Chemische Untersuchungen ergaben, daß sich in der Tat die Giftstoffe allmählich verflüchtigen, sobald der Knollen ausgegraben ist.) Aber es gibt keine Batate, die sich sechzig Jahre lang halten würde, so lange, wie sich

Carlota nach der Vergiftung am Leben hielt. Auch ist nichts davon bekannt, daß bei ihr eines der Symptome von Camotillovergiftung zutage getreten wäre, weder Herzschwäche noch Entzündung der Darmschleimhäute. Freispruch für Camotillo!

Gegen Ololiuqui, das „Kraut der rollenden Augen", spricht seine Vergangenheit. Ololiuqui, eine Abart des Pfeilkrauts, wurde früher als Rachegift oft benutzt, um lebenslänglichen Irrsinn zu verursachen. Die Vergifteten sahen mit ihren rollenden Augen, von denen die Pflanze ihren Namen hat, Begebenheiten der Zukunft voraus, weshalb Ololiuqui zur Salbung der Könige das Seine beitragen mußte. Der Herrscher sollte mit hellseherischen Kräften begabt werden. Das Rezept der aztekischen Krönungssalbe (wie es im Kodex Ramírez steht) enthält alle Ingredienzien einer Hexenküche, so daß man versucht wäre, es ins mystische Versmaß der faustischen Blocksberghexe zu übersetzen. Aber im Rahmen eines kriminalistischen Berichts ist der Prosawortlaut angebracht: „Man mische Tabak mit lebenden Spinnen, Skorpionen, Kröten und Tausendfüßlern zusammen, zerstoße das alles mit einem Mörser und vermenge es vermittels eines Quirls. Dann setze man den gemahlenen Samen von Ololiuqui bei, den man sonst verwendet, um Verlust des Verstandes herbeizuführen. Diesem Gemengsel füge man schwarze und behaarte Würmer bei, deren Haut allein giftig genug ist, knete es mit Ruß und koche es in Töpfen, stelle es an die Altäre der Götter, wodurch es zur göttlichen Mahlzeit wird, und salbe damit den Fürsten, damit er nunmehr vor Giften geschützt sei und mit Dämonen verkehren könne."

Eine Phiole aus Fleisch und Blut, Mädchen als Giftwaffe – diese teuflische Idee hat Maupassant einmal gehabt: Eine Französin schenkt im Krieg von 1870 vielen deutschen Offizieren ihre Gunst und ihre Krankheit. Diese Methode hat das indianische Mexiko von Staats wegen angewendet. Schöne Mädchen wurden von frühester Kindheit an mit allmählich steigenden Dosen von Blutgiften infiziert und, wenn sie mannbar waren, in kostbaren Gewändern, mit Schmuck, Geld und Dienerschaft in die Residenz feindlicher Stämme geschickt. Gelang es dem Gift-

mädchen, einen Häuptling zu verführen, so starb er unter gräßlichen Qualen.

Ein Mittel zur Erzeugung von Scheintod, das Xomilxihuitl, brachte Sir Walter Raleigh am Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1595) nach England, wo die in Amerika bereits entdeckten Wunderelixiere die Hoffnung auf Verlängerung des Lebens hervorgerufen hatten. Aber wozu gab es eine Droge zur Erzielung des Scheintods, des unheimlichsten Zustands, in den ein Mensch verfallen kann? Und wenn das Erwachen aus dem freiwilligen Scheintod unterbleibt? Diese Fragen bewegten Shakespeare, als er Romeo zu voreiliger Verzweiflung verdammte. Die Wirkung von Xomilxihuitl ist es, die der Klosterbruder Lorenzo schildert, da er Julia die Droge einhändigt:

> Dann rinnt sogleich ein kalter matter Schimmer
> Durch deine Adern und bemächtigt sich
> Der Lebensgeister. In dem gewohnten Gang
> Ist jeder Puls gehemmt und hört zu schlagen auf.
> Kein Odem, keine Wärme zeugt von Leben.
> Der Lippen und der Wangen Rosen schwinden
> Zu bleicher Asche. Deiner Augen Vorhang
> Fällt, wie wenn der Tod des Lebens Tag verschließt.
> Ein jedes Glied, gelenker Kraft beraubt,
> Wird steif und starr, wie tot erscheinen.
> Als solch ein Ebenbild des dürren Todes
> Sollst du verharren zweiundvierzig Stunden
> Und dann erwachen ...

Oder auch nicht. Die Odds für das Wiedererwachen stehen fünfzig zu fünfzig.

Auf der Pazifikseite wurden am Abend des Ostersonntags 1932 in der Bai von Topolobampo, der „Tränke des Tigers", einige Kisten mit Schnapsflaschen angeschwemmt. Der Alkohol war mit Xomilxihuitl versetzt – vielleicht zum Schutz gegen Diebstahl durch die Schiffsmannschaft oder vielleicht, um die Küstenbevölkerung zu betäuben und solcherart eine geheime Landung von ostasiatischen Einwanderern, Schmugglern oder Spionen zu ermöglichen. Yaqui-Indianer, die sich dort vom Fischfang mehr schlecht als recht ernähren, liefen aus der Umgebung herbei und

tranken das Strandgut bis zur Neige leer. Am Ostermontag starben zwölf an Tetanus, und dreißig lagen wochenlang im Hospital fast ohne Atmung und Herztätigkeit. Die Mehrheit aber, über hundert Personen, die sicherlich dem Inhalt der Flaschen nicht minder eifrig zugesprochen hatten, erhob sich nach Ablauf der shakespeareschen zweiundvierzig Stunden, am Aschermittwoch, aus ihrem Tode und wandelten kerngesund weiter durchs Dasein. Dieses widerspruchsvolle Resultat des Saufgelages am Meeresufer konnte die Yaqui-Indianer nicht überraschen. Sie wissen seit eh und je, daß die gleiche Dosis von Xomilxihuitl den einen umbringt und dem andern wohl bekommt, und rufen es deshalb als Gottesurteil an. – Kaiserin Carlota wurde aber nicht getötet, kein Symptom von Starrkrampf ist an ihr beobachtet worden, und so sei hiermit auch die Untersuchung gegen Xomilxihuitl eingestellt.

Gewisse Liebestränke kommen für die Täterschaft in Betracht, da sie sowohl Verrücktheit wie jenen Zustand verursachen, in welchem eine Verführung Carlotas erfolgt sein könnte. Aus der kriminologischen Untersuchung muß man aber, um sich nicht im Unendlichen zu verlieren, jene Liebesmittel ausscheiden, die sozusagen zum Hausgebrauch gehören. Vor allem die auf den Märkten feilgehaltenen Kräuter „para hacerse querer" – „um geliebt zu werden". Diese aphrodisiakischen Mittel werden in den unteren Volksschichten genausoviel verwendet wie in den gehobenen. Nebenbuhlerinnen teilen sich, wenn sie miteinander befreundet sind, ihre Bezugsquellen unfehlbarer Liebespillen mit, nicht aber die Adresse der Modistin.

In den Dörfern werden gefährlichere Aphrodisiaka nach Rezepten zusammengebraut, die der Curandera von ihren Urahnen mündlich überliefert sein sollen. Wehe der Käuferin, wenn das stimmen würde. Denn gegen die Elixiere der mexikanischen Vorzeit müssen, wie aus den Berichten der Missionare hervorgeht, alle Pastilles galantes, alles Kantharidin und alles Yohimbin geradezu pure Muttermilch gewesen sein.

Besonders reizend, in jedem Sinn des Wortes, scheinen die Colorines aufzutreten, die Korallenbohnen. Allerdings schlägt ihre Wirkung oftmals ins Gegenteil um; bei allzu

starker Dosis wird der Mann für die Frau und die Frau für den Mann überflüssig. Dieses Faktum brachten die Beichtväter des achtzehnten Jahrhunderts ihrem bischöflichen Vorgesetzten mit einer kanonischen Frage zur Kenntnis: Ist für die reichliche Anwendung dieser roten Bohnen (im Hinblick auf die dadurch hervorgerufene Unterlassung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs) die Absolution zu erteilen, dagegen jenen, welche geringere Dosen eingenommen haben, die Absolution zu verweigern? Ist es nicht schlimmer, wenn Frauen und Mädchen von diesem Samen des Teufels nur ein kleines Quantum einnehmen? Denn dann laufen sotane Frauenzimmer, von Nymphomanie befallen, umher, nach Männern suchend, egal ob Knabe oder Greis, und sterben in Sünde und Tollwut. Nach starker Dosis hingegen erfolgt nur Selbstbefriedigung.

Das Gift der Erkenntnis können wir ein Liebes- und Wahnsinnsmittel nennen, das verdächtig ist, den Sündenfall im Paradies veranlaßt zu haben. Die Hornschlange Mazacónatl lieferte das Gift, das in der Bibel fälschlich dem Apfelbaum der Erkenntnis zugeschrieben wird. Bei den Indios wurde dieses Schlangengift unaufgeklärten Kindern vor ihrer Brautnacht in die Mahlzeit gemischt, aber nur in kleinen Dosen. Wer größere nahm, endete in Satyriasis und Wahnsinn.

Eine Razzia durch ganz Mexiko ist nötig, um nach dem Gift zu fahnden, das Carlotas Geisteskrankheit auf dem Gewissen hat. Dabei muß man taktisch zu Werke gehen, die Kräuterkundigen zuerst nach Gegengiften fragen und dann erst das Gespräch auf die Gifte lenken, gegen die diese Gegengifte helfen.

Die anerkannteste Kräuterkundige von Mexiko ist Doña Carmelita, ihr Puesto auf dem Markt von Oaxaca ein Wallfahrtsziel. Käufer umlagern den Stand, die Augen auf Verkäuferin und Regale geheftet, als läge dort das Zaubermittel, das im nächsten Augenblick ihr Leiden bannen werde. (Dieses Leiden kann auch eine erfolglos Geliebte sein, ein gefährlicher Nebenbuhler oder eine ungetreue Ehefrau.) Im Innern der Bude tummeln sich mehr Kinder, als darin Platz haben, Doña Carmelitas Enkel und Kinder,

welche letzteren die jüngsten sind – Beweisstücke dafür, daß sich die Alte in der Tat geheimer Naturkräfte zu bedienen weiß.

Das Vertrauen Doña Carmelitas erwirbt man, indem man von jedem Nervenheilmittel ein Spezimen kauft und bar bezahlt. Nach und nach rückt sie mit einigen ihrer Wißtümer heraus, zum Beispiel damit, daß sie ein psychiatrisches Allheilmittel namens Lachinole besitze. Diese Pflanze, als Tee gekocht, wird dem Patienten zwanzig Tage lang eingeflößt, und er, der noch am neunzehnten Tag vollkommen verrückt gewesen, sei am zwanzigsten vollkommen normal. Nur gegen eine einzige Art von Geisteskrankheit helfe der Lachinoletee nichts, nämlich gegen jene, die von Vergiftung mit Toloachi herrührt.

Mit dem europäischen Tollkraut hat Toloachi mehr als die erste Silbe gemeinsam. Tollkraut wird nicht auf Märkten verkauft, und auch der Handel mit Toloachi ist verboten. Deshalb versichert uns Doña Carmelita, daß sie es nicht auf Lager habe, das heißt: eigentlich habe sie es doch auf Lager, aber nur die Blätter, und selbst die gebe Doña Carmelita in sehr geringen Mengen ab, ausschließlich für hygienische Waschungen. Bei innerem Gebrauch sei Toloachi, insbesondere seine Samenkörner, so gefährlich, daß eben keines von den Anti-Irrsinnsmitteln dagegen helfe.

War es vielleicht Toloachi, was die Emperatriz Carlota eingenommen hat?

„Nein“, sagt Doña Carmelita, „von Toloachi wird man nur vorübergehend verrückt. Erst wenn man sich den Genuß angewöhnt, wird man für immer loco. Dann tanzt man auf den Straßen wie ein Affe, und alle Leute bleiben stehen und lachen. Die Emperatriz ist auf einmal vergiftet worden, durch eine einzige Dosis von Gift.“

Welches Gift mag das wohl gewesen sein?

So harmlos die Frage auch gestellt ist, Doña Carmelita erschrickt. Ob wir gekommen seien, sie darüber auszufragen? Ob wir vielleicht gehört haben, daß sie darüber etwas wisse?

Nein, wir beschäftigen uns mit Naturheilkunde, mit Arzneipflanzen.

Allmählich erfahren wir, was sie weiß. Carlota sei zu einer Kräuterfrau in der Hauptstadt gegangen und habe nach einem Mittel gefragt, um ein Kind zu bekommen. Sie war verkleidet und tief verschleiert. Aber die Kräuterfrau erkannte sie, und weil sie eine Patriotin war, eine Anhängerin von Benito Juárez und Todfeindin der ausländischen „Emperadores" (so, „die Kaisers", nannte man Maximilian und Carlota), gab sie ihr Gift.

Welches Gift?

Doña Carmelita schweigt.

War es ein Samen?

Doña Carmelita schüttelt den Kopf.

War es eine Batate? Eine Rinde? Eine Blume?

Doña Carmelita schüttelt den Kopf.

War es ein Schlangengift?

„Nein", sagt Doña Carmelita, „es war Teyhuinti, ein Pilz."

Ein Pilz? Haben Sie den, Doña Carmelita?

„Es gibt keine Teyhuinti in Oaxaca." Ein Mehr an Auskunft liefert Doña Carmelita nicht.

An anderen Stellen erfahren wir, daß Teyhuinti, „das Fleisch der Götter", in verdünntem Zustand ein Tonikum sei und in unverdünntem dauernden Irrsinn hervorrufe ... Es läßt den Körper unbeschädigt, im Gegenteil, der Vergiftete wird oft hundert Jahre alt bei voller physischer Gesundheit. Zu Beginn des Rausches gerät der Vergiftete „fuera de casa", was wörtlich und sinngemäß „aus dem Häuschen" bedeutet. Er fühlt seine Kräfte erhöht, wird streitsüchtig, gebärdet sich kraftmeierisch, „dem werd ich's schon zeigen", „noch heute geh ich direkt zum Bischof ..." Wenn man eine Kaiserin ist, kann man sich wohl nur entschließen, es dem Kaiser von Frankreich zu zeigen oder zum Papst zu gehn.

Nach dem Abklingen des Rausches bleibt ein halbes Jahr lang die Erregung mitsamt dem ungehemmten Drang, die Kräfte mit Höhergestellten zu messen. Der Vergiftete fängt Händel an, indem er sich wirklicher Anlässe bedient und sogar logischer Argumente. Nachher tritt harmlose Verblödung ein, mens insana in corpore sano. („Teyhuinti son los hongos que producen enajenación mental definitiva

sin causar la muerte", sagt Fernando Ocaranza in seiner „Historia de la medicina en México".)

Die geistesstörende Wirkung gewisser Pilze scheint früher einmal nicht nur der Medizin in Mexiko bekannt gewesen zu sein, sondern auch in Europa, worauf die Wiener Redensart hindeutet: „Der hat narrische Schwammerln gegessen."

Carlota, die in normalem Zustand von den Geschehnissen in Mexiko vielleicht physisch gebrochen worden wäre, überlebte die Erschießung ihres Gatten um mehr als sechzig Jahre. Doch konnte sie über die historischen Begebenheiten in dem exotischen Land, in dem sie eine verhängnisvolle Rolle gespielt, ebensowenig etwas aussagen wie über das meuchlerische Verbrechen, dem ihr Geist zum Opfer fiel.

## ZUM GEBURTSTAG DES FEUERSPEIENDEN BERGS

Heut ist der 20. Februar 1944, und ich bin wieder am Vulkan, an dessen Wiege ich vor einem Jahre stand. Daß ich heute hier Geburtstagsvisite mache, ist der Laune einer lieben Freundin zuzuschreiben, honni soit qui mal y pense. Was mich anbelangt, so hasse ich Geburtstage und ähnliche Sentimentalitäten, insbesondere datumsmäßig festgelegte, und mir schwant, daß ich durch das Wiedersehen meinen ersten, einen überwältigenden Eindruck zerstören werde.

Eigentlich berechtigt mich nichts zu solcher Vorahnung. Die Zeitungen berichten nur Günstiges über die Entwicklung des vulkanischen Kindes. Es gedeihe geradezu prächtig, betonen sie um so eindringlicher, je einträglicher es sich für den Fremdenverkehr erweist, nun speie es nicht mehr bloß aus einem einzigen Krater, sondern aus fünfen, es schreie mit weit, weit kräftigerer Lunge, und der Unrat, den es um sich her gemacht, sei ins Ungemessene gewachsen, bravo.

Schon die Stadt Uruapán finde ich ziemlich verändert vor, manche neue Industrie ist entstanden, deren Schornstein raucht: der Vulkan. Zuallererst fällt dem Wiederkehrer eine Art organisierter Kinderarbeit auf. Jungens, die vor einem Jahr noch unverdorben waren und keine andere Zukunft für sich erwarteten als die ihrer Väter, haben seither entdeckt, daß sich auf leichtere Weise mehr Geld verdienen läßt. Sie versuchen die Autos aufzuhalten, die in die Stadt einfahren, und selbst wenn ihnen das nicht gelingt, schwingen sie sich auf den Wagen.

Vom Trittbrett des meinigen bietet mir ein solcher Aufgeschwungener an, was er anzubieten hat: sich selbst als Führer, ein robustes Taxi, das mich billiger als alle anderen zum Vulkan bringen wird, einen besonderen Sombrero mit herabfallender Krempe, der das Gesicht vor dem Lavastaubregen schützt, und einen hochgeschlossenen Over-

all, der das gleiche für den Körper besorgt. Ferner empfiehlt er mir ein mit Sprungfedermatratzen versehenes Hotel, wo ich mit meiner Dame, honni soit qui mal y pense, warm duschen könne, wenn wir nachts vom Vulkan heimkommen, trotz des besonderen Sombreros und trotz des hochgeschlossenen Overalls bedeckt mit Lavastaub. Auch für die Beschaffung von Vulkanphotos steht mein ungebetener Fahrgast zu Diensten sowie für den Einkauf von Kodakfilmen und für die Entwicklung eigener Aufnahmen.

Aber das alles ist, wie ich bald erfahre, nichts Besonderes mehr. Seit Jahresfrist haben sich alle Einkehrhäuser in moderne Hotels verwandelt; aus den Nachbarstädten übersiedelten Taxis nach Uruapán; neue Werkstätten mit Schaufenster für die einheimischen Lackarbeiten sind entstanden; Souvenirs gibt's allerorten; und die Preise haben ein Verhältnis mit dem Dollar angefangen.

Bei Anbruch der Nacht kommt das bestellte Taxi vor das Hotel. Der Weg zum Vulkan ist weit besser als damals, da Lastautos im nächtlichen Terpentinwald einander die Kotflügel wegmassierten, die Räder im Sand oft nicht eingreifen konnten und in der Luft zappelten wie gestrandete Fische.

Nur der geisterhafte Eindruck, den der Wald im Staub der Lava und im Licht der Reflektoren machte, ist der gleiche geblieben. Das Licht und der Staub ergeben ein irreales bläuliches Weiß. Man glaubt über Schnee zu fahren. Bäume und Sträucher stecken in diesem Schnee und verrenken ihre Gliedmaßen. Denn es wächst sich schlecht im Lavastaub, und es atmet sich schlecht in vulkanischer Glut, und in der Nacht, da auch Strauch und Baum Ruhe und Dunkelheit brauchen, macht der Bergeindringling Krach und Stunk und feuerspeit dazu. Einige Bäume sind bereits tot, und ihre Stämme liegen hingestreckt auf dem Boden, andere stehen noch auf ihren Wurzeln, sehen jedoch aus, als ob auch sie es nicht mehr lange treiben werden. Von den Näpfen, die einst an den Baumstämmen befestigt waren und das herabtröpfelnde Harz auffingen, ist keiner mehr da. Wer nicht mehr Saft und Kraft hat, hat auch kein Harz, geschweige denn genug, um davon abgeben zu können.

Bereits im Tageslicht, als wir in Uruapán einfuhren, wollte meine Freundin es sich nicht ausreden lassen, daß am nächsten Kilometerstein ein Wolkenbruch auf uns lauere, so finster runzelte sich das Firmament. Jetzt, zu sonnenlichtloser Stunde, blinzeln die Sterne nur fahl und klein durch den Staubvorhang. Die Feuersäule, die ich voriges Jahr an jeder Biegung der Strecke aufspringen sah, zeigt sich heute an keiner Biegung mehr.

Das Auto geht durch das Dorf San Juan Parangaricútiro, die Häuser haben keine Fenster und keine Tür nach der Straße hinaus. Nur in den Hof, der oft gar nicht umzäunt ist, führt eine Holztüre, eine sozusagen symbolische, denn sie besteht aus zerbrochenen Latten mit mehr Zwischenräumen als Latten. Aber sie ist mit einem breiten Dachstuhl gedeckt, dessen raison d'être so unklar ist wie die der Türe selbst. Vielleicht dient dieses Dach als Hühnersteige, vielleicht pflegen die Hausbewohner bei Regenwetter darunter zu stehen, um mit den Nachbarn zu sprechen, was man in Orten, in denen es Fenster gibt, vom Fenster aus tut.

Fensterlosen Häusern sieht man nicht an, ob in den Stuben Licht ist, und da wir keinem Menschen begegnen, könnte die Behauptung von der Evakuierung des Dorfes stimmen. Sie stimmt nicht, wir finden die Bewohnerschaft, und zwar schier vollzählig, am Dorfrand, der mit dem Lavarand zusammenfällt. Hier haben sich Handel und Wandel vergrößert, hier herrscht jetzt das Verkehrsleben eines Knotenpunkts.

Für die Autos ist hier Endstation, für die Reittiere Kopfstation und für die Passagiere Umsteigestation vom Auto in den Sattel. Alles ist genau geregelt. Einer nach dem andern kommen die Pferdebesitzer an die Reihe, ihre Koppel zu vermieten, meist Maulesel. Soweit Pferde da sind, waren sie nie zum Reiten bestimmt gewesen, sondern dazu, mit Eseln Maultiere zu zeugen. Alles Nähere über den Zeugungsprozeß erklärt mir der zehnjährige Indioknabe Sebastiano, dieweil er meinen Maulesel begleitet, erklärt es mit dem Zynismus eines nazistischen Rassenwarts und im Ton eines Pariser Schwanks.

Mein Reittier sei hier im Ort geboren, wo es eine Maul-

tierzucht gibt, weltberühmt in der ganzen Umgebung. Ein Maultiergestüt mit Hengsten und Stuten, darunter einem Pferdehengst, genannt „El Hermoso" – „Der Fesche", und einer Pferdestute „La Hermosa", deren beider Hauptfunktion es ist, als Lockspitzel der Libido zu dienen. Pferd und Esel hegen nämlich solchen Abscheu gegeneinander, daß sie sich nicht miteinander paaren.

So etwas hat man – den Nürnberger Gesetzen zum Trotz – bei Menschenrassen noch niemals beobachten können, woraus eben hervorgeht, daß alle Menschen – den Nürnberger Gesetzen zum Trotz – ab ovo der gleichen Art sind. Aber die Nürnberger Gesetze kennen den wissenschaftlichen Unterschied zwischen Arten und Rassen nicht und verfügen, daß sich die Menschen wie Esel und Rösser oder gar wie Nazis benehmen sollen.

Wenn eine Pferdestute von einem Eselhengst beschlagen werden soll, so führt man ihr nicht gleich den Bräutigam vor, sondern läßt zunächst den Pferdehengst Hermoso vor und hinter ihr auf und ab spazieren. Nachdem er ihr Gefallen und sie seines sichtlich erregt hat, verbindet man ihr die Augen, und sie gibt sich dem Feschen hin; der aber ward inzwischen gegen einen Eselhengst ausgetauscht, und auch der tut es nur mit verbundenen Augen.

Mich dergestalt aufklärend, trottet Sebastiano barfüßig neben mir her. Erst als ihm der Boden allzusehr unter den Füßen brennt, schwingt sich Sebastiano hinter mir in den Sattel. So hoch bedeckt ist die Erde mit herangewehtem heißem Sand, daß mein Maultier bis zu den Knien einsinkt, bis zu meinen Knien nämlich.

Ich kann die Silhouette meiner Freundin nicht erkennen, die knapp neben mir einherreitet. Sie sitzt trotz ihres engen Kleides im Herrensattel auf einem richtigen Pferd, aber ich sehe nichts von ihr, so dunkel ist es, und die Feuersäule des Vulkans reicht nicht bis zu unserer Kavalkade.

Das Maultier sucht im vulkanischen Nebel seinen Weg und findet ihn, muß es ihn doch allnächtlich mehrere Male tappen, einsinkend in den Staub und stolpernd über Baumwurzeln. Es kann sich nicht darum kümmern, was sich oberhalb seines Kopfes an Hindernissen in den Weg stellt,

so zum Beispiel querwachsende Bäume, schräg gestürzte Stämme; mit denen würde der Kopf des Reiters im Dunkel unfehlbar zusammenprallen, wenn es nicht die Warnung des Reitburschen gäbe. „Neige den Kopf, Señor", ruft Sebastiano und berichtet mir, während ich tief gebeugt unter dem horizontalen Balken durchreite, daß gerade vor vierzehn Tagen ein Amerikaner mit zerschlagenem Schädel vom Pferd gefallen sei. „Wir mußten ihn hinuntertragen", sagt Sebastiano, „er liegt in Uruapán, und zwei Medicos aus Nordamerika sind bei ihm."

Ich frage Sebastiano, ob unser Weg noch mehr solcher Hindernisse bringen werde.

„Sí, como no – ja, wie denn nicht", ruft Sebastiano in einem Ton, als hätte er mir etwas höchst Erfreuliches zu verkünden, „noch viele, viele!"

Demütig beugen wir unser Haupt vor dem Schicksal und kommen mit unzerbrochenen Schädeln auf der Höhe des vorgelagerten Berges aus Lavastaub an, dem Endpunkt des Rittes. Von hier erst sehen wir den Vulkan. Er ist in Tätigkeit, er brennt und raucht, und meine Freundin schaut erregt und schweigend empor.

Ich schweige gleichfalls, ich verrate nicht, welcher Art mein Staunen ist, denn ich will das Schweigen und Staunen meiner Freundin nicht stören.

Hier aber, wo es niemand hört, kann ich es sagen, daß ich maßlos enttäuscht bin. Vom alten und von den neuen Kratern, angeblich fünfen, sehe ich keinen – sie liegen wahrscheinlich auf dem jenseitigen Abhang. Der Berg selbst ist schwarz wie jeder andere Berg zu nächtlicher Stunde, das sich bewegende Gold, aus dem er im Vorjahr zu bestehen und immer wieder neu zu erstehen schien, ist jetzt erkaltet und entfärbt. Nur auf dem Gipfel brennt eine Stadt, die aussieht wie Toledo.

Rotglühende Trambahnen fahren aus dem Zentrum. Aber in einer Felsengipfelstadt laufen Straßenbahnen nur kurze Strecken und in gemessenen Abständen. Gleich sind sie an der Peripherie, entgleisen dort und stürzen den Hang hinab, dessen Abschüssigkeit nur erkennbar ist, solange die Waggons brennen. Oben jedoch wütet weiter die Feuersbrunst, verursacht von einem Fliegerangriff. Brand-

bomben werden herabgeworfen, Flugabwehr schießt hinauf, und kraft der Flammensäulen erblickt man Qualmsäulen.

Die lodernde Stadt ist – so denke ich – der Grund für meiner Freundin sprachloses Staunen. Mich aber vermag sie (die lodernde Stadt) nicht in Erregung zu versetzen. Was ist das im Vergleich mit den Phantasien aus Licht und Flamme, die mir im vorigen Jahr hier in nächster Nähe geleuchtet haben.

Nun ist selbst die Nähe beseitigt. Der Berg ist nicht nur in die Höhe gewachsen, sondern auch in die Breite, und rings um ihn streckt sich immer mehr und mehr der See der Lava, an dessen Ufer für den Besucher das Weitergehen aufhört. Voriges Jahr war dieses Ufer ein senkrechtsteiler Felsenrand, und die Blöcke glühten noch von der Tiefe des Geheimnisses, aus der sie kamen. Seither wurden sie immer weiter fortgedrängt, und heute liegen sie, abgekühlt, sehr weit vom heißen Schoß der Mutter Erde.

Kilometerfern ist die Spitze des Vulkans. Die mit Staub geladene Luft täuscht nicht nur optisch, sie ist auch schuld daran, daß die Bomben über Toledo so matten Tones bersten, wenigstens im Vergleich zu den Donnerschlägen, die mich vor einem Jahr durch ihren Schall zersprengen wollten.

Ich taste mich zu meiner Freundin. „Nun?"

Sie schrickt zusammen. „Sehen Sie, wie er sich wehrt?" Und zitternd fügt sie hinzu: „Es nützt ihm nichts. Da rollt er hinab."

„Wer?"

Sie versteht nicht, daß ich nicht verstehe. Was sie vor sich erschaut, ist eine Pyramide, von der Natur zu ihrer alten Bestimmung erweckt. Meine Freundin sieht dort oben die Fackeln und Brennholzbündel der Tempeldiener huschen, sieht aus den Weihrauchkesseln die Schwaden hochsteigen, sieht rotröckige Hohepriester die Obsidianmesser gegen die Brust des Opfers zücken, ihm das Herz herausreißen und den fieberglühenden Körper die Treppe hinabstoßen ... Dazu dumpfer Klang von Trommeln und rauchendes Blut, und der unersättlich gierige Moloch verspritzt Eiter, Geifer und Schleim.

„Entsetzlich", murmelt meine Freundin, „daß es das noch gibt!"

Nein, das gibt es nicht mehr. Aber vielleicht war das einstmals so – die Pyramide eine künstliche Nachbildung des Vulkans, die Zeremonien auf dem Gipfel eine Darstellung der Vorgänge bei der Eruption.

Freilich, vor einem Jahr, im ohrenbetäubenden Donnern und Toben, hätte kein Beschauer den Vergleich ziehen können mit irgendeiner noch so unmenschlich menschlichen Handlung. Das vulkanische Kind hat sich nicht, wie es bei seiner Geburt versprach, ins Unermeßliche entwickelt, sondern zu etwas, das mit anderem vergleichbar ist.

Ich wecke meine Freundin aus ihrer Vision von Blut und Tod.

Wir schwingen uns in den Sattel. Zu dem meine Steigbügel haltenden Sebastiano äußere ich meine Enttäuschung über die Entwicklung des Vulkans. Sebastiano ist weder überrascht noch betrübt. „Ja, wie denn nicht", ruft er abermals, und abermals in dem frohen Ton, in dem er mir auf dem Hinweg lebensgefährliche Hindernisse zugesagt hat, „die amerikanischen Professoren meinen, er wird nicht alt werden. Und was nachher aus unserem Dorf werden wird, quién sabe – wer weiß das?"

So wird denn der Feuerberg, der heut vor einem Jahr wie ein Meteor aufgetaucht war, dereinst wie ein Meteor verlöschen. Wann, Sebastiano? Ich sehe den Gefragten nicht, die Feuersäule beleuchtet nicht den Hang aus Staub, den wir emporgeklommen sind und nun wieder hinabklimmen, auf dem Abweg geht es schneller, und ich muß noch mehr aufpassen vor den in meiner Kopfhöhe querliegenden Balken.

Wahrscheinlich zuckt Sebastiano die Schultern auf meine Frage, wie lange es der Vulkan noch machen wird. „Vielleicht tausend Jahre", sagt er, „vielleicht noch weniger. Wer weiß das?"

Jetzt bin ich's, der unsichtbar die Schultern zuckt und auf die hierzulande ewige Frage des „Quién sabe" die hierzulande ewige Antwort gibt: „Vamos a ver" – „Werden ja sehen."

Meiner Freundin sage ich nichts von der trüben Diagnose über die vulkanische Opferpyramide. Bedeckt und gefüllt mit Lavastaub, reiten wir zum Auto und fahren, dieweil sie dankbar meine Hand hält, ins Hotel, béni soit qui mal y pense.

## BONANZA ODER DIE PRINZEN DER GLÜCKLICHEN STRÄHNE

Ihr werdet abgerollt längs eines Films, der steht. Zuerst ist alles dunkel, nur monotone Schläge sind hörbar. Indios hacken sich tiefer in den Felsengrund. Dann klaffen Eingänge zu Stockwerken hell auf. Es sind abgebaute Stollen, der Film zeigt sie in Betrieb. Aus den Felsen wird Material losgebrochen für den Schmuck der Fürsten: Silber, Iztac, Teocuitla, „der weiße Dreck der Götter". Ihr seht, wie die weißen Götter des Drecks ins Land eindringen und mehr Indios in die Mine jagen. Zur Schnelligkeit gezwungen durch Knuten, zur Ausdauer gezwungen durch Ketten, müssen sie unvorstellbare Erzmengen fördern.

Dennoch arbeiten Arm und Hacke den weißen Herren zu langsam. Don José de Sardaneta y Legaspi benutzt Pulver, um die Wände zu zersprengen, und Bartolomé de Medina lockt mit quecksilbernem Köder das Silber aus den Erzen hervor. Nun geht's schneller. Aus dem pazifischen Hafen Guaymas wird keine andere Ware verschifft als Silber, und aus dem atlantischen Veracruz segelt die Silberflotte nach Europa. Immer größer und zahlreicher werden ihre Einheiten, immer stärker sind ihre Konvois mit Mörsern und Kanonen bestückt, denn im Karibischen Meer lauern Bukaniere, die wildesten der Seeräuber. Die Silberflotte landet in Spanien. Spaniens Glanz steigt, und sein Gewerbefleiß sinkt, sinkt in den Verfall. Wozu arbeiten? Zahlen doch Neu-Spaniens silberglitzernde Berge die Herrschaft über die silberglitzernden Meere. Aus den Gruben der Kolonie fließt das Geld für die Armada wie Wasser durch ein Rohr.

Neidisch schauen Europas Potentaten auf Hispaniens Segen. Der Große Kurfürst läßt seine Orlogflotte von der Havel nach Veracruz navigieren, um Silber zu kapern. Für die Könige von England denken Isaac Newton, sonst mit kosmischen Dingen befaßt, und Disraeli, noch nicht Prime-

Minister, darüber nach, wie man mit dem Silber Mexikos die Navy und die Currency Englands decken könnte. Napoleon I. will England mit Hilfe von Silberbarren im Wert von 350 Millionen Franken besiegen, die in Mexiko für ihn greifbar sind. Wäre bloß nicht die englische Flotte, die die Häfen blockiert! Napoleon schickt seinen Finanzberater Ouvrard an den Londoner Hof und bietet dem Feind eine Beteiligung an, wenn er den Transport durchlasse. Aber Albion ist doch nicht Krämer genug, um seine Existenz gegen Prozente zu verkaufen.

Die spanische Krone zahlt nicht einmal für die Fracht. Der Besitzer des Erzgangs Viscaina schickt ein Segelschiff voll schieren Silbers nach Madrid und erhält dafür einen ebenso königlichen wie billigen Preis: der bürgerliche Glücksritter wird königlicher Graf, und für die nächste Sendung wird er gar Marqués. Da ihm ein Erbprinz geboren wird, läßt er den Weg von seinem Haus zum Taufbecken mit Silberquadern pflastern, in einem Jahr, in dem zu Mexiko dreimalhunderttausend Menschen Hungers sterben.

Ihr seht, wie der Bergherr, besorgt um das markgräfliche Geschlecht, als dessen Ahnherr er sich fühlt, seine Bergleute tiefer in die Tiefe treibt, auf daß sie dort für ihn und seinen neugeborenen Erben eine neue Glücksader aufschließen, eine „Bonanza".

Obertags seht ihr die Beneficias, wo das Erz bearbeitet, und die Casas de Moneda, wo das Produkt geprägt wird zu Peseten oder zu Krönungsmedaillen für den jeweiligen neuen König von Spanien. Ein königlicher Kontrolleur kontrolliert Zahl und Gewicht der Münzen, wer aber kontrolliert den Kontrolleur?

Wohin auch immer ihr wandert, ihr rollt an dem Silberband vorbei. Fast jeder der Palazzi in der Hauptstadt ist einst das Pied-à-terre eines Bonanzaprinzen gewesen. Das Barockgebäude des Grafen San Mateo de Valparaiso erkor sich Iturbide nach seiner Kaiserkrönung zur Residenz, nach ihm wohnten berühmte Gäste dort: der Thronprätendent Don Carlos de Bourbon, um den die Karlistenkriege entbrannten; der sagenumwobene Stierkämpfer Mazzantini; und auch Lord Cowdray, der erste Bonanzaprinz eines neuen Edelprodukts, des mexikanischen Petroleums.

So kurz der Séjour eines Bonanzaprinzen in der Residenzstadt der Vizekönige ist, rauschend muß es zugehen und fürstlich. Dazu bedarf sein Palast eines Portals, weit genug, die breitspurigsten Karossen einzulassen, es muß Prunksäle und Prunktreppen geben, Gärten mit Liebeslauben und viele Doppelhimmelbetten mit silbernem Baldachin.

Gegenüber dem Nationalpalast und ihm an Lage, Pracht und Größe ebenbürtig, steht das Leihamt „Monte de Piedad", errichtet vom Silbergrafen de Regla und nachmaligen Silbermarkgrafen de San Cristóbal.

Den massiven Bau und den Betrieb der montanistischen Schule „Minería", drei Millionen Peseten, zahlt das Korps der Silberfürsten mit der linken Hand. Sie brauchen geschulte Fachleute, weil sich die zwecks Entdeckung neuer Bonanzas herbeigeholten Wünschelrutengänger und Geisterseher nicht bewähren. Zwei Mitglieder der jüdischen Familie Carbajal sind unter den mystischen Hilfskräften; Alonso Carbajal de Mendoza und Moisés de Solariel sollen mit Hilfe der Kabbala das Silber des Distrikts Guanajuato in Gold verwandeln.

„Vor Ort" prunken die Magnaten der Unterwelt nicht immer so ungehemmt mit ihrem Reichtum. Allzu nahe klingt das bedrohliche Klirren der Sklavenketten, die aus teurem Eisen sind und nicht aus Silber.

In Taxco zeigt euch der Film das erste Wohnhaus des Grubenherrn de la Borda. Wahrlich, kein Tuskulum, vielmehr eine Burg von der Art, die man „bärbeißig" nennt und „angstschlotternd" nennen sollte. Schmucklos, fast fensterlos blickt die Fassade auf den Stadtplatz, die andere Front des Hauses fällt, um zwei Stockwerke bereichert, den Bergabhang hinab; Notausgänge gehen nach allen vier Seiten. Ringsum helle Kolonialhäuser mit hängenden Gärten und von Strauch und Blüte umwucherten Terrassen.

Wie das dumpfe, von der idyllischen Stadt umgebene Mauerwerk den Bergherrn vor irdischen Feinden, sollte die Kirche ihn vor der Ungunst des Himmels bewahren. Gold, Silber und Edelgestein blitzten vom Altar, tönten aus der Orgel, leuchteten von der Kuppel und aus den

Barockrahmen der Heiligenbilder. Silberne Klöppel in silbernen Glocken läuteten schmeichelnd dem Himmel zu.

José de la Borda ist kein Franzose, wie die Historiker meinen, sondern ein Bergmann aus Alt-Spanien, dem in Neu-Spanien der Silberblick lächelt. Im achtzehnten Jahrhundert gilt er als der „reichste Mann unter der Erdoberfläche". Unzweifelhaft ist er es unter und auf der Oberfläche seiner Stadt und ihrer Umgebung. Aber er fühlt sich hier weder sicher noch glücklich. Deshalb baut er sein Lustschloß unten im Tal, in dem viele Meilen entfernten Cuernavaca. Dort demütigt er die Natur noch mehr, als es Louis XIV. in Versailles getan, er verbannt aus seinem Park die Blumen, pflastert die Gartenwege und sogar die Beete. Ein Wunder, daß er die Bäume stehenläßt.

Der Film zeigt euch nun Joseph de la Borda gealtert und verarmt. Beim Erzbischof in der Hauptstadt bettelt er um einen der Pokale, die er einst der Kathedrale von Mexiko geschenkt. Statt des Pokals erhält er den Rat, von der Kirche in Taxco die ihr gestiftete Monstranz zurückzufordern und dem Erzbischof zu bringen, der sie gut zu bezahlen verspricht.

Dabei ist der Erzbischof keineswegs monstranzenlos. Hatten ihm doch die Bonanzaprinzen, und an erster Stelle der damals noch reiche de la Borda, ein Allerheiligstes gespendet, das den Größenrekord unter allen Allerheiligsten der Katholität hielt. Die goldene Sonnenscheibe, anderthalb Meter im Durchmesser, war mit 4587 Diamanten, 2794 Smaragden und 523 Rubinen besetzt. Später, die Bordas sind schon ausgestorben, geht der himmlische Schmuck den Weg alles Irdischen, und zwar innerhalb einer Woche des Jahres 1861, als eine Eskadron der französischen Interventionsarmee mit ihren Pferden in der Kathedrale einquartiert ist. Seit jener Woche wird die Monstranz vermißt, vermißt die „Zypresse", ein riesenhaftes Altarstück aus getriebenem Silber, vermißt die Meßgeräte im Wert von einer halben Million Pesos. Wiedergefunden wurde nur ein Gemälde von Murillo.

Das Altargitter hatte schon der Präsident Santa Ana eingeschmolzen, ebenso wie die Wandbekleidung der Wallfahrtskirche Los Remedios; diese Tapezierung war im

Auftrag von Cortez gebosselt worden, vom Rest des Silbers, aus dem er eine Haubitze für den Weihnachtstisch des spanischen Königs gießen ließ.

Anderes ging in den Bürgerkriegen verloren, überall im Lande verschwand, was golden und silbern war, und so bildet heutzutage das Interieur der Kirchen einen kahlen Gegensatz zur üppigen Architektur. Nur wenn es wahr ist, daß zum Bau der Bergwerkskirche San Cayetano in Guanajuato die Ziegel und der Mörtel mit Silberstaub angemacht wurden, ließe sich aus der Kirche noch Silber holen.

Bei einer Kunstauktion in Mexiko findet ihr die Fortsetzung des Films. Versteigert wird „eine Klistierspritze aus reinem Silber, ein Kilogramm schwer, mit Elfenbeinspitze und dem geprägten Wappen des Grafen M., sowie eine Kohlenschaufel und ein Nachttopf, ebenfalls aus Silber und mit dem gleichen Emblem. Ausrufpreis fünfhundert Pesos".

In der Silberstadt Parral, im Haus des letzten Bonanzaprinzen, seht ihr seinen Jugendtraum, ein Klavier zu besitzen, maßlos verwirklicht: sechzig Klaviere. Die riesigen Teppiche seines Palastes weisen Schnitte auf und blutige Flecken. Der Bonanzaprinz veranstaltete nämlich zu Hause Hahnenkämpfe, seine Hähne kämpften und verbluteten auf Perserteppichen.

Der Film führt euch mitten in eine Jagdszene mit 1540 Treibern, denn man schreibt das Jahr 1540. Jagdherr ist der Besitzer der Grube „La Valenciana", Ehrengast der Vizekönig Mendoza. Auf der unbewohnten und unbenannten Ebene werden Pavillons aufgerichtet, wo die Gäste zechen und tafeln können. Nach dem Halali von Jagd und Schmaus fahren sie in Kaleschen nach Hause. Aber die 1540 Indios haben keine Kaleschen, und ihre heimatlichen Jagdgründe sind unendlich fern und kärglich. So bleiben sie bei den Getränke- und Speiseresten in den Jagdhütten. Bis auf den heutigen Tag besteht die Siedlung, die die Indios vor vierhundert Jahren bezogen. Sie heißt Cazadero (Jagdgehege) und ist eine Eisenbahnstation im Staat Hidalgo.

Ihr seht und hört die Glocken einer Bergwerkskirche schwingen. Sie läuten nicht vergebens. Die Gemahlin des

Bonanzaprinzen tritt aus ihrem Palast, um zur Sonntagsmesse zu gehen. Sie trägt den hohen Kamm und den Spitzenschleier spanischer Edelfrauen und einen Schmuck, dessen sich keine Königin zu schämen hätte. Vierundzwanzig Ehrendamen, auch sie in Glanz und Gala, bilden an ihrer Seite bewegliches Spalier, hinter ihr schreitet das weibliche Hofgesinde, einige hundert Frauen.

Der Grubenherr reitet an der Spitze seiner Leibgarde. Die ist aus einer Wache gegen Silberschmuggel entstanden. Zwar arbeiten die Bergleute nackt, aber in Tuben, die dem Darm angepaßt sind, geht so viel Konterbande aus der Mine ans Tageslicht, daß der Marktpreis des Silbers gedrückt wird.

Den Arbeitern in den After zu schauen war nicht die einzige Funktion der Bergwerkspolizei. Vor allem sollte sie Transporte vor Überfällen schützen und wurde so immer mehr zu einer militärischen Truppe. Ihre aus Gemsleder geschnittene Uniform strotzt von Aufputz; Knöpfe, Sporen, Epauletten, Sattelbeschlag, Sturmband- und Gürtelschnallen sind silbern.

Solch stolze Wehr reizt die Wegelagerer erst recht. Wo sie können, greifen sie die Gecken an, liefern ihnen regelrechte Schlachten, bei denen die Garde-du-Corps zumeist den kürzeren ziehen.

Eine Episode von 1832 bildet einen Film im Film, romantisch und charakteristisch. Auch dann noch charakteristisch, wenn einige Szenen des Drehbuchs der Volksphantasie und andere dem klassischen Kolportageroman „Los Bandidos de Río Frío" von Manuel Payno entlehnt sein sollten.

Ihr seht erregten Betrieb vor dem Theater, hinter den Kulissen, auf der Bühne und im Zuschauerraum. Eine italienische Stagione gastiert in Mexiko. Ihre Sängerinnen werden von der jeunesse dorée oder, besser gesagt, der jeunesse argentée lärmend umschwärmt. Unter den Anhängern der Sopranistin Marietta Albini steht der Silbergraf de Regla an erster Stelle, die Verehrer der Altistin Adela Cesari haben den Grafen de la Cortina zum ideologischen Führer, und beide Parteien bekämpfen einander mit Theaterskandalen, Zeitungsartikeln und Provokationen.

Abschiedsvorstellung. Der Vorhang fällt nach der Schlußarie der Oper „Fra Diavolo", Beifall und Pfiffe für und gegen die Cesari und die Albini, Prügelszenen. Schließlich einigen sich die Parteien in dem stürmischen Wunsch, die beiden Divas mögen schwören, bald wiederzukommen. Die Grafen tragen ein Bild der Madonna von Guadalupe auf die Bühne, die Sängerinnen knien nieder und leisten den Eid. Plötzlich der Ruf: „Die Räuber von Río Frío werden euch ermorden!" Tränen, Bitten. Der Graf de Regla tritt an die Rampe; im Hinblick auf die Umtriebe der Wegelagerer werde sein Bergwerksmilitär die göttliche Marietta begleiten, nicht nur bis zum gefährlichen Río Frío, sondern bis zum Schiff in Veracruz. Jubel bei den Albinisten, Protest bei den Cesaristas. Der Graf de la Cortina erhebt sich in seiner Loge und erklärt, er habe seine Truppe beordert, an der Seite der Cesari nach Veracruz zu reiten.

Solchermaßen doppelt gesichert, rollen die Wagen des Ensembles davon, rechter Hand und linker Hand von geschniegelter, bis an die Zähne bewaffneter Gardekavallerie begleitet. Bis Río Frío ...

In Río Frío werden sie von maskierten Banditen überfallen, die nach kurzem Gefecht die Begleitmannschaften in die Flucht schlagen. Nun tritt der Räuberhauptmann Everisto recte Agustín Lorenza an den Wagenschlag, lüftet höflich die Maske und lädt die Theatergesellschaft ein, ihm und den Seinen im Wald eine Oper aufzuspielen. Das Ensemble entschließt sich zu „Fra Diavolo", weil die Requisiten noch beisammen sind. Die reiche Natur des Waldes wird mit der billigen Unnatur von Dekorationen drapiert, und die Räuberoper geht vor dem Räuberpublikum in Szene. Zwar legen sich die Darsteller des komischen Banditenpaars Beppo und Giacomo Reserve auf, um die Sympathie der Hörer nicht zu verlieren, zwar tut – aus entgegengesetzten Gründen – die Darstellerin der Zerline in der Entkleidungsszene das gleiche, aber die Bandidos de Río Frío sind so entzückt, daß sie vor lauter Begeisterung ihre ganze Munition in die Luft verschießen. Die Vorstellung zieht sich lange hin, und so nächtigen Ensemble und Publikum im Walde.

Am Morgen geben die befriedigten Räuber ihren Gästen das Geleit zu den Kutschen. Die fahren ab und finden knapp vor der Stadt Puebla die Begleitmannschaft wieder, die sich gesammelt hat und ihre Schützlinge mit unvermindert martialischem Gehaben nach Veracruz bringt. Mit Silberbarren statt mit Silberstimmen in den Wagen wäre die Reisegesellschaft nicht so unberaubt davongekommen.

Man muß kein Berufsbandit sein, um silbernen Lokkungen zu unterliegen. Ihr seht den königlich spanischen General Agustin Iturbide hoch zu Roß. Er reitet den Insurgenten entgegen, er hat den Auftrag, die mexikanische Unabhängigkeitsbewegung niederzuwerfen. Unterwegs soll er einen Transport von einer halben Million neugeprägter Peseten beschützen und tut das, indem er ihn für sich beschlagnahmt. Dann schließt er in Iguala mit den Revolutionären einen Vertrag, durch den Mexiko unabhängig wird, macht sich zum Kaiser und entfaltet mit dem geraubten Silber den notwendigen höfischen Prunk.

Auch wer sich keinen Beschützern in die Hand gibt und seine Schätze selbst hütet, ist nicht vor Raub gefeit. Doña María de Rodríguez, Besitzerin des Bergwerks. Doña María im Gebiet von Huacal, erscheint im Film. Seit Jahren hat sie alle Barren ihres Silbers zu sich nach Hause schaffen lassen. Ihr Palast, so groß er auch ist, hat kaum noch Platz für den Schreibtisch, von dem aus sie den Betrieb dirigiert, kaum noch Platz für das Bett, in dem sie schläft. Nie verläßt sie ihr Haus, das mit einer Doppeltüre aus schwerem Eisen verschlossen ist. Die Fenster sind mit eisernen Queren gesichert.

Doña María will mit ihren Schätzen nach Kastilien zurückkehren. Eines Tages übergibt sie die Bergwerksanlage ihrem Bruder, läßt bei Nacht und Nebel alles Silber in Kisten verpacken und auf vierzig Maulesel laden, je zweihundert Pfund auf jeden, zusammen vier Tonnen. Ihre ältesten Vertrauensmänner aus dem Werk nimmt sie zum Schutz mit, sie selbst läßt die Kolonne nicht aus den Augen, und wirklich kommt alles unversehrt in der Hauptstadt Mexiko im Palast des Vizekönigs an. Der übernimmt und quittiert die Schätze und lagert sie im Beisein der Besitzerin im Staatstresor ein. Befreit atmet sie auf. Zum

erstenmal seit Jahren kann sie ruhig schlafen. Aus ihrem ruhigen Schlaf erwacht sie nicht mehr. Ist sie ermordet worden? Wer dürfte es wagen, den Vizekönig eines Mordes zu beschuldigen! Nicht einmal die Erben wagen es, und der Film zeigt nur, wie man sie morgens als Leiche findet. Ihr seht weder die Tat noch den Täter.

Ja, nicht immer bringen die Glückssträhnen aus Silber und Gold ihren Eigentümern das Glück. 1847 fährt der Schweizer Suter, mit mexikanischen Vollmachten und dem Titel eines mexikanischen Commandante versehen, nach dem Pazifik, in den Umkreis von Caliente Fornalla, dem „Heißen Ofen", und läßt sich dort, im Urwald California, als Farmer nieder. Ein Jahr später gehört dieses mexikanische Land den Vereinigten Staaten von Nordamerika, fast gleichzeitig findet sich dort Gold und fast gleichzeitig eine Armee von Goldsuchern aus aller Welt. Die verjagen den wackeren Schweizer, töten seine Kinder, betrachten sein Vieh als jagdbares Wild und verwüsten seine Felder und Betriebe. Suter verhungert auf den Stufen des Kapitols von Washington, wo er – o Irrer! – jahrelang und hartnäckig eine Entschädigung für ganz Kalifornien verlangte.

Der Film zeigt vierzehn Straßenräuber, die durch Schluchten und über Höhen vor den Gendarmen fliehen. In einer Grotte am Wendekreis des Krebses sind sie endlich geborgen. Es ist eine Grotte mit silbernen Wänden. Der Operateur blendet über auf das moderne Bergwerk von heute, das zu Ehren der vierzehn Banditen noch immer „Real Catorce" heißt.

Der Mauleseltreiber Juan Rayas findet die Grube „La Valenciana". Ihr dürft euch nicht wundern, wenn ihr seht, wie ihm das Diplom mit seiner Ernennung zum Granden von Spanien überreicht wird, denn die „Valenciana" lieferte binnen fünf Jahren mehr Silber, als es bisher in der ganzen Welt gab. Juan Rayas ist ein findiger und geschäftstüchtiger Mann. Den Bau der Kirche neben seinem Bergwerk zahlt er nicht mit seinem Silber, sondern mit dem, was ihm von seinem Silber fehlt. Ihr seht ihn mit dem Pfarrer verhandeln und wie tags darauf der Pfarrer seine Beichtkinder aufklärt, daß ihnen die glückliche Rückkehr aus den Gefahren des Schachts nur dann gewährlei-

stet sei, wenn sie allwöchentlich ein Stück Silbererz zum Kirchenbau spenden. Solche Stücke sind in der Gegend leicht zu finden, allenfalls auch in der Grube, von wo sie illegal zum Pfarrer getragen werden. Das eben ist dem Granden recht, braucht er doch für die aus der Mine geschmuggelten Klumpen keinen Akkordlohn zu zahlen und kann sie nachher dem Pfarrer zum Gestehungspreis abkaufen.

Durch Barrancas im Staat Chihuahua klettert ein Indio, sich argwöhnisch umsehend, ob ihn niemand beobachte. Er schleicht hinab nach der Stadt Parral, zur Bauhütte auf dem Platz, wo eine Kirche gebaut wird. Dort reicht er dem Bauführer ein faustgroßes Stück Gold. „Willst du noch immer nicht sagen, wer du bist?" fragt ihn der Kaplan, der in der Hütte steht. – „Niemals werde ich das sagen", erwidert der Indio und verschwindet unter noch größeren Vorsichtsmaßregeln. So erscheint und verschwindet er an jedem Sonnabend von 1590 bis 1610, zahlt mit seinem Gold alle Löhne für die Bauarbeiter. Da die Kirche vollendet ist, läßt ihn die spanische Obrigkeit verhaften und martern, um herauszukriegen, wo die geheime Goldgrube stecke. „Ich will den Weißhäutigen nicht noch mehr Reichtum und den Dunkelhäutigen nicht noch mehr Elend bringen", antwortet er auf alle Fragen, und mit diesem Satz stirbt er in der Folterkammer.

Was die Indios aus den Stollen zutage förderten, gehörte den Bonanzaprinzen, was sie als Lohn bekamen, war der Kirche. Wurden Lasten und Qualen unerträglich, dann flüchteten die Sklaven in die Berge oder lehnten sich gegen ihre Peiniger auf, und dann waren es diese, die flüchten mußten. Die Grubenherren von Baroyeca, einem schwer zugänglichen Bergwerksdistrikt an der Westküste, wurden einmal vier Wochen lang in der Kirche belagert. So erklärt sich das Festungsbarock der alten Kirchen und Klöster, erklärt sich das Bollwerk des Herrn de la Borda in Taxco, erklärt sich, weshalb die Alhóndiga in der Silberstadt Guanajuato zur Bastille Mexikos wurde.

Anfang des neunzehnten Jahrhunderts: Ihr seht einen jungen Mann in Radmantel und hohen Schuhen vor einem gewaltigen Haus in Guanajuato vom Pferd springen. Ihn

empfängt der Hausbesitzer, der zugleich der Grubenbesitzer ist, der Graf von Rul. Der Gast heißt Alexander von Humboldt, war in Deutschland Bergwerksassessor und Geologe und erbittet vom Gastgeber, in die Gruben einfahren zu dürfen. Das darf er. Er lobt, daß die Arbeit eine freie ist, das heißt, die Knappen freizügig sind, was er sonst nicht überall gefunden hat. Aber wie sind die Arbeitsbedingungen!

Zusammengepfercht in engen Stollen, arbeiten die Indios in einer Glut von vierunddreißig Grad, während draußen das Thermometer im Winter tief unter Null steht. Humboldt fragt sich, wie ein Mensch solche Temperaturunterschiede aushalten kann. Wie sind Kinder mit einer Last von fünfzig Kilogramm auf dem Rücken und Erwachsene mit hundertfünfundzwanzig Kilogramm imstande, sechs Stunden lang in dieser Hitze 1800 Stufen auf- und abzusteigen? Entsetzt hört Humboldt, daß die Arbeiter, welche die Sprengungen machen, selten über ein Alter von fünfunddreißig Jahren hinauskommen.

Zwanzigstes Jahrhundert: Ein Mann – der könnte ich sein – wandert durchs Land, vorbei an Fördertürmen, Schmelzwerken, Zyanidanlagen, und fragt überall, wem der Betrieb gehöre. Zumeist bekommt er ein Achselzucken der Unwissenheit zur Antwort. Wo er eine akustische Antwort bekommt, klingt sie wie „Asarco", und wie „Kannitverstan" klingt, was der Wanderer brummt.

Sicherlich ist Asarco kein Familienname. Es gibt keine Bonanzaprinzen mehr, so tief und zusammenhängend auch die Spuren ihres Wirkens noch heute in Mexiko erkennbar sind.

Von der Konquista an, der technischen Erschließung der ersten Gold- oder Silbergrube, war es keine Staatsbürgertugend, zu arbeiten. Die Arbeit war Zuchthauszwang und Tod. Dagegen war Glück eine Staatsbürgertugend, und zwar die belohnteste, das Glück, eine ergiebige Ader zu finden. Vermochte der Finder seine Bonanza mit mörderischen Methoden aufzuschließen, so nannte er alle erdenkliche Privatmacht sein eigen und dazu mehr gesellschaftliche Macht als die höchste Beamtenschaft und der höchste Klerus. Die waren ja nur deshalb nach Neu-Spanien ent-

sandt, um dem König Silbergeld, beziehungsweise dem Papst Peterspfennige zu schicken; zur Erfüllung dieses Auftrags konnte nur der verhelfen, der aus den Lotterielosen im Erdenschoß den Haupttreffer gezogen. Der Bonanzaprinz war Staatsoberhaupt de facto, denn er konnte den Beamten mehr Silber bieten als die Staatskasse.

Der Mann im Film fragt nach der Bedeutung des Wortes Asarco und findet schließlich heraus, daß es die Anfangsbuchstaben von American Smelting and Refining Company sind. Diese Kompanie wiederum ist der Deckname für den Guggenheim-Konzern, welcher die Silberförderung in Mexiko innehat und alles Silber nach USA transportiert.

Dort wird das Silber, Hunderttausende von Tonnen, aus finanzpolitischen Gründen in den Kellerverliesen von Fort Westpoint, N.Y., eingelagert, tief in der Erde, der es entrissen wurde mit Mühe und Not. Dort endet der Film, einer von denen, die man im Kino nicht zu sehen bekommt.

## WIRTSCHAFTLICHES FEUILLETON ÜBER TORREÓN

> Es steht noch nicht im Meyer,
> Es steht im Brockhaus nicht,
> Es tritt aus meiner Leier
> Zum erstenmal ins Licht.
>
> *Christian Morgenstern*

Das Baumwollzentrum Torreón steht nicht im Meyer, während der Meyer (Ausgabe 1908) in Torreón steht, wodurch ich erfahren habe, daß Torreón nicht im Meyer steht. Über Coahuila, den Bundesstaat, dessen wichtigste und größte Stadt Torreón bei weitem ist, wird in Meyers Konversationslexikon sehr viel ausgesagt, andere Städte dieses Staates werden lobend erwähnt. Torreón jedoch mit keiner Silbe.

Alles in Torreón dreht sich um Algodón. Es ist wie in Alexandria. Nur verwenden in Alexandria die Araber nicht das arabische Wort „al goton", sie sagen englisch „cotton", die Anglisierung von „goton".

Das deutsche Wort geht auf den bis ins achtzehnte Jahrhundert verbreiteten Irrtum zurück, Baumwolle sei die Wolle des skythischen Lamms, das auf Bäumen wachse. In Rußland reisende Europäer hatten es mit eigenen Augen gesehen. Was sie gesehen hatten, waren aber Embryos von Widdern. Die Bauern, die sich schämten, ungeborene Tiere aus dem Mutterleib zu schneiden, logen den Fremden vor, der kleine Widder (Baranetz) sei bei ihnen zulande eine Baumfrucht. In Wahrheit war das Lokkenfell nicht zum Verspinnen oder Verweben ausersehen, sondern dazu, ein Pelzmützchen zu werden oder Teil eines Persianermantels.

Jedenfalls wächst im Gebiet um Torreón die Baumwolle nicht als Tier auf den Bäumen, sie wächst als Pflanze auf

Erden, und das Saatgut kommt aus Memphis. Dadurch scheint mein Gefühl, in Alexandria zu sein, noch mehr gerechtfertigt. Leider erfahre ich, daß es sich nicht um das ägyptische Memphis, vielmehr um Memphis im Staat Tennessee, USA, handelt, welches unägyptische Memphis ein Monopol hat auf die Samen der bei Torreón angebauten Baumwollsorten.

Selbstverständlich wird der Leser die Frage stellen, die ich stelle: Warum verwendet man denn nicht die eigenen Kerne als Saatgut?

Ich erfahre, daß das nicht geht. Die Pflanzen würden sich miteinander kreuzen, und diese Inzucht ergäbe Degeneration. Deshalb wird die Saat aus den Samenzüchtereien von USA bezogen, wo die besten Stauden für die Zucht ausgesucht werden, „true to type" kultiviert, die Blüten in Musselin oder Zellophan eingepackt und die Befruchtung unter Kontrolle durchgeführt.

Beziehen nur die mexikanischen Felder die Saat aus der Züchterei?

„Nein, alle Baumwollfelder der Welt. Sogar die amerikanischen."

Aber in der Sowjetunion sah ich vor fünfzehn Jahren, wie Baumwollfelder angelegt wurden. Und die Russen hatten damals sicherlich keine Samenzüchtereien.

„Die haben wahrscheinlich jahrelang experimentiert. Die müssen sich nicht beeilen, weil sie keine Konkurrenz und keinen Export haben. Die verbrauchen ja alle Baumwolle für ihr eigenes Volk."

Viele der hiesigen Firmentafeln habe ich schon in Alexandria gesehen. Die Baumwollexporteure „Anderson, Clayton & Co.", „McFadden" und „William Woodworth" beherrschen im nördlichen Mexiko wie im nördlichen Afrika und außerdem im südlichen Nordamerika die lokalen Märkte, die zusammengenommen identisch sind mit dem Weltmarkt. Auch die Verkaufsstellen für Pflückmaschinen und Entkernungsmaschinen, für Mittel zur Schädlingsvertilgung und für Kunstdünger tragen hier wie dort die gleichen Firmennamen.

Überdies gibt es, damit ich's nicht vergesse, das Heer

der Menschen, welche die Baumwolle pflanzen, pflegen und pflücken. Das spielt sich außerhalb des Weichbildes von Torreón ab, in der Laguna. Dort fließt der Nil namens Río Nazas. Dort bewegen sich die Pumpen, die den arabischen Namen „noria" führen, während die Araber sie schon längst „wells" nennen. Und dort arbeiten die hiesigen Fellachen, die Ejidatarios.

Der Name Laguna scheint darauf hinzuweisen, daß dort Wasser ist. Aber so etwas von Nichtwasser, so etwas von Dürre und Trockenheit! Wasser gibt es nur, wenn – einmal im Jahr – der Río Nazas außer Rand und Damm gerät und alles überschwemmt, manchmal, wie 1917 und kurz nach meinem Besuch in der Laguna, 1944, in katastrophalem Ausmaß, Menschen und Vieh ertränkend, Felder, Straßen und Speicher vernichtend. Nachher kehrt der Fluß, als wäre nichts geschehen, in sein Bett zurück. Auf dem Weg dorthin läßt er seinen Unrat hinter sich, und darauf wächst die Baumwolle im Schweiße des Angesichts von hunderttausend Laguneros.

Der Bahnhof Torreón ist dem Hafen von Alexandria ähnlicher als einem Bahnhof. In Lagerhäusern, vor hydraulischen Pressen und an Baumwollballen schallt der Lärm von Geschäftskonflikten und neuen Abschlüssen. Obwohl der Krieg den europäischen und den japanischen Markt abgeschnitten hat, herrscht Konjunktur. Denn einerseits braucht der Krieg Schießbaumwolle und andererseits Watte in unvorstellbaren Mengen, von Uniformen ganz zu schweigen.

Erstaunlich ist es, an Ort und Stelle zu sehen, welche Industrien (außer dem Textilwesen) der kleine Baumwollstrauch schafft und welchen Einfluß er auf Weltwirtschaft und Weltpolitik ausübt.

Als eine der ersten erschien die Seifenindustrie. Ein Amerikaner namens John Brittingham aus San Louis, Missouri, erbaute auf dem Boden der Laguna und eines langfristigen Kontrakts eine riesige Seifenfabrik.

Bis dahin hatten die Egrenieranstalten die Baumwollfaser nur deshalb entkernt, weil die Kerne den Verspinnungsprozeß hinderten. Die Kerne selbst, Tausende von

Tonnen, wurden verbrannt oder tief in die Erde versenkt. Nicht einmal als Dünger durften sie verwendet werden, denn sie galten als Gift für Mensch und Tier.

Nun kam Mr. Brittingham und bot fünfzehn Pesos per Tonne für das wertlose und gefährliche Abfallprodukt. Wie vorteilhaft für die Baumwollherren von Torreón, und wie vorteilhaft erst für Mr. Brittingham. In Amerika hätte ihn das zur Herstellung benötigte Baumwollsamenöl zwölfmal soviel gekostet, wie in Mexiko die ganze Seife kostete. Mr. John Brittingham war nicht mehr Mr. John Brittingham, sondern Señor Juan Brittingham, er verkaufte seine Seife in Mexiko und schlug den amerikanischen Seifenimport aus dem Felde.

Um die Jahrhundertwende wollte der mexikanische Finanzminister Limantour die äußere Schuld Mexikos konsolidieren. Eine Pariser Bankengruppe war dazu bereit, und dafür erhielt die französische Konkurrenz des schwedischen Nobeltrusts das Dynamitmonopol für Mexiko. Die Société Centrale de Dynamite, deren Präsident Paul Clemenceau war, Bruder des Oppositionsführers Georges, errichtete ihre Dynamitfabrik bei Torreón.

Warum bei Torreón?

Bei Torreón war erstens die Baumwolle und zweitens die Seifenindustrie. Das Öl der Baumwollkerne ergibt nicht nur Fettsäure für die Seife, sondern auch Glyzerin für das Nitroglyzerin. Um sich in transportables Dynamit zu verwandeln, bedarf das Nitroglyzerin eines Beiprodukts, und dieses ist wiederum Baumwolle, eine kurzstaplige, die mit Salpeter und Schwefelsäure zu Schießbaumwolle wird.

Die Fabrikanlagen außerhalb der Stadt sind selbst eine Stadt, die Stadt Dinamita. Heute gehört sie nicht mehr den Franzosen. Die haben in die innermexikanischen Zwistigkeiten Dynamit hineingetragen und gingen um 1913 mit den reaktionären Staatsstreichplänen in die Luft.

Jetzt wird die Stadt Dinamita von den Dupont de Nemours beherrscht, die außer ihrem französischen Adelsnamen das amerikanische Bürgerrecht besitzen und die Hoheitsrechte über die Chemie von USA. In urheberrechtlichem Sinn ist die Dinamita nicht das Werk der Dupont de Nemours, womit die Familientradition fortgesetzt wird.

Auch der Stammvater der Dynastie war nicht der Urheber seiner chemischen Entdeckungen in urheberrechtlichem Sinn. Während der Französischen Revolution war er mit den chemischen Formeln seines Freundes Lavoisier nach Amerika gesegelt und hatte auf Grund dieser Formeln Schießpulver gemacht und auf Grund dieses Schießpulvers Dollarmillionen. Als Amerika in den ersten Weltkrieg eintrat und unter dem Alien Property Act auch die Patente der deutschen IG-Farbenindustrie beschlagnahmte, wurde Dupont der größte chemische Konzern der Welt. Unter anderem übernahm er das Sprengstoffgeschäft der amerikanischen Länder.

Von Torreón aus wird das Dynamit den Bergwerken ganz Mexikos zugeleitet. In einem der Dörfer der Laguna ist die Schule nicht nach Emiliano Zapata, Pancho Villa oder einem anderen der bekannten Bauernrevolutionäre benannt, sondern nach dem „Héroe de Nacozari". Ich frage, wer das war, und höre:

Es war einmal eine Zugsgarnitur, bestehend aus Lokomotive und drei mit Dynamit beladenen Waggons. Sie hielt auf dem Bahnhof von Nacozari, einer Bauern-und-Arbeiter-Siedlung im Staat Sonora, und ein Eisenbahner, Jesús García, stand daneben. Die Achsen waren so heiß gelaufen, daß, wie Jesús García plötzlich bemerkte, das Schmieröl brannte. In der nächsten Minute mußte die Ladung explodieren und die Ortschaft vernichten. Anstatt zu fliehen, schwang sich Jesús auf die Lokomotive, gab Volldampf und sauste mit dem Zug los. Eine Minute später fuhr er mitsamt der Fracht in den Himmel, aber die Bewohner Nacozaris waren gerettet. Jesús García ist der Héroe von Nacozari.

Damit, daß die Baumwollkerne aus dem Abfalleimer geholt und zu einer in Silberpapier eingewickelten Seife wurden, ist das Aschenbrödelmärchen noch nicht zu Ende.

Seit den Tagen Mr. Brittinghams hatte sich der Baumwollanbau überall so erhöht, daß die Seifenfabriken nur einen Bruchteil der Kerne verdauen konnten. Der Rest häufte sich zu Halden. Da kamen die Italiener auf die Idee,

ihrem Olivenöl unauffällig das Öl aus den Baumwollkernen beizusetzen. Nach den ersten Versuchen nahm Italien immer mehr und mehr Kerne ab, Schiffsladungen, jahrelang.

Bis eines Tages die Amerikaner erfuhren, daß das aus Italien nach Amerika importierte Olivenöl fast zur Gänze aus dem Öl amerikanischer Baumwollkerne bestehe.

Wie war das möglich? Hat denn das Baumwollsamenöl nicht einen Beigeschmack, der es ungenießbar macht? Kaum war diese Frage gestellt, fuhren schon Industriespione nach Italien und insbesondere nach Triest, wo die größten Ölfabriken waren.

Sie erkundeten das Verfahren. Wenn man Baumwollöl mit kaustischer Soda und nachher im Vakuum mit Dampf behandelt, verliert es seinen Geruch und kann mit Olivenöl verschnitten werden, ohne daß es von diesem zu unterscheiden ist.

Sehr gut, Baumwollöl konnte also zum Kochen und Braten verwendet werden. Aber zum Backen? Nein, dazu taugte es nicht. Zum Backen brauchte man Fette von höherem Schmelzpunkt. Schnell erfanden die Chemiker die Hydrogenisierung: Sie setzten den ungesättigten Glyzerinverbindungen der Fettsäure Nickelstaub zu und nachher Wasserstoff. Dadurch wurde ein höherer Schmelzpunkt erreicht – die Revolution des Backofens. Alsbald ließ sich mit Pflanzenbutter, vegetabilischem Schmalz und Margarine backen, was es zu backen gab.

In Amerika entstanden grandiose Ölmühlen, gegen die sich die italienischen verstecken können, und während in Krisenzeiten die Baumwollfaser verbrannt wurde, blieben die Baumwollkerne wertbeständig.

Wären bloß nicht Aschenbrödels Töchter gewesen, die Linters, die winzigen Härchen auf dem Kern. Für die Verspinnung waren sie nicht zu brauchen, und das Öl verdarben sie auch. Mit komplizierten Maschinen mußten diese Flaumhaare sorgsam abgesägt und abgesaugt werden zu dem einzigen Behufe, weggeworfen zu werden.

Jedoch auch Aschenbrödels Töchter blieben nicht unentdeckt, feierlich wurden sie auf den Warenmarkt geholt und

spielen heute eine große Rolle. Die Linters sind eine Zellulosequelle mit Verwendungsmöglichkeiten, die voneinander so verschieden sind wie Damenstrümpfe von Explosivstoffen und Matratzenfüllung von Kunstseide.

Auf dem Lintersthron von Torreón, der sozusagen eine explosive Matratzenfüllung und einen kunstseidenen Überzug hat, sitzt seit fünfundzwanzig Jahren Mr. Pegram-Dutton, ein Engländer von überdimensionaler Länge. Als ich sein Büro betrat, welches gleichzeitig das Konsulat des Königs von Großbritannien ist, kam er (selbstverständlich der Konsul) zu mir heraus, deutete mit dem Daumen auf sein Arbeitszimmer und flüsterte: „Gerade sind zwei Herren aus dem Ministerium drin. Ich will mein Bestes tun, daß es nicht lange dauert."

Es dauerte nicht lange. Wir sitzen nun in seiner Wohnung, und er erzählt mir, die beiden Herren hätten Linters im Ausfuhrregister erwähnt gefunden und wollten erstens wissen, wie hoch man sie im neuen Tarif für Exportzölle einsetzen solle, und zweitens, ob man Linters nicht in Mexiko selbst verwerten könnte.

Mr. Pegram-Dutton hatte vor einem Vierteljahrhundert, als er, ein junger Heimkehrer aus dem ersten Weltkrieg, im Baumwollhafen Liverpool konditionierte, eine Anstellung nach Torreón angenommen. Von Torreón wußte er damals nur, daß es in dem Lande liege, wo ein Berg Popocatépetl heißt.

„Steht Torreón nicht in der British Encyclopaedia?" frage ich.

„Damals? Nein, was denken Sie! Heute steht es selbstverständlich darin."

Ich fange an, mich für den Meyer zu schämen. Jedoch Mr. Pegram-Dutton besitzt die neueste Ausgabe der Encyclopaedia, wir schauen unter Torreón nach, und siehe da, es gibt kein Torreón.

„Nun", sagt Mr. Pegram-Dutton, „eigentlich ist Torreón erst seit 1936, seit der Cárdenasschen Bodenaufteilung an die Baumwollarbeiter zu dem geworden, was es jetzt ist. Innerhalb dieser acht Jahre hat sich die Einwohnerzahl um mehr als ein Drittel erhöht, und es sind in dieser Zeit mehrere tausend Häuser gebaut worden."

Ich frage, wieso das mit der Bodenaufteilung zusammenhängen soll.

„Die Großgrundbesitzer waren Ausländer, Spanier zumeist, die entweder in Mexiko-Stadt lebten oder gar in Madrid, wo sie ihre Gewinne investierten oder ausgaben. Früher besaß ein Hacendado bis zu 75 000 Hektar, heute sind 150 Hektar das gesetzlich festgelegte Maximum. Allerdings ... hat er rechtzeitig sein Vermögen auf Frau und Kinder überschrieben, so besitzt er mit seiner Familie drei- oder viermal 150 Hektar. Aber auch das ist nur ein Bruchteil seines ehemaligen Eigentums. Um nun den alten Profit herauszuholen, hat er Intensivbewirtschaftung eingeführt und vor allem seinen Absentismus aufgegeben, das heißt, er lebt nicht mehr ferne von der Scholle, sondern auf ihr, sein eigener Verwalter. Natürlich schimpfen die ehemaligen Hacendados über die Aufteilung, unter vier Augen gestehen sie aber zu, daß sie sich nicht sehr zurücksehnen nach der Unübersehbarkeit ihrer Ländereien und nach dem Ärger mit den Peones und ihren Forderungen, die oft sehr unangenehm waren. Sie verstehen?"

Ich verstehe, obschon ich zum erstenmal das Eingeständnis höre, daß durch die Landaufteilung die „Beraubten" nichts verloren und die Stadt einen ungeahnten Aufschwung erlebte. Ich könnte so etwas niemals aussprechen, ohne mir den Vorwurf plumpester Propaganda zuzuziehen. So frage ich denn: „Darf ich das als Ihre Meinung zitieren, Mr. Pegram?"

„Sie können ruhig schreiben, daß ich das gesagt habe", sagt der britische Konsul, „aber fügen Sie, bitte, hinzu, daß ich im Prinzip ein Gegner der Bodenpolitik von Cárdenas bin."

Im Gespräch mit dem Direktor von „Insecticidas y Fertilizantes" wird mir ganz schwindlig von den Ziffern, mit denen er herumwirft, von den Quantitäten der Baumwolle, die durch Kapselwurm, Rotwanze und andere Insekten zugrunde gehen. Noch höher sind die Ausgaben für Gegenmittel. Denn diese Gegenmittel werden zu Dollarpreisen aus USA importiert, wiewohl Mexiko die chemische Gegenwehr selbst bewaffnen könnte. Der Krater des Popo-

catépetl, welcher schon den Konquistadoren seinen Schwefel für ihre Munition darbot, besitzt sicherlich heute noch genug davon, um alles Ungeziefer auf weiter Flur zu vergasen.

Der schädlichste Schädling ist der „Gusano rosado", der rosafarbene Wurm, Pectinophora gossypilas. Dem ist im Grunde nur durch einen Wettlauf beizukommen: man muß sich bemühen, die Pflanze zur Blüte zu bringen, bevor sich die Motte entwickelt.

Von einem anderen Schädling, dem Boll-Weevil, spricht der Direktor nicht anders als vom „Mister Boll-Weevil", womit er andeutet, daß dieser Unglückswurm den Yankees zu verdanken sei. Aber zufällig fällt mir ein Lied ein, das die nordamerikanischen Baumwollarbeiter im Cotton Belt singen und das den Boll-Weevil einen Landfremden nennt, einen Ausländer aus – Mexiko.

The Boll-Weevil is a little bug
From Mexico they say,
He came to try the Texas soil
And thought he'd better stay
Just looking for a home,
Just looking for a home.

Um mich in keine Debatte über Rassen- und Fremdenhaß einzulassen, steuere ich mein Gespräch aus dem Fahrwasser der Insecticidas in das der Fertilizantes.

Nun ja, mit den Düngemitteln sei es wie mit der Schädlingsvertilgung. Mexiko ist eben kein Industrieland und muß teuer einführen, was es billig herstellen könnte. Von den Erzeugnissen Mexikos gehen die meisten ins Ausland ab, auch solche, die Mexiko selbst benötigt. Zum Beispiel die Ölkuchen, Rückstände der gepreßten Baumwollsamen. Dieses ölhaltige, leichtverdauliche Viehfutter wird nicht auf den Triften Mexikos, sondern auf denen Skandinaviens verdaut. Für Mexiko bleibt ein Dreck, das heißt, nicht einmal der, obwohl das Land natürlichen Dünger brennend braucht.

Wohl nennt Mexiko ein ganz besonderes Düngemittel sein eigen, und noch dazu eines, für das die USA lockende

Preise bieten: Bat Guano, Fledermausexkrement. Seit den Nächten des Diluviums hausen in den Bergeshöhlen von Durango, Coahuila und Chihuahua Generationen von Fledermäusen und machen dort das, was sie gegessen haben. Selbst die phantasiebegabtesten dieser Fledermäuse kamen nie auf den Gedanken, daß das Resultat ihrer Notdurft dereinst von der nordamerikanischen Agrikultur heiß begehrt sein werde.

Ich frage den Direktor von „Insecticidas y Fertilizantes", ob er auch Dreck am Stecken, das heißt Bat Guano auf Lager habe. Der Direktor wundert sich einerseits, daß ich schon von diesem Artikel wisse, fügt aber andererseits hinzu, daß jetzt auch die Neunmalweisen der Bürokratie davon erfahren haben. Durch ein Bundesgesetz wurde das Bat Guano neben Gold und Petroleum in die Reihe der Bodenschätze eingereiht, welche Eigentum der Nation sind und ohne behördliche Bewilligung nicht ausgebeutet werden dürfen. Aber vorläufig bekämen Privatfirmen kein Schürfrecht auf den Dreck der Fledermäuse.

Im Gebiet von Torreón gibt es Primärindustrien, die nichts mit der Baumwolle zu tun haben, höchstens mit dem wegen der Baumwolle entstandenen Straßen- und Eisenbahnnetz. Guayule zum Beispiel. Sicherlich steht auch Guayule noch nicht im Meyer und auch im Brockhaus nicht und tritt aus meiner Leier zum erstenmal ins Licht, und zwar in Gestalt eines Strauches.

Guayule fängt zu wachsen an, wo die Baumwolle zu wachsen aufhört. Auf diesem Randgebiet der Botanik ist der Boden noch brüchiger und dürrer als auf dem Baumwollfeld, und die Erdfläche schwingt sich zu Hügelwellen auf, zu Bergen. Wild sproß dort der Guayule-Strauch. Die Indios der Vorzeit machten Gummibälle aus dem Pflanzensaft. Manchmal riß ein vorbeireitender Vaquero (die mexikanische Version des Cowboys und wie alle Amerikaner ein Gummi-Kauboy) ein Stück der Pflanze ab und schob es zwischen die Zähne.

Nun zerkaut der Krieg, der allen Gummi der Welt in sein Gebiß schiebt, auch den Guayule. Der ist nicht ganz reiner Gummi, denn er enthält zwanzig Prozent Harz.

Aber für viele Gummifabrikate ist er gut genug und besonders dafür, dem synthetischen Gummi beigesetzt zu werden. In Torreón gibt es eine Fabrik zur Bearbeitung von Guayule, sie gehört der „Mexican Rubber Co.", die, wie schon der Name „Mexican" besagt, nichts mit Mexiko zu tun hat, sondern eine amerikanische Gesellschaft mit holländischem Kapital ist. Nur das Rohmaterial stammt aus Mexiko und wird zu mexikanischen Arbeitslöhnen manipuliert für „Euzkadi", „General Popo" oder andere Firmen, welche die mexikanischen Pseudonyme nordamerikanischer Gummikonzerne sind.

Torreóner Freunde fragen mich, ob ich das älteste Bauwerk der Stadt sehen will. Gewiß, ich will. Meine Augen sind müde von den Neubauten, sie möchten etwas aus vergangenen Epochen sehen, eine Pyramide oder wenigstens einen massiven Bau aus der Kolonialzeit.

So lasse ich mich zum ältesten Bauwerk führen. Es steht in der Altstadt und ist ein Türmchen, das auch so heißt – Torreón – und dem ganzen Umkreis den Namen gab. Auf Quadratmeilen ist dieses Türmchen mitsamt der Hacienda, die daran lehnte, der einzige menschliche Wohnsitz gewesen. Das Türmchen ist etwa sechzig Jahre alt.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren die Grundstücke dieses Gebiets von den Firmen „Agustin Gutheil" und „Rapp, Sommer & Cia." erworben worden, deutschen Banken in der mexikanischen Hauptstadt. Sie schickten Andreas Eppen, den Sohn eines Emigranten aus Fürth in Bayern, als Verwalter auf die Parzellen. Dort stellte er sich den festen Turm hin, um den nach und nach die Baumwolle eine große Stadt baute, eine vielsprachige Stadt.

Im Zentrum von Torreón hört man fast ebensoviel Englisch wie Spanisch. Mit dem französischen Sprengstoffwerk kamen merkwürdigerweise zumeist Italiener herüber, weil die „Société Centrale de Dynamite" eine Filiale in Avigliana bei Turin besaß, wo die Arbeiter billiger zu haben waren. Von den Franzosen kehrten viele nach Frankreich zurück, die Italiener blieben. Sie haben sich von Anfang an mit Seidenraupenzucht befaßt und ihren Wein angebaut.

Später machten sie teils mit Weinbau, teils mit der Umwandlung von Baumwollöl in Olivenöl ihr Geschäft. Eine geschlossene Kolonie in Torreón bilden die Chinesen, ihnen gehören die Lebensmittelläden. 1911 gab es einen Pogrom, dem dreihundert Chinesen zum Opfer fielen. In der Textilbranche sind die Franzosen führend. Vertreter aller Nationen hatten sich in Torreón zu vorübergehendem Aufenthalt eingerichtet und blieben ständig.

Da ich in den Zug einsteige, um wegzufahren, läuft jemand den Perron entlang und ruft meinen Namen. Herr Utulnik aus Nimburg in Böhmen. Seine Frau war heute in Torreón und hatte in der Botica Europea gehört, ein Tschechoslowake sei hier und reise um elf nach der Hauptstadt zurück. Diese Sensation hatte sie ihrem Mann telefoniert nach seinem Rancho, fern der Stadt und nahe dem Wendekreis des Krebses. Herr Utulnik raste im Auto los, um den Landsmann noch zu erwischen und mit ihm ein paar tschechische Worte zu wechseln. Durchs Waggonfenster erzählt er mir, daß er schon zwanzig Jahre in Torreón ansässig sei. Zuerst habe er hier eine Prager Selcherei betrieben, hernach kaufte sein spanischer Schwiegersohn eine Baumwoll-Hacienda. Die aber wurde aufgeteilt, nur hundertfünfzig Arbeiter könne er noch beschäftigen.

Die Türen werden zugeklappt. „Wie schade, Landsmann", ruft er herauf, „wie schade, daß Sie schon wegfahren."

„Nun", rufe ich hinab, „in Mexiko werden wir mehr miteinander reden können."

„Ach", ruft er, „ich war noch nie in der Hauptstadt."

„Noch nie in der Hauptstadt?" rufe ich. „Wie ist das möglich?"

„Solange ich Fleischer war, hatte ich nicht genug Geld, und jetzt habe ich nicht genug Zeit. Seit dieser Landaufteilung kann ich mich nicht mehr vom Rancho rühren."

Bei diesen Worten, die aussagen, wie der Absentismus der Grundbesitzer ins Gegenteil umgeschlagen hat, fährt mein Zug aus Torreón ab.

## WAS IMMER DER PEYOTE SEI...

...ob ein Gott oder ein Teufel oder Gott und Teufel zugleich – jedenfalls ist er gut getarnt. Zerrumpelt und verrunzelt steht er auf meinem Fensterbrett. Ganz ohne Stacheln und Grannen und Dornen. Offenkundig will er harmloser scheinen, als seine Nachbarschaft: Seht her, ich bin der einzige Kaktus, der keine Waffen trägt.

Auch durch die Vielfalt seiner Namen tarnt er sich. Botanisch heißt er Lophophora Williamsii oder Ariocarpus, pharmakologisch ist er und sein Extrakt Pellonium oder Anhalonium Lewinii, die Drogenhändler führen ihn als Mescal Buttons (etwa: Schnapsknöpfe), und die Indios, die weder botanisch noch pharmakologisch noch kommerziell verstehen, nennen ihn Peyotl oder Peyote, so wie er von ihren Vätern genannt wurde und von ihren Vorvätern. Denn der Gebrauch und die Verehrung dieses Kaktus reicht, dem gelehrten Missionar Bernardino Sahagún zufolge, mehr als zweitausend Jahre zurück.

Vor zweitausend Jahren ahnten die Ur-Indios noch nicht, daß sie, wenn sie Peyote genossen, eine Todsünde begingen. Sie erfuhren es erst, als die Missionare ins Land kamen und sich nicht genug empören konnten über den Aberglauben, eine Pflanze für einen Gott zu halten, welche doch offensichtlich ein Teufel war. „Und selbst wenn sie Gott wäre", sagte der Priester zu den Indios, denen er die Hostie verweigerte, „kann man denn den Leib Gottes essen?"

Daß der Peyote magische Kräfte besitze, glaubten auch die Spanier. Doktor Francisco Hernández meldet 1570 dem König Philipp II., dessen Leibarzt er ist, der Peyote sei imstande, strategische Enthüllungen zu machen. Er verrate denen, die ihn essen, wann, wo und wie der Feind angreifen werde und welches Wetter in der Schlacht bevorstehe.

Anno Domini 1626 hält Fray Jacinto de la Serna den Genuß von Peyote für die heidnische Art der Kommunion. „Es steht fest, daß die Indianer, indem sie Peyote einneh-

men, einen Pakt mit dem Satan schließen." Deshalb wird jedem Missionar auf die Reise nach Neu-Spanien das „Manual para administrar los Santos Sacramentos" mitgegeben, das Bartolomé Garcia verfaßt hat. Bevor einem Indio das Sakrament der Taufe, der Beichte, der Ehe oder der Letzten Ölung erteilt wird, müssen ihm die Fragen gestellt werden: „Hast du Peyote gegessen?" – „Hast du anderen Peyote gegeben, um Geheimnisse zu erfahren, Gestohlenes oder Verlorenes wiederzufinden?"

Der Indio kalkuliert: Es gibt keinen Gott außer dem christlichen Gott, das ist richtig. Aber richtig ist auch, daß der Peyote ein Gott ist, ein, wie wir am eigenen Leib erfahren haben, sehr mächtiger Gott. Also ist Peyote der christliche Gott.

Gegen diese Logik war nichts auszurichten, und es kam zu dem üblichen Kompromiß zwischen Heidentum und Christentum. Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert war selbst der kollektive, mit Zeremonien verbundene Genuß von Peyote keine Sünde mehr. In den Vereinigten Staaten ist der Peyotekult als christlicher Gebrauch anerkannt, und die Peyotegemeinden sind eine „chartered sect" im Sinn der Federalgesetze unter dem Namen „The Native American Church". Die Indianerkirchen von Nebraska, Iowa und Kansas erklären allerdings den Peyote als „vegetal incarnation of the Holy Ghost", eine wahrhaft mystische Formulierung, denn eine pflanzliche Fleischwerdung ist nicht leicht vorstellbar.

Ein alter Missionsort im mexikanischen Staat Coahuila heißt „El Santo Nombre de Jesús Peyote", und einige Indianerkirchen sind der „Mutter Gottes von Peyote" geweiht. Auf den Altären liegen Kruzifix und Bibel neben einem großen Peyote, dem Allerheiligsten. Die zwölf Teile eines Fächers aus Adlerfedern, mit dem das heilige Feuer geschürt wird, sind Sinnbilder der zwölf Apostel. Ein Erdwall um die Kirche bedeutet den Kalvarienberg. Ein Topf mit Peyotesaft ersetzt das Taufbecken. Mit dem Ritus, den die Eucharistie für die Verabreichung von Brot und Wein vorschreibt, werden Peyote und Wasser genossen. Die christlichen Festtage feiern die Indianer mit den Gebräuchen ihrer Ahnen.

In mondblauen Nächten, die ein längst abgeschaffter, aber nicht vergessener Kalender bestimmt, ziehen Indios trommelwirbelnd aus ihren Dörfern, um den Gott Peyote zu suchen, ihn aus der Gefangenschaft zu erlösen, in der ihn ein Hirschgott hält. Wenn sie den Hirschgott mit Pfeil und Bogen erlegt haben, befreien sie den Peyote aus dem Kerker des Erdbodens und führen ihn heim in rituellem Triumph.

Einst war der Peyotesaft ein Kriegsmittel gewesen, ein gütiges Kriegsmittel selbst für den Feind, denn die in Peyote getränkten Pfeile betäubten ihn nur. Wurde der Gefangene die Opferpyramide aufwärts geführt, dann spürte er keinerlei Todesangst, und die Extraktion seines Herzens vollzog sich sozusagen in Narkose.

Für den Freund aber war die Gottheit noch mehr, sie vertrieb ihm Hunger und Durst während des Feldzugs, verlieh ihm Kampfesfreude, schenkte ihm Ausdauer in der Schlacht und nahm ihm bei einer Verwundung jeden Schmerz, oh, gutes Gift.

Vorbei sind die Stammeskriege mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Tal, vorbei die Menschenopfer, vorbei der Aberglaube, daß es gegen Hunger und Durst eine andere Remedur gäbe als Essen und Trinken. Aber noch immer wird nördlich vom Wendekreis des Krebses in heiligen Nächten der Peyote geerntet. Er gilt den Indios als Arznei der Arzneien, bei ihnen ist das Wort „Medizin" mit dem Wort Peyote identisch.

Diese Droge ist allmächtig, sie heilt gegensätzliche Krankheiten. Einerseits vertreibt sie Mannesschwäche, andererseits wirkt sie gegen Sexualgelüste. Sie fördert Kindersegen und hilft gegen unerwünschte Liebesfolgen. Sie beseitigt Erregungszustände ebenso wie Apathie. Dies und andere Wunder beeiden die Indios.

Bei den mitternächtlichen Zeremonien wird den Sterbenden ein Scheibchen der gedörrten Peyotekrone in den Mund gelegt und mit dem zwölfgliedrigen Adlerfächer der Rauch der sakralen Flamme entgegengewedelt, auf daß der Tod entweiche.

Für die Peyotegläubigen in den dürren Hochsteppen von Nordmexiko ist dieses Mittel gegen Schmerz und Tod

leicht erhältlich. Sie wissen, wo und wann man es aufsuchen darf. Schwerer haben es die Glaubensgenossen der Nachbarstämme, die müssen Einkäufer ins peyotegesegnete Gebiet senden und zwanzig bis fünfundzwanzig Centavos für ein Pfund der Kaktusköpfe zahlen.

Aber nicht nur an den Konsumenten wird die Gottheit verkauft, sondern auch an den Zwischenhandel, der in Nuevo León sitzt und seinerseits den Großhandel in der Grenzstadt Laredo (USA) beliefert. Die Peyotefirmen versorgen nicht weniger als vierunddreißig nordamerikanische Indianerstämme bis hinauf nach Kanada. Sechs Dollar werden für tausend Köpfe der Pflanze bezahlt. Sowohl der Peyotekaktus wie die vier Alkaloide, die er enthält (Anhalonin, Meskalin, Anhalodin und das besonders giftige Lophophorin), sind in den Bundesgesetzen Nordamerikas als erlaubte Narkotika angeführt.

Und da nun mal weiße Hände im Peyotegeschäft drinnen sind, so liefern sie auch fürs weiße Geschäft, und der Gott oder Teufel Peyote wird nach Europa geschickt, um dort die Segnungen des Schmerzvergessens einschließlich verzückter Räusche zu spenden.

So pur jedoch, wie die Indianer die Panazee schlucken, so pur kann sie der Europäer nicht vertragen, er würde in Starrkrampf verfallen, wahrscheinlich in einen, aus dem es kein Erwachen gibt. Nur mit Antidoten gemischt und in winzigen Dosen dürfen Mescal Buttons eingenommen werden, wenn sie als zeitweiliges und nicht als endgültiges Schlaf- und Beruhigungsmittel ihre Wirkung tun sollen.

Ich habe mit zwei abenteuerlustigen Freunden einen Aufguß von Peyote getrunken, um aus eigener Erfahrung die Wirkung schildern zu können. Aber alles, was ich aus eigener Erfahrung schildern kann, ist, daß wir alldritt das große Kotzen bekamen.

Ein paar Tage später hörte ich, ein österreichischer Psychiater, dessen Untersuchungen über Rauschgifte in der Peyoteliteratur zitiert sind, mache in Mexiko Peyoteexperimente an sich selbst. Ich war neugierig, was der Fachmann der Pflanze entlocken werde. Aber er, durch jahrelange Selbstversuche mit Giften geschwächt, starb kurz darauf ganz plötzlich.

An Europas Universitäten wurden Versuche teils mit synthetischen Peyotepräparaten, teils, wie in den Vorworten zu den Büchern „Der Mescalinrausch" von Kurt Beringer und „Le Peyotl" von A. Rouhier erwähnt ist, mit der Pflanze selbst gemacht; die Exemplare stammten vom tschechoslowakischen Konsul in Mexiko, dem gleichen, der mir die Pflanze zu meinem kläglich mißglückten Experiment stiftete. Auf den psychiatrischen Kliniken von Paris und Heidelberg sind die Experimente besser gelungen. Die Versuchspersonen erfuhren die seltsamsten Veränderungen ihrer Sinnesfunktionen: Die Gesamtpersönlichkeit spaltete sich, und die fünf Sinne verschmolzen miteinander, so daß der Trunkene Farben hörte, Geräusche sah, Empfindungen roch und Gerüche greifen konnte.

Wer dieses Gottes voll ist (oder dieses Teufels), schwelgt in szenenreichen Märchenwelten, erlebt das Aufleuchten vielfarbiger Fluiden und ihre Vermählung in einem Brautbett vibrierender Lichtfülle. Stilisierte Feuerbrände umzingeln seinen Körper, ohne ihm wehe zu tun.

Alle künstlichen Paradiese aus Opium und Haschisch, die uns Thomas de Quincey, Baudelaire und Gautier dichterisch rekonstruierten, müssen vor denen des Mescalinrausches verblassen. Wenn man die Protokolle über die klinischen Experimente und die Selbstschilderungen der Versuchspatienten liest, so versteht man, daß die Indios den Peyote für einen Gott und die Missionare ihn für den leibhaftigen Gottseibeiuns hielten, versteht man, warum sich die Kranken in ihrem Schmerz und die von ihrer Gesundheit gelangweilten Gesunden dem Peyote verschreiben. Beiden hilft er, dieweil er nicht nur Gott und nicht nur Teufel ist, sondern Gott und Teufel zugleich.

## DER HAFEN DER SEERÄUBER

Auf meinen Reisen begegnete ich oftmals Bekannten, die an der eben von mir passierten Stelle steckengeblieben waren. Einen Mitschüler traf ich als Sträfling in Sing Sing an, einen Regimentskameraden als Fischer in Tadschikistan, einen Fußballkollegen als Toilettenmann des Kasinos von Monte Carlo, und so und überall.

Auch mit indirekten Bekannten kam ich so zusammen, mit Verwandten und Freunden von Freunden, mit Menschen, die ich aus Büchern kannte oder vom Hörensagen. Manchmal lebten sie, manchmal fand ich ihren Namen auf dem Ortsfriedhof. In dem Garnisonstädtchen Gyula tauchte mir Albrecht Dürer der Ältere und sein Geburtshaus auf, ganz unvermutet, denn ich hatte nicht gehört, daß der Vater des deutschen Meisters ein Ungar gewesen.

Eine Herberge im Kaukasus ... Dort erzählte mir der Portier, ein Alkoholkopf und ehemaliger Kommissar der Ochrana, er habe einmal, in den achtziger Jahren, den kleinen Bruder des Zarenmörders Uljanow freigelassen, den künftigen Lenin. „Ich habe geglaubt", lallte er, „der Junge wird uns nicht gefährlich werden ..."

Auf meiner Fahrt nach dem Hafen Campeche im Südostwinkel des Golfs von Mexiko denke ich, daß ich dort gewiß keinen Lebenden und keinen Toten treffen werde, den ich kenne. Ich werde also, durch nichts abgelenkt, in diesem geschichtslosen, bekanntenlosen Campeche den Chicle studieren, um dessentwillen ich hinfahre.

Da ich aber durch die Stadt gehe, finde ich sie auf Seeseite und Landseite eingeschnürt in bärbeißige Wälle mit Zinnen, Schießscharten, Bastionen und Wachtürmen; sie spähen nach allen Graden der Windrose. Demnach hat dieser Ort sein Leben doch nicht so friedlich und sorglos verbracht, wie ich gedacht hatte. Von welcher Großmacht, frage ich mich, drohte diesem weltenfernen Wasserwinkel soviel Gefahr?

Nun, das ist leicht zu erfahren: Piraten sind es gewesen, denen diese Festungswerke Angst und Schrecken einjagen sollten. Piraten! Als Junge waren sie meine Lieblingshelden. In meinen Mannesjahren kaperten sie mich von neuem, ich wollte ein Buch schreiben über sie und die Zeitgebundenheit ihrer Taten.

Die Zeit, an die sie gebunden waren, war die Zeit der neuen Kolonialwaren. Spanien betrachtete diese Produkte, einschließlich der Arzneien, als sein gottgegebenes Monopol und wollte nichts davon ans Ausland verkaufen. Jedoch gerade im Ausland war ein mächtiges Manufakturwesen entstanden. Flandern, Frankreich, England wollten die Textilfasern und Färbemittel Westindiens, vor allem Bauholz (Campeche-Holz), Cochenille und Indigo mit Gewalt haben, erstens, weil sie sie brauchten, und zweitens, um das habgierige Imperium Spanien zu schwächen. Dies war die Außenpolitik des aufstrebenden Bürgertums in Europa.

Seine Innenpolitik war der Kampf gegen den Feudaladel, dessen Vorrechte und Willkür. Immer deutlicher wurde ersichtlich, daß das Geld Sieger bleiben werde über die Wappen und Schwerter. Mancher Junker verließ das väterliche Schloß und ging, sofern ihn Tatendrang beseelte, über die See, auf die See.

Mein Buch über die Seeräuber blieb ungeschrieben, weil es keinen Ort und keine Stelle gab, wo ich recherchieren konnte. Ihr Tatort war das Meer. Die Vorbereitung zur Schlacht, die Aktion der Enterhaken und Enterbrücken, die Brandgranaten, das Gemetzel an Bord, das Versenken der Schiffe – all das war, kaum vollbracht, zu Wasser geworden. Wie sollte ich auf der Meeresfläche feststellen, welchen shakespeareschen Szenen sie einst als Bühne gedient?

Daß das Festland mitwirkte an den blutigen Wasserpantomimen, hatte ich in meiner Knabenzeit nicht beachtet, und später fand ich die Nebenschauplätze auf dem Land unwichtig und zu entlegen. Ich vergaß sie und fuhr deshalb in Campeche mit dem Gedanken ein, dort keinen bekannten Namen anzutreffen.

Und nun begegne ich hier den schwimmenden Räubern abermals. Diesmal werden sie mir nicht entrinnen, und

sollte dabei auch meine Chicle-Reportage in die Binsen gehen!

Ich fange im Museum an. Hier gibt es eine eigene Abteilung „Piratería" mit Schiffsgeschützen und ihrer steinernen Munition, mit Resten und Modellen von Galeonen, mit Stahlstichen von Schlachten und Schiffsexplosionen. Auf einem kolorierten Seestück sieht man, wie die Flottille des Flibustiers Lorenzillo die Stadt Campeche angreift. Ein anderes ist ein Genrebild: der Korsar Rock Brasiliano befehligt eine sadistische Auspeitschung. Mehr als ein Dutzend Porträts aus der Heldengalerie der Wasserwegelagerer hängen an der Wand, und ich feiere ein Wiedersehen mit vertrauten Gestalten.

Glanzstück der Ausstellung ist ein Steuerruder. Man könnte es als einen meisterhaften Bronzeguß bezeichnen, wenn sich nicht bei näherer Betrachtung herausstellte, daß es aus Edelholz geschnitzt ist. Es stellt einen Windhund in gestrecktem Galopp dar. Eine Schlange umschlingt ihn, ringelt sich seinem Kopf zu. Vor Angst hat sich der vierbeinige Laokoon in eine drei Meter lange Horizontale verwandelt, er hofft, durch die Entfaltung rasender Geschwindigkeit der Schlange entlaufen, aus seiner eigenen Haut schlüpfen zu können ...

Das Korsarenschiff, von dieser Skulptur gesteuert, wurde in der Nähe von Campeche auf See gerammt und vermochte sich, seinem dahinjagenden Windspiel zum Trotz, nur langsam bis zur Mündung des Río Viejo zu schleppen. Dort, beim Dorfe Palizada, sank es auf den Flußgrund.

Vor einer Vitrine mit gefälschten Maya-Skulpturen erfahre ich, daß die Falsifikate von einem ortsansässigen Antiquitätenhändler stammen. Ich suche ihn auf, und Don Agostino bietet mir Raritäten an, die nach seiner Versicherung samt und sonders persönlicher Besitz der Bukaniere gewesen waren. „Sehen Sie, Señor, dieses preiswerte Terzerol trägt das Monogramm H. M.; der Seeräuber Henry Morgan hat damit mehr Spanier erschossen, als je ein Mensch Spanier erschoß."

Mit der erwarteten Ehrfurcht umspanne ich Morgans Mordwaffe, aber ich weiß, daß seine Hinterlassenschaft

kostbarere Stücke enthält. Vor siebzehn Jahren fuhr ich als Leichtmatrose durch die Karibische See, an Cocos Island vorbei. Die Mannschaft stand auf Deck und schaute sehnsuchtsvoll auf die Insel. Dort liegt der Schatz Henry Morgans vergraben und wurde nie gefunden, die Prisen seiner Prisenfahrten, Edelsteine, Perlen, Goldbarren. Und ich sollte mich mit einem Terzerol begnügen?

Don Agostino hat noch allerhand anderes aus der Piratenzeit. Diese zierlichen Brandbomben zum Beispiel, aus Eisen gegossen. Oder diese Spitze eines Enterhakens. Oder dieser spanische Säbel da, in den Griff ist eine Madonna graviert. „Wie Sie sehen, wurde sie wegzukratzen versucht. Der Erbeuter, ein englischer oder holländischer Lutheraner, mochte jedenfalls die Heilige Jungfrau nicht. – Sehen Sie dieses rostige Dolchmesser mit den bogenförmigen Scharten auf beiden Seiten der Klinge?" Ja, ich sehe es. Ich weiß aus meiner Jugendzeit, daß der Freibeuter, wie er im Buche steht, mit der linken Hand das Pistol abschießen, in der Rechten den Krummsäbel schwingen und den Dolch im Munde halten muß, dieweil er ja „bis auf die Zähne bewaffnet" ist. Aber niemals hatte ich bedacht, wie er den Dolch im Munde festhält. Nun weiß ich es: Für die Zähne waren eben die Scharten da, eine sehr praktische Idee der Seeräuber oder – des Antiquitätenhändlers.

Authentischeres Monument aus den seeräuberischen Zeitläufen ist der Festungsgürtel, gebaut von 1636 an, ein Jahrhundert lang und mehr. Ganz Campeche ward zur Zitadelle, selbst der Fischgeruch konnte nicht hinaus und ist noch heute da.

Um zu atmen, spazierten die Bürger, sofern kein Angriff zu gewärtigen war, auf die Alameda hinaus. Diese ist eines der typischen Glacis, wie sie zur Zeit des Rokokos auch in den befestigten Residenzstädten Europas entstanden, halb Baumgarten und halb Steinmetzarbeit, halb Korso und halb Reiterschau.

Wenige Schritte von der Alameda, im Falle eines Alarms also gleich zu erreichen, erhob sich die Umwallung der Stadt, ein Sechseck, kilometerlang und neun Meter hoch. Ich gehe das Sechseck entlang auf dem Parapett, auf dem

einst Schildwachen patrouillierten. Ich erklimme die Türme, aus deren Luken Fernrohre kreisten. Ich steige die Rampen empor, auf denen einst Kanonen und Lafetten hinauffuhren zu den Bastionen.

Wo die Kasematten waren und die Besatzung gewohnt hatte, wohnen heute Soldaderas, Soldatenfrauen und Geliebte mit zahllosen Kindern. Durch ein paar Palmenzweige ist jede Kasematte symbolisch in Wohnungen geteilt.

Vom Dach der Türme spähe ich über Meer und Stadt: Die See geht hoch und nieder und tut, als hätte sie nichts gesehen. In der Stadt unter mir sind die Tatorte aus der Seeräuberzeit geblieben.

Dort an der Hafenstraße, aus der eine Mole ins Wasser vorstößt, pflegten die Freibeuter lautlos in lautloser Nacht zu landen und schwärmten aus in den Schlaf der Bürger. Dort drüben auf dem großen Platz zwischen Kirche und Regierungshaus schlossen sie ein Karree und verkündeten unter Trommelwirbel: Jeder Bürger habe zuerst, bei Todesstrafe, seine Waffen abzuliefern, nachher, bei Todesstrafe, seine Juwelen, und dann, bei Todesstrafe, sein übriges Hab und Gut. Am gründlichsten hauste der englische Kapitän William Parker, dessen die Campecher Chroniken als „Guillermo Parque" gedenken. Er ließ im Jahre des Heils 1597 Haus für Haus ausrauben, alle Spirituosen austrinken und beorderte schließlich, bei Todesstrafe, sämtliche Frauenspersonen von dreizehn bis zwanzig Jahren auf den Marktplatz. (Um sich von ihnen Essen kochen zu lassen, dachte ich als Knabe.)

Vor dem Bollwerk San Carlos, in dem ich den Soldatenkindern Taschenspielertricks zeige, wurde einmal ein Galgen gezimmert. Die höchsten Bäume der Gegend waren dafür geopfert worden. Morgen sollte einer auf ihnen hängen, der einen weithin gefürchteten Namen trug, wiewohl er seinen richtigen Namen nie verriet; die Schiffer und Küstenbewohner kannten ihn nur als Bartholomäus den Portugiesen.

Bartolomé Portugués war 1663 während einer Brandschatzung Campeches von einer herankommenden spanischen Flottille geschlagen und gefangengenommen worden.

Nun lag er im Bunker einer Fregatte, gebunden an Händen und Füßen mit unzerreißbaren Stricken aus Henequén. Vom Strand her, just von der Stelle, wo ich eben bin, drangen Axtschläge an sein Ohr, und er wußte, man zimmere seinen Galgen. Wütenden Auges sah er sich in seinem Gefängnisloch um.

Da lagen nur leere Tongefäße für Wein und Bündel von Werg. Bartolomé schob sich an dieses Zeug heran und stopfte das Werg in die bauchigen Töpfe. Dann zwängte er sich und sie aus dem Bullauge, hielt sich im Wasser an ihnen, den schwimmenden Gefäßen, mit seinen gefesselten Händen fest und steuerte, mit gefesselten Füßen, ans Ufer. Hier rieb er sechs Stunden lang seine Handfessel an der Kante eines Felsens. Als endlich die unzerreißbaren Seile aus Henequén rissen, konnte er ostwärts wandern, wo er in versteckter Bucht eine Gruppe seiner Berufskollegen wußte. Er bewog sie zu einem Überfall auf Campeche, aus dem die spanische Flottille wieder abgesegelt war. Gestern hatte die Stadt geweint, weil Bartolomé entwichen war, heute weint sie, weil er wiederkam.

Nächster Punkt meines Rundgangs ist das Regierungsgebäude, darin die Ratsherren gar häufig mit Seeräuberabwehr befaßt waren. Wohl die seltsamste Tagung fand dort statt, als man das Jahr 1708 schrieb. Im Innern des Landes Campeche und auch in der Stadt lagen sich weltliche und kirchliche Obrigkeiten in den Haaren, die Situation glich einem Bürgerkrieg. Von außen aber drohte noch schwerere Gefahr. Der tollkühne Seeräuber Barbillas kreuzte vor der Reede und hatte bereits, gleichsam im Gesichtskreis der Festungsartillerie, eine gewaltige Brigantine erbeutet.

Da entstiegen plötzlich am hellichten Tage zwei Männer einem Ruderboot. Des einen Körper war ein Prisma und sein Kopf ein Würfel, den ein riesenhafter Schnurrbart in zwei Hälften teilte. „Barbillas", flüsterten die Fischer im Hafen und glaubten sich selbst das Wort nicht, das sie flüsterten. Der andere sah wie ein Grande aus, und in der Tat, es war Seine Exzellenz Don Fernando Meneses Bravo de Saravea, vom spanischen König mit diktatorialen Vollmachten entsandt, um sowohl den Streit der

Behörden zu beenden als auch dem Piratenwesen für immer und ewig den Garaus zu machen.

Knapp vor dem Ziel war die Fregatte, auf welcher der neue Gouverneur mit seinem Stabe und seiner Familie gen Campeche fuhr, von Barbillas gekapert worden, und der Seeräuberhäuptling verlangte ein Lösegeld von 14 000 Goldpeseten. Aber der Gefangene hatte so viel Geld nicht bei sich. So beschlossen Räuber und Gouverneur, gemeinsam in die Stadt Campeche zu rudern, nachdem sie einander je einen Eid geleistet. Schwur des Gouverneurs: Ich will das Geld ohne Hintergedanken auftreiben. Schwur des Barbillas: Falls ich zur vereinbarten Stunde nicht an Bord zurückkehre, werden die Angehörigen des Gouverneurs mit Teer begossen und langsam verbrannt; außerdem wird Campeche zu Wasser und zu Lande angegriffen und eingeäschert werden. Dann ruderten sie los.

Aufregung herrscht in der eilig einberufenen Ratsversammlung. Der Alkalde und die Regidores, Bürgermeister und Ratsherren, wollen sich einerseits bei dem künftigen Diktator in gute Gnade setzen, andererseits finden sie die Summe unerschwinglich; sie weisen auf die Ebbe in der Staatskasse hin und auf die besonders günstigen Chancen für einen Widerstand.

Aber da wohnen, wider alles Recht und Gesetz, der Sitzung zwei Männer bei, die nicht ernannte Stadtväter sind, und mischen sich in die Debatte. Der Rechteckige mit dem Riesenschnurrbart begründet die Höhe des Lösegelds mit den Kosten und Risiken seines Unternehmens. Der neue Gobernador vertritt den Standpunkt, daß die Höhe des Lösegelds seinem Rang entspreche.

Die beiden siegen über das Ratskollegium, das Lösegeld wird bar bezahlt, Barbillas rudert zurück und sendet am nächsten Tag die Angehörigen des Gouverneurs nach Campeche.

Hinter dem Regierungsgebäude führt der Festungswall weiter und wird nach einigen Schritten zur Rückwand einer langgestreckten Markthalle. Lebende Riesenschildkröten, Guacamos, liegen einzeln oder übereinandergeschichtet auf dem Boden, einige sind an die Wand gelehnt. Alle strekken dem Marktbesucher ihre fetten nackten Bäuche ent-

gegen. Wie zwergisch verkrüppelte Arme und Beine hängen die Flossen an beiden Seiten des Körpers und zeigen durch krampfhaftes Flattern an, daß sie einem lebendigen Wesen zugehören.

Eine Schildkröte nach der anderen wird aus dem Stapel gezerrt, der Schlächter versetzt ihr mit dem Messerknauf einen betäubenden Schlag auf den Kopf, durchschneidet die Gurgel, trennt Arm- und Beinflossen vom Leib und hämmert den Brustpanzer los. Nun ist die Anatomie klargelegt, blau, hellrot und violett verzweigen und kreuzen sich Därme, Muskeln und Adern innerhalb der metergroßen Rückenschale.

Der abgeschnittene Kopf wird in eine Ecke geworfen und das Herz auf einen Tisch gelegt. Es schlägt weiter, und ich warte auf seinen Tod. Aber da sich der Herzschlag nicht einmal verlangsamt, wende ich mich dem Schildkrötenhandel zu. Schildkrötenklein, Flossen, Leber und Gelatina, ein Stück Mark aus dem Brustpanzer werden verkauft oder ein Fläschchen Schildkrötenöl, das den Schwindsüchtigen als vorletzte Ölung dient. Weggeworfen wird der moosbewachsene Rückenpanzer, der eine Austernschale in hundertfacher Vergrößerung ist.

Die Riesenschildkröten sind kein Material für das Schildpattgewerbe, es sind die kleinen, braun und gelb gesprenkelten Carey-Schildkröten, die ihren durchscheinenden Panzer den Schnitzern liefern.

Ohne Unterlaß stoßen von den Zinnen der alten Festungsmauer Aasgeier in die dachlose Markthalle herab, gehen mephistophelischen Schrittes auf dem blutigen Fußboden hin und her, picken sich ein Stück aus dem Assortiment der Schildkrötenleiber und jagen im selben Augenblick feige auf ihre Zinnen zurück. Anders die Schmeißfliegen: träge und unbekümmert hocken sie in Mengen auf ihrer Beute.

Ich schaue wieder auf den Tisch – und noch immer, obwohl zwei Stunden vergangen sind, pochen die Schildkrötenherzen. Es scheint, als trenne sich ein Herz, das länger als andere Herzen einem Lebewesen angehörte, auch schwerer vom Leben.

„Wie lange lebt eine Schildkröte?" Mit dieser Frage an

die Männer am Verkaufstisch unterbreche ich meine Biophilosophie.

„Wir verkaufen keine, die älter ist als hundert Jahre."

„Und wie erkennt man, daß sie nicht älter ist?"

„Die älteren zeigen Zeichen von Senilität, können die Gliedmaßen kaum noch bewegen. Die Fischer, die von den Schildkröteninseln bei Venezuela und Jamaica herüberkommen, bringen uns keine so alten Tiere."

„Wie alt kann eine Schildkröte werden?"

„Zweihundert Jahre", sagt einer, und der andere: „Dreihundert Jahre." Ein dritter spricht die häufigste Phrase Mexikos: „Quién sabe, wer kann das wissen?", aber er spricht sie wahrlich mit mehr Berechtigung aus, als sie allgemein gebraucht wird. Wer kann wissen, wie alt Schildkröten werden?

Jedenfalls sind sie, und das verdoppelt mein Interesse, jedenfalls sind sie Zeitgenossen der Seeräuber. Sie kommen, wie ich eben hörte, von den Inseln bei Jamaica. Dort diente die Isla de las Tortugas den Seeräubern als Flottenbasis, Depot und Verkaufsplatz der Beute, als Rekrutierungsstelle, Ersatzformation und vor allem als Vergnügungspark.

Dorthin kamen die Korsaren siegreich oder verlustreich für kurze Zeit, und dorthin kamen auch die trächtigen Schildkrötenweiber. Auf der Isla de las Tortugas müssen sich Seeräuber und Schildkröten getroffen haben.

Sagt, Schildkröten, was wißt ihr von der Seeräuberzeit? Saht ihr ineinander verdolchte Menschen zu euch hinabstürzen? Saht ihr himmelhoch brennende Schiffe, hörtet ihr, wie sie krachend und zischend in eure Tiefe sanken? Vernahmt ihr sich kreuzende Kanonenschüsse, kamt ihr an Menschen vorbei, die tot und doch noch mit wildem Blick auf dem Meeresgrund saßen?

Erzählt mir von den Piraten, den Freunden aus meiner Jugendzeit, auf deren Spuren ich hier so unvermutet stieß.

## DER KAUGUMMI, ERZÄHLT VOM ENDE BIS ZUM ANFANG

Zum erstenmal begegnete mir der Kaugummi als ein Auswuchs auf meiner Hose, irgendein Mitpassagier hatte ein Stück Kaugummi zu Ende gekaut und nachher auf meinem Deckstuhl bestattet, von wo der Leichnam auf meine Hose kam. Das war auf meiner ersten Überfahrt nach New York. Drüben sah ich dann allüberall Gummi-Kau-Boys, und auch die Girls kauten in allen Lebenslagen.

Nächste Station war eine Untergrundbahnstation, wo ich ein Centstück in den Automatenschlitz stopfte, ein Dentyne empfing oder ein Beachnut, ein Spearmint oder ein Double Mint und selbst zu kauen begann und wiederzukauen.

Unvermeidliche Folge war, daß ich eine Exkursion in die Kaugummifabrik von Long Island unternahm, wo ich beschämt sah, wieviel Mühe sich die „Shewing Gum Company" meinetwegen und meinesgleichen wegen machte. Dort war es voll von Trommeln, von so großen Trommeln, daß selbst Tambourmajore aus Gigantengeschlecht auf ihnen keinen Wirbel zu schlagen vermöchten. Deshalb trommelten sich diese Trommeln selbst, wirbelten umeinander und verübten ein Geratter, welches jedes Trommelfell zu sprengen drohte. Ihre Inhalte aus Gummi rieben sich aneinander, nahmen süße und wohlriechende Ingredienzien auf, wurden hydraulisch gepreßt, automatisch zerschnitten, elektrisch verpackt und motorisch davongefahren, dieweil die Trommeln weiterwirbelten.

Viele, viele und ereignisreiche Jahre nach jenen Zusammenkünften mit dem Kaugummi begegnete ich ihm in einem Lande von weit gemächlicherer Art wieder, in Yucatán. Bei einem Spaziergang auf der Mole des Hafens Progreso sah ich, wie große und schwere Ballen in Barkassen geladen wurden. „Henequén?" fragte ich, denn ich hatte gelernt, daß Henequén, der Sisalhanf, das einzige Ausfuhrprodukt Yucatáns sei.

„Nein, Herr", antwortete der Bootsführer, „das ist Chicle. Drüben ankert die ‚Georgia', die bringt zweimal im Monat Chicle nach New Orleans oder nach Tampa in Florida. Freilich, soviel Chicle haben wir nicht wie unsere Nachbarstaaten Campeche und Quintana Roo. Bei uns gibt es dafür mehr Henequén." Das aber wußte ich schon.

Ein paar Tage später geschah es, daß ich in Mérida, der Hauptstadt Yucatáns, mit einigen Freunden durch die 63. Straße ging, als uns vier Männer entgegenkamen, von denen dreien je ein Arm fehlte. Vielleicht wären sie mir weniger aufgefallen, wenn alle vier einarmig gewesen wären, denn in diesem Fall hätten sie Insassen eines Invalidenhauses oder einer chirurgischen Klinik sein können. Aber der vierte, der Zweiarmige, schien zu beweisen, daß es sich nicht um eine Gruppe von obligatorischer Einarmigkeit handle. Ich verabschiedete mich eilig von meiner Gesellschaft und folgte den fünf Armen.

Sie betraten den Flur des Hauses Nummer 455, auf dem eine Firmentafel „Mexican Exploitation C." sagte. Links war die Tür zu einem großen Büroraum geöffnet, aber von den Beamten kam keiner heraus, und von meinen Männern ging keiner hinein. Sie setzten sich auf eine Bank, redeten miteinander in Maya-Sprache und in feindseligem Tonfall.

Nach etwa einer halben Stunde trat ein älterer Beamter in die offene Tür, klappte eine Barre hinab, wurde dadurch zu einem Richter, und die vier Leute wurden zu zwei Parteien, je einem Contratista und einem Capataz. Daß dem so war und was diese Worte bedeuten, erfuhr ich erst später. Die eine Partei führte Klage darüber, daß Bäume ihres Gebietes von der anderen Partei bearbeitet worden seien, der Beamte sprach ein Urteil, und zwei der Arme verließen, den Rechtsspruch offensichtlich als Unrechtsspruch empfindend, das Haus.

Nun wandte sich der Richter an den fünften, welcher ich war. Aus der Verhandlung war mir nicht hervorgegangen, was die Mexican Exploitation exploitierte, ob Menschen, Bäume oder sonstwas, aber ich vermutete, daß es sich um Chicle handle, und so sagte ich, ich möchte gerne etwas über Chicle erfahren. Erschrocken antwortete er, er sei

nur ein mexikanischer Angestellter einer amerikanischen Firma und dürfte keine Auskünfte erteilen. Außerdem gäbe es in Yucatán überhaupt keinen Chicle oder nur sehr wenig, nur in den äußersten Randgebieten des Landes. Wenn ich etwas erfahren wolle, müsse ich nach Campeche fahren oder nach Quintana Roo. Dort werde mehr Chicle produziert als hier, viel, viel mehr.

Ich wandte ein, in Mérida werde doch Chicle gehandelt und mich interessiere auch der Handelsverkehr.

„Ach Gott", antwortete der Beamte, „was ist das schon für ein Handelsverkehr bei uns! Wir sind nur da, weil es hier Banken gibt, das ist der einzige Grund. Da müssen Sie mal nach Campeche, da werden Sie sehen, was Chicle-Handel ist! Dort können Sie die allerinteressantesten Sachen erfahren. Jeden Morgen fährt ein Zug ab, und mittags sind Sie dort. Ein sehr bequemer Zug, wirklich. Soll ich Ihnen Abfahrtszeit und Ankunftszeit aufschreiben?"

Meinen Wunsch, den Chicle wenigstens zu sehen, konnte er nicht gut abschlagen, und wir gingen – die beiden von der Gerichtsverhandlung übriggebliebenen Männer schlossen sich an – in den Lagerraum hinüber. Unterwegs fragte ich den einen, wo er seinen Arm verloren habe.

Statt seiner erwiderte der Beamte: „Wissen Sie, im Urwald gibt es sehr viele Gefahren, giftige Moskitos, manchmal stürzt ein Baum, oder ..."

Ich sah unsere beiden Begleiter lächeln und ergänzte: „... oder Konflikte unter den Chicleros, nicht wahr?"

„Ja, Señor, das kommt oft vor", antwortete der Einarmige und blinzelte.

„Was geschah mit dem, der Sie verletzt hat?"

„Bei Zusammenstößen greift die Polizei ein", sprang der nicht gefragte Beamte wieder ein, und die beiden anderen grinsten über die Idee eines Kommissariats im Dschungel.

„Wurde er eingesperrt?" fragte ich.

„Er war schon tot, als man mir den Arm abnahm."

Eifrig lenkte der Beamte meine Aufmerksamkeit auf einen Block, den er von einem Stapel nahm: „Hier haben Sie den Chicle."

Ich hätte ihn für einen Ziegel aus Lehm gehalten. „Das ist eine Marqueta, fast zehn Kilogramm. Fünf Marquetas

sind ein Quintal, genau gesagt, sechsundvierzig Kilogramm. Die Arbeiter im Walde rechnen nur nach Marqueta und Quintal. Unser Handelsgewicht ist ein Fardo oder sieben solcher Blocks. In Campeche könnten Sie weit mehr davon sehen."

„Was sind das für Pfannen?" fragte ich und wies in die Ecke.

„Darin wird der rohe Chicle gekocht."

„Hier im Magazin?"

„Nein, natürlich im Urwald."

„Und wieso sind die Pfannen hier?"

„Wir geben sie den Mannschaften in den Wald mit, vielmehr unseren Contratistas."

„Sind die Contratistas Ihre Angestellten?"

„Sehen Sie, Señor, das alles können Sie wirklich besser in Campeche erfahren. Es gibt eine Eisenbahn, in sechs bis sieben Stunden sind Sie dort ..."

So war ich eines Tages in Campeche, einer Stadt an der Bucht von Campeche, einem Untergolf des Golfs von Mexiko. Sie hat viel erlebt im Lauf der Zeiten, und das merkt man ihr an, äußerlich und innerlich. Das Korsarentum und mehr noch der Kampf gegen das Korsarentum haben dem Stadtbild den Stempel eingebrannt. Für die Piraten-, Kaper- und Sklavenschiffe der Karibischen See war die Bucht von Campeche, weil sie abseits von den Wegen der Christlichen Seefahrt lag, ein sicheres Gewässer, ihr Hafen ein lockendes Ziel. Reiche Bürger saßen dort. Man konnte sie brandschatzen, ihnen Beute verkaufen oder sie zwingen, prominenten Gefangenen Lösegelder vorzustrecken. Mit Vorliebe fielen die Seeräuber über die Holzlager her und schleppten Campeche-Holz davon, das in Flandern und England als Färbemittel und Möbelmaterial so hoch im Preis stand wie Gold.

Wenn das so weiterging, mußte Spanien um seine Herrschaft über Westindien und die Antillen zittern. Deshalb maß man der Stadt Campeche einen Panzer an aus drei Meter dicken Steinmauern mit Türmen und Festungen und legte eine martialische Garnison hinein. All das ist noch da, und die Garnison bläst unentwegt Signale, wenn ich schlafen will.

In den alten Bastionen und Kasematten stehen Hütten, erbaut aus Palmenzweigen und bewohnt von „Soldaderas", zu denen die Gatten nach getanem Kasernendienst zwecks Familienlebens kommen. Ein Teil der Festungsmauer dient als Wand für den Fischmarkt; von den Zinnen und Schießscharten halten Aasgeier Auslug nach den Fischen und Schildkröten, die hier geschlachtet werden.

Gerade als ich in Campeche ankam, sollte, wie alljährlich, die Konjunktur einsetzen. Denn es war die Zeit, da die Chicleros nach achtmonatiger Urwaldarbeit und Abstinenz heimkehren und entbehrte Genüsse nachholen wollen. Diesmal aber brachten sie wenig Geld mit, und so war's nichts mit Branntwein und Weib. Es hatte nicht geregnet, es war nicht genug Chicle abgeflossen.

Im Café Principal fragte ich einen Tischnachbarn, wo das Verbandslokal der Contratistas sei. „Biegen Sie bei der Kathedrale rechts ein", sagte er, „es ist in der Straße dort."

„Auf der rechten oder auf der linken Seite?" fragte ich.

„Jesús!" rief er so laut, daß ich erschrak. Was hatte denn in meiner Frage gelegen, das ihn veranlaßte, den Heiland anzurufen? Aber es war nicht der Heiland, sondern sein Namensvetter am anderen Ende des Cafés, den mein Nachbar rief und aufforderte, mich zu den Contratistas zu begleiten, ich sei ein Fremder.

Jesús nahm mich in seine Obhut, und ich beschloß, ihm ein Trinkgeld von zwanzig Centavos zu geben.

„Ich gehe ohnehin in das Büro", sagte Jesús unterwegs, „ich habe dort zu tun."

Worauf ich überlegte, daß ein Trinkgeld von zwanzig Centavos zuwenig sei. Chicle steht an vierter Stelle der Ausfuhrstatistik Mexikos, und wenn jemand mit einem solchen Produkt zu schaffen hat, kann ich ihm selbst für einen geringen Dienst nicht weniger als fünfzig Centavos anbieten.

„Haben Sie mit Chicle zu tun?" fragte ich zur Sicherheit.

„Ja, mein Herr, ich bin ein Contratista."

Müßte ich ihm nicht einen Peso geben? Meine Frage wurde zur Antwort, als ich an der Türe des Büros nicht das schlichte Wort „Contratistas", sondern das pompöse „Productores de Chicle" angeschrieben fand.

Jesús stellte mich dem Bürochef vor, der mir sagte, alle Informationen stünden im „Diario Oficial", dem Amtsblatt der Republik. Und er reichte mir den letzten Jahrgang.

Alljährlich dekretiert der Präsident der Republik Mexiko, welche Chicle-Gebiete im Lauf des Jahres angezapft werden dürfen. Der Urwald ist Staatseigentum, Territorio Nacional; auf privaten Besitzungen wächst der Chiclebaum (Chico Zapote, lateinisch: Achras Sapota) nur vereinzelt.

Ich lese die Dekrete und studiere eine enorme Landkarte; sie sieht aus wie das Projekt eines Villenviertels, aber das Gebiet, das sie darstellt, soll niemals besiedelt werden. Vierecke, jedes mit dem Namen eines Contratistas bedruckt, zeigen die Einteilung der Arbeitsgebiete. Die Mannschaft eines Contratistas darf nicht mehr als 50 000 Hektar bearbeiten, das ist das staatlich festgelegte Maximum. Jesús beugt sich mit mir über den Urwald.

„Welches ist Ihr Gebiet?" frage ich ihn.

Er zeigt auf ein großes Quadrat, wo sein Name und die Ziffer 50 000 gedruckt sind.

„Sie haben das Maximum?" Ich überlege, daß bejahendenfalls ein Peso Trinkgeld entschieden zuwenig wäre.

„Ricardo Neveras hat ebensoviel", spricht Jesús milde, „er beschäftigt fast fünfhundert Chicleros. Aber 50 000 Hektar sind nicht soviel, wie Sie glauben, wir einhundertsechzig Contratistas von Campeche müssen ja innerhalb der Saison vier Millionen Kilogramm einbringen."

Sache der amerikanischen Einkaufsgesellschaften (wie jener Mexican Exploitation in Mérida, in die ich den drei einarmigen Männern gefolgt war) sei es, die Contratistas zu bevorschussen und ihnen die Ware abzukaufen, 330 Pesos pro Quintal. Davon bezahle der Contratista seinen Arbeitern 126,50 pro Quintal.

„Mehr als hundert Prozent Gewinn", bemerke ich, „nicht schlecht bei ein paar tausend Quintales."

Jesús, der Bürochef und ein dritter Anwesender fangen zu seufzen an.

„Bedenken Sie doch unsere Ausgaben, Señor. Fünfundsiebzig Pesos pro Quintal zahlen wir an Steuern. Und der Transport! Noch vor kurzem dauerte es fünf Wochen, ehe

zwanzig Mulas zwei Tonnen Chicle aus dem Wald zur Verladestelle brachten. Jetzt geht es per Flugzeug, jedes kann fünfhundert Kilogramm mitnehmen. Wir müssen der TAMSA (Transportes Aereos Mexicanos, SA) und der Chicle Linie Alfredo d'Argence sechzig Centavos pro Kilo zahlen. Zum Glück haben wir unsere eigenen Flugzeuge. Unser Verband hat drei, unser Mitglied Ricardo Neveras vier, und Ihr Freund Jesús hier hat drei."

„Was machen Sie mit Ihren Aeroplanen, Don Jesús, wenn die Saison vorbei ist?"

Der Mann, dem ich vor einer Weile ein Trinkgeld von zwanzig Centavos anbieten wollte, antwortet, er mache viele Geschäftsreisen. Manchmal fliege er mit Frau und Kindern über den Sonntag nach Miami hinüber.

„Wollen Sie in die Vereinigten Staaten zurück, Señor?" fragt er mich, „ich lasse Sie gerne hinüberbringen."

Die beiden anderen sind bemüht, mir weiter auseinanderzusetzen, wie groß ihre Risiken und Ausgaben sind. Alles hänge davon ab, ob es in den Vereinigten Staaten genügend Zucker für die Kaugummifabrikation gäbe, und davon, wieviel Chicle die Amerikaner vom Malaiischen Archipel beziehen.

Das Schlimmste aber sei die Gewerkschaft. „Sie hat uns einen Kollektivvertrag mit den Chicleros aufgezwungen. Und nicht nur mit den Chicleros. Auch mit den Frauen, die in den Sammelstellen kochen und waschen, müssen wir einen Vertrag schließen und sogar mit den Maultiertreibern und den Leuten, die an der Waage stehen."

„Haben die eigene Gewerkschaften?"

„Nein, das ist es eben. Sie gehören zur Gewerkschaft der Chicleros. Sagen Sie selbst, sind Köchinnen oder Maultiertreiber Chicleros? Aber das machen die Gewerkschaftsleute, um mehr Mitgliedsbeiträge zu kriegen, und wir haben nicht einmal bei unseren eigenen Leuten etwas zu sagen."

Ich möchte ein Exemplar des Kollektivvertrages sehen. Bedauernd schütteln sie den Kopf, der Kollektivvertrag sei streng vertraulich, und es sei verboten, ihn aus der Hand zu geben. Ich verabschiede mich, drücke dem Herrn Jesús besonders dankbar die Hand.

Am nächsten Tag gehe ich ins Gewerkschaftshaus, ohne daran zu denken, daß der 5. Februar ist, nationaler Feiertag. Niemand ist im Büro. Da jedoch ein Teil des Hauses als Sanatorium für Gewerkschaftsmitglieder dient, finde ich einige Kranke und Besucher auf dem Hof. Gleich ist ein Gespräch im Gang.

Ein Alter, in dessen Gesicht der Urwald sproßt, drängt die anderen zur Seite. „Ihr Grünschnäbel, was wißt ihr davon, wie es früher war! Der Patron und der Capataz – das ist der Vorarbeiter, Señor – setzten das Gewicht unseres Chicle nach Gutdünken fest und zogen uns vom Lohn ab, was sie wollten. Wem's nicht paßte, wurde weggejagt, vor allem, wenn der Contratista sein Kontingent erfüllt sah. Weggejagt ... Aber kein Mensch kann allein aus dem Urwald heraus."

„Wie kam ein so Entlassener dann nach Hause?"

„Er mußte den Patron, mit dem er eben den Krach hatte, kniefällig um die Erlaubnis bitten, von der nächsten Fahrgelegenheit mitgenommen zu werden. Oder er mußte tagelang irgendwo an der Brecha lauern."

„An der Brecha?"

„Die Brecha, Señor ... das kann man gar nicht so leicht erklären ... Wissen Sie, der Urwald ist wie eine Gefängnismauer, von allen Seiten schließt er einen ein. Wenn keine Brecha da wäre, müßte man ersticken vor Angst. Sie ist eine Schneise, ein Pfad zwischen den Bäumen und den Pantanos, den Morästen, sie führt mitten durch die Schlingpflanzen wie ein Tunnel. Die Brecha wird mit Messern geschnitten und muß immer wieder neu geschnitten werden, denn sie wächst schnell zu. Wer die Richtung verliert, ist selbst verloren."

„Wozu lauerte man an der Brecha, wenn man entlassen war?"

„Ja, richtig. Man wartete Tage und Nächte auf einen Maultiertransport, der den Chicle aus dem Wald brachte. Die Treiber nahmen den Mann mit, wenn er ihnen dafür bei den Maultieren half."

„Konnte man nicht im Nachbargebiet Arbeit finden?"

„Kein Entlaufener oder Entlassener wurde aufgenommen, das hatten die Contratistas unter sich ausgemacht.

Man konnte höchstens über die Grenze gehen, die Landesgrenze meine ich. In Guatemala fand man immer Arbeit. Ich selbst war dreimal drüben."

Das Wasser im Dschungel ist Regenwasser, und Menschen und Maulesel trinken es zumeist ohne Schaden; aber oft, wenn es keinen Regen gibt, steht es zu lange im Tümpel und wird faulig. Die kleine Mücke, Mosca chiciera, verbeißt sich ins Ohr der Arbeiter. Die Moräste schicken dem Menschen das Schwarze Erbrechen auf den Hals. Von den Schlangen sind die Cuatronarices, die Viernasen, die ärgsten; früher verlor man unfehlbar das Bein oder den Arm, wenn man gebissen wurde, es dauerte mehrere Tage, bevor man an ärztliche Hilfe herankam. In den Schlingpflanzen verwickeln sich die schwerbepackten Maulesel, stürzen oft und brechen sich die Glieder. Die Bäume sind dem Flugzeug feind. Nirgends kann es eine Notlandung machen.

„Wissen Sie, Señor, was draußen das einzige Ungefährliche ist?" fragt der Alte mit den Urwaldstoppeln im Gesicht und antwortet selbst auf seine Frage: „Ungefährlich sind nur die Raubtiere. Wir hören nachts Tiger brüllen und Jaguare, aber sie kommen nie in die Hütten. Nur einmal ist ein Kamerad abends unter dem Zapota-Baum eingeschlafen und gleich darauf erschreckt aufgefahren: etwas war auf ihn gesprungen, ein Tiger. Aber der hatte es wahrscheinlich unabsichtlich getan und war im gleichen Augenblick weg. Mein Freund hatte beide Hosenbeine zerrissen und blutete ein wenig, das war alles."

Einige Tage später spreche ich mit Maximiliano Banos Suárez, dem Gründer und Sekretär der Chiclero-Gewerkschaft. Seine Gewerkschaft habe es schwerer als alle anderen, sagt er, weil sie nicht aus Lohnarbeitern besteht, sondern aus Akkordarbeitern mit schwankenden Einnahmen. Sie arbeiten nur in der Saison, ohne begrenzten Arbeitstag und ohne vorgeschriebenes Pensum, und zwischen Arbeiter und Arbeiter gäbe es große Unterschiede. „Normalerweise verdient ein Chiclero in den acht Monaten etwa tausenddreihundert Pesos. Doppelt soviel kann ein ‚Buen machete' verdienen, der Mann mit dem guten Messer, jedoch auch der Buen machete ist nicht immer ein Buen

machete. Es kommt auf die Bäume an, und sein Verdienst hängt auch ..."

„... hängt wohl davon ab, ob es in den Vereinigten Staaten genügend Zucker gibt und ob die Amerikaner nicht zu viel Chicle vom Malaiischen Archipel beziehen?" frage ich, mein bei den Contratistas erworbenes Wissen verwertend. Aber meine Frage erweist sich als fehl am Ort.

„Das interessiert den Chiclero nicht, nur den Contratista. Wenn die amerikanischen Kompanien weniger bestellen, so engagiert er eben weniger Chicleros. Aber der Chiclero zapft immer, soviel er zu zapfen vermag. Wieviel er zu zapfen vermag, hängt nicht allein von ihm ab, sondern ..." Diesmal unterbreche ich nicht mehr durch eine vorlaute Bemerkung darüber, wovon es abhänge.

„... sondern vom Regen. Wenn es zuviel regnet, fließt mehr Wasser als Harz in die Recogedora und in den Chivo. Die Recogedora ist ein kleiner Sack, der unten am Baumstamm angelehnt, und der Chivo ist ein großer Sack, in den der Inhalt der Recogedora geschüttet wird. Der Chivo faßt dreiundzwanzig Kilogramm, die muß der Schnitter meilenweit zu den Hatos tragen, den Wohnhütten, und dort stellt sich oft heraus, daß er mehr Wasser geschleppt hat als Chicle. Aber wenn's nicht regnet, bringt der Chiclero überhaupt nichts zu den Hütten, weil das Harz nicht vom Stamm abfließt. Der beste Schnitt ist nach dem Regen. Auf vielen Bäumen verharschen die Schnitte nach ein paar Jahren vollständig. Die Rinde erholt sich, aber manche Bäume sterben nach dem ersten Abzapfen. Deshalb verfügt die Regierung, daß jeder Zapota-Baum acht Jahre lang in Ruhe gelassen werden muß. Das ist schon gut, aber nun muß der Chiclero tagelang suchen, bevor er eine ergiebige Baumgruppe im erlaubten Gebiet findet. Jetzt haben wir durchgesetzt, daß der Chiclero für jeden Tag, den er mit dem Baumsuchen verbringt, sechseinhalb Pesos bekommt."

Wenn der Baum ausgesucht ist, wirft der Chiclero seinen Lasso über einen Ast und zieht sich empor, zehn Meter, zwanzig Meter oder noch höher. Mit Steigeisen den Stamm zu besteigen ist verboten, damit die Rinde nicht beschädigt wird. Das Seil bleibt oben auf dem Ast

hängen und wird an den Stamm gebunden; der Chiclero sitzt in der Schlinge, sein Vorne kehrt er dem Baum zu und stützt sich mit den Füßen gegen den Stamm. Er schneidet den Buchstaben V in die Rinde, ein V unter das andere; aus der Spitze des V tropft das Harz in das nächstuntere und schließlich in den an den Baum gelehnten Sack.

Dieses Harz ist noch lange kein Chicle, obwohl ich seinerzeit in der Kaugummifabrik von Long Island den Chicle für das Rohprodukt hielt. Abends, in den Hatos, beim Licht der Gasolinlampe wird das Harz verkocht in jenen Pfannen, nach deren Sinn ich bei der Mexican Exploitation in Mérida gefragt. Es muß „bueno de punto" gequirlt und gemischt werden, um möglichst feuchtigkeitsfrei zu sein. Gepreßt in hölzerne Mulden, erhärtet es dann zu jenem Ziegel, der mir bei der Mexican Exploitation als „Marqueta" vorgestellt wurde. (In meinem Wörterbuch heißt die Übersetzung von Marqueta „der Klumpen, Jungfernwachs", aber ich weiß nicht, welche Art von Wachs Jungfern haben.)

„Unsere Gewerkschaft zählt sechstausend Mitglieder", sagt mir ihr Sekretär, „wenn ein Unternehmer mehr Arbeiter braucht, als er unter unseren Mitgliedern finden kann, darf er andere anwerben, die aber sofort in die Gewerkschaft eintreten müssen. Schon für diese Klausel des Kollektivvertrages allein müßten uns die Unternehmer dankbar sein. Früher engagierten und bevorschußten sie nämlich Leute, die sich oft gar nicht zur Arbeit einfanden oder bei der ersten Gelegenheit davonliefen. Heutzutage weiß jeder Chiclero, daß er mit dem Verlust seiner Zugehörigkeit zur Gewerkschaft auch jede Arbeitsmöglichkeit verliert. Vorarbeiter und Chiclero beziehen den gleichen Akkordlohn. 126 Pesos, 50 Centavos für den Quintal, aber der Vorarbeiter erhält außerdem eine Prämie von drei Pesos für jeden Quintal, den die unter seiner Aufsicht stehenden Arbeiter machen. Mauleseltreiber, Hilfsarbeiter und Frauen haben festen Lohn."

„Könnte ich den Kollektivvertrag für einen Augenblick einsehen?" frage ich schüchtern, weil mir dieser Wunsch im Unternehmerverband abgelehnt worden ist.

„Selbstverständlich. Ich gebe Ihnen ein Exemplar mit.

Auch einige aus alten Zeiten, damit Sie sehen, wieviel sich geändert hat."

Diese alten Zeiten sind nicht sehr alt, nicht älter als das Gummikauen in Amerika. Von dem, was vorher war, gibt es nur vage Überlieferungen. Einmal habe es unaufhörlich, unaufhörlich geregnet, wochenlang stand der Waldboden unter Wasser, die Gummisammler kletterten auf die Bäume und wohnten da oben gemeinsam mit Wildkatze, Affe und Schlange, so lange, bis sie alle verhungert waren oder verdurstet. Wann das war? Vor hundert Jahren oder vor zweihundert, wer weiß? Der Zapota-Baum war damals schon da.

Ja, der Zapota-Baum war schon da, er war schon in jener grauen Vorzeit da, als die Mayas bauten. In den Palastruinen von Chichen Itzá sind die Pfosten aus Zapota-Holz nicht minder gut erhalten als die Steine. Die Holzfäller schöpften die Gummimilch teils zur Herstellung von Bällen, teils als Kaumittel. Wohl staunten die Spanier, als sie die Mayas ihre Kinnbacken immerfort bewegen sahen, aber kein Spanier machte es ihnen nach.

Erst mit General Santa Ana fing es an, dem Manne, der sein Leben damit verbrachte, abwechselnd Präsident oder Präsidentschaftskandidat von Mexiko zu sein. In letzterer Eigenschaft saß er so um 1860 herum in den Vereinigten Staaten, unentwegt Chicle kauend. Dies brachte Santa Anas amerikanischen Sekretär, einen Mr. Adams, auf die Idee: Könnte man nicht mit diesem Zeug die Vorteile von Kautabak und Kandis vereinigen? Mr. Adams holte sich Chicle aus Mexiko und eröffnete eine Werkstatt.

Das war der Anfang, und ich schließe.

# DIE FETTEN UND DIE MAGEREN JAHRE DER STRICKE

Es ließe sich – theoretisch – der Fall denken, daß jemand mit einem Fallschirm mitten in Yucatán landet, ohne etwas von Yucatán zu wissen. Er fragt nach dem Weg irgendwohin, zum Beispiel nach der Hauptstadt, und man zeigt ihm die Richtung. Sie führt ihn durch eine Pflanzung.

Unser Jemand fühlt sich beklemmt von der Einförmigkeit und Unendlichkeit der Landschaft vor ihm, hinter ihm und neben ihm. Wohl erspäht er ein schmalspuriges Eisenbahngleis, das parallel mit ihm läuft, jedoch das ist nicht imstande, ihn zu beruhigen. „Gewiß", sagt er sich, „gewiß, diese Schienen führen irgendwohin. Aber kann dieses Irgendwohin nicht ein unbewohnter Kreuzungspunkt in der grünen Einöde sein? Und wohin soll ich mich von dort wenden? Entlang der Schienen komme ich vielleicht gar nicht zur Endstation, sondern zu einer Anfangsstation! Irgendwohin, wo die Fracht in die Waggonets geladen wird oder früher einmal geladen wurde. Hätte ich wenigstens einen Kompaß mitgenommen!"

In dieser Stimmung kann unser Jemand keine Schönheit in der ihn umgebenden Ebene entdecken. Er glaubt sich – wenn anders er wirklich so ahnungslos ist, wie wir ihn hier darstellen – in eine der Magueyplantagen auf dem Zentralplateau Mexikos versetzt. Aber wäre er auch botanisch so ungebildet, die schnapsspendende Agave americana von der faserspendenden Agave rigida nicht unterscheiden zu können, so müßte er dieser enormen Plantage ansehen, daß sie das Rohmaterial für eine weit seriösere und mächtigere Industrie als die des Pulque liefert.

Unvermutet taucht ein Mann auf mit einem zerfransten Strohhut, einem wenig Vertrauen erweckenden Anzug und einer Flinte, die er auf unseren Jemand anlegt und die immerhin losgehen kann. Der Mann ist ein Feldhüter. Nach einem kurzen Verhör, das er anstellt, sagt er unse-

rem Jemand, daß dessen Richtung die richtige Richtung sei, und begleitet ihn sogar ein Stück Weges.

Um die Wahrheit zu sagen (insofern unser Jemand und unser Feldhüter überhaupt eine Wahrheit darstellen), ist der Begleiter ein wortkarger Mensch. Aber was bedarf unser Jemand jetzt noch eines Gesprächs? Ihm genügt das Vorhandensein einer menschlichen Gestalt in der bisher menschenlos geglaubten Grenzenlosigkeit. Nun schaut sich unser Jemand freier um und bemerkt mehr Spuren unmittelbarer menschlicher Tätigkeit als vorher. In den Strunken klaffen helle Wunden – ein oder das andere Agavenblatt muß hier vor kurzem abgeschnitten worden sein, vielleicht erst heute. Von den noch unversehrten und fröhlich weiterwachsenden Blättern jeder Staude tragen zwei oder drei je ein Kreidezeichen. Der Feldhüter, durch den neugierigen Blick unseres Jemand veranlaßt, bricht das Schweigen und erklärt brummend, die Kreidestriche seien Todesmale. Sieben Jahre lang dürfe sich niemand an der Pflanze vergreifen, möge sie auch noch so ergiebig sein, erst nach ...

Woran ergiebig? denkt unser Jemand, aber er unterläßt die Frage, weil er sich schämt, den Zweck der Plantage nicht zu kennen.

„... nach Ablauf von sieben Jahren", vollendet der Feldhüter fünf Minuten später seinen Satz. „Dann stehen die Blätter stark und fest auf dem Strunk." (Da er dabei auf eine der Riesenananasse klopft, weiß unser Jemand, daß Ananas und Strunk identisch sind.) „Nun dürfen sie geerntet werden. Aber glauben Sie, Señor, daß jetzt nach Belieben geerntet, alles abgeschnitten werden darf?"

Was soll unser Jemand darauf antworten? Er könnte entrüstet ablehnen, daß er glaube, alles dürfe nun auf einmal ratzekahl-radikal abgeschnitten werden. Damit würde er sich als Fachmann auf dem Gebiet aufspielen, auf dem er sich zwar befindet, von dem er aber nicht weiß, was für ein Gebiet es ist; seine Hochstapelei müßte sich bald als solche entpuppen. Er könnte auch antworten, daß er allerdings an eine jähe, blitzartige Ernte glaube. Damit würde er sich als Idiot hinstellen und vielleicht die menschliche Begleitung verlieren. So begnügt er sich damit, zwei-

felnd die Achseln zu zucken und den Fragenden fragend anzusehen.

„Nein", verkündet der Feldhüter nach weiteren fünf Minuten und deutet auf die Kreidemarkierungen. „Nur an die Blätter, die der Vorarbeiter bezeichnet, darf die Sichel heran. Zwei Blätter von jeder Staude schneidet man auf einmal, im ganzen sechs bis neun Blätter innerhalb eines Vierteljahrs. Sonst würde die Pflanze eingehen."

Vorsichtig fragt unser Jemand: „Was geschieht mit den abgeschnittenen Blättern?"

Aber er erfährt den Zweck der Pflanzung noch lange nicht. Was er erfährt, ist nur die Tatsache, daß der Schnitter mit einem zweiten Arbeiter die abgeschnittenen Blätter zu je fünfzig bündelt und auf die Feldbahn verlädt.

„Und wohin fährt die Feldbahn?" fragt unser Jemand geradeheraus, um endlich zu wissen, ob das Ziel eine Spiritusbrennerei, eine Spinnerei, eine Zuckerfabrik oder sonstwas sei.

„In die Finca selbstverständlich", antwortet der Feldhüter und fügt, um ganz erschöpfend zu sein, hinzu: „Direktenwegs in die Finca."

„Nun, wohin denn sonst als in die Finca?" sagt unser Jemand.

Finca ist der Gutshof. Dorthin kommt er schließlich, da er dem schmalbrüstigen Geleise folgt. Im offenen Schuppen rattert eine Maschine und nimmt die Ladung der Waggonets auf. Nun glaubt sich unser Jemand am Ziel seiner Neugierde angelangt und fragt und hört den Namen der Maschine: La Desfibradora.

Aha! Desfibradora bedeutet Entfaserin. Also, schließt unser Jemand messerscharf, wird hier das Blatt von der Faser befreit, weil diese überflüssig ist. „Jetzt weiß ich wenigstens, daß es sich nicht um eine Textilpflanze handelt."

Befriedigt ob dieser, wenn auch negativen Bereicherung seines Wissens, tritt er an die Maschine heran, die – oft und primitiv repariert – in ihrem Schuppen keucht. Unser Jemand, ihr zuschauend, muß erkennen, daß seine Konklusion falsch war: nicht die Faser ist überflüssig, sondern alles andere.

Weder das Blatt noch sonst ein Grün rollt über die

Walzen und durch die Kämme, nur das faserige Mark. Auch dieses ist im Nu nicht mehr als solches erkennbar, es schwebt als unendliche Welle von flachsblondem Mädchenhaar davon. Daß es keine Haare sind, merkt unser Jemand wohl, aber er gibt sich einem neuen Irrtum hin, hält die blonden Wellen für das Fertigprodukt. Als er der Maschine seine Hochachtung bezeugt, wird er von den Arbeitern belehrt, daß die Desfibradora im industrielosen Yucatán konstruiert worden und für das industrielose Yucatán ausreichend gewesen sei. Jetzt aber habe ihr letztes Stündlein geschlagen. Maschinen eines neuen Systems, geeignet, die Quantität der Erzeugung um achtzehn Prozent, die Qualität um fünfzehn Prozent zu erhöhen, würden aus England eingeführt.

Rechts und links von der alten Entfaserin fällt eine Art Werg ab, „Sosoc" genannt, und wird, so, wie es ist, in Bündel verpackt und exportiert.

Das Hauptprodukt aber kann keineswegs mir nichts, dir nichts die Finca verlassen. Im Hof findet unser Jemand das Mädchenhaar wieder, vieltausend Schöpfe blaßgoldenen Mädchenhaares. Jeder Schopf flattert und leuchtet von einem der tausend Perückenständer.

Arbeiter und Arbeiterinnen schreiten auf und ab und prüfen, ob die Mädchenhaare schon lufttrocken sind, nehmen sie bejahenden Falles vom Ständer, kämmen sie und ordnen sie nach Länge und Dichte. Zu unserem Jemand, der interessiert zusieht, äußern die Arbeiter, es herrsche gutes Wetter und gutes Wetter sei gut. In der Zeit des Norte, der Seestürme, dauere das Trocknen ewig, oft müsse die Fiber drei- bis viermal nachgetrocknet werden.

Draußen, vor dem Tor, erheben sich Berge vertrockneter Riesenananasse, die Postamente der vernichteten Agave, nun zu nichts mehr gut, als verheizt zu werden. Diese Berge sind nur ein Bruchteil von dem, was nach der Ernte zurückbleibt und alljährlich im Mai auf den Feldern verbrannt wird. So groß ist die Glut der Brände, daß man sie in der fernen Hauptstadt Mérida verspürt und zu dieser Zeit nicht auf die Straße geht.

Unser Jemand folgt den Karren mit den Mädchenhaaren, die in die Halle der Finca fahren und sich in die hydrau-

lische Presse entleeren. Dort fügen sich die Strähnen knirschend zu einem Würfel, den im Augenblick der Würfelwerdung eine Haut aus Sackleinen umgibt. „Das ist eine Paca, hundertvierundneunzig Kilogramm. So wird der Henequén verschickt."

Henequén! Endlich, endlich weiß unser Jemand, was er durchwandert und beobachtet hat. „Henequén!" frohlockt er in sich hinein.

Ach, er frohlockt nicht lange in sich hinein, denn er wird darüber aufgeklärt, daß der verpackte und verschiffte Henequén kaum eine Woche lang Henequén heißt. Die amerikanische Schiffsbesatzung, die ihn nach New Orleans bringt, und die Schauerleute, die ihn drüben löschen, kennen das Wort Henequén kaum. Sie und ganz Nordamerika kennen nur „Sisal Hemp" – „Hanf aus Sisal", denn einstmals ging aller Henequén aus einem yukatekischen, inzwischen längst versandeten Hafen namens Sisal ab.

Ebenso verliert das Bündel mit dem exakten Gewicht von hundertvierundneunzig Kilogramm bei der Überquerung des Golfs von Mexiko die Bezeichnung Paca. Auf amerikanisch heißt es „bale", wird nach Pfund gewogen und steht nicht mehr mit hundertacht Pesos, sondern mit dem weit höheren Betrag von vierzig Dollar im Preis.

Aus Henequén, der athletischsten der Textilpflanzen, macht man Seile und Taue und Stricke. Vermittels geflochtenen Henequéns hoben die antiken Mayas ihr Baumaterial, Quader auf Quader, in die höchsten Höhen und schufen dergestalt ihre himmelan ragenden Pyramiden. Die moderne Welt, erhaben über solch sinnlosen Luxus, verfertigt zum Beispiel aus Henequén die Trossen, mit welchen man die mühselig versenkten Kriegsschiffe mühselig wieder an die Meeresoberfläche emporzerrt.

Henequén bildet die Monokultur: ein Volk, ein Land, eine Fiber! Unendlich ferne Völker, die ebensowenig von Yucatán gehört haben wie Yucatán von ihnen, werden in Kriegszeiten abhängig von Yucatán und Yucatán von ihnen. Den größten Wohlstand erlebte Yucatán, als Europa den Kriegsjammer von 1914 bis 1918 erlebte. Um so katastrophaler wirkte sich nachher der Weltfrieden aus, das ganze Land war arbeitslos und hungerte.

Da wurde aus Chicago ein lockendes Angebot gemacht. Mister MacCormick von der Harvester Machine Company, dessen Maschinen allen Weizen Amerikas bündeln, wollte die Henequén-Gebiete Yucatáns aufkaufen, das heißt den ganzen Staat. Die Lockung war groß, und noch größer MacCormicks Drohung, von nun anstatt Henequén Manila-Hanf zu verwenden oder die Tampico-Faser Ixtle, die zwar gleichfalls aus Mexiko, jedoch vom fernen Festland herstammt. Aber die Staatsmänner konnten doch unmöglich das ganze Land ans Ausland verkaufen.

Ein sozial gesinnter Mann namens Felipe Puerto Carrillo wurde Gouverneur von Yucatán, und es gelang ihm, die Dinge zum Besseren zu wandeln. Er vereinigte alle Henequén-Unternehmer und Arbeiter zur großen Produktivgenossenschaft und verschaffte ihnen Friedensaufträge. Außerdem organisierte Felipe Puerto Carrillo ein modernes Unterrichtswesen, machte die Provinz zum vorbildlichen Schulstaat innerhalb der mexikanischen Union.

Aber die Konterrevolution de la Huertas griff auf Yucatán über. Felipe Puerto Carrillo wurde gefangengenommen und mit seinen beiden Brüdern bestialisch umgebracht. Nicht umgebracht werden konnte sein Werk, sein Andenken ist gepriesen, ein Denkmal steht ihm vor dem Volkshaus in Mérida, im ganzen Land heißen Straßen und Plätze nach ihm.

1939 trat die Welt abermals in den Krieg. Der Gouverneur Novelo Torres schloß einen Vertrag mit der American Defense Supply Corporation, dem zufolge Yucatán innerhalb von drei Jahren anderthalb Millionen Ballen Stricke im Werte von 37 800 000 Dollar zu liefern hat. Neuerlicher Aufschwung. Jedoch die Zeiten nach 1918 steckten den Yucateken noch in den Gliedern, und um eine Wiederkehr der Not von damals zu verhindern, schuf die Regierung das „Fomento de Yucatán". Es besteht im Grunde aus den Maßnahmen, die der biblische Josef seinem Herrn empfahl: die Aufspeicherung von Lebensmitteln. Wie einfach liest sich das in der Bibel! In der rauhen Wirklichkeit des kapitalistischen Heute ist die Remedur, die Josef vorschlug, nicht so leicht durchzuführen, denn Demagogen schüren den Widerstand gegen das Fomento.

Was? Sollen wir, weil wir endlich wieder etwas verdienen, den Ankauf von Nahrungsmitteln für den ganzen Staat bezahlen, sollen wir uns sieben Centavos von jedem mühsam erarbeiteten Kilogramm Henequén abziehen lassen, damit in Yucatán Ackerbau und Viehzucht geschaffen werden?

Die Millionäre des ersten Weltkrieges eignen das Faserland nicht mehr so unbeschränkt wie in der Prosperität nach 1914, denn im Jahre 1936 wurde das Henequén-Land aufgeteilt. Aber hier war die Umstellung von Privatbetrieb zur Kollektivbearbeitung noch schwieriger als in den Baumwollgebieten der Laguna, weil die Entfaserungsmaschinen, die Feldbahnen, die Verschiffungsanlagen und die Lieferungsverträge mit den nordamerikanischen Beziehern ganz in den Händen der alten Besitzer blieben. Im staatlich kontrollierten Verband sind sowohl die Arbeiter der Kollektivgüter wie die Privateigentümer organisiert.

Dort, im Haus der Henequéneros finden wir unseren Jemand, den wir fast vergessen hatten. Auf der Finca hatte er, um sich nicht abermals in der Unendlichkeit zu verlieren, nach der besten Gelegenheit gefragt, in die Hauptstadt zu kommen, und wurde eingeladen, sich auf ein Lastauto zu setzen. Dieses brachte Fracht und ihn direkt in das Verbandsgebäude, und zwar zu einem amerikanischen Herrn namens Sterling, der dort im Parterre des Hinterhauses an seltsamen Apparaten hantiert.

Mister Sterling ist wohl der einzige, der in diesem mit Henequén befaßten Hause wirklich Henequén in die Hand bekommt. Die anderen arbeiten, wie in einer Bank, mit Geld und Papieren, während Mister Sterling in seinem Laboratorium die Materialprüfung besorgt. Seine Waagen wägen nicht, sondern zeigen nur an, bei welcher Belastung eine Henequén-Faser kaputtgeht, seine Streckmaschinen strecken nicht, sondern zeigen nur an, bei welcher Zugkraft ein Henequén-Strick reißt. Seine Apparate sind inquisitorisch und gewalttätig.

Von den übrigen Räumen aus wird aller Henequén verwaltet und bevorschußt; die Maschinenkäufe, die Arbeit auf den Plantagen, an den Entfaserungsmaschinen, die

Transporte zur Finca und zum Lagerhaus, das dasteht wie ein Wolkenkratzer mitten im Meer, am Ende der Mole des Hafens Progreso.

Beladen mit Produktionsziffern und Gewinnziffern, zieht unser Jemand aus dem Hause. Heute morgen im Henequén-Hain hat er noch nichts von Henequén gewußt, und jetzt scheint ihm, als ob er zuviel davon wüßte. Unser Jemand geht durch die Stadt Mérida und glaubt durch das Weberviertel von Lyon zu gehen. Aus den Häusern dringt das Geklapper hölzerner Maschinen auf die Straße, weht der Wind Wölkchen von Abfall hinaus. Aber anders als in Lyon wird in Mérida nicht Seide, das aristokratische Gespinst, verarbeitet, sondern der proletarische Henequén.

Neugierig schaut unser Jemand in die Werkstätten, fühlt sich hineingezogen und steht unversehens inmitten einer mechanischen Seilerei. Da erkennt er die Pacas wieder. Vor wenigen Stunden hat er auf der Finca zugesehen, wie sie brutal zusammengepreßt und mit Sorgfalt geschlossen wurden. Jetzt sieht er, wie sie ohne Sorgfalt aufgerissen, maschinell die Strähnen flachsblonden Mädchenhaars geflochten werden. Schon ist der Zopf zweihundertsechzig Meter lang, und dennoch wird er noch zu strecken versucht. Schließlich schießt er aus der Maschine wie ein Strahl in einen Wagen, der davonrollt, wenn er voll ist. In Reih und Glied ist eine Kompanie von leeren Spulen formiert, bereit, sich einwickeln zu lassen, mit neunzig Meter per Spule.

Alle Arbeiter atmen unter Taschentüchern, denn wie Schneegestöber wirbelt der Abfall durch die Werkstatt; die Maschinen, die Treibriemen und die Rahmen der Webstühle sind voll davon. In der von den Flocken durchwirbelten Hitze erzeugen die vermummten Seiler die Stricke, die nördlich des Golfs, das heißt in Nordamerika, „binder twine" heißen.

Von den Garnen und Stricken bleibt vieles im Lande, um verschiedenartig umgestaltet zu werden. Unser Jemand findet sie als Sandalen, als Teppiche, als Polsterfüllung wieder und als Peitschen, als Springschnüre für Mädchen und Boxer und auch als kunstvoll verzierte Damenhandtaschen und Untersätze.

Vor allem aber als Hängematten. Von deren Vielfalt ist unser Jemand am meisten überrascht. Die echte Hängematte, jene, in der sich der indische Sahib schaukeln läßt, jene, die auf dem Promenadendeck des Dampfers zum Takt der Meereswellen tänzelt (die Hängematten, die der Matrose in der Mannschaftskajüte purrt, sind zumeist nur aus Segeltuch), oder jene, die der Forscher im Dschungel aufhängt, um nachts vor dem Schlangengezücht geschützt zu sein, die echte Hängematte ist aus Henequén von Yucatán. „Hamaca" hieß die Hängematte schon bei den Mayas, daraus entstand das englische „hammock", und das deutsche „Hängematte" ist nur eine sinngemäße Umgestaltung von Hamaca.

Ganze Dörfer knüpfen Hängematten. In den Wohnungen gibt es kein Bett, nur Schlafnetze, und für einen Gast, der zu jeder Stunde willkommen ist, sind Haken in die Wand geschlagen, auf daß er dort sein geknotetes Schaukelbett aufhänge.

Unser Jemand kennt Hängematten, er hat oft in welchen geschlafen, aber bevor er sich durch das Marktgetriebe von Mérida drängte, ahnte er nicht, wieviel Varietäten es gibt von diesen Netzen: billige für vier Pesos und teuere, die fünfzig und achtzig Pesos kosten, graue und dreifarbige, ganz kleine mit Spitzenbesatz für begüterte Wickelkinder und ganz große für sechs unbegüterte Erwachsene, grobe und solche, deren Netzwerk zarteste Muster zeigt wie eine Stickerei oder schimmert wie Moirée. Die Hamaca Matrimonial geben die Eltern der Braut als Ausstattung mit, als Brautbett, Wochenbett und Totenbett. Ein rauhes Netz hängt der Henequénero neben seinem Arbeitsplatz auf und findet, nachdem er sein schweres Tagewerk im Henequén getan, auch seine Nachtruhe im Henequén.

## DIE VANILLE-INDIANER

Die letzte Autobusstation vor meinem Ziel, wahrhaftig, sie sieht anders aus als mein Ziel. Dieser Ort war noch vor ein paar Jahren keiner, hatte aber, ehe er einer war, das Glück, Fundstelle von Petroleum zu werden, die ergiebigste von Mexiko, eine der ergiebigsten der Welt. „Poza Rica", die reiche Pfütze.

Der Autobus hält etwa eine halbe Stunde im Campamento Poza Rica. Die Tankstelle ist mit Wagen verrammelt, und die Passagiere können betrachten, wie ein aus dem Schoß gefallener Reichtum aussieht. Da drängen sich aneinander, ineinander und übereinander Holzbuden, die aus zerfallenen Holzbuden von anderswo zusammengenagelt sind. Jeder dieser Bettler des Bauwesens dient tagsüber als Marktbude oder Schenke, nachtsüber als Schlafstelle. Steif spazieren Aasgeier mitten durch die Menschenmenge, Hunderte von Aasgeiern, auch sie Nutznießer des Petroleumglücks. Gesättigt und faul, bücken sie sich kaum nach einem fetten Speiserest, die noch gesättigteren und fauleren hocken oben auf den Buden, fast hätte ich geschrieben: auf den Dächern. Aber es gibt keine Dächer.

An der Peripherie blitzen silbern Bohrtürme und Reservoire. Wo die Menschen wohnen, blitzen nur Reflexe auf den Pfützen, die das Campamento in eine Überschwemmungslandschaft verwandeln. Klapperdürre Kinder mit vorspringendem Bauch und arme Hunde wälzen sich in diesem flüssigen Schmutz oder machen hinein, was übrigens auch Erwachsene tun.

Indios, Mestizen, Weiße und Neger kamen aus den toten Häfen des Golfs hierher, als die Kunde vom großen Glück sie erreichte, in Poza Rica sei Taglöhnerarbeit zu finden, ja man baue sogar eine Raffinerie.

Rechts und links, vorne und hinten, auf der Erde und aus senkrechten Rohren lodern Flammen, tagaus, tagein. Alles Erdgas wird verbrannt. Mit der Glut der Tropen

mischt sich die Glut dieser ewigen Feuersbrünste. Wenn Hydrokarburat seinen Gestank mit dem einer nichtkanalisierten, feuerumzüngelten Siedlung der Tropen verbündet, sind Kloakengase im Vergleich damit purer Levkojenduft.

Niemals, denke ich, niemals wird meine Nasenschleimhaut diese Orgie des Gestanks loswerden, niemals, denke ich, wird die höllische Häßlichkeit des Campamento von Poza Rica von meiner Netzhaut verschwinden, niemals...

Niemals? Kaum zwanzig Minuten nach der Abfahrt kann ich mir nichts mehr davon ins Gedächtnis zurückrufen, Wohlgerüche und Schönheit dringen auf meine Sinne ein. So abrupt und unlogisch wechselt alles in den Tropen.

Tabak und Gummi wachsen durcheinander, Pfeffer und Zuckerrohr, Kokosnüsse und Tamarinde. Zwanzig voneinander ganz verschiedene Arten von Grün. Und die Düfte! Einst habe ich ihr Gegenteil erlebt, das war im Campamento von Poza Rica, du lieber Gott, wie lange ist das her!

Ich fahre ein in Papantla, der Hauptstadt des Vanillelands, sonnenhell, freundlich, auf Hügeln erbaut, von Hügeln umgeben. Stolz zeigt man mir in der Gartenanlage auf dem Stadtplatz eine Vanillepflanze. Sie sieht recht kläglich aus; eine zweite, die im Garten eines Vanille-Exporteurs wächst, soll besser instand sein.

An der Station sitzen Indiomänner aus dem Stamm der Totonaken. Ihre Frauen gehen mit Einkäufen vorbei, alle barfüßig, weiß gekleidet, weißer Musselinrock, weißer Spitzenschal; die Mädchen tragen rosa Blusen und im Haar ein buntes Band und Blumen.

Sie wohnen in „Congregaciónes", Dörfern im Urwald ringsumher, nicht mehr wie in grauer Vorzeit in glanzvollen Städten. Selbst von der antiken Hauptstadt Zempoala, die das spanische Heer beim Einmarsch für eine Stadt aus getriebenem Silber hielt, gibt es kaum eine Spur mehr. Nur die zaubermärchenhafte Pyramide Tajin träumt im Walde, und von alten Gebräuchen ist noch der Tanz der Flieger erhalten, eine halsbrecherisch-akrobatische Kunst, die alljährlich am Fronleichnamstag vorgeführt wird.

Die Totonaken haben eine Vergangenheit, aber keine

Geschichte, nur einmal traten sie weltentscheidend auf den Plan. Das war 1519 im Lager des Cortez, nahe der Stadt Veracruz, die noch nicht gegründet war und auch gar nicht gegründet werden sollte. Im Gegenteil, Cortez war eben dabei, Anker zu lichten, um von seiner aussichtslosen Kampagne nach Kuba zurückzusegeln, obwohl dort der Galgen seiner harrte. Da kam eine Abordnung der Totonaken und bat um Hilfe gegen den Aztekenkönig, der ihr Land unterworfen hatte und Jünglinge und Mädchen für seinen Opferaltar forderte. Sie stellten Cortez fünfzigtausend Mann zur Verfügung, und damit begann die Eroberung Mexikos, bei der mit den besiegten Stämmen auch die siegreichen Totonaken historisch ausgerottet wurden.

Erbittert darüber, daß sie, die durch ihren Feind Moctezuma die halbe Freiheit verloren hatten, nun durch ihren Freund Cortez der ganzen beraubt wurden, gaben die Totonaken ihre Städte und Tempel dem Verfall preis und zogen sich in den undurchdringlichen Urwald zurück. Dort pflanzen, pflegen und pflücken sie die Vanille und verkaufen die Frucht an die Weißen, ohne aber ihren vierhundert Jahre alten Haß gegen die Weißen aufzugeben.

Noch älter als ihr Haß ist die Vanille.

Die Vanille, die Schwarzblume, wuchs im Gebiet der Totonaken und sonst nirgendwo, lange bevor sich die europäischen Potentaten und deren Meisterköche eine so köstliche Spezerei auch nur träumen ließen. Zusammen mit dem Kakao, der gleichfalls ihr Ureigentum war, hatten die Indianer die Vanille geschlürft. Vanille ohne Kakao nahmen sie nur um der aphrodisiakischen Wirkung willen oder als Medizin gegen Frauenkrankheiten.

Damals wuchs die Schwarzblume auf den Jagdgründen der Totonaken wild, damals wie heute eine Liane, die sich wurzellos an fremde Bäume schmiegt. Denn sie ist, nehmt alles nur in allem, ein Luftikus, ein Parasit. Daran ändert die Tatsache nichts, daß sie eine geborene Orchidee ist. Zu der Eigenschaft dieses Parasiten, nützlich zu sein, kommt heute die nicht minder merkwürdigere hinzu, landwirtschaftlich gezüchtet zu werden.

Zu Füßen irgendeines Baumes, auf dem der Pfeffer wächst oder hoch der Lorbeer steht, werden zwei Steck-

reiser von Epidendrum vanilla eingepflanzt oder einfach an den Stamm gebunden. So, und jetzt schmarotze mal tüchtig!

Der angesteckte Stengel tut, wie ihm geheißen. Er schlängelt sich um den ihm zugewiesenen Baumstamm hoch und höher und beginnt vom vierten Lebensjahr an Blütentrauben zu treiben. Dann greift wieder der Mensch ein, denn er verläßt sich nicht darauf, daß launische Winde oder flatterhafte Insekten die männlichen und weiblichen Organe der Vanille rechtzeitig zusammenfügen. Eile ist vonnöten. Die Blüte, die nicht innerhalb von zwanzig Apriltagen den Liebesgruß empfängt, empfängt ihn nie. Auch dann nicht, wenn der potentielle Geschlechtspartner im gleichen Kämmerchen wohnt, wie bei der Vanille, die ein Zwitter, ein Hermaphrodit ist. Die männlichen Spermatozoiden und die weiblichen Eizellen kommen aber nicht zusammen, dieweil ein Häutchen sie voneinander trennt.

So helfen denn Totonakenmädchen nach. Genauer als Schmetterlinge und schneller als die einheimische Wespe namens Avispa negra oder die Biene Melipona lösen Mädchenfinger in den ersten Morgenstunden jener zwanzig Apriltage das Jungfernhäutchen von vier Blüten jeder Traube; sie legen den Samen in vier Samenscheiden, die Vaginula oder Vainila, mit welchem Wort, ihrer Form wegen, auch die Frucht benamst ist und schließlich – welch ein frivoles Pars pro toto – die ganze Pflanze.

Nachdem die Frucht geboren ist, bleibt sie an der Mutterbrust und entwickelt sich zunächst (bis zum August) bloß in die Länge und nachher (bis zum November) in die Breite, wobei sie stramm und fleischig wird. Erst vom Mondwechsel des November an ist die Pflücke erlaubt, und dann mündet alles, was an Schoten in den Wäldern der zehntausend Vanille-Indios entstand, in die Höfe der dreißig Vanille-Industriellen.

Die erste Phase des Vanille-Welthandels steht unter dem Zeichen der Angst vor dem Betrogenwerden. Mißtrauen Nummer eins richtet sich gegen alles, was Mensch ist, einschließlich des Stammesbruders in der Congregación. Infolge dieses Mißtrauens sind die Vainilales, die Pflanzun-

gen, durchwegs Kleinbetriebe geblieben. Keine ist größer als drei Hektar, damit sie vom Auge des Besitzers überblickt und nicht zum Tummelplatz von Dieben werden kann.

Aber Mißtrauen Nummer eins ist nichts gegen Mißtrauen Nummer zwei, dasjenige, das sich gegen jedweden Weißen richtet. In der Jahreszeit, da die kostbare Schote aus dem heimatlichen Wald hinabgeschafft wird in den Dschungel der Geschäfte, verwandelt sich der Frieden der Atmosphäre in Lug und Trug. „Tiempo de vainila – tiempo de mentira."

Ist unten in Papantla, Gutiérrez Zamora oder San José Acanteno der Preis ausgehandelt und – ich greife dem Verlauf der Ereignisse etwas vor – die Ware abgeliefert, so wird der Erlös unter allerhand Vorsichtsmaßregeln einkassiert. Nie holt der Pflanzer selbst das Geld ab, denn er fürchtet einen Raubüberfall. Zunächst läßt er es beim Händler, nach ein paar Tagen erst schickt er einen Sohn oder Verwandten oder, das ist noch unauffälliger, einen Arriero hinab, der in Betreuung der Maultiere in Ehren ergraut ist. Der soll das Geld abholen – nein, beileibe nicht das ganze Geld, nur einen Teil davon. Von ferne und durchs Dickicht, parallel zum Wege schleichend, beobachtet der Pflanzer seinen Boten, ob diesem keine Gefahr droht.

Scheck, Bankkonto – das gibt es nicht. Auch Papiergeld wird nicht angenommen, nur klingende Münze. Aber so viel Silbergeld, wie die Vanille-Käufe erfordern, besitzt nicht einmal die Bank. Dieser Tatsache verdanken die Chauffeure der Autobusstrecke Mexiko–Tuxpan einen lukrativen Nebenberuf: in der Hauptstadt Silberpesos aufzutreiben und nach Papantla mitzubringen. Davon bekommen sie ein halbes Prozent, was manchmal bei einer einzigen Fahrt mehrere hundert Pesos ausmacht. (Eine ähnliche Erscheinung fand ich in Yucatán, wo den Pflanzern und Arbeitern des Henequén wöchentlich zwei Millionen Pesos in Silber ausgezahlt werden müssen.)

Die Vanille-Pflanzer vergraben ihr Geld, und manch einer stirbt unversehens, ohne seiner Familie die Schatzstelle gezeigt zu haben – der Waldboden, der die Vanille-

Reichtümer aufsprießen läßt, nimmt den Erlös in gemünztem Silber wieder an sich.

In Matten gepackt und auf Maultieren schaukelnd, bewegt sich das Ergebnis der Pflücke der Stadt zu. Was man oben im Wald aufpackte, wurde dort nach Millares, je tausend Stück, gezählt, was man unten ablädt, wird nach Pfunden (zu je vierhundertsechzig Gramm) gewogen; ein Mauleselchen schleppt zwei bis drei Millares, das sind siebzig Kilo, im Wert von etwa tausend Pesos.

Ablieferungspunkt sind die Beneficios, die Veredelungsanstalten. Spiegelglatt und rein gefegt bieten sich ihre Höfe dar und ebenso die Wärmekammern des Hofgebäudes. Drinnen wird die Vanille gleich nach ihrer Ankunft auf Espigueras und Camillas gebettet, Lagerstätten aus Zedernholz, das zwar teuer, aber auch glatt ist und daher die Schote nicht zerkratzt. (Jener Baum, an dem die Vanille zeit ihres Waldlebens schmarotzt hat, ist nicht gut genug, ihr nun als Unterlage zu dienen; dereinst wird auch er gefällt und zu Kistenbrettern gehobelt werden für den Versand seiner Exuntermieterin.)

Nach der Trocknung und Entwässerung (zweiundsiebzig Stunden bei sechzig Grad) folgt ein langwieriger und kontinuierlicher Arbeitsgang, dessen Produktionsmittel die Sonne ist. Mehrere Stunden lang wirkt sie auf die Schoten ein, die zu Tausenden im Hof auf blitzblanke Binsenmatten gebreitet sind. Auf daß sie bei dieser Siesta nicht gestört oder gar gekidnapped werden, schießt das Personal des Benificios Salven von Erstickungsgasen gegen das Geschwader des heranschwirrenden Feindes, die Aasgeier. Denn auch die Aasgeier lieben Spezereien, würden vielleicht gerne auf Kadaver verzichten, wenn man sie an die Vanille heranließe.

Nachdem sie ihr Sonnenbad absolviert hat, werden die Schoten für mindestens vierundzwanzig Stunden in den Schatten gelegt. Fünfzehn- bis achtzehnmal wiederholt sich diese Prozedur, wobei die Vanille ihre Flüssigkeit ausschwitzt.

Im Hauptgebäude der Fabrik sind Fachleute am Werk. Allein in Papantla gibt es dreihundert Spezialarbeiter der Vanille-Veredlung, sie bilden ein Syndikat und beziehen

gestaffelte Löhne. Die Tendedores ordnen und trocknen und packen; sie haben fünf Pesos pro Tag. Die „Officiales" tun heikle Arbeit; obwohl sie ihre Hände mit Alkohol waschen, nehmen sie die Schoten nur mit der Pinzette auf, um jede einzeln zu prüfen und zu behandeln; ihr Taglohn beträgt sieben Pesos. Der Meister, nach dem Unternehmer der Höchste im Betrieb, erhält neun Pesos, er muß auch am Sonntag seine Vanille kontrollieren. Sieben Monate lang, von November bis Mai, wird gearbeitet.

Schmerzliche Nebenerscheinung dieser Arbeitsprozesse ist die Gewichtverminderung der Ware. Je sieben Kilo grüner Vanille ergeben nur ein einziges der veredelten. In Madagaskar genügen vier Kilo grüner Pflanzen zur Herstellung eines Fertigkilos, weil die Natur Afrikas der Vanille mehr Konsistenz schenkt. Aber mit dieser Erklärung will sich Mexiko nicht zufriedengeben und grübelt, wie man es auch hier erreichen könnte, für drei Kilo Handelsvanille weniger als einundzwanzig Kilo Rohvanille zu benötigen.

Von Arbeitsgang zu Arbeitsgang werden die Schoten glänzender und trockener und dichter. Für mich Laien sieht ein Stück wie das andere aus; ein Schnürsenkel von schokoladenbrauner Farbe und mit der faltigen Haut von Rosinen. Und da ich schon Schokolade und Rosinen zur Parallele heranziehe, ziehe ich auch Feigen heran: das Innere der Vanille-Schote ähnelt dem der Feige mit ihrem Mus und ihren zahllosen Körnchen.

Trotz dieser scheinbaren Gleichheit gibt es hier fünf Sorten, voneinander durchaus verschieden, sowohl was die Länge und die Farbe als auch den „Tacto" anbelangt, das heißt, ob sich die Vanille trocken oder fleischig anfühlt. Und jede Sorte wiederum wird als Ganze (Entera) oder als Geschnittene (Picadura) gemarktet.

In zinnenen Büchsen, die mit paraffiniertem Papier liebevoll ausgelegt und in Holzkisten verstaut sind, reist die Vanille via Laredo ins New York Warehouse, wo sie ihre afrikanische Schwester La Bourbon treffen und mit ihr zum Preiskampf antreten wird.

Wie auch immer dieser Kampf ausfallen wird, der Preis ist für die Heimat der Vanille unerschwinglich. Das Land

Mexiko behält von seiner Vanille fast nichts für den eigenen Haushalt; im Jahre 1941 zum Beispiel, als 261 000 Kilogramm die Bahnfahrt von Papantla nach New York machten, blieben kaum zweitausend Kilo zu Hause. Selbstverständlich liegt ein solches Restchen unter dem Bedarf, und das Vanille-Defizit des Vanille-Exportlandes wird durch Import minderwertiger Vanille aus dem Konkurrenzland Tahiti gedeckt sowie durch synthetische Vanille, der geschworenen Todfeindin der echten.

Weit mehr als die Hälfte der Weltproduktion liefert in Zeiten des Friedens Madagaskar. Dorthin kam die Vanille 1850 auf dem Umweg über den Pariser Jardin des Plantes; die Franzosen hatten sich aus der Gegend von Papantla und Misantla einige Pflanzen geholt, in Paris botanisch untersucht und in ihren afrikanischen Kolonien angepflanzt. Dank diesem Experiment werden auf dem Seychelles-Archipel und auf Madagaskar über vierhundert Tonnen jährlich geerntet, und das französische Imperium steht sowohl an der Spitze der Vanille-Produktion wie des europäischen Vanille-Großhandels. Aber den Terminhandel kann die Vanille nicht leiden. Sie widersetzt sich ihm mit dem starken Mittel des Schwachen, mit ihrer leichten Verderblichkeit. 1924 half sie dem normalen Markt, den Vanille-Corner zum Scheitern zu bringen, den die Firma „Demair frères" in Marseille hervorgerufen hatte; das Fracasso kostete die Brüder fünfzig Millionen Francs.

Im Konsum sind die Nordamerikaner aller Welt voran. Sie beziehen, sofern es der Krieg und der eingeschränkte Schiffsverkehr mit Afrika und sofern es Regengüsse, Dürre oder die Nordwinde im Golf von Mexiko nicht verwehren, fünfundsechzig Prozent der Welternte, wovon sie etwas reexportieren, meist in Form von Vanille-Essenz. Die anderen Länder kaufen nur so viel, daß ihre Schokoladenfabriken nicht stillestehen und die Hausfrauen ihre Puddings machen können.

Für Kaugummi und Eiscreme, die beiden Rekordgenüsse des Yankee, liefern das wichtigste Ingredienz die Totonaken, die in vierhundert Jahren nicht aufgehört haben, die Weißen zu hassen.

# DIE PETROLEUMLEITUNG

## I

Wer aus dem Golf von Mexiko der Hauptstadt zufährt, wird meilenlang von einem Rohr begleitet. Vor den Städten verkriecht es sich, hinter ihnen taucht es wieder auf; besonders dort, wo Wege oder Kanäle sind, kommt es ans Tageslicht. Auf den Landkarten ist es nicht eingezeichnet.

Bevor das mexikanische Öl in mexikanischen Volksbesitz überging, war es unter vierzehn Tochtergesellschaften der drei Weltkonzerne aufgeteilt, der „Royal Dutch Shell" Deterdings, der „Standard Oil" Rockefellers und der „California Sinclair Pierce Oil Company" Harry Sinclairs. Eine dieser vierzehn Töchter, „El Águila" oder „Mexican Eagle Petroleum Co.", besaß sechzig Prozent des mexikanischen Erdöls; in ihrem einstigen Palais in der Hauptstadt amtieren jetzt „Petróleos Mexicanos" (PEMEX). In der Halle steht die Büste von Cárdenas, denn er ist es gewesen, der am 18. März 1938 das Öl seinem Lande wiedergegeben hat.

Damit endete ein in der Sozialgeschichte einzigartiger Kampf; auf der einen Seite stand ein Land, auf der anderen die allmächtige Dreifaltigkeit des Petroleum-Weltmonopols.

Als Lohnkonflikt hatte es begonnen. Im Zeitraum von 1934 bis 1937 waren die Haushaltungskosten um 88,96 Prozent gestiegen, während die Lohnsätze nur um 30 bis 40 Prozent erhöht wurden. Ein mexikanischer Ölarbeiter bekam im Durchschnitt 4,86 Pesos pro Tag, kaum ein Viertel von dem, was in Amerika ein Arbeiter der gleichen Gesellschaft verdiente. Dabei war die Förderungsrate des amerikanischen Arbeiters geringer als die des Mexikaners, der allerdings an reicher sprudelnden Ölvorkommen arbeitete.

Die Arbeiter verlangten einen Kollektivvertrag mit vierzigstündiger Arbeitswoche, Lohnerhöhung, Urlaubsrecht und Verbesserung der Arbeitsbedingungen, Forderungen, die abgelehnt wurden. Die Belegschaften stellten die Arbeit ein, die Gesellschaften appellierten an den Staatlichen Schlichtungsgerichtshof gegen den Streik, und das Gericht entschied, daß die Streikenden an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren und bis zur Urteilsfällung an diesen auszuharren haben. Das geschah. Dann erging das Urteil. Ein Teil der Arbeiterforderungen wurde abgewiesen, jedoch eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen vorgeschrieben, die sechsundzwanzig Millionen Pesos jährlich gekostet hätte – einerseits eine hohe Summe, andererseits ein Bruchteil der Dollarprofite.

Wenn man den Einspruch der Gesellschaften gegen diese Entscheidung liest, so glaubt man sich in den Londoner Juristenbezirk versetzt, wo vielhundertjährige Kastanienbäume vor vielhundertjährigen Gebäuden in vielhundertjähriger Ruhe wachsen. Dort könnte ein alter, sehr ehrenwerter Kronjurist mit gründlicher Kenntnis von Paragraphen und Präjudizfällen, der aber noch nie etwas von Soziologie, Arbeitsrecht oder dergleichen Laienwerk gehört, den Rekurs verfaßt haben. Nach formal juristischer Einleitung kommt er auf das zu sprechen, was den Ölmagnaten besonders am Herzen liegt, auf die Freiheit der Arbeit. Wo sei die Freiheit der Arbeit, wenn zum Beispiel der Arbeitgeber gezwungen wird, Inländer als Assistenten ausländischer Fachleute anzustellen? Ist es Gleichheit und Gerechtigkeit, wenn die Höhe des Unternehmergewinns zur Grundlage des Lohntarifs gemacht wird? Gilt nicht gleiches Recht für alle, für arm und reich?

Das Oberste Gericht von Mexiko wies den Rekurs ab, und als die Ölgesellschaften beschlossen, sich dieser Entscheidung nicht zu fügen, kam es zu ihrer Enteignung. Gleichzeitig wurde das mexikanische Volk über die möglichen Folgen dieser Maßnahme aufgeklärt und gegen zukünftige Interventionsversuche mobilisiert. Der erste Appell erging von Vicente Lombardo Toledano. Lombardo Toledano hat in der internationalen Gewerkschaftsbewegung kaum ein Pendant. Ein Arbeiterführer, der Professor

der Philosophie, ehemaliger Gouverneur, Goethe-Kenner, Botaniker und Archäologe ist; seine Volksversammlungen sind Universitätskurse, und seine Popularität verdankt er seiner Autorität. In jener Petroleumrede legte er alle Möglichkeiten von Propaganda und Lüge dar, mit denen das Ölkapital versuchen werde, die öffentliche Meinung Mexikos zu spalten, und entlarvte auf diese Weise Verrat und Bestechung, bevor es zu Verrat und Bestechung kommen konnte.

Den anderen Appell an das Volk richtete Präsident Lázaro Cárdenas selbst. Er beantwortete zunächst den Vorwurf der Undankbarkeit, den die Ölgesellschaften erhoben hatten: Ist das der Dank dafür, daß wir mit unserem Kapital die gigantischste Industrie von Mexiko aufgebaut haben? „Euer Kapital?" rief ihnen Cárdenas durchs Radio zu. „Euer Kapital ist der Reichtum der Ölvorkommen gewesen, die der Nation gehören und euch gesetzwidrigerweise überlassen wurden! Euer Kapital sind die Privilegien, die euch gewährt wurden, die Steuer- und Zollvergünstigungen! Von diesem Kapital habt ihr Milliardeninteressen bezogen und einen kleinen Bruchteil in eure Betriebe investiert. Und dafür sollen wir euch dankbar sein?"

Nicht minder scharf wandte sich Cárdenas gegen die Schuldigen im eigenen Land, die aus Schwäche, Ignoranz oder Eigennutz den Versuchungen der unermeßlich mächtigen Unternehmer nicht zu widerstehen vermochten.

Die Quellen des mexikanischen Reichtums sind zu Quellen des mexikanischen Elends geworden, sagte Cárdenas. In den wenigsten Orten des Ölgebiets gibt es ein Spital, Trinkwasser, eine Schule, ein Kulturzentrum oder einen Sportplatz. Nicht einmal eine Gasanstalt existiert, denn die Gesellschaften erlauben nicht, daß die Millionen von Kubikmeter nutzlos entweichenden Gases verwertet werden. Wem wäre nicht die erregende Zweiteilung aufgefallen, die in den Petroleumbezirken herrscht? Komfort für das ausländische Personal – Jammer und gesundheitswidrige Behausungen für das mexikanische. Kühlanlagen und Schutz gegen tropische Krankheitserreger für die ersteren – Teilnahmslosigkeit und eine meist nur mit Widerwillen

gewährte ärztliche Hilfe für die letzteren. Hungerlöhne und vernichtende Arbeitsbedingungen für unser Volk.

Jedes Produktionszentrum besitzt eine Betriebspolizei zum Schutz der privaten, egoistischen und oft ungesetzlichen Interessen. Diese bewaffneten Organisationen, ob sie nun von der Regierung autorisiert sind oder nicht, tragen Schuld an Mißbräuchen, Ausschreitungen und Mordtaten, begangen im Auftrag oder im Interesse der Gesellschaft, in deren Dienst sie stehen.

Nur mit wenigen Worten geißelte der Staatspräsident die „hartnäckige und bösartige Einmischung der Ölgesellschaften in innere Angelegenheiten der Nation". Nur mit wenigen Worten – denn um dieses Thema zu erschöpfen, hätte er die Geschichte Mexikos seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts erzählen müssen.

Von den Tagen an, da Porfirio Díaz dem englischen Ingenieur der Tehuantepec-Bahn Weetman Pearson, nachmals Lord Cowdray, und dem amerikanischen Ölhändler Edward L. Dohenny die Konzessionen auf das mexikanische Erdöl verliehen hatte, war Mexiko die Walstatt eines Krieges zwischen Großbritannien und Nordamerika. Bei jedem Aufstandsversuch gossen entweder die Vereinigten Staaten oder die Vereinigten Königreiche oder beide zusammen ihr Öl ins Feuer. Dollar und Pfund Sterling waren immer zur Stelle.

Gelegentlich, wenn es den Ölmagnaten in den Plan paßte, wurden sogar fortschrittliche Bewegungen gegen reaktionäre unterstützt. So fühlte sich zum Beispiel die Standard Oil (Amerika) durch die an die Pearson Oil Company (England) gewährten Konzessionen in den Ölfeldern von Tehuantepec geschädigt. Deshalb half sie dem freiheitlichen Francisco J. Madero, die vierzigjährige Diktatur von Porfirio Díaz zu stürzen. Was freilich den amerikanischen Botschafter Lane Wilson nicht hinderte, bald darauf in Washington gegen Madero und „his almost confiscatory tax placed on the oil products at Tampico" aufzutreten, den Staatsstreich des Reaktionärs Victoriano Huerta zu unterstützen und zuzulassen, daß der volkstümliche Präsident Madero und der Vizepräsident Pino Suárez im Gefängnis erschossen wurden (23. Februar

1913). Das Verhalten Lane Wilsons an diesem Tag ist in Mexiko nicht vergessen.

Cárdenas schloß das Kapitel der Interventionen, die auf den Wellen des Öls herangeschwommen waren, mit der Enteignung. „Die ausländischen Gesellschaften sind nicht gewillt, das Urteil unseres höchsten Gerichts anzuerkennen. Sie bauen darauf, daß sich ihre Macht als stärker erweisen wird als die Würde und Unabhängigkeit Mexikos, das großzügig seinen Naturreichtum in ihre Hände gelegt hatte. Die Enteignung wurde angeordnet und den Gesellschaften die volle Bezahlung ihres Eigentums von Staats wegen zugesichert."

Die Großmächte des Öls räumten ihre Gaststätte keineswegs in Ruhe und Frieden. Die Betriebe sollten arbeitsunfähig gemacht werden, damit Mexiko genötigt sei, die Rückkehr der alten Besitzer zu erflehen und sich ihnen bedingungslos zu unterwerfen. Niemand sollte zurückgelassen werden, der sich im Betrieb auskannte. Den mexikanischen Beamten wurden höher bezahlte Stellungen in USA angeboten. Inhaber der „Puestos de Confianza", die Vertrauensleute der Gesellschaften, blieben mit dem alten Gehalt auf der alten Gehaltsliste der alten Besitzer, wenn sie sich bereit erklärten, unter der neuen Leitung nicht weiterzuarbeiten. Noch heute gibt es in Mexiko solche Exvertrauensleute, die ihr Direktoren- oder Chefingenieursgehalt weiterbeziehen. Verträge, Adressen, Rechnungen, Pläne, chemische Formeln mit den zugehörigen „Know how", Lohnlisten und Akten wurden verbrannt oder mitgenommen.

Das Furioso der Weltpresse erscholl nicht gegen die Saboteure, sondern gegen jene, welche die Sabotage sabotierten. Die Ablehnung der Arbeiterforderungen durch die Ölgesellschaften wurde als moralische Tat gepriesen. Ein amerikanischer Wirtschaftsführer erklärte: „. . . aber so weit darf die Arbeiterfürsorge denn doch nicht gehen, daß man mexikanischen Arbeitern Harems einrichtet, ihnen Polopferde kauft und Luxusreisen um die Welt bezahlt, wenn sie es wünschen." Die entrüsteten Zeitungsleser mußten glauben, die Ölarbeiter Mexikos hätten Harems gefordert und Polopferde und Luxusreisen. In Wahrheit hatten

sie eine Fahrkarte zum Urlaubsort innerhalb Mexikos verlangt, den Bau von Sportplätzen und Krankenbehandlung für Gattin und Kinder, soweit es sich um dauernde, wenn auch nicht immer legale Ehen handelte.

Schon während des Konflikts hatten die Ölgesellschaften ihre Goldreserven aus den mexikanischen Banken gezogen, und nach der Nationalisierung der Betriebe stieß der internationale Valutenmarkt den Peso auf fünfundvierzig Prozent seines Werts hinab.

In einer fast ultimativen Note verlangte der nordamerikanische Staatssekretär Cordell Hull, daß das mexikanische Ölproblem einem internationalen Schiedsgerichtshof zur Entscheidung vorgelegt werde, widrigenfalls ... Der Senator von North Carolina, Reynolds, forderte im Kongreß von Washington als Entschädigung die Abtretung von Baja California an die Vereinigten Staaten. Einige Persönlichkeiten, die seinerzeit den amerikanischen Staatspräsidenten Harding im mexikanischen Petroleum ertränkt hatten, traten für bewaffnete Repressalien gegen Mexiko ein. Wallstreet gab eine Mexiko-Sondernummer des „Journal of Commerce" heraus, reich an Tabellen, Bildern und nationalökonomischen Artikeln, die allesamt darzutun versuchten, daß Mexiko eine Gefahr für die Landesverteidigung von USA darstelle und unfähig sei, sich selbst zu verwalten.

Im Staat San Luis Potosí bereitete sich eine Bewegung zum Sturz von Cárdenas vor. Ihr Führer, der General Saturnino Cedillo, war aus dem Ausland mit Waffen und Munition versorgt worden, von einigen Waffensorten, Tanks und Schützengrabenkanonen, besaß er mehr als die mexikanische Armee. Sein Generalstabschef war der deutsche Nazi und Oberst Ernst Freiherr von Merck. Aus seiner gutgesicherten Villa in Coyoacán, der Gartenvorstadt Mexikos, genauer gesagt, aus seinem mit dem Hitlerbild und Hakenkreuzornamenten dekorierten Arbeitszimmer leitete er die strategischen Vorbereitungen der Cedillo-Rebellion.

Ein Deutscher anderer Art, mein verstorbener Freund Alfredo Miller-Fortmiller aus Hannover, legte dem Baron das Handwerk. Alfredo erschien in der Merckschen Festung mit einem Emigrationsbeamten und wurde selbst als solcher angenommen. Baron Merck wies sofort das Original

jenes Dokuments vor, mit dem er in den fortschrittlichen Kreisen Mexikos als Nichtnazi aufzutreten versuchte: ein Telegramm Gustav Noskes an Leutnant Ernst Freiherrn von Merck, der Dank für die Dienste, „die Euer Hochwohlgeboren bei der Bildung der freiwilligen Formationen geleistet haben", das heißt jener Freikorps, welche 1918/1919 die deutsche Republik an die Reaktion auslieferten.

„Noske war Sozialdemokrat, Sie wissen?" sagte Baron Merck zu Alfredo Miller. Dieser wußte. Auch sein jetziger Chef, Saturnino Cedillo, erklärte Baron Merck, sei kein Faschist und kein Nazi. „Er stimmt bloß mit einigen der Sachen nicht überein, die Cárdenas macht."

„Zum Beispiel mit der Ölenteignung", sagte Alfredo.

„Zum Beispiel mit der Ölenteignung", wiederholte Baron Merck und fügte hinzu: „... glaube ich."

Alfredo behielt einen Brief, der bewies, daß Baron Merck gemeinsam mit dem deutschen Botschafter für Cedillo arbeitete. Nach der Veröffentlichung des Briefes verließ Baron Merck das Land und war beim Ausbruch des Aufstandes, für den er die Pläne geliefert hatte, nicht mehr in Mexiko. Im Rebellengebiet erschien Cárdenas und leitete die Niederwerfung.

Ein internationaler Boykott gegen mexikanisches Petroleum setzte ein. Mexiko versank fast in der Sintflut seines Öls. Gleichzeitig aber bewarb sich Japan darum. Es war bereit, den Mexikanern eine Rohrleitung quer durchs Land zu legen, von den Bohrlöchern am Atlantik bis auf die japanischen Schiffe im Pazifik. Italien bot den Bau von Tankschiffen an. Nazideutschland, vertreten durch eine Gruppe amerikanischer Spekulanten, wollte die gesamte Ölproduktion Mexikos für vierzehn Millionen Pesos kaufen und dafür Rechenmaschinen, Nähmaschinen und Werkzeugmaschinen liefern. Vielleicht waren es diese Unterhändler aus neutralen Ländern selbst, die – soweit es die Verhandlungen nicht gefährdete – in die Welt lancierten: Seht, das bolschewistische Mexiko verhandelt mit den Nazis!

Das „bolschewistische Mexiko"! „Mexiko, der neue Sitz der Kommunistischen Internationale." Auf diesen Grundton waren die politischen Angriffe gestimmt. Antifaschi-

stische Flüchtlinge aus den von den Nazis besetzten Gebieten Europas wurden bei Behörden und in der Presse denunziert. Den einen wurde vorgeworfen, sie hätten den Überfall Rußlands auf das arme Finnland gutgeheißen; den anderen (einschließlich des Schreibers dieses Buches), daß sie die Agenten der GPU seien. Die Trotzkisten, die so lange nichts zu melden gehabt hatten, hatten jetzt viel zu melden. Täglich eine Enthüllung: „Ein Stalinist in Mexiko eingetroffen!"

Um diese Zeit lief die Amtsperiode des Präsidenten Cárdenas ab, General Almazán, ein Gegner der Ölenteignung, kandidierte mit dem Programm: „Wenn die Lösung des Petroleumkonflikts nicht durch die gegenwärtige Regierung endgültig erfolgen und ich gezwungen sein sollte, die diesbezüglichen Verhandlungen weiterzuführen, werde ich dafür Sorge tragen, daß diese Verhandlungen zu einer freundschaftlichen und loyalen Vereinbarung gelangen. Diese wird auf der Grundlage des Rechts und der Gleichberechtigung, unter Berücksichtigung der Souveränität Mexikos und der Völkerrechtsnormen erfolgen und den nationalen Interessen sowie den berechtigten Interessen der Petroleumgesellschaften und der Arbeiterschaft dieses Industriezweiges entsprechen."

Gewählt wurde nicht Almazán, sondern Manuel Avila Camacho.

Inzwischen führten die Ölgesellschaften den Kampf um die Ablösungssumme weiter. Auf Grund der Steuererklärungen war der Wert der Unternehmungen mit fünfzig Millionen Dollar errechnet und diese Summe als Ablösung festgesetzt worden. Gegen diese Einschätzung protestierten die Ölfirmen so heftig, daß sie offen bekannten, Zollbetrug, Bücherfälschung und Steuerhinterziehung begangen zu haben. Sie hätten ihre Einkünfte niedriger angegeben, als sie in Wirklichkeit waren – weil das in Mexiko so üblich sei. Als Abfindung verlangten sie vierhundertfünfzig Millionen in bar, dann hundertzwanzig.

Mitten in die Preisverhandlungen platzte 1939 der Krieg Deutschlands gegen England und 1941 gegen USA. Nun brauchte man das boykottierte Öl und die Bundesgenossenschaft Mexikos, und der Konflikt wurde erledigt, wäh-

rend Mexiko noch mit der Wiederinstandsetzung der Öl-anlagen beschäftigt war.

Die „Öl-Presse" hatte es leicht gehabt, zu prophezeien, Mexiko werde nicht imstande sein, Produktion und Transport aufrechtzuerhalten. Besaß es doch weder ein Genug an Kapital noch an intakten Maschinen, noch an Verkehrsmitteln. Mexikos einziges Tankschiff „San Ricardo" lag in Alabama, USA, auf Trockendock.

Aber durch große Opfer der Arbeiterschaft wurde die billige Prophezeiung zuschanden. Mexiko fördert sein Öl selbst, wie es vorher die Fremden getan, und schafft Einrichtungen, wie es vorher die Fremden nicht getan, weil die Entwicklung der einheimischen Industrie außerhalb ihrer Interessen lag.

Mexikanisches Rohöl und seine Derivate waren ins Ausland geschickt worden, vor allem nach Balik Papan in Niederländisch-Indien und nach Curaçao, den beiden Petroleumhauptstädten der Welt, und kamen dann zum Teil nach Mexiko zurück. Warum dieser enorme Umweg? In Curaçao und Balik Papan wurden die Ölprodukte so weit veredelt, daß sie der internationalen Spezifikation und damit dem internationalen Preistarif entsprachen, Mexiko selbst besaß keine Anlagen, die sein Öl hinreichend veredeln konnten.

Die einzigen im Lande hergestellten Fertigprodukte waren Asphalt und Gasöl. Und heute? Heute gibt es Gasolin mit höherem Oktan für Autos und sogar für Flugzeuge, weißes Gasolin für Industrien, Kerosin für Öfen, Paraffin für Kerzen, Schmieröle für Maschinen.

Den Binnentransport besorgt der Oleodukt. Er mündet in der Raffinerie von Atzcapotzalco. Dort, am Nordrand der Hauptstadt, war in der präcortezianischen Zeit der Sklavenmarkt gewesen, und dort wohnten die Goldarbeiter, bei denen die spanischen Soldaten ihren Anteil am Schatz des Moctezuma einschmelzen ließen. Später war Atzcapotzalco ein Armenvorort, und heute, nach dem Ausbau der Petroleumleitung und der Raffinerie, wird es mehr und mehr zum neuen Industriezentrum des hauptstädtischen Distrikts.

## II

In Begleitung eines Gewerkschaftlers von STPRM, Sindicato de Trabajadores Petróleros de la República Méjicana, fahre ich hin. Unterwegs entschuldigt er sich, daß er nicht Englisch könne, obwohl er aus Tampico stamme.

Was hat Tampico mit der englischen Sprache zu tun?

„In Tampico wurde sehr viel englisch gesprochen. Ins Hotel Imperial, ins Hotel Inglaterra, in die Restaurants Bristol, Palace Grill und die übrigen besseren Lokale verirrte sich selten ein Mexikaner. Als mein Vater vor vierzig Jahren in Tampico zu arbeiten begann, bekam er seinen Tageslohn in Dollarcents, und damit bezahlte die Mutter ihre Einkäufe. Wenn ein Mexikaner, ein Politiker oder ein General oder ein Spekulant, in den Barrio de la Unión sumpfen ging, ins weltbekannte Nachtleben Tampicos, so zahlte er unverhohlen mit den Dollars oder Pfunden, die er eben in der Direktion geerntet hatte."

Ich frage mit Interesse, ob der Barrio de la Unión noch bestehe.

Er bestehe noch, Tampico sei ja eine Industriestadt mit fast hunderttausend Einwohnern und ein Hafen. „Aber schottischen Whisky und internationale Mädchen gibt's nicht mehr im Barrio de la Unión, und vor allem fehlen die anglo-amerikanischen Gäste, die nicht wußten, wohin mit ihren Pfunden und Dollars."

Das tägliche Leben Tampicos war primitiv. Erst als die Ölkonflikte begannen, errichteten die Ölkompanien Schulen für Arbeiterkinder. Wiederholt wurden die Aktiengesellschaften gebeten, englischen Sprachunterricht für Erwachsene einzurichten oder technische Fortbildungskurse, es kam aber nie dazu.

„Wir hatten zwar Gewerkschaften", sagt der Gewerkschaftler, „aber sie waren nicht zu einem Gewerkschaftsverband zusammengeschlossen. Jedes Ölfeld, jede Raffinerie, jede Transportstelle hatte eine Extragewerkschaft. Sie vertrat ihre Mitglieder nur vor ihrer Betriebsleitung. Einunddreißig solcher Arbeiterorganisationen gab es. Ihnen entsprechen heute die einunddreißig Sektionen der zentralen Gewerkschaften. In den ersten Jahren nach der

Nationalisierung war die Lage der Arbeiter sehr schwer. Aber jetzt erstehen überall Arbeiterkolonien, Kliniken, insbesondere für die Behandlung von Sumpffieber und Tuberkulose. Wir haben einen Aquädukt, der bringt Trinkwasser von Tancol nach Ciudad Madero, über anderthalb Millionen Pesos hat er gekostet. Trockenlegungen wurden durchgeführt, Deiche gebaut und sehr viele Schulen."

Der Gewerkschaftler schnuppert und verlöscht seine Zigarette. „Hier riecht es wie in meiner Heimat."

Es riecht nach Petroleum.

Wir fahren durch ein Tor, auf dem „Petróleos Mexicanos" steht, fahren durch einen Park, dessen Bäume metallische Gestänge sind und dessen Beete runde, birkenfarbene Reservoire. Im Kanzleigebäude fragt man mich, was ich sehen will. Ich möchte den Oleodukt sehen.

Den habe noch niemand zu sehen verlangt. Es sei auch gar nichts zu sehen. Die Mündung eines Rohrs – das sei alles.

Einer der Beamten schlägt sich auf die Stirn. „Wir können Ihnen den Ingenieur vorstellen, der den Oleoducto gebaut hat. Er wird Sie hinführen und Ihnen alles erzählen."

So kommt denn ein bescheidener Mann heran und beteuert gleich, daß er den Oleoducto nicht gebaut habe. Aber er sei bei den Contratistas angestellt gewesen, bei der ausländischen Firma Martin & Circuit; der war es übertragen, das Rohrnetz von Tuxpan bis Mexiko-Stadt zu erweitern.

„Ich habe nur den Bau der Pumpstationen geleitet", sagt der Ingenieur, „das Terrain verläuft nämlich nicht horizontal, geschweige denn abwärts. Wenn dem so wäre, würde man keine Pumpwerke brauchen. Das Terrain steigt, und sogar sehr steil. Das Ölfeld von Poza Rica, im Staat Veracruz, wo der Oleoducto beginnt, liegt nahe der Küste, nur dreißig Meter über dem Meeresspiegel. Aber es war schwer, das Rohr zu legen, wegen der Hurrikane des Golfs und der Überschwemmungen. Hinter der Küstenebene hört das Überschwemmungsgebiet auf, aber leider auch die Ebene. Unser Oleodukt muß ein ganzes Gebirge überklettern, die Sierra de Puebla, und um diese Steigung

zu überwinden, haben wir sieben Pumpstationen gebaut. Die höchste liegt der Hauptstadt am nächsten. Das ist die Pumpstation Cima de Togo. Dort wird das Rohöl zweihundert Meter hochgehoben, bis auf 2800 Meter Meereshöhe. Die Stadt Mexiko liegt nur 2247 Meter über dem Meeresspiegel, und so braucht das Öl von dort an keine Pumpe mehr. Mit eigener Schwerkraft rinnt es bis zu diesem Punkt."

Bei diesem Punkt bleibt mein peripatetischer Lehrer stehen und weist mit der Hand auf eine Pfütze. „Das ist die Mündung. Hier endet der große Oleodukt Mexikos. Tagtäglich bringt er dreitausend Kubikmeter Chapopote hierher" (in Mexiko verwendet man für Rohöl noch immer dieses indianische Wort), „19 000 Barrels werden binnen vierundzwanzig Stunden in unserer Raffinerie verarbeitet. Stellen Sie sich vor, wieviel Tankwaggons und Tankautos früher für den Transport nötig waren."

Ich schaue auf die Mündung. Wäre ich hier allein vorbeigekommen, so hätte ich diesen Sumpf kaum bemerkt, auf dem ein paar irisierende Reflexe spielen. Zwei, drei dicke Röhren kreuzen sich über der Pfütze, an ihrem Rand steht eine Hütte mit einer Pumpe. In den vier Richtungen der Windrose, zweihundert Schritte entfernt, erhebt sich je ein aluminiumglitzerndes Reservoir. Diese vier Riesen werden von den Röhren oberhalb der kleinen Pfütze mit Rohöl gespeist und geben es an die einzelnen Verarbeitungspunkte der Raffinerie weiter.

Ich mache nun, die Einfahrt des Rohöls in die Raffinerie begleitend, meinen Rückweg. Am Kaspischen Meer habe ich Raffinerien im Bau und anderswo Raffinerien in Betrieb gesehen. Was mir hier neu ist, sind zwei Tanks, die nicht in Silberfarbe leuchten, sondern – ein in Fabriken sonst nicht üblicher Farbensinn – ein knallrotes und ein himmelblaues Dach haben. Daß diese Tanks irgend etwas zu tun haben mit der durch die ganze Raffinerie laufenden Rohrleitung, die einen ebenso knallroten und einen ebenso himmelblauen Hahn hat, habe ich mir schon gedacht. Nun frage ich.

„Das ist die Foamite-Anlage", antwortet der Ingenieur, „die beiden buntgedeckten Tanks sind für die Foamite-

Mischung da, und die beiden Röhren führen zu allen Reservoiren und zu allen Destillationsanlagen, um dort eine Feuersbrunst zu löschen, wenn sie ausbrechen sollte."

Durch die beiden Röhren fließen zwei verschiedene Flüssigkeiten, erklärt der Ingenieur, die sich an der Brandstelle miteinander zu Schaum vermischen; dieser Schaum bedeckt im Nu den extensivsten Brandherd, entzieht ihm den Sauerstoff und verhindert das Feuer, neuen Sauerstoff aufzunehmen.

Außerdem gibt es Feuerwehrstationen mit Pumpen, Sandkästen, Löschapparaturen, Leitern, Hacken und allen anderen Feuerlöschmitteln mit Ausnahme von Wasser – Wasser ins Ölfeuer würde soviel bedeuten wie Öl ins Feuer zu gießen. In der ganzen Raffinerie herrscht Rauchverbot, wohl das einzige Rauchverbot im Lande, das wirklich befolgt wird.

Tag und Nacht wird das Chapopote aus den Reservoiren elektrisch den Destillationsanlagen zugeführt. Selbst wenn der elektrischen Kraft die Kraft ausgehen sollte, gäbe es keine Erholungspause, denn Dampfmaschinen stehen parat, um einzuspringen.

Erste Station auf meinem Marsch entlang des Rohöls ist die Heizanlage. Dort muß es zunächst in die Feuerkammer und durch ein Labyrinth von Röhren rennen, in denen ihm das Leben heiß gemacht wird.

Erhitzt kommen Chapopote und ich in der Destillationsanlage an, zu Füßen eines metallenen Rundturms. Ich bleibe draußen, das vorgewärmte Rohöl läuft ein und steigt empor. Im Ölturm geht es zu wie im sozialen Leben der Menschen. Gemeinsam strömen die Massen ein, nach und nach aber spaltet sich die Einheit, immer schwieriger wird es, aufwärts zu kommen. Die Stockwerke sind voneinander durch perforierte Platten getrennt, je höher das Stockwerk, desto kleiner die Löcher, desto schwerer der Aufstieg. Fünfzehn Etagen. Auf jeder macht eine andere Fraktion schlapp, sie ist am Ende ihrer Kraft angelangt, wutzischend braust sie noch einmal auf, kühlt sich aber schnell ab.

Die Fraktion, die auf der Strecke bleibt, wird abgeschleppt, zu ihren unterschiedlichen Bestimmungen. Ganz unten sind die Rückstände, gerade gut genug, verheizt

oder zur Asphaltierung verwendet zu werden. Nur was den Gipfel des Turms erreicht, kann sich alsbald in noch höhere Höhen und weitere Weiten schwingen – eben schwebt ein Flugzeug über der Raffinerie, als wollte es die Geburtsstätte seiner Treibkraft grüßen.

Das Öl ist nun kein Rohöl mehr, sondern Gasolin und Kerosin. In besonderen Raffinierungsanlagen wird es mit aktiver Erde, mit Schwefel und Chemikalien jener Veredelung ausgesetzt, die früher im Ausland besorgt wurde.

Ich münde mit dem Petroleum in der Distribuidora, einem Hafen auf dem Festland, einem Hafen, in dem alle Arten von Verkehrsmitteln liegen, nur Schiffe nicht. Die Passagiere der Tankautos und Zisternenwaggons sind waagrechte Zylinder. Lokomobilen, Lokomotiven, Schienen. Die Waggons werden an Eisenbahnzüge oder Straßenbahnen gekoppelt, fahren in ferne Fabrikhöfe. Autos bringen das Öl zu den Tankstellen und zu den kleineren Industrien des hauptstädtischen Bezirks. Gasbomben werden zu je vierzig Stück in Autos geladen, um die Haushalte zu beliefern. Ich wende mich an den Gewerkschaftler, den ich innerhalb der Raffinerie vernachlässigt habe, mich mehr der Führung der Rohre und des Ingenieurs anvertrauend.

„Früher gab es kein Gas, nicht wahr?"

„Was, kein Gas?" Er lacht. „In Tampico brannte das Gas nicht nur nachts, sondern den ganzen Tag. Sogar das Meer hatte Gasbeleuchtung, damit die Fische sich nicht verirren."

Er erklärt, wie das kam: „In den dreißiger Jahren wurde in den Raffinerien der Crackingprozeß eingeführt, und es gab einen Überfluß an Gas. Damals verlangten die Gemeinden, daß ihnen Gas zum Kochen abgegeben werde. Aber die Gesellschaften hatten weder Verteilungsanlagen noch Lust, solche einzurichten. Sie stellten lieber in jeder Raffinerie ein riesiges senkrechtes Rohr auf und verbrannten darin das Gas. Wie eine rote Fackel beleuchtete das Gas den Himmel des Staates Veracruz und das Wasser des Golfs von Mexiko. Die Bevölkerung hatte nichts davon. Seit der Nationalisierung ist das anders. Das Gas von Poza Rica wird nach Tampico geleitet, dort komprimiert

und in Tankwagen hierhergebracht. Hier die Gasanlage mit den Schläuchen füllt die Bomben. Vierzig Prozent des Gaskonsums wird von hier aus gedeckt."

Wir kommen wieder an einem Raffinerieturm vorbei, und da mir gesagt wird, dieser sei der größte, steigt in mir der Wunsch hoch, selber hochzusteigen. Halb zum Spaß trete ich auf die unterste Leitersprosse und klimme dann die nächsten hinauf, an der Außenwand des Turms, darin sich das Rohöl in verschiedene Stoffe verwandelt. Von der Tiefe des Rohöls und des Asphalts klettere ich zur Höhe von Kerosin und Gasolin, ohne selbst leichter oder gar gasförmig zu werden und ohne etwas anderes zu sehen als den Aluminiumanstrich des Turms. Schließlich bin ich an der Endstation angelangt, und auf der Höhe kommt mir der tiefe Gedanke, die genialste Erfindung sei doch die normale Treppe, bei deren Besteigung man keine Schwielen auf der Handfläche bekommt und keine Schmerzen in den Armmuskeln.

Von der Plattform aus sehe ich die Schlangenpyramide von Tenayuca. Ich sehe die wunderverheißende Kirche der Indios, „Virgen de Guadalupe", an der der Oleodukt vorbeiführt. Ich sehe vizekönigliche und andere Haciendas, die gleichzeitig Festung, Kirche, Kloster, Landwirtschaftsbetrieb und Liebesnest waren. Dann schaue ich auf die Industriestadt zu meinen Füßen, rauchende Fabriken und Fabriken im Bau. Sie scharen sich um die Raffinerie, die ihnen Blut zuleitet.

Ich blicke senkrecht hinab, um die Mündung des Rohrs zu suchen, das das Öl und die Arbeit hierhergeführt hat. Zwischen den vier Reservoiren entdecke ich endlich die Pfütze. Innerhalb des Quadrats, das die vier Tanks um sie bilden, sprosst Unkraut. Wie ein Schindanger sieht der Platz aus, der wie ein Siegespark aussehen sollte.

## DER KASPAR HAUSER UNTER DEN NATIONEN

Das ist das Verwirrende und Erregende dieser Welt: das Dunkel, aus dem sie kommt.

Nichts von dem, was war, ist mehr, fast alles, was nicht war, ist jetzt.

Man ziehe irgendeine europäische Hauptstadt zum Vergleich und Gegensatz heran. In Rom, in Paris, in Prag standen seit Jahrtausenden die Häuser mit Selbstverständlichkeit auf festem Grund und Boden, wie sie auch heute dort mit Selbstverständlichkeit auf festem Grund und Boden stehen. Immer gab es Straßen, auf denen man ging und fuhr, aber nicht ruderte oder schwamm. Allüberall in den Städten der Alten Welt gab es seit dem frühen Mittelalter im Grunde die gleichen Begriffe, die es heute gibt. Man zählte in Münzen, trug Hose und Schuhe, bearbeitete Hof und Feld, eignete Geflügel und Hund, schlief in Betten, ritt auf Pferden, schrieb mit Buchstaben und Ziffern, rechnete mit Maßen und Gewichten, wie man's heute tut.

In Europa und in Asien lag und liegt der Garten vor dem Haus als Garten da und schwimmt nicht auf dem Wasser. Inseln sind von der Natur und nicht von Menschenhand geschaffen. Ebensowenig von Menschenhand geschaffen sind auf den älteren Kontinenten die Berge; die Schöpfung hat sie ins Tal gesetzt, keineswegs wurde auch nur ein einziger Berg durch Fromme und Sklaven von unten auf in Pyramidenform hinangeschichtet zur größeren Ehre der Gottheit.

Für ewig gilt in Europa der Kalender, zum Unterschied von Alt-Mexiko, das an die Ewigkeit des Irdischen nicht geglaubt hatte. Und alles galt ihnen als irdisch, sogar die mächtigen Götter. Die lebten früher als Schlangen und Ameisen und Kakteen auf Erden, wenn ihnen nicht zugedacht war, sich als Gestirne auf dem Himmel herumzutreiben. Auch litten sie Durst, und nur das Blut geopfer-

ter Menschen stillte ihn. All das bis zu dem Tage, da die Götter selbst geopfert wurden, ohne sich zu wehren. Da hörten ihre Gläubigen auf, ihre Gläubigen zu sein, und wandten sich dem Glauben der Göttermörder zu, so gute oder schlechte Christen werdend, wie es jene und ihre Ahnen seit Tausenden von Jahren waren.

Von einem Tag auf den anderen wurden Tradition, Geschichte und Dynastie zerbrochen, weggeworfen, verbrannt, von einem Tag auf den andern wechselte alles, Sprache und Glaube, Staat und Familie, Hautfarbe und Sitte, Namen und Gebärde, Waffe und Erwerb, Gebrauch und Gesetz, das Menschenreich und das Tierreich.

Wie der Jüngling Kaspar Hauser aus kerkerhafter Finsternis plötzlich ins Leben trat, welches er bisher noch niemals erblickt hatte, so staunte Mexiko, als es sich der weißen Menschheit gegenübersah. Wie Europa den aus dem Geheimnis ins Leben getretenen Jüngling anstaunte, so staunte dieses Europa, als es sich der „Neuen Welt" gegenübersah.

So eingebildet wie die Weißen waren die Roten nicht, sie hielten sich keineswegs für die seit ewig erbeingesessene, für die einzige lebensberechtigte und herrschaftsberufene Menschenart. Sie sahen die Bärtigen und Blaßhäutigen nicht als minderwertig an.

Auch Kaspar Hauser glaubte nicht, als er mit Menschen zusammenkam, er habe sie gefunden, sie seien seine Findlinge. Obwohl er bislang ohne sie ausgekommen war, glaubte er nicht, mehr zu sein als sie. Er trat ihnen mit scheuem Respekt entgegen.

Die Indianer traten dem Cortez gleichfalls mit scheuem Respekt entgegen, leider. Ihnen schien er der gute Gott Quetzalcoatl zu sein, der einst dem Lande entschwunden war, aber versprochen hatte, wiederzukehren. Nun war er also wiedergekehrt, und siehe da, die steinernen Bildnisse, die man allerorten dem Quetzalcoatl gestellt hatte, erwiesen sich als verblüffend ähnliche Porträts von Cortez. (Im Basler Museum für Völkerkunde steht eine Quetzalcoatl-Statue, zu der der Konquistador Modell gesessen haben könnte, wenn sie nicht lange vor ihm geschaffen worden wäre.)

Ohne dieses Äußere hätte Cortez dort Widerstand er-

weckt, wo er dank dieses Äußern Waffenhilfe und Gehorsam erweckte. Er wurde der umgekehrte Don Quijote, der Ritter von der glücklichen Gestalt, und seine Don-Quijoterien endeten mit siegreichem Ruhm. Wo er Windmühlen zu berennen glaubte, fand er ein feindliches Heer und besiegte es, wo er eine Kuhmagd umarmte, erwies sie sich als das geborene Ritterfräulein, und sie verhalf ihm zu Triumphen.

So rasch auch die Indios erkannten, daß sein Äußeres sie betrogen hatte, daß er alles eher als der Heiland sei – es war zu spät. Man soll eben nicht voreilig Mythen schaffen. Besser als die Indios verstand die Kirche sich aufs Timing. Erst als Cortez sein Werk bereits vollendet hatte, verkündete sie von der Kanzel und auf Flugblättern den Mythos: Ein Fingerzeig Gottes sei es, daß zur gleichen Stunde, da in Deutschland Martin Luther geboren wurde, in Spanien Ferdinand Cortez zur Welt kam, um der Mutter Gottes und dem Papst so viele Seelen zuzuführen, als ihnen jener Erzketzer entrissen.

In ungeheurem Ausmaß ist die Konquista geglückt, die Kolonisierung, die Kapitalisierung, die Pauperisierung, die Bürokratisierung und die Demoralisierung, kurzum, die Europäisierung. Der Heide ward zum Kirchengänger, der Wilde zum Bergmann, der Jäger zum Kaufmann, die Natur zum Rohmaterial, der See zum Festland, die Pyramiden zum Touristenziel, die Götzen zum Handelsobjekt und die Hauskunst zum Ausfuhrartikel. Die Städte besitzen Kathedralen und Paläste altspanischen Stils, und die übrigen Gebäude sind neutral, wie Häuser in Städten der übrigen Welt.

Du kommst im Eisenbahnzug an, nimmst Autobus, Straßenbahn oder Taxi und fährst ins internationale Standardhotel, als wäre hier nicht noch jüngst ein See gewesen mit Lagunen und Dammwegen. Du begegnest Menschen mit Allerweltskleidern und Allerweltsgesichtern und kannst dir überhaupt nicht vorstellen, daß hier einst Moctezuma mit meterhoher Federnpracht auf dem Haupt in goldener Gondel spazierenfuhr. Dennoch würdest du, käme er jetzt des Weges, nicht so sehr über ihn staunen wie er über dich, der Kaspar Hauser mit der Kaiserkrone.

Und gar, wenn du auf einem Pferde säßest! Bevor die Spanier ins Land kamen, kannte man weder Pferd noch den Haushund. Seither ist der Mexikaner fast zum Zentaur geworden, der „Charro“ gilt mehr als Chevalier, Caballero und Ritter zusammen und trägt diese Würde auch dann zur Schau, wenn er mal zu Fuß gehn muß; seine Tracht ist die schwarze, prall anliegende Hose mit einer Lampasse aus runden Silberknöpfen, ein silberbesticktes Lederjäckchen und Sporen, so groß wie Zahnräder einer Turmuhr. Wer kennt nicht die Reiterkünste des mexikanischen Charros. Mexiko, das einst die Pferde des Cortez für Hirsche aus der Götterwelt ansah und sich bei ihrem Wiehern in den Staub warf, rangiert heute im internationalen Pferdepolo-Turnier unmittelbar hinter England.

Unweit vom Golffeld erstreckt sich der grandios moderne Turfplatz, „El Hipodromo de las Americas“. Dieser Plural von Amerika hat seinen Sinn. In Agua Caliente, an der Grenze von Kalifornien, stehen Turfplatz und Kasino bloß im Dienst eines einzigen Amerika, dem der Yankees. Dorthin kommen sie, um mit ihren Freundinnen das Weekend ehelich zu verbringen, ohne durch heimatliche Gesetze und Presseneugier bedroht zu sein. Besonders in den Jahren der Prohibition wimmelte Agua Caliente von Inkognitogästen aus Hollywood. Gambler und Gangster, denen in USA polizeiliche Schwierigkeiten bei ihren Wetten und Spielen gemacht werden, fühlen sich auf mexikanischem Rennbahnboden behaglicher, und hier war's, wo das australische Wunderpferd Phar Lap ungehindert und ungesühnt ermordet werden konnte. Auf dem Rennplatz von Mexiko-Stadt ist das ganz anders. Hier wetten alle Amerikas mit, Südamerika, Mittelamerika und Nordamerika. Hauptsächlicher aber Mexiko selbst, das nicht, wie viele glauben, zu Mittelamerika gehört, sondern zu Nordamerika. Mexikos Minister, Gobernadoren, Generale und gewisse fremde Gäste von der Art König Carols von Rumänien setzen auf die Pferde, die es vor des Cortez Tagen noch nicht gab.

Auch über die Hunde würde König Kaspar Hauser nicht wenig staunen. Vor seiner Entmachtung und seinem Tode gab es nur zwei Arten von Hunden, den kurzbeinigen, schmackhaften Ixcuintle, den man auf der Jagd er-

legte, und den stummen Techichi, den man fing, kastrierte und gemästet auf den Markt brachte. So lange dienten Ixcuintle und Techichi dem Indio als jagdbares Wild, bis sie ausgerottet waren. Statt ihrer bürgerten sich Haushunde, Schoßhunde und Jagdhunde aller Arten ein und erlebten schließlich eine unerklärliche Dekadenz. Nachts geht es in den Straßen der Stadt Mexiko zu wie einst in Konstantinopel, Hunde beherrschen das Nachtleben, in Rudeln sprengen sie durch die Straßen, zu zweit werfen sie die Abfalleimer um, sich des Inhalts leichter bemächtigen zu können, einzeln schließen sie sich dem erstbesten Passanten an, in der Hoffnung, er werde sie nach Hause mitnehmen und dem bisherigen Hundeleben von Hunger und Obdachlosigkeit entreißen. Auf dem Lande durchwühlen sie, ein schauerlicher Anblick, die Friedhöfe.

Alle Rassen sind dabei, bloß der Ixcuintle und Techichi nicht, im Zoologischen Garten von Chapultepec lebt der letzte einheimische Hund. So steht es mit allem mexikanischen Urgetier. Mit dem Quetzal-Vogel zum Beispiel, dessen Gefiederpracht als Hoheitszeichen der Göttlichkeit und Königlichkeit galt; er emigrierte über die Grenze und durchfunkelt jetzt die Lüfte über der Nachbarrepublik Guatemala. Der mexikanische Kaspar Hauser in seiner Federkrone müßte den Zoo aufsuchen, um das Getier zu finden, das er einst gekannt. Der deutsche Moctezuma fände daheim in Nürnberg alles genau so wieder, wie er es bei Lebzeiten gekannt, die Straßen, die Burg, die Häuser, den Lebkuchen, das Bratwurstglöckle, das Gänsemännchen ...

Der indianische Doppelgänger des deutschen Kaspar Hauser zog ein schlimmeres Los als der deutsche Kaspar Hauser. Der indianische Kaspar Hauser wurde nicht ganz zu Tode ermordet, er lebt noch, aber wie einer, der's nicht vergißt, daß man ihm von einem Tag auf den andern die Freiheit nahm, den Glauben, die Sprache, die Frauen und Töchter und sogar das Tageslicht, indem man ihn an unterirdischen Bergwerkswänden anschmiedete. Dreihundert Jahre schmählichster Sklaverei.

Dreihundert Jahre lang gab es für die Sklaven keinen anderen Kontakt mit dem Kontinent, der sie unter solchem Triumphgeheul entdeckt hatte, als den behördlichen. Drei-

hundert Jahre lang identifizierten die Mexikaner Europa mit Spanien, kopierten spanische Kirchen und hängten Kopien spanischer Bilder hinein, feierten Geburtstage und Jubiläen von spanischen Königen, die sie niemals gesehen, lernten von spanischen Nationalhelden, lasen Cervantes, spielten die Dramen von Tirso de Molina, tanzten spanische Tänze, erhitzten sich an der Tauromachia, girrten mit der Gitarre die Serenade, bauten Garbantos an, die man in Spanien, aber nicht in Mexiko aß, hielten sich an spanisches Hofzeremoniell und schwangen den Fächer wie in Sevilla. Noch in meiner Jugend sang man in Europa ein Lied:

In Mechiko, in Mechiko,
Da macht man mit dem Fächer so ...

Das war so ziemlich alles, was das außerspanische Europa seit der romantischen Epopöe des Cortez vom eroberten Festlande wußte. Aber als dieses hermetische Fabelland dennoch von der Französischen Revolution erfuhr und nun in Aufstand und Volkskrieg seine Unabhängigkeit errang und nun nicht mehr das Königreich Neu-Spanien, sondern die Republik Mexiko war, da regnete es Interventionen aus aller Herren Ländern, von aller Länder Herren. Frankreich, England, Spanien, Nordamerika, wieder Frankreich und ein österreichischer Erzherzog landeten, schlugen Schlachten, verstümmelten das Land und versuchten, ihm ihre Herrschaft aufzuoktroyieren. Wirtschaftlich gelang es ihnen. Die Eisenbahn, die Industrien, die Häuser neuer Villenviertel oder Vororte, die Fischereien, das Telefon, die Straßenbahnen, die Elektrizitätsanlagen, die Pharmazien und ihre Produkte, die Versicherungen und vor allem alle mineralen Erdschätze gehörten dem Ausland oder gehören ihm noch, direkt oder indirekt.

Die Schokolade und der Kakao, die Vanille und der Chicle, der Tabak, alle diese und andere Produkte, deren Urheimat Mexiko ist und die hier noch heute in großem Maße erzeugt werden, der Thunfisch, das Obst, der Gummi, die Mica und das Erdöl und das Silber gehen fast zur Gänze ins Ausland – all das als Rohprodukte wie aus einer Kolonie oder als Halbfabrikate aus einer Halbkolonie. Die Endprodukte kommen, mit den Schutzmarken

renommierter Fabriken versehen, zurück in Form von Konserven, Autoreifen, Zigaretten, Textilwaren, Konfekt, Kaugummi oder – Dollars.

Als Mexiko noch den Spaniern gehörte, wurden die wirtschaftlichen Restriktionen einfach mit Gesetzen und Polizeimaßnahmen durchgeführt. Alles, was irgendeiner spanischen Industrie, insbesondere einem Kronregal in Neu-Spanien, Konkurrenz machen konnte, wurde brachial vernichtet. Anbauflächen, Zucht von Tierfarben, Weinberge, Spiritusbrennereien und was nicht noch.

Heute ist nicht mehr Spanien der Diktator, sondern der Welthandel. Alles und von allerorts wird geliefert, sogar die Heiligenbilder in häßlichem Buntdruck und die kitschigen Kalender beziehen die Indios, die einst das Unvergänglichste und Kühnste an Götterstatuen und Kalendersteinen besaßen, aus Japan, ausschließlich aus Japan. Der Film über den letzten Volkshelden Mexikos, über Pancho Villa, wurde in Hollywood gedreht. Im Lande, in dem Pferde, Rinder und Hühner unbekannte Wesen waren, verwettet man sein Geld beim Rennen, beim Stierkampf, beim Polo und beim Hahnenkampf. Statt Hüftball zu spielen, wie es alle Ahnen taten, ist man Zuschauer, schaut zu, feuert an und wettet auf kämpfende Gladiatoren des baskischen Peloten, des amerikanischen Baseballs (geschrieben Béisbol), des englischen Boxens, des japanischen Jiu-Jitsu, des montegassischen Roulettes, des spanischen Stierestechens.

Im Essen und Trinken hat sich der Indio freilich seinen früheren Geschmack bewahrt. Sein Brot ist die Tortilla, sein Salz der Pfeffer, sein Getreide der Mais und sein Trank der Pulque. Und auf dem Markt, wo er Kunde ist, wie es sein Ahne war, geht es im Grunde genauso primitiv und pittoresk zu wie zu des Ahnen Zeiten.

Genauso ist's mit manchen Gewerben, ist es mit Sarape, Rebozo und anderen Teilen der Kleidung, so ist es mit Medizinen, Tänzen.

Das kann man sehen. Aber man kann nicht alles sehen, was trotz des durchschlagenden Erfolgs der Konquista unkonqueriert blieb. Denn der indianische Kaspar Hauser hat seine dunkle Vorvergangenheit nicht vergessen.

## VERSUCH EINER BESCHREIBUNG VON CHICHEN ITZÁ

Ihr fahrt von Mérida, der Hauptstadt Yucatáns, nach Chichen Itzá. Das sind hundertzwanzig Kilometer. Zur ersten Hälfte braucht das Auto kaum zwei Stunden, zur zweiten mehr als doppelt soviel, denn der Weg ist schlecht.

Aber schließlich kommt ihr doch in Chichen Itzá an, das ihr euch anders gedacht habt, als es ist, denn ihr habt von einer großmächtigen geschlossenen Stadt gelesen, die – inmitten des Urwalds versteckt – vom Urwald bedrängt ist. Und nun seht ihr nichts von einem Urwald, sofern ihr mit diesem Begriff ein undurchdringliches Dickicht von Baumriesen und knebelnden, fesselnden Schlinggewächsen verbindet, von der Fauna gar nicht zu reden.

Das Mittelfeld der archäologischen Zone, sorgfältig aufgeräumt und eingezäunt, gleicht einem Fußballplatz außerhalb der Saison, in welcher Zeit man das Gras ungeschoren läßt. Jenseits der Planken bietet sich nur niedriges Gestrüpp.

Aus diesem Gestrüpp und aus der Grasnarbe unter uns ragen majestätische Paläste erratisch auf, jeder vom andern einige hundert Schritte entfernt und miteinander in gar keiner Verbindung. Es ist, als hätte man eine Großstadt sorgsam abgetragen und nur die monumentalsten Bauwerke stehengelassen, als sähet ihr zwar kein Rom, wohl aber hier die Peterskirche und dort das Forum Romanum, hier das Denkmal Victor Emanuels und dort die Engelsburg.

Ihr streift entlang dieser verlassenen und geheimnisvollen Tempelbauten, Palastbauten, Sportbauten, Marktbauten. Ihr erkennt, daß sie einer Bevölkerung von Tausenden entsprochen haben müssen, und fahndet nun nach einem System von Straßen, nach Resten ihres Pflasters und nach einer Spur von Wohnhäusern für jene Tausende.

Ihr möchtet euch den Lageplan rekonstruieren, sucht

und zeichnet so lange, bis ihr darauf kommt, daß ihr ein Opfer eures Stadtbegriffs geworden seid und daß es keinen Grundriß, nur einen Aufriß gab. Die Prunkgebäude waren nicht Höhepunkte zwischen den Quartieren von Patriziern und jenen der Proles. Sondern das, was sich in Europas Großstädten aus dem Niveau des Häusermeers auf das des Himmelsmeers zu erheben strebte, war hier die Großstadt selbst.

Die Bauten waren, nicht minder zweckhaft als die Wolkenkratzer von Manhattan, senkrecht aufgeführt, statt ihre Größe im Horizontalen zu suchen. Freilich gaben nicht die Bodenpreise zur Ausnutzung des unentgeltlichen Höhenraumes Anlaß, sondern in erster Linie die Angst des Naturmenschen vor der Natur.

Rings um den Tempel auf bloßer Erde zu nächtigen erwies sich als gefährlich, denn ungehindert nahten feindliches Getier und Gemensch. Mauern aber kamen dem Maya-Volk häßlich und feig vor und vor allem unpraktisch. Konnten sie doch, eine Kalksteinwand, den Mauerbrechern aus den heimischen Edelhölzern nicht standhalten; sie bot auch gegen Raubvögel, Vampire und bösartige Affen keinen Schutz, und es gab Luchse und Wildkatzen, welche eine Mauer genauso zu erklimmen vermocht hätten, wie sie Bäume und Felsen erklommen.

Jedenfalls zogen es die Mayas vor, ihre Schlafstätte aufzuschütten, sie durch Erde und Stein zu erhöhen, und wohnten solchermaßen auf einer Bastion. Und ihren wirksamsten Schutz stellten sie zu ihren Häupten auf: den Altar.

Bot die Plattform keinen Platz mehr für Schlafgelegenheiten, so stülpte man ihr eine neue auf, nachher ein drittes Stockwerk und so fort. Mit jedem hob sich der Salon der Götter, die Wohnung der Priester und Feldherren höher, wurden die Treppen schöner, die Reliefs reicher und der Radius größer, den – im Falle von Gefahr – das Signalfeuer auf dem Gipfel warf.

Weit fern von hier, in Ägypten, konnte Pharao einfach die Errichtung eines viereckigen spitzigen Berges befehlen, der sein Grabmal sein sollte und sonst gar nichts; darunter, am Rand der Sahara, in Dörfern und Städten hausten die

Fellachen, welche die Arbeit taten, Sklaven. Hier aber, in Chichen Itzá, lebten die freien Mayas auf der von ihnen geschaffenen Pyramide und in ihrem Schutz.

Je mehr die Bevölkerung anwuchs, desto mehr verlor ihr Wohnsitz den Charakter der „gewordenen" Stadt und gewann den einer gebauten. Die Tempel entstanden nicht mehr durch allmähliche Aufstockung, sondern nach dem strengen Plan des Architekten. Die Leute wohnten teils in den Pyramiden (die Hallen innerhalb des Kriegertempels boten Tausenden Unterkunft), teils befestigten sie ihre Hängematten im Busch, teils flochten sie sich zylindrische Hütten mit Kegeldach.

Unversehrt erhielten sich bis auf den heutigen Tag die beiden Pole des Magnets, welche die Stadt hierhergezogen hatten, die Cenotes. Das sind kreisrunde Karstteiche, die in dem flußlosen Land Yucatán eine gleichermaßen sakrale wie profane Rolle spielen mußten. Der Mayastamm der Itzás hatte auf seiner Wanderung aus Peten, dem heutigen Guatemala, die beiden Brunnen entdeckt und blieb mehrere Jahrhunderte lang bei ihnen. Chichen Itzá bedeutet: Brunnen der Itzá.

So ums sechste Jahrhundert wanderten sie wieder dorthin, woher sie gekommen waren. Und von dort kehrten sie im späten Mittelalter auf die Halbinsel Yucatán zurück, schufen ihre Städtestaaten, schlossen sich zum Städtebund zusammen, entzweiten sich und erlitten schließlich das mexikanische Schicksal: Sie holten Waffenhilfe gegen Feinde herbei, die sich später der Waffenhilfe der Weißen bedienten beziehungsweise von diesen zur Waffenhilfe mißbraucht wurden. So wurden sie allesamt, Freund und Feind, zu Sklaven der Weißen. Die Mayas verließen ihre Städte, ohne aber auch das Land zu verlassen. Yucatán ist auch heute von Mayas bewohnt, die auf dem Lande nur Maya-Sprache sprechen, Maya-Gewänder tragen, Maya-Tänze tanzen und – wer weiß? – an Maya-Götter glauben.

Vieles, vieles kannten und konnten die alten Mayas. Sie tranken Kakao, den später die katholischen Priester als Ketzertrank verfluchten. Sie rauchten, was die ersten Weißen, des Tabaksgenusses noch nicht kundig, dazu ver-

anlaßte, sich zu bekreuzigen. Ja, um das Maß der Teufelei vollzumachen, spülten sie sich nach der Mahlzeit den Mund aus! Im Stadion spielten sie mit dem Gummiball, aber Gott sei Dank nur so lange, als sie nicht von den Europäern mit Stier- und Hahnenkampf, Kartenspiel und Würfeln bekannt gemacht wurden. Bevor ihnen das Christentum nahte, verehrten sie das Kreuz, beteten eine Art Vaterunser, unterhielten Nonnenklöster, deren Insassen zu Frömmigkeit und Keuschheit verpflichtet waren, und verehrten eine heilige Dreifaltigkeit mit einem Gottvater, einem unsichtbaren Geist und einem Gottessohn, der mit Kaktusdornen „gekrönt" und nachher gehängt wurde, aber wieder auferstand.

Auch biblische Bücher nannten die Mayas ihr eigen, wenn man will: ein Altes und ein Neues Testament, den „Popol Vuh" und den „Chilam Balam". Der Wissenschaft und der Kunst waren sie ergeben, verehrten eine eigene Muse für Tanz und eine andere für Musik, besaßen lange vor den Europäern einen astronomisch richtigen Kalender und lange vor den Indern die Null und mit dieser das Dezimalsystem.

Von dem Fresko auf einer der Tempelwände ist nur so viel erhalten, daß man erkennt, wie minutiös und realistisch es gemalt war. Auch Schiffe sieht man auf dem Gemälderest, Landung und Seeschlacht. Also hätten die Mayas übers Meer fahren und Europa entdecken können oder gar es erobern, vielleicht verschmähten sie einen solchen Versuch, weil sie wußten, daß die Welt außerhalb Yucatáns nicht besser war als die Welt Yucatáns. Nach einer Hypothese sollen sie es gewesen sein, die den Babyloniern und den Ägyptern und den Bewohnern der Insel Atlantis die Kunst gebracht.

Kaum hundertfünfzig Schritt vom Ballspielplatz hält sich jene Pyramide, die, bevor ihr einfuhrt, mitten im Wege zu stehen schien. Welch eine Majestät! Luginsland und Kalender, Vatikan und Festung, Glyptothek und Schatzkammer, Ausgangsstelle der Jungfrauenopfer und eindrucksvollste Treppe des Erdballs. Die Spanier nannten sie „El Castillo", denn wie eine Burg dominierte sie das Gebiet. Sie war als Sitz der höchsten Gottheit hierher-

gebaut, jenes guten, alten Quetzalcoatl aus Innermexiko, dessen Kult die Tolteken mitgebracht hatten und den die Mayas Kukulcan nannten. Sein Sinnbild, die gefiederte Schlange, Hauptschmuck der Pyramidenflächen, ist allgegenwärtig wie der Versinnbildlichte selbst. Unten stützt sich das steinerne Schlangenhaupt auf den Erdboden, um im weit aufgerissenen Rachen einen Menschenschädel zu knacken. Inzwischen ringelt sich der Körper hoch in die Höhe, eine Balustrade bildend für den Pilger, der im Winkel von fünfundvierzig Grad hinansteigt auf nicht weniger als hundertunddrei Treppenstufen und zu einer Höhe von dreißig Metern.

Rastete der Wallfahrer auf jeder Stufe drei Tage, um seine Seele zum Betreten des Gipfeltempels vorzubereiten, so kam er oben genau nach einem Jahr an. Dort traf er einen anderen, der zwar gleichzeitig mit ihm, aber nach einem anderen Zeremonial seinen Aufstieg angetreten hatte: Er betete je eine Woche lang vor jedem der Schilder, die auf den neun Terrassen symmetrisch angeordnet sind. Denn die Pyramide war neben vielem anderen auch ein Kalender, die Schilder verzeichneten die zweiundfünfzig Wochen und die Stufen der 364 Tage des Jahres.

Wenn ihr, den vergangenen Pilgern folgend, hinansteigt, dorthin, wo die Pyramidenseiten und Treppen enden, so seid ihr noch keineswegs im Allerheiligsten. Zuerst betretet ihr die Galerie, die es umgibt, ihr atmet tief, teils von den Mühen des steigenden Weges, teils aus frommem Schauder, teils wegen des Blicks über die irdische Welt. Niedrig sind, von hier aus überblickt, die anderen Bauten, klein der Riesenplatz für die Hüftballspiele. Unsichtbar liegen die benedeiten Brunnen im Gestrüpp.

Im Innern der Pyramide entdeckten die Archäologen eine zweite, konzentrische. Auf Leitern klettert ihr über ihre Seitenflächen, die einst jahrhundertelang der Sonne und dem Wind preisgegeben waren und nun ebensolang dem Dunkel und dumpflagernder Hitze preisgegeben sind. Ihr zwängt euch in ihren Leib. Hier lagen Schmuckstücke aus Jade und Türkis in granitnen Schatullen, aber die äußerste Schatulle war die Pyramide selbst – ganze Bergmassive wurden abgetragen, um diesen pyramidalen Kas-

senschrank hinzustellen. Knapp bevor ihr ankamt, machte man einen neuen Fund: die Statue eines lebensgroßen Tigers. Im grellroten Pelzwerk, dessen Flecken Halbedelsteine sind, mit furchtbar funkelnden Augen aus Jade, duckt sich die Bestie zum Sprung gegen den, der eindringt in ihre rabenschwarze Höhle.

Jeder topographische Punkt von Chichen Itzá ist voll von entdeckten und unentdeckten Geheimnissen, von seltsamen Reliefs auf mattmarmornem Kalkstein, schnörkelhaften plastischen Barockfriesen, Mosaiken und Säulen und Phallen und Stelen. Eine lebensgroße Skulptur, der Chac-Mool, kehrt immer wieder, hingestreckt, aber mit halb aufgerichtetem Oberkörper, den Nabel zu einer Schale geweitet; die Statue ist aus einem Stein gehauen, der aussieht wie andere Steine auch, aber wenn man ihn anstößt, so klingt er wie eine Glocke.

Es ist heiß in Yucatán und noch heißer im Innern der Ruinen; selbst in Uxmal, dessen schneeweiße, tausendfach ornamentierte Monumentalbauten in der Tat abseits aller heutigen Behausung und in unbeschnittenem Gestrüpp liegen, selbst dort müßt ihr ohne Schatten über halsbrecherisches Geröll klettern. Wie sollte da in dem abgeholzten Chichen Itzá ein Kühle spendender Erdenfleck zu finden sein. Nur im heiligen Brunnen, in dessen Wasser man die Opfermädchen hinabstieß, findet sich Labe.

## SPORTBETRIEB BEI DEN ALTEN MAYAS

Man fährt in Chichen Itzá ein, der Stadt, die einstmals aus majestätischen Tempeln und Palästen bestand und nunmehr aus ebenso majestätischen Tempelresten und Palastruinen besteht. Architektonische Wunderwerke und zugleich Orgien der Bildhauerkunst waren die Bauten der Mayas, und die noch heute erhaltenen Reliefs und Skulpturen zählen nach Tausenden.

Jene Anlage, die man – aus Mérida kommend – zuerst passiert, ist der Ballspielplatz gewesen. Die beiden Längsseiten, je hundert Meter lang, sind steinerne, fast senkrechte Tribünen, über die zwei Kronentempel ragen. An den Querseiten des Sportplatzes ist auch je ein Tempel, wahrscheinlich als Zuschauerloge für die Götter gedacht oder zumindest für deren priesterliche Vertreter auf Erden. Daß die Götter sportliebend und sportausübend waren, wissen wir aus den heiligen Schriften der Mayas; einmal traten sie sogar gegen eine Mannschaft von Menschen zu einer Partie „Pok-ta-Pok" an, dem mayaschen Ballspiel.

Dieses Stadion war auch Konzertgebäude; die Musik war sakral, den Schutzgöttern des Sports gewidmet, und begann zur Mitternachtsstunde. Auch die Musikinstrumente und Kompositionen tönten ganz anders als die der Alten Welt. In die Welt unserer Töne würde das Echo von Chichen Itzá störend hineinpatzen. Aber die Mayaflöte ließ nach jedem ihrer acht Töne ein Intervall für die vierzehn gestuften Kadenzen, mit denen das im Dickicht placierte Orchester der Götter auf die Töne der Menschen antwortete.

Man kann die Macht dieses Nachklangs noch heute erproben, und auch Spuren des Sportbetriebs lassen sich noch heute wahrnehmen. Man kann auf den Tribünen sitzen oder über die Grasnarbe des Spielfelds gehen und sieht, sich zu Häupten, das Ziel des Balls. In der Bibel

der Mayas, in ihren Kodizes und auf den steinernen Reliefs ist das Spiel dargestellt, und in den Aufzeichnungen der ersten christlichen Priester finden sich die Spielregeln.

Aus einem Wettspielbericht, den Padre Diego Duran hinterließ, geht hervor, daß er selbst fasziniert, ja fanatisiert war von dem heidnischen Sport, an dessen Ausrottung er wie die anderen christlichen Priester teilnahm. Statt des Ballspiels brachten sie den Mayas Stierkämpfe, Hahnenkämpfe und blutige Späße.

Staunend liest man, daß das Ballspiel der Mayas weder mit dem Fuß noch mit der Hand gespielt wurde, sondern mit dem Gesäß. Man staunt noch mehr, je länger und fachmännischer man das Goal beschaut, das Ziel des Balles. Mehr als vier Meter hoch schwebt es uns zu Häupten über dem Spielfeld, an der Seitenmauer, in ihr und rechtwinklig zu ihr eingerammt, ein Reifen aus skulptiertem Stein, Rahmen für ein kleines Loch. Der Ball war nicht viel kleiner, er mußte durch dieses kleine Loch haargenau einfallen, und zwar mit solcher Wucht, daß er durchstieß, selbst wenn er den Steinrahmen streifte.

Wie, so fragen wir nachgeborenen Sportler, wie konnte der Ball, eine Kugel aus Hartgummi, wie konnte er mit dem augenlosen Hintern so zielgerecht geschossen werden? Wie konnte es dieser ungelenke Körperteil dem Queue des Billardspiels gleichtun, den Ball indirekt anzuspielen, mit „effet", „über die Hand" oder „von der Bande", das heißt von der Wand? Wie konnte ein Spieler mit abgewandtem Gesicht so zielen, wie konnte er es inmitten des scrummage um den Ball?

Dieses scrummage wogte lebensgefährlich, wahrhaft mörderisch. Die Mannschaft war gepanzert mit Bandagen über dem Knie, dem Geschlechtsteil und dem Schienbein und mit Plastrons auf der Brust. Aber dieser Schutz aus Raubtierfellen oder Hirschhäuten war kein wirksamer Schutz. So rasant flog der Ball, daß die von ihm getroffenen Spieler Bruch oder Bluterguß erlitten. Oft kam es noch tragischer, es gab Tote.

Über diese Gefahren berichtet Pater Duran unter anderem: „Einige wurden tot weggetragen. Der Grund war, daß sie trotz Erschöpfung ohne Unterlaß hinter der Kugel

von einem Ende des Spielplatzes zum anderen hergerannt waren, um sie nicht zu Boden fallen zu lassen. Im Taumel des Ehrgeizes, den Ball als erster zu erreichen, konnten ihm die Erschöpften nicht mehr ausweichen, so daß er ihnen gegen die Wirbelsäule oder das ‚Ende des Magens' sauste... Vor allem will ich von einer merkwürdigen Balltechnik dieser Indios erzählen, die ich oft angewendet sah: „In dem Moment, in dem der Ball schon den Boden berührte, brachten sie ihr Gesäß oder ihr Knie so geschickt heran, daß es den Ball mit einer wunderbaren Schnelligkeit wieder in die Höhe schleuderte. Mitunter erlitten die Spieler dabei schwere Quetschungen an den Hüftknochen oder einen Bruch der Kniescheibe und mußten sich nun mit einem kleinen Messer zur Ader lassen und das Blutgerinnsel ausdrücken."

Nicht nur Sportbegeisterung und Fanatismus für diesen oder jenen Champion und nicht nur der Einsatz der Wetten (jedermann wettete) stand auf dem Spiel, das mehr als ein Spiel war. Es war ein symbolischer Kampf, eine Hilfeleistung zugunsten der Astronomie. Nicht um einen Gummiball ging es, es ging um den Sonnenball. Seht ihn! Er will hinab, will durchstoßen zu uns, er will uns Licht bringen, seht, die Götter des Tageslichts wollen ihm helfen, seht, die Dämonen des Nachthimmels wollen es verhindern. Seht, seht, nun saust die Sonne gegen die Seitenwand, ach, chancenlos fern vom Ziel. Das nächste Mal scheint es ihr besser zu glücken, seht, seht, ihre Flugbahn führt diesmal geradenwegs dem Ziel zu, aber sie klatscht gegen den Innenrand des steinernen Reifens und prallt – so nahe vom Sieg – wirkungslos zurück. Verzweifelt brechen ihre Freunde zusammen, arme Sonne, keine Hoffnung für dich, keine Hoffnung für uns, im Dunkel müssen wir verenden, wehe, wehe!

Aber die Sonne – ungetrübt vom Trübsinn der Spieler und der Zuschauer, schießt sie vor und... Sie ist durch! Goal!

Alles jauchzt, jubelt, tobt. Niemand sitzt mehr, alle sind besessen. Die Frauen reißen sich den Schmuck aus dem Haar und werfen ihn dem Torschützen zu. Die Männer zerren ihre Kleider vom Leib, spenden sie dem Sonnen-

retter, verlassen das Match splitternackt, allerdings „die Hand auf ihrem Schamteil haltend", wie der Padre zur Beruhigung seiner Leser bemerkt. Mancher Maya-Mann hat seine Hütte, sein Vermögen, seine Frau und seine Kinder verwettet, hat sich selbst der Sklaverei preisgegeben und seine Töchter dem Opfertod im Cenote, dem heiligen Brunnen.

Droben auf den Tempeln sind die Männer der hohen priesterlichen Würde und Weihe ganz außer Rand und Band geraten, draußen in der verstrüppten Natur die Gottheiten und Dämonen sind es nicht minder. Sie, der profanen Menge unsichtbar, betätigen sich um so hörbarer. Vierzehnmal öfter als das Johlen das Publikums ertönt das Johlen und Schreien und Brüllen der Gottheiten im Busch.

Auf den die Tribüne krönenden Tempelwänden, auf ihren Säulen und Statuen, Reliefs und Fresken, auf den Prunktreppen und Karyatiden ruhte, bevor das Wettspiel begann, der erwartende, scheue und flehende Blick der Sportbeflissenen, und nun, da der Kampf siegreich zu Ende ist, wendet er sich – nun aber dankbar – wieder den Kunstwerken zu. Das wäre heutzutage nicht mehr sportgemäß.

## TEOBERTO MALER, EIN MANN IN VERZAUBERTER STADT

1939, knapp bevor die Deutschen in Paris einrückten, traf ich im Café „Deux Magots" den alten Graf Harry Kessler, der schon ein Menschenalter vorher hier gesessen hatte, obwohl er gleichzeitig auch im Berliner Café des Westens saß. Noch bekümmerter als sonst schaute er drein. Denn draußen war nun nicht mehr bloß der Krieg, den er noch mehr als alle anderen Kriege haßte – der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich –, sondern es zuckten auch die Vorboten der französischen Katastrophe über Firmament und Boulevard.

„Sie fahren nach Mexiko?" sagte er zu mir. „Schade, daß ich Ihnen mein Mexikobuch nicht auf die Reise mitgeben kann, es liegt in Berlin – also unerreichbar. Auch Empfehlungen kann ich Ihnen nicht mitgeben. Sind alle schon tot, meine mexikanischen Freunde. Aber wenn Sie irgendwo in Yucatán am Grab des Maya-Forschers Teoberto Maler vorbeikommen, grüßen Sie ihn von mir. Er war ein edler Mann."

Maya! Yucatán! Das kam mir noch unwahrscheinlicher vor, als daß ich wirklich bis Mexiko kommen werde.

In New York las ich, daß Graf Harry Kessler gestorben sei, ein Exilierter.

Ein paar Jahre später, Yucatán durchstreifend, erinnerte ich mich, daß ich hier einen Auftrag auszuführen habe: eines Toten Gruß an einen Toten zu überbringen.

In Chichen Itzá, im Gespräch mit den bei den Ausgrabungen beschäftigten einheimischen Arbeitern, fragte ich nach Maler. „Don Teoberto? Das war der einzige", sagte ein Alter.

„Der einzige?" fragte ich, „wovon der einzige?"

Nun hörte ich die Klage gegen die Weißen, die in den Stätten der Götter gehaust hatten, barbarisch rücksichtslose Archäologen und Geschäftswissenschaftler, welche auf

der Suche nach Funden die für alle Ewigkeit geschaffenen Fassaden für alle Ewigkeit vernichteten. Mein Gewährsmann wiederholte seinen ersten Satz, den ich nunmehr verstand: „Don Teoberto, das war der einzige."

Es war später Spätabend, und der alte Arbeiter war sicherlich ebenso müde wie ich. Dennoch zwang er mich, mit ihm zum Templo de las Monjas zu gehen. Ich war schon dort gewesen, gerade heute morgen, aber jetzt sah alles anders aus, bewegter. Die im Mondschein dahinziehenden Wolken kommandierten die steinernen Friese – nun gut, scheltet mich einen Romantiker! – zu einer ebenso verrückten wie gravitätischen Polonaise; Ornamente, Figuren, Säulen und Embleme schlossen sich mit zum Reigen.

Mein Begleiter ließ sich dadurch nicht aufhalten, er trieb mich die Treppe hinauf und oben über eine, insbesondere im wolkengetrübten Mondlicht, gefährlich schmale Brüstung bis zur Querseite des Tempels.

Dort öffnete sich eine kleine Tür ins Schwarze, in das wir, während ein Vampir hinausschoß, eintraten. „Hier hat Don Teoberto die ganzen Jahre gewohnt."

Mit Streichhölzern leuchteten wir die Schwärze der spitzgewölbten Kammer ab. Zwei Nischen in der Wand waren dem Gelehrten Schrank, Bibliothek und Nachttisch gewesen. Vielleicht stand dort auch das imposanteste und modernste seiner Forschungsinstrumente: eine Kamera. Sie zu bedienen war eine komplizierte Kunst, und jede Aufnahme dauerte mehr als zehn Minuten.

Kein Schreibtisch. Mein Begleiter erzählt: „Wenn wir morgens hier mit Schaufeln und Hacken ankamen, saß Don Teoberto auf der Treppe und schrieb. Er hatte schon gefrühstückt, ein Ei, ein paar Tortillas und eine Orange."

Sein Bett war der steinerne Fußboden, auf den er sich, in einen Sarape gewickelt, allabendlich hinstreckte. Einen Stein als Kissen unter den Kopf geschoben, schlief er mit dankbaren Gedanken an die längst entschwundenen Bauherren ein, die Könige aus dem Geschlecht der Cocomen, und an die bärtigen Zwerge, die ihre Bauleute waren. „Es schien", schreibt Maler, „als hätten sie Mitleid mit dem Manne, der aus so fernen Ländern gekommen war, um

sie aus ihrem jahrhundertelangen Schlaf zu wecken, und sie beschützten mich gut."

Beim Heraustreten aus dieser Gelehrtenstube schauen wir eine Bühne, auf der hinter durchsichtig blauem Vorhang die Vergangenheit sich selber spielt. Ein Ausstattungsstück. Über die gegliederten Treppen der Pyramide klimmt ein Chor von Pilgern himmelan. Um den schnekkenartig gewundenen Rundturm im Hintergrund schweben goldseidene und buntsamtene Fasanenvögel. Links, zwischen Versatzstücken aus Gestrüpp, geleitet der Klerus die geweihten, in weiße Brautgewänder gehüllten Mädchen zum Felsenrand des heiligen Brunnens und stößt sie dort hinab, auf daß sich ihrer Jungfräulichkeit die Götter dort erfreuen mögen. Auf dem Ballspielplatz brüllt das Volk der Mayas, während die Orgel der Dämonen, das Echo, jeden Schrei vierzehnmal nachäfft.

Und alles ist still und leer.

Mein Begleiter begleitete mich bis zum Hotel. Er nahm keine Vergütung an. „Sie waren ein Freund von Don Teoberto Maler", sagte er nur und, wie es im Gedicht steht, schlug sich seitwärts in die Büsche.

Ich komme mir wie ein Hochstapler vor. Niemals habe ich Teoberto Maler gesehen, wir hatten nur einen gemeinsamen Bekannten, und auch der ist tot. Und der wackere Maya lehnt seinen Führerlohn ab, weil er sich von einem Freund Don Teobertos nicht bezahlen lassen will.

Teoberto Maler war von Nationalität – ja, was war er denn von Nationalität? In Italien (Rom, 1842) geboren, von deutschen Eltern stammend, trat er in österreichische Militärdienste und ging dann mit dem zum Kaiser von Mexiko „gewählten" Erzherzog Maximilian als Ingenieuroffizier über See. Als sein Kriegsherr auf dem Glockenhügel von Querétaro erschossen wurde und solcherart der Kaiserzug nach Mexiko beendet war, zog der junge Hauptmann Teoberto Maler von dannen. Aber er kehrte weder nach seinem Geburtsland Italien heim noch nach seines Vaters Vaterland Deutschland, noch nach seinem Garnisonsland Österreich, das er als sein Heimatland betrachtete. (Er nannte sich „Arqueólogo austraco".) An den heißen Odem exotischer Landschaft gewöhnt, ging er in die

Türkei, in den Kaukasus, nach Armenien. Dort, bei den Muselmännern und Tscherkessen will er gelernt haben, Fatalist zu sein.

Nun, er wurde bei den Muselmännern und den Tscherkessen keineswegs Fatalist genug, um nicht alles für die Rückkehr nach dem unendlich fernen Mexiko aufzubieten. Zwanzig Jahre nachdem er es verlassen hat, gelingt es ihm, Mexiko wieder zu erreichen, nun ein vierundvierzigjähriger Mann. Seine zweite Lebenshälfte verbringt er auf der Maya-Halbinsel Yucatán und erforscht sie, gründlicher als jemand je zuvor.

In Mérida, der Hauptstadt der Provinz Yucatán, leben Leute, die ihn gekannt haben. Manchmal, nach jahrelangem Verharren in der Einöde, ritt er hierher, um einen Abend mit dem holländischen Konsul Johann Clasing zu verbringen. Als Teoberto Maler starb, veranlaßte Clasing die Herausgabe der yukatekischen Memoiren seines Freundes. Aber sie wurden, wie man mir sagte, nur in beschränkter Auflage gedruckt, und längst sei kein Exemplar mehr erhältlich. Man werde danach trachten, eines aufzutreiben, für mich, „den Freund Teoberto Malers".

Wirklich erhielt ich nach einigen Tagen ein Exemplar zum Geschenk, das Widmungsexemplar an Konsul Clasing. Dieser hat einige Zeitungsausschnitte über den Autor eingeklebt, darunter einen, dem zufolge Malers Manuskripte bei seinem Tod auf rätselhafte Weise verschwanden.

Das kleine Buch führt den Titel „Impresiones de Viaja a las Ruinas de Cobá y Chichen Itzá", behandelt in populärem Stil die Expedition, die Maler im Anfang der neunziger Jahre im östlichen Yucatán unternahm. Insbesondere für Leser, welche Yucatán nicht kennen, besitzt das Büchlein manchen Reiz. Gleichzeitig mit dem Autor, ahnungslos wie er, treten sie in die Märchenwelten ein und nehmen an den Überraschungen des Entdeckens teil. Sozusagen aus dem Stegreif, nur vom Gefühl geleitet, beginnt Maler die Erschließung der Trümmerstätte Cobá. Er kann nicht von einem Quartier, einer Basis ausgehen, sondern zieht aus dem Freien los, wo es finster ist wie im Astloch und wo nasses, klebriges Erdreich jedes Vorwärtsdringen

vereitelt. Ein Wolkenbruch, an Gefäll dem Niagara kaum nachstehend, überschüttet den stehend Nächtigenden. So arg sind Regen und Dreck, daß selbst eine große gefährliche Schlange nicht auf den menschlichen Ruhestörer vorstößt, sondern ihn die Attacke beginnen läßt.

Am nächsten Morgen, so hell die Sonne auch scheint, wehrt sich die wieder zur Jungfräulichkeit zugewachsene Menschensiedlung gegen jede Annäherung. Beim Besteigen einer Pyramide stolpert und stürzt Teoberto Maler auf Schritt und Tritt. Er muß auch Angriffe von feindseligen Indios fürchten, die einige Meilen entfernt im Urwald isoliert leben. Eines Tages dringt er in einen unbewohnt geglaubten Tempel ein, als zu seinem Schreck im Raum nebenan ein Geschrei von hundert Stimmen losbricht. Glücklicherweise stellt sich heraus, daß es nicht Menschen, sondern eine über den Eindringling zornige Herde Affen war. Der hat sich inzwischen gefaßt und stellt sich ihnen als Darwinist vor, der in ihnen seine Stammväter verehrt. Aber die Affen benehmen sich keineswegs so reputierlich, wie man es von Ahnherren erwarten dürfte; sie nehmen seine Erklärungen nur mit gequietschten und gefauchten Mißfallensäußerungen zur Kenntnis und verlassen unter Protest das Lokal.

Teoberto Maler ist der einzige menschliche Bewohner von Chichen Itzá, dieser Stadt voll von Palästen, Kathedralen, Marktplätzen, Kasernen und Bädern, ein Robinson Crusoe dieser Großstadt. In seinen Memoiren schildert er die Zufälle und Berechnungen, denen er seine Entdekkungen verdankt, gibt die Gesichtspunkte an, von denen er bei Benennung der Gebäude und Plätze ausgeht, und zeichnet den Stadtplan nur nach den Angaben von Logik und Phantasie – keine alten Bürger gibt's, ihm Material zu liefern. Die Menschen, die er zu Gesicht bekommt, hat er selbst unter großen Mühen angeworben, und sie treten äußerst unregelmäßig zur täglichen Arbeit an. Das hindert ihn nicht, sie mit milder Philosophie zu schildern. Aber in Philippiken ergeht er sich, wenn er vom Vandalismus spricht, dessen sich die nun auftauchenden Pseudoarchäologen, die Kuriositätenhändler und andenkensüchtigen Touristen schuldig machen. Ferner wettert er gegen

die Fledermäuse, weil sie überall hinmachen, auch auf die feinsten Skulpturen, und ihr steter Tropfen den Stein höhlt.

In der „Biblioteca Crescencio Carillo y Anonca" von Mérida sind zwei Werke Teoberto Malers vorhanden, herausgegeben 1901 und 1911 vom Peabody Museum der Harvard Universität, das dem Forscher einerseits die Publikation seiner Entdeckungen und die Entlohnung seiner Erdarbeiter ermöglichte, ihn andererseits aber erniedrigte und empörte. Das eine der beiden Werke behandelt das Utzumatzintla-Tal, das andere Entdeckungen im Bezirk von Peten (Guatemala).

Einer der beiden Bände ist unaufgeschnitten, jedoch auf dem Schmutzblatt fand ich eine mit roter Tinte und in spanischer Sprache geschriebene Absage Malers an die Direktoren des Peabody Museums. Sie zeigt die Schwierigkeiten, die dem entbehrungsreichen Forscherleben Malers von seiten der Wissenschafter gemacht wurden. Und zeigt vor allem seine Ohnmacht. Denn die öffentliche Anklage, die er in der stillen Bibliothek von Mérida mit roter Tinte und großen Buchstaben erhob, hat den Weg in die Öffentlichkeit niemals gefunden. Sein Aufschrei lautet:

„Allzu beschäftigt mit den schamlosen Ausplünderungen von Chichen Itzá, lehnten es Bowditch und Putnam unverschämterweise ab, meine Arbeiten zu bezahlen. Ihr niederträchtiges Verhalten verurteilend, brach ich mit ihnen und verlange nichts mehr von ihnen. Mit meinem Texte können nur *meine* Pläne herausgegeben werden. Meine Generalkarte von Tikal ist eine großartige (magnifico) Arbeit, welche zehn große Blätter umfaßt. Jedoch die Karikatur eines Plans, welche von Tozzer und Merwin gemacht wurde, ist für meinen Text ungeeignet und zeigt nichts anderes als den Gipfel der Albernheit und Niedertracht (la suprema estupidez y perfidia) der erbärmlichen Redakteure des Peabody Museums.

Teoberto Maler"

Nur die Landsleute seiner Wahl, die Yukateken, haben ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vor dem Museum von Mérida erhebt sich auf hohem Sockel eine überlebens-

große Marmorbüste Teoberto Malers – das einzige Monument, das ein mexikanischer Staat aus eigener Initiative und aus eigenen Mitteln einem Mitbürger aus dem Auslande errichtet hat. Denn Teoberto Maler war der Ausländer in Mexiko, der uneigennützig wirkte.

Ich überbringe stumm dem marmornen Manne den Gruß meines Freundes Harry Kessler. Und füge meinen Dank hinzu, weil mir die Nennung des Namens Teoberto Maler bei meiner bescheidenen Laienarbeit geholfen hat.

## MARKTNOTIERUNGEN

*Der erste Marktbericht,* erstattet aus der Neuen Welt an die Alte, war an Karl V. adressiert und hatte Hernán Cortez zum Verfasser. Der war unter anderem ausgezogen, um der spanischen Krone und der katholischen Kirche auf der anderen Seite des Ozeans neue Märkte zu erschließen, und war fasziniert über die alten, die er dort fand. Daß es keine überseeischen, also keine mit Spanien konkurrierenden, sondern nur lokale Märkte des kleinsten Kleinhandels waren, vergrößerte seine Freude, und so konzentrierte er sich auf die Schilderung der Waren. Sein Bericht über den Handel in der Stadt Tenochtitlán klang, statt im Ton eines Marktberichts gehalten zu sein, wie Stimmungsmache zu Spekulationszwecken. Um den Adressaten in Madrid gab es Ratgeber, welche gar den Rat gaben, dem Kapitän Cortez und seinen orientalischen Märchen aus dem Okzident vorläufig keinen Glauben zu schenken.

*Seither* ist fast alles von dem, was Cortez über Mexiko berichtet hatte, zu Märchen aus verschwundenen Zeiten geworden, und nur das Märchen vom mexikanischen Markt ist noch immer Wirklichkeit. Oder: wenn ihr wollt, ist es ein Märchen, denn bunter, bizarrer als alles, was man uns von den Basaren aus Tausendundeiner Nacht erzählt. Wenn auch Käufer und Verkäufer nicht mehr im Lendenschurz dastehen und nicht mehr mit Kakaobohnen und Läusen zahlen, wenn auch schon Fabrikwaren, zumeist Textilien, ganze Budenstraßen füllen und wenn auch Touristen mit Dollars und Kameras eingedrungen sind, so nimmt dennoch hier alles seinen Lauf wie damals, als Mexiko noch nicht von Europa erobert war, insbesondere am Lebensmittelmarkt, von dem hier die Rede sein soll.

*Schon bevor* sich die Europäer bei den Fleischtöpfen des vermeintlichen Indien einfanden, gab es Fleischwaren, zubereitet wie heute. Aus dem gleichen Fleisch können sie allerdings nicht gewesen sein, denn Schlachtvieh und Haus-

tiere brachten sich erst die ungebetenen Gäste mit. Aber schon vorher war das mit dem Pfeil und Bogen, durch Gebirg und Tal gejagte Wild (zu dem eine Rasse kleiner Hunde gehörte) genauso gekocht auf den Markt gebracht worden wie heute das geschlachtete Haustier. Das gilt vor allem für die

*Cecina, den Handelsartikel Numero eins,* eine dürre und dünne Schnitte von Fleisch, gesalzen und an der Sonne gedörrt. Im Süden ist es Rindfleisch, im kargen Norden (wo es „tasajo" heißt) ist es Eselfleisch, im bergigen Osten Ziegenfleisch, in den Vororten der Städte Hundefleisch und in den Küstenmärkten am Golf Fleisch von Haifischen und Krokodilen. Die Hausse in Cecina ist permanent, Hunderte von Ständen gibt's, und jeder frequentiert von Landsleuten, die auf den Markt kamen, um ihr Erzeugnis zu verkaufen, und nun den Erlös für ein Stück Trockenfleisch eintauschen. Denn im weiten Umkreis ihrer Hütte ist Fleisch für sie nicht erhältlich – das Haustier, das die Spanier zugleich mit der christlichen Zeitrechnung einführten, hat die Cecina-Käufer bis dato noch nicht erreicht.

*Der Chicharron* ist wie die Cecina eine Fleischspeise, aber er ist vielleicht auch keine Fleischspeise und auch kein Lebensmittel im engeren Sinn des Worts, er ist eher eine Näscherei, ist – wie mir mein Arzt täglich schwört und vergeblich – ein Laster, mein Verhängnis, der Grund meiner Verfettung und meines baldigen Todes. Ihr müßt euch, wenn ihr meinen Selbstmord um des Selbstmordmittels willen begreifen wollt, zunächst Grieben vorstelle, Schweinegrammeln, die knusprigen Reste des ausgebratenen Specks. Dann müßt ihr eine solche Griebe von größerem Ausmaß mit hundert multiplizieren. Habt ihr? Nun steht eine Platte vor euch, ein Quadratmeter groß, mit blasenartigen Ausbuchtungen, goldgelb und resch, von der euch der Fleischer so viel abbricht, als ihr bezahlt. Kein Nebenprodukt also, wie es die Grieben sind, sondern ein Hauptprodukt ist der Chicharron, und zu seiner Erzeugung werden ganze Schweineschwarten geopfert. Das kann geschehen, weil der Absatz des Chicharron unter den Mexikanern aller Klassen ein enormer ist. Bei Festtafeln wird

er als Horsd'oeuvre serviert, oftmals bestreitet er allein das kalte Buffet. Kenner in den Städten wissen, welcher Fleischer an welchem Tag frische Ware bekommt. Am Lande ist er im allgemeinen besser als in der Stadt, wo man dem Chicharron, so scheint es, ein Stärkemittel beisetzt. Aber nahe der Hauptstadt gibt es zwei Ortschaften, Wallfahrtsorte für Chicharron. Die eine liegt östlich, die andere südlich, die eine auf halbem Wege nach Puebla, die andere auf halbem Wege nach Cuernavaca. Beide Orte sind ein paar verfallene Buden, hinter welchen die zukünftigen Chicharrones grunzen und vor denen die jetzigen Chicharrones brutzeln. Das Auto nimmt Benzin, der Passagier nimmt Chicharrones, dann geht die Fahrt weiter, und keine Spur bleibt mehr von den beiden Orten, sie erstehen erst wieder, wenn der nächste Autobus hält. So war es seit jeher mit Río Frío und Tres Marías, schon in der Zeit der Postkutsche und der Frachtwagen, denn die beiden Orte lagen auf dem

*Handelswege aus Ostasien* nach Europa. Über Tres Marías kam Cortez, wenn er aus der eroberten Hauptstadt nach seinem fortifizierten Tuskulum Cuernavaca fuhr und nahm eine Platte Chicharron aus dem brodelnden Fett; aus dieser Richtung kam auch der Schillersche Don Carlos gefahren, der nicht erschossen worden sein soll, sondern unter dem Namen Gregorio Lopez als Priester lebte und nachher von der Kirche seliggesprochen wurde; aus der entgegengesetzten Richtung, vom Pazifik, kam Humboldt über Tres Marías und kostete, neugierig selbst auf die Speisen, ein Stück Chicharron, was ihm nicht gut bekam; über Tres Marías fuhren die Carbajals, die erste Judenfamilie Mexikos, auf ihre kleine Silbermine nach Taxco, aber sosehr der Duft des Chicharron sie an Gänsegrieben erinnerte, sie aßen nicht, weil es nicht koscher war; über Tres Marías kutschierten Kaiser Maximilian und Carlota in ihr mexikanisches Schönbrunn; über Tres Marías fuhr mit dem gleichen Ziel der amerikanische Gesandte Dwight Morrow, ein leidenschaftlicher Chicharronesser, chauffiert von seinem Schwiegersohn Charles Lindbergh, und kaufte ihm ein Stück, worauf der Ozeanflieger luftkrank geworden sein soll. Über Río Frío aber wurde eine kleine, den See-

räubern entrissene chinesische Sklavin in der Richtung nach Puebla gebracht, traurig war sie und weigerte sich zu essen; erst als man ihr Chicharron anbot, das sie an die knusprige Pekinger Ente erinnerte, nahm sie davon, wurde fröhlich und nachher als La China Poblana der Liebling des mexikanischen Volkes; in Rio Frío waren die ebenso unvergessenen Postkutschenräuber zu Hause, und als sie in die Berge flüchteten, nahmen sie Schweine mit, um in der Wildnis des Chicharron nicht zu entbehren; durch Río Frío ritt Marschall Bazaine an der Spitze der französischen Invasionsarmee und erklärte, Chicharron könne nur dann als Horsd'oeuvre verwendet werden, wenn Kognak bei der Hand sei. Durch Tres Marías oder Río Frío kam jeder Mexikofahrer, gab den Pferden Heu beziehungsweise dem Auto Benzin und kostete den ersten Chicharron oder den letzten. Wie gut und warm ist der Chicharron von Tres Marías, von Río Frío.

*Was haben Bernsteinketten auf einem Nahrungsmittelmarkt zu tun,* fragen wir, von der Abschweifung nach Tres Marías und Río Frío wieder auf den Boden unseres Themas zurückkehrend, und beantworten unsere Frage auch selbst: Nichts haben Bernsteinketten auf einem Lebensmittelmarkt zu tun, und deshalb sind sie auch nicht da. Das, was wir dafür halten müssen, sind Würste, so klein und so gelbschimmernd wie Bernsteinperlen und aufgereiht auf Schnüren wie Halsketten. Größer sollen sie wohl nicht sein, weil sie so gepfeffert sind, daß sie dem Esser die Zunge versengen würden, selbst die gebeizte Zunge des Indios, der an

*Chilepfeffer, genannt Chile,* wahrlich gewöhnt ist. Den Chile, von dem es übrigens dreißig Sorten gibt, kann man nicht essen, ohne einige Generationen lang daran gewöhnt zu sein, aber nach einigen Generationen ist man allerdings daran so gewöhnt, daß man keinen ungepfefferten Bissen anrühren kann. Im aztekischen Kalender gab es eine Fastenzeit, in der man sich des Genusses von Weib und Chile enthalten mußte, welch letzteres, wie ein Missionar vermerkt, den Indios schwerer fiel als ersteres. Der Pfeffer dient als Salz und Pfeffer zugleich, und es ist von den Kariben, den Kannibalen, von denen im übrigen keine

Kochbücher oder Kochrezepte auf uns gekommen sind, bekannt, daß man zwei bis drei volle Schüsseln Chile jedem älteren Menschen zusetzte, bevor man ihn aß. Übrigens soll sich auch die Papaya (die Melonenart Carica Papaya) wegen ihres Pepsingehalts vortrefflich zum Kochen von Menschenfleisch eignen. „Man nehme . . ."

*Zur Kenntnis der Verkaufsmethoden* ist zu bemerken, daß die Händlerin auf dem Markt meist nur Häufchen von vier bis fünf Pfefferfrüchten oder von Jitomate (so heißt die getreue Tomate in ihrer Heimat) vor sich hat und dem Käufer nur ein einziges Häufchen abgibt. Sein ganzes Lager würde er einem einzelnen, selbst wenn der noch soviel dafür bieten würde, nicht verkaufen, auf die Gefahr hin, am Abend mit der nicht abgesetzten Ware und ohne Geld kilometerweit nach Hause abziehn zu müssen. Das wäre schlimm, aber noch lange nicht so schlimm, als das ganze Lager schon am Morgen verkauft zu haben und dann tagsüber auf dem Markt überflüssig zu sein, auf den man doch eigens von kilometerweit gekommen ist.

*Als weiteren Beitrag zur Kenntnis der Verkaufsmethoden* möchte ich eine Begebenheit hier weitergeben, die mir die Inhaberin eines städtischen Ladens erzählt hat. An jedem Dienstag kam ein Indio zu ihr und verkaufte ihr eine der aus Stroh oder Schilf geflochtenen Puppen, die man „Monos de Tula" nennt. Er bekam einen Peso dafür. Da die Strohskulptur regelmäßig ihre Kunden fand, fragte die Inhaberin den Indio, ob er ihr nicht mehr davon liefern könne, zum Beispiel fünf oder zehn Stück wöchentlich. Ja, das könne er, antwortete der Indio, glücklich darüber, einen so großen Absatz zu erzielen und auch Arbeit für Frau und Kinder. Die Kaufmannsfrau erkundigte sich nun nach dem Engrospreis. „Zwei Pesos per Stück." – „Zwei Pesos? Der doppelte Preis? Wieso?" – „Sehen Sie, Señora, das Material für eine Puppe brauche ich nicht zu bezahlen, das bißchen Schilf zupfe ich mir aus einem der Wagen, der es vom See bringt, oder aus dem Bündel einer der Frauen – die sagt nichts wegen ein paar Halmen. Aber wenn ich zehn Monos machen soll, kann ich doch das Material nicht unentgeltlich bekommen. Und

wenn ich bares Geld hineinstecke, so muß doch der Preis höher sein – es verdad?"

*So winzige Häutchen,* wie wir sie beim Pfefferhändler sehen, sehen wir fast an jedem Stand. Drei winzige Zitronen, drei Tunas (Kaktusfeigen, die auf dem Wege wachsen), zwei Bananen, eine Handvoll Garbanzas, für zwei Centavos Cacahuete (Burennüsse), eine Spanne Zuckerrohr, ein paar Tortillas – das alles stellt schon Posten dar, die gehandelt werden. Und selbst die größten Bedarfsartikel des Magens von Mexiko, wie Mais, kommen auf dem Detailmarkt zumeist in kleinen Quanten, als eine Handvoll Körner oder als einzelner Kolben, zum Verkauf. Ähnlich ist's mit den

*Bohnen.* Sie sind hier noch nicht die Schüssel, die wie Kastanienpüree aussieht, aber dem Mexikaner offensichtlich noch besser schmeckt, als ihnen Kastanienpüree schmecken würde. Warum würden sie sonst Frijoles (id est Bohnen) zum Frühstück, zu Mittag und zu Abend essen, auch die Wohlhabenden – letztere natürlich nicht Frijoles allein. Die Bohne muß sozusagen ein geheimes Glockenspiel in sich haben, das einerseits dazu heranläutet, sie zu genießen, andererseits die Religion veranlaßt, für bestimmte Epochen ihren Genuß zu verbieten. Schon Pythagoras verbot seinen Schülern ganz und gar, Bohnen zu essen, wahrscheinlich weil die durch sie hervorgerufenen Blähungen als Wollust angesehen wurden. Hierzulande und heute gibt's kein Verbot, wovon man sich überall überzeugt.

*Springende Bohnen,* „Brincadores" genannt, seien hier nur erwähnt, weil sie erstens Bohnen sind und zweitens, weil sie eine Spezialität Mexikos sind. Sie sprangen aus der Stadt Alamos im Staat Sonora, die dank ihrer Goldminen und ihrer Münzprägerei viele Beziehungen zu Europa unterhielt, im Jahre 1871 zum erstenmal aufs andere Ufer des Weltmeers und machten hier auf den Jahrmärkten den menschlichen Kunstspringern Konkurrenz, die Ausrufer priesen die Wunder der „Akrobatin aus dem Reich der Hülsenfrüchte", und die Gelehrten sprachen von vegetabilischer Elektrizität. Wahr ist, daß die Bohne besser springt als der Mensch, denn sie springt, wenn sie

in guter Trainingsform ist, das Sechsfache ihrer Körpergröße. Aber es ist mit ihr wie mit dem Schachautomaten, der auch nicht von selber spielte, sondern ein organisches Wesen in sich verbarg. Was im Schachautomaten der Zwerg war, ist in der Springenden Bohne die Larve des darin wohnenden Käfers namens Nanodes Tamarisci, der sie zunächst aushöhlt, in sie hineinkriecht und dann zu wakkeln oder zu springen beginnt. Wie Papageien und andere sprechende Tiere werden die Springenden Bohnen nicht gegessen, und man findet sie auch nicht auf dem Markt, sondern in den Geschäften mit Curios auf der Avenida Juárez. Zum Ärger der Verkäufer sind sie gerade dann nicht zum Springen aufgelegt, wenn man sie vorführen will, und das Mittel, sie zu zwingen, ist noch nicht erfunden.

*Die Preise auf dem Nahrungsmittelmarkt* sind keine fiz, es muß geschachert werden, die Käuferin muß jedem Verkaufspreis einen niedrigeren Kaufpreis entgegensetzen, und damit beginnt der Kampf der Ziffern, der, auf der mittleren Linie endend, dem Markthändler Profit und der Hausfrau das Gefühl ihrer Tüchtigkeit gibt. Trotz dieser Fluktuation der Preise erfolgen Erhöhungen der Grundpreise schlagartig auf dem ganzen Markt und auf allen Märkten. Das ist um so erstaunlicher, als weder ein Gremium noch eine Kursliste Regulationen ausgeben und die meisten Händler als Erzeuger der von ihnen feilgehaltenen Ware von Zwischenhandel und Spekulation unabhängig sind. Auf welchem Wege sie ihre Preisvorschriften beziehen, hat die Nationalökonomie noch nicht ergründet.

*Der Truthahn* wird in zwei Formen gemarktet. Tot, gekocht in roter Pfeffersauce namens Mole, kann er fertig gegessen werden von dem, der schon so viel Geld gelöst hat, sich diesen Imbiß zu leisten. Lebendig teilt der Truthahn auf den Geflügelständen seine Herrschaft mit gewöhnlichen Hühnern und mit Enten. (Hähne sind hier selten, da sie zu Hahnenkämpfen gebraucht werden, Gänse gibt es in Mexiko überhaupt nicht.) Aber selbst wenn es Hähne und Gänse gäbe, der Truthahn brauchte ihre Konkurrenz nicht zu fürchten. Er ist ein Einheimischer. Schon lange bevor das europäische Geflügel die Konquista Mexi-

kos vollzog, stolzierte er im Lande umher und eroberte nachher Europa. Welche Genugtuung muß es doch für einen Indio-Hahn sein, auf dem Schloß Saint Germain von Henri Quatre als Lieblingsbraten aufgezehrt zu werden, und gar daß der Zehnerrat der Sankt-Markus-Republik eine Liste jener Bürger herausgab, die sich die Verschwendung leisten durften, das „indische Huhn" auf ihrer Tafel erscheinen zu lassen. In seiner Heimat hieß der Truthahn „Guajalote" – das alte Gespenst, und gespenstisch häßlich ist es in der Tat, solange es lebt. Aber es ist sich seiner Miesität keine Minute lang bewußt, kein Pfau kann stolzer auf seine strahlende Pracht aus Blau und Gold sein, als die dümmste Pute aus Truthennengeschlecht stolz ist auf ihren Kahlkopf, ihren wabbelnden Klunker aus rotem Fleisch, die schlaffe Haut am Halse, die Borsten an ihrer Brust und das fadenscheinige Gefieder.

*Wie Couleurstudenten* ziehen Herden von Truthühnern auf dem Bürgersteig dahin. Ein Erstchargierter und ein Fuchsmajor aus menschlichem Geschlecht begleiten diesen Renommierbummel, jeder mit einer Peitsche in der Hand, und bieten ihre Aktivitas zum Kaufe aus. „Pipolotea", rufen sie, was nichts anderes als das Wort „Piepmatz" mit spanischer Endung ist und in der Sprache des Bierkomments „Krasser Fuchs" heißen würde. Aber von denen, die da provozierend, stänkernd und dreifarbig die Stadt durchbummeln, sind die meisten keine krassen Füchse, sondern bemooste Häupter und werden heute oder morgen „abgestochen" werden.

*Im Gegensatz zum internationalen Großhandel* bietet der mexikanische Obstmarkt meist Früchte dar, die exotisch sind – von unserem Standpunkt. Vom mexikanischen Standpunkt heißt alles Europäische: exotisch. Es scheint, daß sich das mexikanische Obst dem internationalen Großhandel entzieht. Weder die nordamerikanische Gesellschaft „United Fruit" noch die „Standard Fruit", die in Mexiko den Bananenexport dirigiert, haben eine dominierende Stellung im Innenhandel des mexikanischen Obstes (in Gemeinschaft mit der kalifornischen Obst-Großindustrie), den Export. Fast im ganzen übrigen lateinamerikanischen Weltteil ist die United Fruit der bestimmende Faktor (und

mehr als das) des Wirtschaftslebens (und mehr als das). In Kuba besitzt sie das Rohrzuckermonopol – Plantagen im Ausmaß von hunderttausend Hektar, die gemeinsam mit den Verwertungsfabriken einen Nominalwert von sechsundvierzig Millionen Dollars haben, und trägt die Schuld an der Monokultur des Landes, am Unterbleiben des Anbaus von Getreide und Nahrungspflanzen, an Streik und Hunger der gesegneten Insel. Im ganzen nennt die United Fruit in den Antillen und in Zentralamerika ein Weltreich von anderthalb Millionen Hektar ihr eigen mit einem Eisenbahnnetz von zweieinhalbtausend Kilometern, einem Schiffspark, welcher die Flotten der meisten lateinamerikanischen Staaten übertrifft, und übt die Alleinherrschaft über eine Reihe mittelamerikanischer Staaten aus. In den Bananenrepubliken zwischen Mexiko und dem Panamakanal gehören ihr alle Waldungen mit Palisander- und anderen Edelhölzern, alle Palmenhaine mit Kokosnüssen, alle Plantagen mit Faserpflanzen, Reis, Kakao, Ölpflanzen und Nahrungsmittelpflanzen, die Bananen allen voran.

*Wie zum Trotz* gegen die Degradierung von Obst zur Massenware schlägt der Markt von Mexiko den Rekord an Kleinheit der Quanten. Drei Limonen sind zu einem Dreieck angeordnet, die vierte, die draufgelegt ist, macht das Häufchen zu einer Pyramide, die, so winzig sie ist, schon ein Verkaufsobjekt darstellt. Ein solches sind auch sechs Erdnüsse. (Ihr aztekischer Name „tlacacahuatl" bestimmt die internationale Warenbezeichnung Cocahuate.) Kleine Glieder von Zuckerrohr sind zu einem Türmchen mit quadratischer Basis übereinandergelegt wie die Türmchen, die wir kindheitsweise aus Streichhölzern aufrichteten. Um ähnliche Mengen und Anordnungen von Gurken, Pfefferschoten, Früchten oder Kartoffeln feilschen Käufer und Verkäufer, als handelte es sich um Aktienpakete.

*Apropos: Kartoffel:* auch sie besitzt die mexikanische Staatsbürgerschaft. Nicht Francis Drake hat sie (obwohl zumindest die Badenser das glauben, die ihm in Offenburg ein Monument gesetzt haben) nach Europa verpflanzt, was an der mexikanischen Herkunft der Kartoffel nichts ändern würde. Der Mann, der die Kartoffel aus

dem mexikanischen Meerbusen nach Irland importierte, hieß John Hawkins und war ein Wohltäter der Menschheit, der auf jener Küste Sklavenhandel betrieb, Kauffahrteischiffe kaperte, Häfen brandschatzte und Mädchen und junge Frauen jagte. Wurden ihm Schiffe zusammengeschossen, so setzte er die überzählige Mannschaft unbekümmert aus, unbekümmert darum, daß die Inquisition sie als Protestanten und Komplizen des Teufels Hawkins unnachsichtlich verbrannte. Übrigens wird der Name John Hawkins in spanischer Orthographie „Juan Aquines" geschrieben, in England hieß er „Sir John", denn er bekam den Adel – nicht weil er die Kartoffel brachte, sondern wegen seiner Seeräubertaten.

*Was die Batate anlangt,* der Kartoffel süße Schwester Ipimoea, wird sie seit den Jugendtagen des alten Markts von Mexiko als frische Pflanze verkauft oder als kandierte. Viele Bezirke des Landes sind berühmt durch Näschereien, deren Grundstoff die mit Zuckerrohrsaft und Fruchtsaft noch mehr versüßte süße Kartoffel ist. (Kauft euch in Puebla, im Stadtviertel Santa Clara, ein Paket Ate!) Die Vanille, auch sie eine Mexikanerin, wird zwar in ihrer Heimat angepflanzt, aber vom kleinen Markt ist sie zurückgetreten, wie die Kartoffel, die Batate, die Kakaobohne und andere Früchte, die von der großen Welt angenommen worden sind.

*Der Protest gegen den internationalen Großbetrieb* drückt sich im Obsthandel nicht bloß in der Kleinheit der Quantitäten aus, sondern auch in den Sorten. Diese Sorten sind von allen Ländern abgelehnt oder vielleicht gar nicht gekostet worden. Der Zapota Chico sieht von außen wie ein Breiapfel, von innen wie eine Mispel aus, wenn auch wie eine, deren Fleisch mit schwarzen Kernen durchsetzt ist. Den gleichen Schönheitsfehler haben die Guayavas, die Kaktusfeigen Tuna und viele andere Früchte in diesem Lande, das keine Obstverbesserer vom Range des Russen Mitschurin oder des Kaliforniers Luther Burbanks besitzt.

*Daß die Chirimoya* nicht in den Welthandel abgewandert ist, scheint mir verwunderlich. Ihr Fleisch ißt man mit dem Löffel, denn es ist kein Fleisch, sondern eine Art Butter, obwohl man freilich Butter ebensowenig mit dem

Löffel zu essen pflegt. Aber Gefrorenes ißt man mit dem Löffel, und so schmeckt in der Tat die Füllung der Chirimoya, wenn sie kalt aufbewahrt worden ist. Wo immer die Chirimoya (Anona) außerhalb Mexikos kultiviert wird, geschieht es nicht, weil man sie als Obst schätzt, sondern weil man sie zu Schnaps verbrennen oder eine Art Wein erpressen will.

*Vom Mamey,* dem Mammeg-Apfel, ist zu sagen, daß er von außen wie eine Kokosnuß oder ein Lederball aussieht, aber innen ist er butterweich und süß.

*Den Mango* kennt man, er ist so saftig, daß er in feiner Gesellschaft kaum genießbar ist, alles wird beschmiert, Nase, Wangen und die Servietten, aus denen die Obstflecke nie mehr herausgehen. Außerdem ärgert man sich darüber, daß der Kern größer ist als die Frucht – ein hartes Ei, aber ein wie hartes!

*Die Banane ist die einzige* von allen Obstsorten des Welthandels, die auch im Obstkleinhandel eine dominierende Rolle spielt. Aber ist sie ein Obst? Sie, hierzulande Platana geheißen, ist ein Gang der mexikanischen Mahlzeit, oft der einzige Gang, stillt Hunger und Durst, liefert Mehl, Stärkemehl, Hanf, Näscherei, Branntwein, Schatten und die paradiesische Schönheit des Landschaftsbildes. Außerdem – das weiß ich aus den Hollywoodfilmen ganz genau – tragen die Mädchen der westindischen Inseln Kleidchen aus Bananen unter dem Nabel. Die Banane hängt dem Faulenzer in Griffweite und ist dadurch schuld, daß er ein Faulenzer ist. Warum sollte er sich im Schweiß des Angesichts sein Brot verdienen, wenn ihm dieser Schweiß auch ohnehin von der Tropensonne und dazu das süße Brot in den Mund geliefert wird? Warum hätte er schuften sollen für den Herrn, der nur die Knute zu schwingen und nur kärglich zu entlohnen wußte? Der Herr mit der Knute versuchte diese Widersetzlichkeit zu brechen, indem er die Platana-Bäume der Dörfer zu Hunderten mit Stumpf und Stiel niederbrannte. Aber das half nichts, denn auch anderswo gibt es Bananenbäume, unter die man sich legen kann, um zu schlafen und zu essen.

*Über Gemüse* wäre ein Band zu schreiben. Ich begnüge mich, die Aguacata zu erwähnen, die man auch Avogate

nennt und die auf deutsch Alligatorbirne heißen soll. Ihr Inhalt sieht wie passierter Roquefort aus und kann bei etwas Phantasie als solcher gegessen werden. Der, die oder das Chayote könnte sich ganz gut als Seeigel ausgeben, wenn er (sie oder es) wollte. Schmecken tut Chayote wie eine milde Gurke.

*Von den Getränken* zu schweigen, wenn man von den Eßsachen spricht, wäre nicht fair. Flüssige Pflanzensäfte fehlen auf keinem Markt, und in den tropischen Gegenden spielen sie die Hauptrolle. Kühle Pflanzensäfte von Corchate, Chia oder Jamaica werden in der Refresqueria ausgeschenkt. Das Warenlager, das zugleich Schaufenster ist, besteht aus ein paar großen, vier Liter fassenden Einmachfässern oder gläsernen Fässern, jedes mit einem andersartigen oder andersfarbigen Inhalt. Die Farbenorgel spielt lockende Melodien, bernsteinfarbene, opalweiße, smaragdgrüne, korallenrote, und in diesen flüssigen Halbedelsteinen kreisen große Diamanten, die freilich nur Stücke von Eis sind. Obenauf und mittendrin schwimmen Blüten, teils um zu schmücken, teils um zu färben. Wie Pfeffer brennt die Sonne, wie Sonne brennt der Pfeffer, und jedermann hat Durst. Das wissen die Händler. Die Türe der Pulqueria steht offen, aus dem Bierausschank schreit das Grammophon, rotmetallen blitzend wirbt ein Blechschrank für Coca-Cola und andere Kunstwässer aus USA. Aber trotz solcher Konkurrenz halten sich auf dem Markt die Pflanzenlösungen, mit denen der indianische Urahne seinen Durst stillte vor Hunderten von Jahren.

## ERLEBNISSE BEIM ERDBEBEN

Wahrscheinlich habe ich schon oft die Redensart verwendet: Er fühlte den Boden unter sich wanken.

Aber was es für ein Gefühl ist, auf wankendem Boden zu stehen, erfuhr ich erst hier. Eigentlich stand ich gar nicht auf dem wankenden Boden, als ich es erfuhr, sondern ich saß. Auch die Tintenflasche stand, aber sie fiel sofort. Bevor ich auch nur daran denken konnte, die Tintenflut auf meinem Schreibtisch einzudämmen, rollten Flut und Flasche zu Boden, ein schwarzer Niagarafall. Gleichzeitig rutschte der Aschenbecher an die Tischkante, aber bevor er über den Rand fiel, kroch er, als habe er sich's anders überlegt, an seinen alten Standort zurück.

Es krachte und knackte in meinen vier Wänden. Die Gemälde, die mir ihre vier- bis sechsjährigen Schöpfer an die Wand gehängt hatten, erwachten zu schwingendem Leben, und meine vier Wände schwangen mit – warum sagt man eigentlich: „meine vier Wände"? Wenn es nur vier Wände gewesen wären! Aber es waren sechs, und die beiden horizontalen, die über mir und die unter mir, waren die schlimmsten. Nein, es ist ein arges Gefühl, den Boden unter sich wanken zu fühlen.

Ich ging zum Fenster, will sagen, ich schwankte hin. Ein Schritt vorwärts, ein halber zurück. Ähnlich wie auf Deck eines schlingernden Schiffes, nur waren die Stöße kürzer. Breitspurig kam ich am Fenster an. Auf der Straße sah ich Teppiche gebreitet. Diese bestanden aus Indios, die auf die Knie gefallen waren und den Oberkörper mitsamt der Manteldecke auf das taumelnde Pflaster gedrückt hatten. Sie beteten. Sie beteten nach unten. Sicherlich beteten sie zum Vater unser, der da ist im Himmel . . . , aber sie schauten nicht zum Himmel auf. Sie schauten unter sich, wo ein Gott ihrer Ahnen wohnt, die große Schildkröte, die manchmal aus dem Schlaf erwacht und sich zu bewegen beginnt, wobei ihre Schildpattschale wackelt, die Erdober-

fläche. Ich hörte nicht, was die Indios beteten. Vielleicht beteten sie: Heilige Schildkröte, bitt für uns arme Sünder und erlöse uns von dem Übel...

Nach vier Minuten ist das Gebet erhört, die Schildkröte hat sich wieder zum Schlaf gebettet. Senkrecht ist nicht mehr schief, waagerecht wieder waagerecht. Scheinheilig, als hätten sie nie getanzt, stehen Wände und Möbel auf ihrem Platz, hängen die Kindermalereien da, und das Ganze scheint nichts als eine Sinnestäuschung gewesen zu sein, nicht eine, die mir meinen starken Kopfschmerz verursacht hat, sondern eine, die von meinem starken Kopfschmerz verursacht wurde. Nur Sinnestäuschung – wäre nicht die Tintenpfütze auf dem Schreibtisch und die zerschellte Tintenflasche auf dem Boden und schaukelte nicht noch mein Kronleuchter, der aus einem Draht mit Glühbirne besteht.

Draußen heulen Sirenen vorbei, Rettungswagen und Feuerwagen, und Hunde bellen verzweifelt, angstgepeitscht. Die Hunde haben schon vorher verzweifelt, angstgepeitscht gebellt, aber ich hatte nicht darauf geachtet. Alle Gesetze der Physik, von der ich, aber doch nicht die Hunde, in der Schule gelernt habe, hatten geschwankt, die Gesetze der Perspektive, „Senkrechte bleiben unter allen Umständen senkrecht", waren aufgehoben, aufgehoben die Gesetze der Beharrung und des Gleichgewichts. Aber ich habe nicht gebellt!

Ich schicke mich an, den schwarzen Fleck vom Parkett zu wischen, da klingelt das Telefon. Ein Freund ruft an, um den Neuankömmling ein wenig zu verspotten: „Haben Sie's überstanden? Wie fühlen Sie sich?" – „Danke, man bebt."

Auf der Straße stehen Gruppen von blassen Frauen, die einander erzählen, was sie alles erlebt haben. Manchmal wenden sie sich wie auf Kommando um und schauen zum Popocatépetl hinüber. Aber da sie doch alles gemeinsam erlebt haben und in unserem Bezirk scheinbar nichts passiert ist, was haben sie einander denn zu erzählen und warum glotzen sie auf den alten „Popo", der so bieder wie immer neben seiner Nachbarin schläft? Zum Glück kann unsere Hausbesorgerin meine Neugierde befriedi-

gen. Der Tortilla-Bäckerin von drüben ist die Kaffeeschale ihres Kindes hinuntergefallen und zerbrochen, das vor einem Jahr gestorben ist. Eine andere hat gestern geträumt, der Popocatépetl werde drei Tage Feuer speien und die ganze Stadt vernichten. Ob ich das auch glaube? Nein, ich glaube das nicht, aber ich glaube, daß alle Ereignisse das gleiche Geschwätz zur Folge haben, in Ländern, in stabilen wie in solchen, wo Erdbeben auf der Tagesordnung stehen.

Noch immer sausen Rettungs-, Feuerwehr- und Polizeisirenen durch unsere Straße. Auch Passanten kommen mit Nachrichten. Der Neubau des ersten Wolkenkratzers von Mexiko ist zusammengestürzt. Recht geschieht ihm. Das ist die Strafe dafür, daß Mexikaner die Yankees nachahmen. Wenn die Insulaner von Manhattan zuwenig Platz haben, braucht deshalb Mexiko die Wolken zu kratzen?

Sonst ist in der Stadt, auch außerhalb unserer Nachbarschaft, nicht viel geschehen und geschieht auch sonst erdbebenfalls nicht viel. Das alte verschwundene Mexiko schützt das neue. Einst war das ganze Talbecken, in dem wir leben, ein Krater, bis er sich selbst zu Tode gespien hat, und heute stehen von ihm nur noch seine Hänge. Aus ihnen wird das Baumaterial der Häuser, das Tezonite und das Tepetate gebrochen, die auch weiterhin allen Exzessen der Vulkane und der Erdbebenherde trotzen. Stehen nicht noch heute die Palacios der Konquistadoren ungeborsten inmitten der Stadt? Allerdings hätten die vulkanischen Bausteine kaum standgehalten, wenn sich das Fundament allzu hoch aufgebäumt oder gar geklafft hätte. Solches tat es jedoch nicht, denn dieses Fundament ist niemand anderer als der alte Texcoco-See, eine Wassermatratze, auf der die Gebäude springen und tanzen können, ohne sich die Beine zu brechen. Im Gegenteil, wenn sie zu lange ruhig stehen, drücken sie schließlich die Sprungfedern ein und sinken ein, wie zum Beispiel das Theater- und Konzertgebäude, der Palacio de Bellas Artes, der schon eine ziemliche Schlagseite hat.

In welcher Beziehung der unterirdische See mit der unterirdischen Schildkröte steht oder ob sie gar identisch sind, kann ich nicht sagen.

Bei Nacht sieht ein Erdbeben ganz anders aus als bei Tag. Ich erwache. Jemand im Zimmer? Keine Antwort, aber es geräuscht weiter. Meine Folgerung: ein Einbrecher ist es nicht, denn der würde verstummen. Es ist also, Folgerung Nummer zwei: eine Maus oder – dritte Folgerung – mehrere Mäuse. Aber wie können Mäuse auf den Plafond und in die halbe Höhe der Wand, und wieso beginnt mein Bett zu bocken und versucht mich abzuwerfen und reitet mit mir mitten ins Zimmer hinein?

Durchs Fenster dringt Tageslicht, als ob es schon vormittags wäre. Aber auf meiner Uhr ist drei Uhr sechzehn. Es ist also heller Mond, „Plenilunio" heißt das auf spanisch, wie ich aus den Kreuzworträtseln weiß, „Terramoto" oder „Temblor" oder „Sismo" heißt Erdbeben, wie ich aus den Zeitungsüberschriften weiß. Draußen wetterleuchtet es wie ein Beleuchtertrick zur Erhöhung der Aufregung.

Die Mäuse rascheln, die Hähne krähn, Mörtel fällt vom Plafond, die Hunde bellen, eine Frauenstimme kreischt, durch die Dachrinne strömt's, oben ist der Wassertank, und ich glaube, daß er wankt, was eventuell ein Schüttelreim ist, jedenfalls schüttelt er sich, daß er Wasser läßt, welches klappernd durch die Rinne läuft. Ein furchtbarer Krach, ich denke, daß sich die Erde spaltet, aber merke, daß nur der Klosettdeckel zugeklappt ist. Vom Hof höre ich Stoßgebete – ob wohl das Wort „Stoßgebet" ursprünglich ein Gebet beim Stoß der Erde bedeutet hat? Blödsinn.

Mein Fenster führt in den Hof hinab, nicht auf die Straße, auf die ich seinerzeit beim Tagerdbeben hinabschaute. Man schließe aber nicht daraus, daß ich je ein Arbeitszimmer für Tagerdbeben und ein Schlafzimmer für Nachterdbeben habe. Ich bin bloß übersiedelt.

Im Hof knien wieder Leute wie damals auf der Straße. Aber sie haben keinen Sarape an, nur Nachthemden, die junge Nachbarin von vis-à-vis und der würdige Licenciado von nebenan. Sie beten nicht zur Kröte, sie beten nach oben.

Ich fühle Schwindel und weiß, daß ich keinesfalls wieder einschlafen könnte, selbst wenn nicht Sirenen vorüber-

flitzen würden. So will ich Don Patiño besuchen, es ist seines Amtes, jetzt im Amt zu sein, dem Instituto Geologico.

Straßenbahn und Autobus fahren noch nicht zu dieser Stunde, aber ich kann zu Fuß gehen, just gegenüber meinem Haus fängt Tacubaya an. Tacubaya war einmal eine Sommerresidenz fern von Mexiko. Ummauerte Riesenparks mit dazugehörigen Palästen bildeten die Straßen, Olivenpflanzungen entzückten Humboldt, mit Karossen fuhren die Kirchenfürsten auf der staubigen Landstraße nach Mexiko, um in der Kathedrale die Messe zu lesen, ritten die adligen Herren und Damen des Vizekönigs in die Amtsräume der Regierung.

Zu nachtschlafender Stunde gehe ich durch dieses Tacubaya, welches längst kein selbständiges Ortswesen mehr ist. Die Stadt Mexiko hat sich herangedrängt, hat die Armen, die an der Grenze lebten, hinausgedrängt und sie nach Tacubaya hineingedrängt. Zwar gehe ich an den alten Gartenmauern und Palästen vorbei, und die Straße ist immer noch staubig und ungepflastert, aber ich komme auch an Pulquerias vorbei, und vor denen stehen frostklappernd und im Hemd jene Gäste, die Schuhe und Hosen vertrunken haben, dieweil die Erde bebte.

Der herrlichste Palast von Tacubaya war der erzbischöfliche. Dort, in den barocken spiegelnden Sälen und in den runden Gartenpavillons, wo Seine Eminenz sich sicher nur mit den Dingen des Himmels droben und mit den Gefahren der Hölle drunten befaßte, geschieht heute das gleiche. Der Erzbischofssitz dient teils dem astronomischen Observatorium, teils dem Erdbebeninstitut. Aber die neuen Mieter benehmen sich der alten nicht würdig. Sozusagen aus den Gemächern des Erzbischofs haben die Astronomen einen Planetoid entdeckt und haben ihm den Namen „Hidalgo" gegeben – wirklich eine Gemeinheit gegen den erzbischöflichen Genius loci, denn Hidalgo war zwar auch ein Priester, aber ein revolutionärer, und deshalb waren die Kirchenfürsten gegen ihn, und die Inquisition hat ihn hingerichtet. Und so was soll jetzt ein Star sein!

Noch feindseliger als die Mieter der oberen Stockwerke

treiben es die ebenerdigen und souterrainen. Während die Klerikalen und ihre Partei, die Sinarquistas, es geradezu als einzigen Beweis für die Gottgefälligkeit ihrer Lehre anführen können, daß Gott jede sozialere Maßnahme der Regierung prompt und sichtbarlich mit den biblischen Strafen beantwortete, die Erde erbeben und die Berge Feuer speien zu lassen, während also die frommen Anhänger der Kirche dieses beweisen, sitzen im beschlagnahmten Herrensitz der Kirche Teufelsknechte und geben für diese Zeichen des göttlichen Zorns nur irdische Ursachen an.

Don Patiños Büro steht offen, Don Patiño gibt mir ein Zeichen, hereinzukommen, mich zu setzen, aber Don Patiño hat keine Zeit für mich. Er steht am Telefon und sagt nur: „Jawohl, 7 ... jawohl, Nummer 115 ... jawohl, 3 Uhr 21 Minuten 35 Sekunden bis 3 Uhr 27 Minuten 19 Sekunden ... jawohl, das Estileto hängte sich aus ..." Manchmal schreit er: „No, Señor, das hat gar nichts miteinander zu tun ...", oder noch unwilliger: „Machen Sie, was Sie wollen."

Wenn er sich auf eine halbe Minute zu mir setzt, schimpft er ebenso unverständlich und unzusammenhängend auf etwas, was Serviphon heißt und seine Telefonnummer jedem Esel verrät, und auf die Fluggesellschaft, die es längst wissen sollte, und die Periodistas, die von nichts eine Ahnung haben und von allem in die Zeitung schmieren ...

... „Señor Ingeniero, die Jesuiten rufen." Er geht zum Telefon. Die Jesuiten? Glauben die etwa auch an irdische Ursachen der himmlischen Zeichen? ... „Señor Ingeniero, Washington ruft, Department of Commerce." ... Was hat der amerikanische Handel mit Erdbeben zu tun? ... „Veracruz ruft."

Die Jesuiten sind die Jesuit Seismological Association in Saint Louis. Das Department of Commerce in Washington hat eine Geological Surway, die besonders im Kriege an Erdbeben auf dem Meeresgrund interessiert ist, vielleicht wegen der Unterseeboote.

„Warum, Don Patiño, antworten Sie immer ‚sieben', und was bedeutet ‚Nummer 115'?"

„115 ist die Nummer des Epifoco, der uns das Erdbeben schickte, ein alter Erdbebenherd im Pazifischen Ozean, uns längst bekannt, 16 Grad 40 Minuten nördlicher Breite, 101 Grad 31 Minuten östlich von Greenwich, er liegt 402 Kilometer südöstlich von hier. Der nächstliegende Punkt des mexikanischen Festlands ist der Hafen Coynquilla im Staat Guerrero, nur 90 Kilometer von dem unterirdischen Herd entfernt."

„Und warum sagen Sie immer ‚Nummer sieben', Don Patiño?"

„Das Beben entsprach Nummer sieben der Mercallischen Skala. Hier lesen Sie . . ."

Telefon: Station Michoacán. Ich lese den Mercallischen Katalog. Die Phasen eins bis sieben sind noch einigermaßen idyllisch, obwohl mir die Folgen des heutigen Numero sieben noch Kopfschmerz bereiten. Mit Recht heißt Numero sieben Temblor muy fuerte. Aber Numero acht wäre noch schlimmer, das ist ein Temblor ruinoso. Die Grade neun und zehn heißen nicht mehr Temblor, sondern „Sismo". Sismo destructor und Sismo muy destructor, bei diesen Graden stürzen Mauern zusammen, und die Glokken beginnen von selbst Sturm zu läuten. Und auch das ist noch nicht das ärgste, das ärgste ist Numero elf, graduiert als „Catastrofe", und das allerärgste und allerletzte der Skala heißt „Gran Catastrofe" und liest sich wie eine Vision des Weltuntergangs: „Kein Gebäude, kein Werk von Menschenhand bleibt stehen, Todesschreie von Mensch und Tier, Bäume und Felsen stürzen zusammen, das Erdreich bäumt sich meterhoch in die Höhe und klafft auseinander, die Gewässer treten aus ihren Ufern, und die Flüsse verändern ihren Lauf . . ."

Don Patiño kommt vom Telefon zurück und geht zur Karte. Eine Ortschaft im Staate Oaxaca soll ganz zusammengestürzt sein.

Ich schau ihm über die Schulter, wobei ich bemerke, daß bei Tacubaya auch ein Erdbebenherd eingezeichnet ist, Nummer 107, das Erdbebeninstitut also auf gefährlichem Boden steht. Aber ich fürchte mich nicht, denn es ist besser, hier zu sein als im Staat Oaxaca. Denn der Staat Oaxaca wimmelt, wie ich sehe, von diesen mit Nummern

versehenen Kreisen, Mexiko ist der erdbebenreichste Staat des Erdballs und Oaxaca sein erdbebenreichster Bezirk. Auch der angrenzende Bundesstaat Guerrero ist dicht mit Kreisen und Ziffern besät und der Staat Michoacán. Don Patiño geht wieder zum Telefon. Es sind Redaktionen, die anklingeln.

„Nein", höre ich ihn sagen, „auch mit der Mondekliptik und dem Wetterleuchten hat das Erdbeben gar nichts zu tun... Prophezeien können wir gar nichts, es gibt keinen Fall, wo ein Erdbeben im voraus festgestellt werden konnte."

Mittags bringen die Zeitungen schon Berichte. Panikszenen im Irrenhaus, Panik zwölften Grades in den Hotels, die hoch sind und daher weiter ausschwingen und wo die amerikanischen Gäste es nicht gewohnt sind, daß der Erdboden so zu tanzen beginnt, wie sie es zu tun pflegen. Die Damen rannten in tiefstem Negligé und mit höchstem Gellen auf dem wankenden Korridor und im zitternden Treppenhaus umher, und schwindlige Doktoren gaben Medikamente gegen Schwindel ein.

Unter großen Überschriften wird daran erinnert, daß heute der zwanzigste Todestag Francisco Maderos ist, des Revolutionärs, der die staatserhaltende Selbstherrschaft von Don Porfirio Diaz frevelhaft stürzte und gegen den Klerus war. Als dieser Atheist in die Stadt Mexiko einzog, bäumte sich das Straßenpflaster meterhoch, und einstürzende Häuser begruben Menschen. Und heute, da große Gedenkfeiern für Francisco Madero angesetzt sind, protestiert die Erdkruste mit aufgeregten Sprüngen.

In den westlichen Provinzen schaukeln die Ortschaften nicht auf einer Wassermatratze, und die Erdbeben werden keineswegs von einer Schildkröte verursacht, sondern vom Gott Zipacua, der die Erde auf seinen Schultern trägt und die Last manchmal von einer Schulter auf die andere schubst. Aus diesen Gegenden kommen Nachrichten von katastrophalen Einstürzen, Panik und Flucht von Mensch und Tier. Hilfsexpeditionen gehen dorthin ab, während ich nach Hause gehe, um mich in meinen vier beziehungsweise sechs etwas gesprungenen Wänden niederzulegen.

## NACHBEMERKUNG

Die Fortführung der Gesammelten Werke von Egon Erwin Kisch, von denen die Bände I, III und IV bereits erschienen sind, erfuhr durch den Tod der Herausgeber Bodo Uhse, 1963, und Gisela Kisch, 1962, eine längere Unterbrechung. Mit Band VII, der die beiden Sammlungen „Marktplatz der Sensationen" und „Entdeckungen in Mexiko" enthält, wird die Ausgabe nach der Konzeption der Herausgeber weitergeführt.

„Marktplatz der Sensationen" ist gegenüber der ersten Ausgabe, die 1942 in Mexiko herauskam und 21 Reportagen enthielt, um zwölf weitere ergänzt worden. Sieben Reportagen hatte Kisch der Neuausgabe 1947, die der Globus-Verlag, Wien, herausbrachte, bereits eingefügt. In dieser Anordnung wurde die Sammlung für die Werkausgabe übernommen. Kisch konnte das Vorhaben eines zweiten Bandes vom „Marktplatz" nicht mehr verwirklichen. Nach seinem Plan werden die letzten fünf der hier abgedruckten Reportagen aus dem vom Museum für tschechische Literatur in Prag betreuten Nachlaß zum erstenmal veröffentlicht. Bei den weiteren von Kisch vorgesehenen, hier aber nicht berücksichtigten Titeln handelt es sich um Wiederaufnahme bekannter Reportagen aus anderen Sammlungen und um Entwürfe und Skizzen zu neuen Arbeiten.

Die „Entdeckungen in Mexiko" vereinigten in der ersten 1945 in Mexiko erschienenen Ausgabe zunächst 24 Reportagen, die Kisch für die Neuausgabe 1947 im Aufbau-Verlag, Berlin, um vier erweiterte. Auch für diese Sammlung plante Kisch einen zweiten Band. Nach diesem Plan konnte unsere Ausgabe um sechs Reportagen vermehrt werden. Sie sind an den Schluß gestellt worden. Zwei dieser Reportagen, „Sportbetrieb bei den alten Mayas" und „Teoberto Maler" (unter dem Titel „Ein Österreicher in Yucatán"), waren schon 1948 in der Sammlung „Abenteuer in fünf Kontinenten" veröffentlicht worden. Im Nachlaß fanden sich zahlreiche zum Mexiko-Komplex zählende Texte: überarbeitete und abgeschlossene neue Reportagen und Arbeiten theoretischen Charakters sowie Fragmente, Skizzen und Notizen. Aus diesem Komplex konnten vier vollendete und unveröffentlichte Reportagen in die vorliegende Ausgabe neu aufgenommen werden. Die theoreti-

schen Schriften über Mexiko wurden für den letzten Band der Gesammelten Werke zurückgestellt.

Für beide Sammlungen gilt gleichermaßen, daß auch für einen Teil der schon veröffentlichten Arbeiten Manuskripte und korrigierte Fassungen vorlagen, die zum Vergleich herangezogen wurden.

Die Bearbeiter waren bemüht, Orthographie und Interpunktion des Textes behutsam dem heutigen Gebrauch anzupassen.

Die Bearbeitung der Texte besorgte Edelgarde Oehlandt, die auch an der Zusammenstellung des Bandes mitarbeitete. An der Abfassung der Anmerkungen zu „Entdeckungen in Mexiko" hatte Elga Abramowitz wesentlichen Anteil.

## ANMERKUNGEN

### *Marktplatz der Sensationen*

10 Sankt-Nepomuks-Tag – Sankt Nepomuk, böhmisch-katholischer Schutzheiliger, dessen am 16. Mai gedacht wird.

31 Clairvoyantes – (franz.) Hellseherisches.

58 Crimen lasae majestatis – (lat.) Majestätsbeleidigung.

70 père noble – (franz.) Heldenvater.

118 Arcierenleibgarde – Leibgarde des Kaisers von Österreich, bestand aus gedienten Offizieren.

146 ... so daß die Hebellänge der Schere sechs Meter betrug. – Offensichtlich ein Irrtum von Kisch, gemeint sind zwei Hebel von je drei Meter Länge.

159 Official Forgery – (engl.) Amtliche Fälschung.
Falsification commise par le gouvernement du Kaiser – (franz.) Fälschung, begangen von der Regierung des Kaisers.
Bella gerant alii! – (lat.) Krieg führen mögen die anderen!

228 Chonte – (jidd.) Dirne.

230 Schemajisröl! – (jidd.) Eigentlich sch'ma-Jissró'ejl, Höre Israel!

231 Ascher-Joze-Papier – (jidd.) Eigentlich Ascher-jozar-papir, wertloses Dokument; hier euphemistisch für Klosettpapier.

298 Stalaktiten und Adamiten – Kisch verwechselt Stalagmiten mit Adamiten, einer mittelalterlichen Sekte, die nackt wie Adam in den böhmischen Wäldern umherlief. (Diese Anmerkung steht so schon als Fußnote in der Ausgabe von 1942 und stammt wahrscheinlich von Egon Erwin Kisch selbst.)

321 Liquid – (lat.) Eigentlich liquid, flüssig; hier für Flüssigkeit.

333 Mért nem mondod magyarul? – (ungar.) Warum hat Er nicht ungarisch gesprochen?
Azt kérdezem, hogy mért nem mondod magyarul? – (ungar.) Ich habe gefragt, warum Er nicht ungarisch gesprochen hat?

335 Ujra valaki, aki szégyenli, hogy magyar. – (ungar.) Wieder einer, der sich schämt, Ungar zu sein.

342 Gründonnerstag nachts saßen Franz und ich im Café Montmartre ... – Offensichtlich eine Verwechslung von Kisch, wenn er Grün*donnerstag* als letzten Faschingstag bezeichnet, dem er den Ascher*mittwoch* folgen läßt. Aschermittwoch ist der erste Tag der vierzigtägigen Fastenzeit vor Ostern, während Gründonnerstag stets auf den Donnerstag vor Ostern fällt.

350 There's somewhere something in the air ... – (engl.) Irgendwo liegt irgend etwas in der Luft, fahren Sie hin, und drahten Sie dreihundert Worte.

358 Purser – (engl.) Zahlmeister.

361 It is gone – (engl.) Es ist abgegangen.

*Entdeckungen in Mexiko*

384 Five cents is fair enough – (engl.) Fünf Cent ist mehr als genug.

385 Garbanzos – (span.) Kichererbsen.

390 Bracero – (span.) Tagelöhner.

392 Idolos – (span.) Götzenbilder.

395 Casino de la Jetée – (franz.) Spielkasino.

399 Christo Milagro – (span.) Wundertätiger Christus.

402 Tu te rapelles, Rousseau ... – (franz.) Erinnerst du dich an die aztekische Landschaft, Rousseau?

410 Sarapes – (span.) Mexikanischer Kittel.

418 objets d'art – (franz.) Kunstgegenstände.

424 Árbol de la noche triste – (span.) Baum der traurigen Nacht.

425 Nuestra Señora de los Remedios de Méjico – (span.) Etwa: Unsere Liebe Frau der Rettung von Mexiko.

428 Acción librada entre Cuauhtémoc y Hernán Cortez. Julio 7 de 1590 – (span.) Befreiungsschlacht zwischen Cuauhtémoc und Fernando Cortez. 7. Juli 1590.

429 Tesoro – (span.) Schatz.

431 raison d'être – (franz.) Daseinsgrund.

449 Tilma – (span.) Mantel, der um die Schultern geschlagen wird.

468 Cotton Belt – (engl.) Baumwollanbaugebiet der USA.

476 femme venerée – (franz.) verehrte Frau.

491 Fortune Level – (engl.) Glücksebene.

495 Preventorio para hijos de leprosos. – (span.) Heim für Kinder von Leprakranken.

498 je m'en fiche – (franz.) das ist mir egal.
501 Le Roi Lépreux – (franz.) Der leprakranke König.
508 Séjour – (franz.) Aufenthalt.
519 para las mujeres – (span.) für die Frauen.
521 Ojalá, jefecito – (span.) Wollte Gott, Chef.
Venta – (span.) Kneipe.
Para el agua, patrón? – (span.) Für das Wasser, Chef?
527 Basketmaker – (engl.) Korbmacher.
535 Curandera – (span.) Kurpfuscherin, Quacksalberin.
541 Reglamento par el juego de gallos – (span.) Regeln für den Hahnenkampf.
544 ab ovo und sogar ante ovo – (lat.) vom Ei an und sogar vor dem Ei.
546 indivisibiliter ac inseparabiliter – (lat.) unteilbar und untrennbar.
550 Is it allright with you? – (engl.) Sind Sie einverstanden?
555 Items – (engl.) Warenposten.
highly colourful – (engl.) sehr farbenfreudig.
most decorated – (engl.) sehr verziert.
566 Oye, Israel, el eterno es nuestro dios, el eterno uno es. – (span.) Höre, Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist eins.
578 Barrio – (span.) Stadtviertel.
579 La cucaracha, la cucaracha ... – (span.) Die Küchenschabe, die Küchenschabe / kommt nicht mehr vom Fleck / weil sie nicht hat, weil ihr fehlt / Marihuana zum Rauchen.
582 Aschermittwoch – Offensichtlich eine Verwechslung von Kisch. Vgl. Anmerkung 342.
584 loco – (span.) verrückt.
585 Teyhuinti son los hongos ... – (span.) Teyhuinti sind die Pilze, die dauernden Irrsinn hervorrufen, ohne den Tod zur Folge zu haben.
594 béni soit qui mal y pense – (franz.) gesegnet sei, wer Arges darüber denkt.
596 die Navy und die Currency – (engl.) die Flotte und die Währung.
Pied-á-terre – (franz.) Absteigequartier.
597 Monte de Piedad – (span.) Berg der Frömmigkeit.
600 jeunesse dorée – (franz.) goldene Jugend.
jeunesse argentée – (franz.) silberne Jugend.
604 Alhóndiga – (span.) Getreidespeicher.
615 The Boll-Weevil is a little bug ... – (engl.) Der Boll-Weevil ist ein kleiner Wurm / es heißt, aus Mexiko / er

kam, um den Boden von Texas zu probieren / und dachte, er täte gut daran zu bleiben / und nach einem Heim zu suchen / und nach einem Heim zu suchen.

620 chartered sect – (engl.) zugelassene Sekte.
The Native American Church – (engl.) Die amerikanische Eingeborenenkirche.
vegetal incarnation of the Holy Ghost – (engl.) pflanzliche Verkörperung (Fleischwerdung) des Heiligen Geistes.
El Santo Nombre de Jésus Peyote – (span.) Der heilige Name von Jesus Peyote.

650 American Defense Supply Corporation – (engl.) Amerikanische Handelsgesellschaft für die Versorgung zur Landesverteidigung.
Fomento de Yucatán – (span.) Förderungsplan von Yucatán.

654 Campamento – (span.) Lager.

658 Tiempo de vainila – tiempo de mentira – (span.) Zeit der Vanille – Zeit der Lüge.

665 his almost confiscatory tax placed on the oil products at Tampico – (engl.) seine fast konfiskatorische Steuer, mit der er die Ölproduktion in Tampico belegte.

666 Puestos de Confianza – (span.) Vertrauensstellung.
Know how – (engl.) Wissen wie.

671 Sindicato de Trabajadores Petróleros de la Republica Méjicana – (span.) Syndikat der Petroleumarbeiter der Republik Mexiko.

679 Timing – (engl.) Zeitpunkt.

680 Gambler – (engl.) Spieler.

685 Proles – (span.) Nachkommen.

691 scrummage – (engl.) Getümmel.

706 es verdad? – (span.) stimmt es?

719 Temblor muy fuerte – (span.) Sehr starke Erschütterung.
Temblor ruinoso – (span.) Verheerende Erschütterung.
Sismo destructor – (span.) Zerstörender Erdstoß.
Sismo muy destructor – (span.) Sehr zerstörender Erdstoß.

INHALT

*Marktplatz der Sensationen*